

«Zürich für Sie»

Populäre Literaturen und Medien 16
Herausgegeben von Ingrid Tomkowiak

Samuel Wegmann

«Zürich für Sie»

**Publikationen der Städtzürcher Verwaltung
und weiterer öffentlicher Akteure
zur Organisation von Stadtgesellschaft**

CHRONOS

Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

Diese Monografie basiert im Wesentlichen auf der an der Universität Zürich verfassten Dissertation «Zürich für Sie» – Publikationen der Stadtzürcher Verwaltung und weiterer öffentlicher Akteure zur Organisation von Stadtgesellschaft».

Die Dissertation wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich im Herbstsemester 2022 auf Antrag von Prof. Dr. Ingrid Tomkowiak und Prof. Dr. Bernhard Tschöfen angenommen.



Informationen zum Verlagsprogramm:
www.chronos-verlag.ch

Umschlagbild: Samuel Wegmann

© 2024 Chronos Verlag, Zürich
Print: ISBN 978-3-0340-1765-7
E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1765

Chronos Verlag
Zeltweg 27 • CH-8032 Zürich
www.chronos-verlag.ch
info@chronos-verlag.ch

Inhalt

Einleitung	7
1. Grundlagen	23
1.1 Theoretische Ansätze	23
1.1.1 (Erzählende) Sachliteratur	23
1.1.2 Wissenspopularisierung	34
1.2 Analytische Zugänge	47
1.2.1 Verwaltung als Expertin gesellschaftlicher Organisation	50
1.2.2 Verwaltungspublikationen als Gebrauchspublikationen	57
1.2.3 Autoritätswirkung der Verwaltungskommunikation	66
2. «Verwaltungsfiktionen»	75
2.1 Unterschiedliche Arten der Lektüre	80
2.2 Anschreiben gegen den Bürokratieverdacht	86
2.2.1 Verdacht des bürokratischen Selbstzwecks	86
2.2.2 Verdacht der bürokratischen Schikane	96
2.2.3 Verdacht der bürokratischen Mentalität	101
3. Beziehung	109
3.1 «Wasser – (k)eine Selbstverständlichkeit»	119
3.1.1 Aufgabengebiet – Versorgung	121
3.1.2 Bewährung – Lehrpfad	128
3.2 «Was krabbelt denn da?»	135
3.2.1 Aufgabengebiet – Kontrolle	137
3.2.2 Bewährung – Tätigkeitsbericht und Merkblätter	145
3.3 «Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich.»	156
3.3.1 Aufgabengebiet – Planung	158
3.3.2 Bewährung – «Ausstellungskatalog» und Architekturführer	168

4.	Ordnung	181
4.1	«Der Fuchs im Wäschekorb»	185
4.1.1	Genese der Stadtnatur	186
4.1.2	Erfassung – Listen	197
4.1.3	Instrumentalisierung bedrohter Tiere und Pflanzen	205
4.2	«Wir leben Zürich. Gemeinsam.»	213
4.2.1	Genese – Stadt als offener Ort des Zuzugs	215
4.2.2	Erfassung – Statistiken und Diagramme	226
4.2.3	Instrumentalisierung – Vielfalt als Ressource	236
5.	Steuerung	243
5.1	«Wählen Sie die Strasse und die Hausnummer, über welche der Auszug auszustellen ist.»	256
5.1.1	Zugang – Formular als funktionalisierte Weltbeschreibung	258
5.1.2	Einbindung mittels Lückentexte	259
5.1.3	Geltung durch Alternativlosigkeit	261
5.2	«Und dabei entdeckst du vielleicht, dass dein Traumberuf ein ganz anderer ist als der, von dem du zu Beginn geträumt hast.»	263
5.2.1	Zugang – narrative Strukturierung der Berufswahl	265
5.2.2	Einbindung mittels Rollenangeboten	269
5.2.3	Geltung durch «Realitätssignale»	272
5.3	«Hey Sie! Ja, genau Sie meine ich ...»	276
5.3.1	Zugang – Hörspiel und «Entdeckungspfad» als mehrdimensionale Kampagnenwelt	280
5.3.2	Einbindung durch «Verkörperung»	283
5.3.3	Geltung durch Markierung gesellschaftlicher Reichweite	287
6.	Synthese	293
6.1	Untersuchungsgebiet und Fragestellungen	293
6.2	Zusammenfassungen	296
6.3	Schluss und Ausblick	303
	Quellen- und Literaturverzeichnis	315
	Quellen	315
	Literatur	334

Einleitung

Zürich, Amtshaus an der Walchestrasse nahe dem Stadtzentrum, ein Flachdachbürobau aus den 1930er-Jahren. Mit Steinreliefs verzierte Eingänge, im Eingangsbereich graue, schön gemaserte Steinplatten an den Wänden, hölzerne Treppengeländer. Von jedem Treppenabsatz des mehrstöckigen Gebäudes aus erstrecken sich lange Korridore nach links und nach rechts, beidseits viele Türen, die meisten geschlossen. Vom Treppenabsatz geradeaus geht es jeweils durch eine Doppeltür aus Glas in einen kleinen Verbindungsraum, der zu einem weiteren, parallel gelegenen Korridor führt. Im Verbindungsraum stehen mannshohe Publikationsstände. Je nach Etage und Verwaltungsabteilung variieren die aufgelegten Blätter und Hefte.¹ Auf der Etage, wo sich die Büros der städtischen Beratungsstelle für Schädlingsbekämpfung befinden, finden sich Merkblätter zu Themen wie «Die Bettwanze», «Mäuse» oder «Sinnvoller Umgang mit Insektensprays». Im Korridor mit den Büros der Energieberatung liegt unter anderem ein Faktenblatt zum Thema «Heizen im Einfamilienhaus» auf. An einem dritten Ort gibt es verschiedene Ausgaben der Hauszeitschrift der städtischen Pflegeheime oder «Maps», eine Agenda, die auf günstige Kultur- und Freizeitangebote in der Stadt hinweist. Zudem steht hier eine grosse Stellfigur von Globi als Werbehinweis auf das Kinderbuch «Globi im Spital», an dessen Herausgabe die Stadt beteiligt ist. Dazu hängt an der Wand das passende Plakat mit der grossen Überschrift: «Globi hat uns besucht!»² Im Mittelpunkt der vorliegenden Studie stehen die Broschüren, Zeitschriften, Falt- und Infoblätter, Flyer, Leitbilder, Kalender, Karten und Ortspläne, Bücher und Buchreihen, die von der öffentlichen Verwaltung der Stadt Zürich herausgegeben werden. Manche von ihnen werden an alle städtischen Haushalte verteilt, andere an Veranstaltungen abgegeben. Sie dienen als Unterlagen bei Beratungsgesprächen, können käuflich erworben werden oder stehen – wie oben ausgeführt – in Amtshäusern zur Mitnahme bereit. Es gibt auf der einen Seite des Publikationsspektrums viele «ephemere» Schriften wie Werbeflyer, die nur kurze Zeit im Einsatz sind, oder Merkblätter, die hin und wieder überarbeitet und in neuen Versionen aufgelegt werden. Auf der anderen Seite stehen die auf Langfristigkeit hin angelegten Publikationsreihen, deren Geschichte zum Teil weit zurückreicht und deren Einzelbände vollständig gesammelt in den öffentlichen Bibliotheken verfügbar sind.³ Das Statistische Amt der Stadt Zürich gab beispielsweise im Jahr

1 Das Amtshaus Walche wird seit 2020 umfassend renoviert und umgebaut; die beschriebenen Abteilungen befinden sich heute an anderen Orten in der Stadt.

2 Globi ist eine populäre vogelähnliche kinderliterarische Figur; sie wurde ursprünglich als Werbemas-kottchen für ein Zürcher Kaufhaus entworfen.

3 Für städtische Drucksachen besteht eine Abgabepflicht beim Stadtarchiv, wobei darunter folgende Dokumente verstanden werden: Geschäfts- und Jahresberichte, gedruckte und veröffentlichte Gutachten

1906 zum ersten Mal ein Statistisches Jahrbuch heraus, das danach in fast steter Folge bis ins Jahr 2017 erschien.⁴ Oder die städtische Berufsberatung initiierte im Jahr 1925 die Zeitschrift «Blätter zur Berufswahl und Berufsberatung», die – unter wechselnden Titeln – bis heute herausgegeben wird.⁵

Zum quantitativen Umfang der städtischen Publikationstätigkeit gibt es keine genauen Daten. Als im Jahr 1977 ein Zürcher Gemeinderat wissen wollte, wie viele Zeitungen von den Dienstabteilungen der Stadtverwaltung publiziert werden, listete der Stadtrat als Antwort 20 Titel auf.⁶ In der Antwort auf eine ähnliche gemeinderätliche Frage im Jahr 2007 werden rund 200 Veröffentlichungen mit neun oder mehr Seiten Umfang aufgeführt, die im Vorjahr erschienen sind.⁷ In einer vom Zürcher Stadtrat selbst veranlassenen Erhebung heisst es, dass im Jahr 2013 von der Stadtverwaltung rund 360 mindestens fünfseitige Publikationen herausgegeben worden sind respektive rund 710 derartige Publikationen, wenn alle Ausgaben der Periodika mitgezählt werden.⁸ Die Reichweite der gedruckten städtischen Publikationen scheint ganz unterschiedlich gross zu sein: So variierten die Auflagenzahlen in der Aufstellung von 2007 zwischen 50 und 283 000 Exemplaren; die kleinste Auflage betraf zwei statistische Publikationen und einen Auditbericht, die grösste Auflage das Programmheft eines städtischen Aktionstags⁹ (250 000 Ex.) sowie ein Mini-Fahrplan der städtischen Verkehrsbetriebe. Die angegebenen Kosten belaufen sich in der ersten Zusammenstellung aus den 1970er-Jahren auf nicht ganz 480 000 Franken pro Jahr,¹⁰ in der zweiten auf rund 5 Millionen Franken¹¹ (nur externe Kosten)

und Berichte, periodisch erscheinende, hausinterne Zeitschriften, gedruckte Einladungen für Vernissagen sowie Ausstellungen und Begleitpublikationen von Ausstellungen; Plakate; Protokolle der Behörden sowie der ständigen und nichtständigen Kommissionen; SAR MB (o. J.): Abgabepflicht für Drucksachen.

4 Das Erscheinen des Statistischen Jahrbuchs wurde 2018 eingestellt; vgl. PRD Statistik: Ende Jahrbuch-Ära (abgerufen: 1. 5. 2020).

5 Vgl. GB Zentralschulpflege der Stadt Zürich 1925, S. 60; heute erscheinen die Hefte als «Berufswahlmagazin» und werden vom Schweizerischen Dienstleistungszentrum Berufsbildung vertrieben.

6 Vgl. STRB 1458/1977; hier heisst es, die Aktivitäten und angegebenen Zahlen würden etwa den Durchschnitt der Jahre 1975 bis 1977 abbilden, wobei darauf verzichtet werde, «finanziell unbedeutende, aber selbstverständliche Aktivitäten zu erwähnen». Darunter wird zum Beispiel die Abgabe von Handzetteln zur Orientierung von Anwohnerinnen und Anwohnern bei Bauarbeiten verstanden.

7 Es handelt sich um Veröffentlichungen zuhauenden der Öffentlichkeit, die ausführlich, mehrseitig (ab neun Seiten Umfang) und detailliert einen Sachverhalt darlegen. Nicht berücksichtigt wurden z. B. Handzettel oder Merkblätter. Wobei angemerkt wird, dass es aufgrund der Einführung des überarbeiteten Erscheinungsbilds im Jahr 2006 in einzelnen Dienstabteilungen zu einer einmaligen Zunahme gekommen sei, weil die Druckvorhaben verschoben worden seien; STRB 1376/2007.

8 Die Zahl wurde im Auftrag des Stadtrats bei den Kommunikationsleitenden erhoben. Einbezogen wurden städtische Publikationen mit redaktionell bearbeitetem Inhalt, die gedruckt und/oder übers Internet oder Intranet vertrieben wurden und mehr als vier Seiten umfassten; STRB 995/2014.

9 Es handelt sich um die Veranstaltung «Zürich multimobil».

10 STRB 1458/1977; die Angaben sind allerdings nicht ganz eindeutig.

11 Auf diese Gesamtsumme kommt man, wenn man die in der Übersicht angegebenen Kosten zusammenzählt. Eine Aufschlüsselung der Kosten pro Publikation war jedoch mit dem damaligen Rechnungs-

und bei der dritten auf 10 Millionen Franken¹² (interne und externe Kosten). Die letzte Summe entsprach damals 0,12 Prozent des städtischen Gesamtaufwands.¹³ Während in den 1970er-Jahren als Herausgabestellen der städtischen Zeitungen und Informationsblätter das Polizeiamt, das Gesundheits- und Wirtschaftsamt, die Industriellen Betriebe, das Schul- sowie das Sozialamt genannt wurden, verteilten sich die erfassten Publikationen im neuen Jahrtausend über die gesamte Verwaltung.

Die oben zitierten Zahlen sagen nichts über die tatsächliche quantitative Entwicklung der städtischen Publikationstätigkeit im Zeitraum von rund 40 Jahren aus, weil sie nicht miteinander vergleichbar sind. Für drei verschiedene Zeitpunkte vermitteln sie jedoch auf illustrative Art einen Eindruck davon, in welchem Umfang die Stadtverwaltung von Zürich gedruckte Publikationsmittel einsetzt. Es wird davon ausgegangen, dass sich die Kommunikation in den öffentlichen Organisationen seit den 1980er-Jahren erheblich entwickelt hat.¹⁴ Als Gründe für diese Entwicklung werden neben der Medialisierung, das heisst der Durchdringung vieler Bereiche unserer Gesellschaft mit Medien sowie deren Logik der Wirklichkeitsthematisierung, zum Beispiel auch die Etablierung neuer Führungsmodelle in der Verwaltung oder eine veränderte Beziehung zwischen Staat und Bevölkerung genannt, dies nicht zuletzt mit der Einführung des Öffentlichkeitsprinzips.¹⁵ Die Bedeutung der staatlichen Informationstätigkeiten hat sich dadurch verändert und die politische Legitimität ist stärker von Kommunikation abhängig geworden.¹⁶ Der Staat hat gemäss dem Rechtswissenschaftler Urs Saxer sein absolut verstandenes Machtmonopol verloren und steht heute in Konkurrenz zu anderen Machtfaktoren und -zentren.¹⁷ Saxer fasst diese Entwicklungen mit Blick auf die staatliche Kommunikation folgendermassen zusammen: «Hierarchische Vorstellungen im Verhältnis zwischen Staat, Gesellschaft und Individuum sind stark zugunsten einer *heterarchischen Konstruktion* verabschiedet worden, in welcher die Rolle des Staates als einer unter mehreren relevanten Akteuren auch im Sinne einer Funktion als Moderator und Mediator gesellschaftlicher Verhältnisse verstanden wird. Damit verbunden ist ein Wandel vom hoheitlichen Handeln im Sinne eines autoritativen Gesetzesvollzuges zu einem

system – wie es in der stadträtlichen Antwort heisst – «schwierig bis unmöglich». Zum Beispiel konnte der Personalaufwand nicht erhoben werden.

12 STRB 995/2014.

13 Ebd.

14 Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 9; vgl. ebenfalls Stücheli-Herlach 2016, S. 226, 227.

15 Vgl. Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 9–28. Das Öffentlichkeitsprinzip erlaubt Einsicht in amtliche Dokumente, sofern keine rechtliche Geheimhaltungspflicht oder überwiegendes privates oder öffentliches Interesse entgegensteht; es gilt in der Stadt Zürich seit 2008. Vgl. STR MM 10. 9. 2008: Öffentlichkeitsprinzip; STRB 1053/2008.

16 Sarcinelli 1998, S. 263–265.

17 Saxer 2010, S. 8, 9.

verstärkt kooperativen und informellen Handeln, bei welchem *Kommunikation als eines der Mittel zur Verwirklichung öffentlicher Interessen* einen hohen Stellenwert einnimmt.»¹⁸

Aus Sicht des praxisorientierten Public Managements weist Peter Stücheli-Herlach auf das unter anderem durch Digitalisierung und gesellschaftliche Pluralisierung veränderte Umfeld hin, in dem der behördliche Informations- und Kommunikationsauftrag heute stattfindet.¹⁹ Stücheli-Herlach spricht von «Netzwerköffentlichkeit», weil den Behörden die Rolle zukomme, ihre Aufgaben und Entscheide «diskursiv zu vernetzen», dies innerhalb und ausserhalb der eigenen Organisation, zum Beispiel mit Medien, Verbänden, Parteien oder Bürgerinitiativen.²⁰ Die Öffentlichkeitsarbeit – viele der unten analysierten Publikationen lassen sich in diesen Kommunikationsbereich einordnen – hat aufgrund wirtschaftlicher, sozialer und technologischer Entwicklungen nicht nur für Unternehmen und Organisationen an Bedeutung gewonnen, sondern – so die These von Lars Rademacher – für die gesamte Gesellschaft: Nach Rademacher kann die «Public Relations» heute als «Literatur der Gesellschaft» verstanden werden.²¹ Dies, insofern diese Art von Kommunikation als originäre Quelle wahrgenommen und rezipiert wird und so in zunehmendem Mass auch zur Selbstverständigung der Gesellschaft beiträgt.²² Ihre Brisanz gewinnt diese These, weil davon ausgegangen wird, dass im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit die Wirklichkeit nach organisationseigenen Grundsätzen und Zielsetzungen verarbeitet respektive entworfen wird, wodurch bezüglich «Wirklichkeits- und Wahrheitsverhältnissen»²³ zum Teil sehr mehrdeutige Produkte entstehen.

Bürokratisches Feld

Ist im Alltag von «der Verwaltung»²⁴ die Rede, gibt es in der Regel keine Verständigungsprobleme darüber, was gemeint ist: Verwaltung meint diejenigen Ämter und Organisationen, die uns den Staat erfahrbar machen und die – wie es in einer deutschen Volkskunde-Zeitschrift wahrscheinlich nicht ganz ohne leise Ironie heisst – das Alltagsleben zugleich «erleichtern und erschweren».²⁵ Die Publikationen von öffentlichen Verwaltungen sind ein Teil unserer Alltagskultur, denn die Verwaltung ist eine Alltagsakteurin, die uns – nicht nur, aber wohl häufiger als wir denken – in Form von Texten begegnet.

18 Ebd., S. 8 (mit Bezug auf Benz, Jarren sowie Mayntz, Willke) (Hervorhebungen im Original).

19 Stücheli-Herlach 2016, S. 226.

20 Ebd., S. 226.

21 Vgl. Rademacher 2009.

22 Ebd., S. 90.

23 Vgl. Schmidt/Zurstiege 2000, S. 179.

24 Das Substantiv «Verwaltung» ist auf Deutsch seit dem 15. Jahrhundert belegt, das Verb «verwalten» seit dem 12. Jahrhundert; vgl. Koselleck 1992, S. 3.

25 Schindler/Sobik 2010, S. 7.

Im Folgenden wird es nicht darum gehen, die Publikationstätigkeit der Stadtzürcher Verwaltung in ihrer historischen Dimension zu erfassen oder in ihrem quantitativen Ausmass zu bestimmen. Um das skizzierte Feld aus kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive zu erschliessen, wird der Fokus auf die Verwaltungspublikationen als Produkte des «administrativen» oder des «bürokratischen Felds»²⁶ gelegt. Feld meint hier – im Sinn des Soziologen Pierre Bourdieu – einen durch spezifische gesellschaftliche Interessen geformten sozialen Raum, der seine spezifischen Macht- und Statuskämpfe kennt.²⁷ Das «bürokratische Feld» ist ein Schauplatz des Staates, wobei Bourdieu den Staat selbst als eine «wohlbegründete Illusion» beschreibt, einen Ort, «der wesentlich deshalb existiert, weil man glaubt, er existiere».²⁸ Mit Albrecht Koschorke können wir von einer «Sozialfiktion» sprechen; damit sind unter anderem Institutionen und Machtkörper gemeint, die – obschon sie «allein durch das Faktum ihrer kollektiven Anerkennung existieren [...]»²⁹ – durch ihre Wirkmächtigkeit eine ganz andere ontologische Beschaffenheit aufweisen als «die Fiktion» im literarischen Sinn.³⁰

Der Staat definiert sich für Bourdieu – in Erweiterung der Definition von Max Weber – durch den Besitz des Monopols der legitimen physischen und symbolischen Gewalt.³¹ Dieser Ansatz reiht sich in jene soziologischen Konzepte ein, die sich mit den entpersönlichten und als anonym erlebten Macht- und Herrschaftsformen beschäftigen, die für die Moderne als charakteristisch gelten.³² Die marktförmige und demokratisch verfasste Gesellschaft ist «in hohem Masse auf die ›Herrschaft über die Köpfe und Herzen‹ angewiesen, also über symbolische Ordnungen vermittelt [...]».³³ Es geht um Formen der Macht, die dadurch wirksam werden, dass sie ins Individuum selbst hineinverlegt³⁴ und dergestalt immer gleichzeitig anerkannt und verkannt werden.³⁵ Die symbolische Gewalt ist eine «sanfte Gewalt»,³⁶ die sich auf Denk-, Deutungs- und Argumentationsmuster bezieht und hauptsächlich über die Kultur produzierenden Institutionen wie die Schule, die Medien, die Kirchen vermittelt wird³⁷ – oder wie hier: über öffentliche Verwaltungen. Nach Bourdieu besteht eine Hauptmacht des Staates darin, Denkkategorien zu produzieren und durchzusetzen, «die wir spontan auf jedes Ding der Welt und auch auf den Staat

26 Vgl. Bourdieu 2014, S. 638.

27 Vgl. Bourdieu 2013, S. 97–116.

28 Bourdieu 2014, S. 30.

29 Koschorke 2013, S. 229.

30 Ebd., S. 229, 230.

31 Bourdieu 2014, S. 18, 19.

32 Kraus 2008, S. 45, 46, 55.

33 Ebd., S. 51.

34 Ebd., S. 46.

35 Ebd., S. 54; vgl. Peter 2011, S. 16–19.

36 Moebius/Wetterer 2011, S. 2.

37 Vgl. ebd., S. 2.

selbst anwenden».³⁸ Es ist gerade die Selbstverständlichkeit dieser «Staatsillusion», die ein Problem für die wissenschaftliche Arbeit darstellen kann, weil das Staatsdenken unsere Gesellschaft im Lauf der Zeit derart durchdrungen hat, dass sich die Frage stellt, inwiefern es möglich ist, sich jenseits der bereits staatlich geformten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen in kritischer Absicht mit dem «Staat» auseinanderzusetzen.³⁹ Dabei ist für Bourdieu das Verstehen der symbolischen Gewalt «ein zentraler Schlüssel dafür, wie das Beharrungsvermögen sozialer Ordnungen soziologisch erklärt werden kann, in die fundamentale soziale Ungleichheiten und Herrschaftsbeziehungen eingelagert sind».⁴⁰ Die der politischen Organisation dienenden literarisch-rhetorischen Strategien in den städtischen Publikationen herauszusezieren, ist eine Aufgabe, die hier im Rahmen einer Kulturwissenschaft, die sich dem kritischen Hinterfragen der Selbstverständlichkeiten unseres Alltags verschrieben hat,⁴¹ angegangen werden soll. Der von den Stadtzürcher Verwaltungsstellen und Behörden administrierte, organisierte und geplante Alltag erweist sich hier ganz im Sinn von Brigitta Schmidt-Lauber als «Verhandlungsort gesellschaftlicher Prozesse und von Kultur».⁴²

Bürokratie in der Literatur – Literatur der Bürokratie

Ein gesellschaftlicher Ort der kritischen Verarbeitung von bürokratischen Erfahrungen stellt die Literatur dar. Gerade sie vermag in einer langfristigen Sichtweise auch die strukturellen, normativen und technologischen Veränderungen, welche die Verwaltung im Lauf der Zeit erfahren hat, auf spezifische Art zu widerspiegeln.⁴³ Der Historiker Peter Becker versteht die künstlerischen Repräsentationen der Verwaltung in seinen Überlegungen zu ihrer Kulturgeschichte als einen spezifischen Beitrag zum Diskurs über öffentliche Verwaltung.⁴⁴ Die literarischen Werke erhalten nach Becker «ihre Relevanz für den Verwaltungshistoriker, weil darin «das Wesen der öffentlichen Verwaltung [...] ‘zur Kenntlichkeit entstellt’ wird».⁴⁵ Was damit gemeint sein kann, zeigt die liebenswürdig versponnene literarische Miniatur des Schweizer Schriftstellers Peter Bichsel mit dem Titel «Die Beamten»:

«Um zwölf Uhr kommen sie aus dem Portal, jeder dem nächsten die Tür haltend, alle in Mantel und Hut und immer zur gleichen Zeit, immer um zwölf Uhr. Sie wünschen sich, gut zu speisen, sie grüssen sich, sie tragen alle Hüte.

³⁸ Bourdieu 1998, S. 93.

³⁹ Vgl. ebd.; Moebius/Wetterer 2011, S. 4, 5.

⁴⁰ Kraus 2008, S. 52.

⁴¹ Vgl. Universität Zürich ISEK: Profil (abgerufen: 29. 12. 2021).

⁴² Schmidt-Lauber 2010, hier S. 56, 57.

⁴³ Vgl. Vandelli 2016, S. 305, 306.

⁴⁴ Becker 2003, S. 312.

⁴⁵ Ebd. (nach Kilian).

Und jetzt gehen sie schnell, denn die Strasse scheint ihnen verdächtig. Sie bewegen sich heimwärts und fürchten, das Pult nicht geschlossen zu haben. Sie denken an den nächsten Zahltag, an die Lotterie, an das Sporttoto, an den Mantel für die Frau und dabei bewegen sie die Füße und hie und da denkt einer, dass es eigenartig sei, dass sich die Füße bewegen.

Beim Mittagessen fürchten sie sich vor dem Rückweg, denn er scheint ihnen verdächtig und sie lieben ihre Arbeit nicht, doch sie muss getan werden, weil Leute am Schalter stehn, weil die Leute kommen müssen und weil die Leute fragen müssen. Dann ist ihnen nichts verdächtig, und ihr Wissen freut sie, und sie geben es sparsam weiter. Sie haben Stempel und Formulare in ihrem Pult, und sie haben Leute vor den Schaltern. Und es gibt Beamte, die haben Kinder gern und solche, die lieben Rettichsalat, und einige gehn nach der Arbeit fischen, und wenn sie rauchen, ziehen sie meist die parfümierten Tabake den herberen vor, und es gibt auch Beamte, die tragen keine Hüte.

Und um zwölf Uhr kommen sie alle aus dem Portal.»⁴⁶

Die Welt der Beamten ist von einer Regelmässigkeit des Tagesablaufs mit fixem Zeitplan bestimmt, einer implizierten ewigen Wiederholung, die weniger als Resultat vorgegebener Öffnungszeiten (und allenfalls berechtigter Ruhezeiten) gelesen wird, denn als Ausdruck bürokratischer Mentalität. Die Macht des Staates wird hier in der Figur des Beamten ambivalent: Die Staatsdiener werden nicht als machtvessenen, sondern als ängstlich-scheue, sehr pflichtbewusste, geistig wohl aber eher wenig agile Männer charakterisiert. Der Text kontrastiert die Unsicherheiten der Beamten im öffentlichen Aussenraum allerdings mit ihrer Selbstsicherheit im Innenraum ihrer Arbeitsplätze. Die Beamten verfügen über Wissen, das sie zwar mit Freude, aber auch «sparsam» weitergeben, also mit Kalkül und durchaus im Bewusstsein des eigenen Status. Sie kontrollieren ihr Wissen, was ein Teil ihrer Macht ausmacht. Die Arbeit selbst jedoch ist ihnen Pflichterfüllung, und auch die Leute, die an die Schalter kommen, tun dies nicht freiwillig, sondern weil sie dies wegen irgendwelcher, nicht genannter Angelegenheiten tun müssen. Bichsel greift geschickt Stereotypen auf und verfremdet sie; sein Text ist durch einen Wechsel zwischen verallgemeinernden Aussagen und punktuellen Individualisierungen gekennzeichnet. Es ist nicht zuletzt dieser Wechsel, der dazu einlädt, die «staatliche Szenerie» näher ergründen zu wollen: Was ist es, was im Amtshaus – das zwar im Text nie explizit genannt wird, aber deutlich als Schauplatz identifiziert wird – die Beziehung zwischen den Personen hinter den Schaltern und den Personen vor den Schaltern bestimmt?

Bürokratie als Motiv von Literatur ist im deutschsprachigen Raum seit der Jahrtausendwende in zwei umfangreichen Studien behandelt worden, die den Blick für die sehr vielfältigen und vielschichtigen literarischen Auseinandersetzungen mit Bürokratie schärfen.

46 Bichsel 1980, S. 35, 36.

Sabine Zelger knüpft in ihrer Studie an den bürokratiekritischen Alltagsdiskurs an und fragt danach, inwiefern verbreitete Bürokratiekritik von der Sehnsucht nach Alternativen vorangetrieben wird.⁴⁷ Literatur geht für Zelger sowohl über den Alltagsdiskurs als auch über die theoretisch-wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Bürokratie hinaus; sie will mit literaturwissenschaftlichen Methoden das Potenzial ausloten, «mit dem die ›Bürokratieliteratur‹ die Deutungsmacht der Wissenschaften und die Deutungsgewohnheiten im Alltag stört».⁴⁸ Während Wissenschaft und Bürokratie auf eindeutig definierte Begriffe, rationale Prinzipien etc. angewiesen sind, darf die Literatur verzerren, übertreiben und unkonventionelle Verbindungen herstellen, denn literarische «Texte leben von Überraschungen, Störungen und Widersprüchen, und viele von ihnen wollen auch unterhalten».⁴⁹ Da sie die literarischen Texte, die sich für oder gegen die moderne Verwaltung aussprechen, immer im Zusammenhang mit Konkurrenzformen betrachtet, versteht Zelger ihre Studie als Beitrag zur Entbürokratisierungsdebatte.⁵⁰ Um die Texte nach verschiedenen Schwerpunkten – und eben auch nach Alternativentwürfen – analysieren zu können, stützt sie sich auf die Ansätze von Weber, Habermas und Foucault, wobei sie Gehorsams- und Legitimitätsfragen, Schnittstellen im Bürokratisierungsprozess mit emanzipatorischem Potenzial sowie Disziplinarmechanismen in den Blick nimmt. Als Primärquellen dienen ganz unterschiedliche literarische Texte aus Österreich – Klassiker, Bestseller und experimentelle Texte. Dabei geht es nicht allein um nationalspezifische Eigenheiten, sondern Bürokratie soll als ein Phänomen angesehen werden, das für alle modernen Staaten eine Herausforderung darstellt.⁵¹ Die Studie schliesst unter anderem mit einer Poetik der Bürokratie, die zentrale literarische Techniken bei der Auseinandersetzung mit Bürokratie zusammenfasst.⁵²

Grundlegend andere Überlegungen leiten die Studie von Kerstin Stüssel.⁵³ Sie ergründet das Verhältnis von Literatur und Bürokratie mittels des Konzepts der «Mitschrift», wobei sie die beiden gesellschaftlichen Bereiche in einem gegenseitigen Verweis- und Einflussverhältnis sieht. Ausgang bildet die Hypothese, dass literarische Texte immer dann eine komplexe Reflexion auf die gesellschaftlich-kulturelle Situation der Literatur selbst vollziehen, wenn sie Bürokratie zu ihrem Thema machen;⁵⁴ Bürokratie wird als das «Andere» und gleichzeitig als das «Ähnliche» von Literatur verstanden und damit zu einem Medium der Selbstreflexion der «mitschreibenden Literatur».⁵⁵ Zur in der Fülle

47 Zelger 2009, S. 20.

48 Ebd., S. 22.

49 Ebd., S. 21.

50 Ebd., S. 14.

51 Zelger 2009, S. 14.

52 Ebd., S. 383–390.

53 Stüssel 2004.

54 Ebd., S. 10.

55 Ebd., S. 10.

des Materials nötigen «Programmierung der Aufmerksamkeit»⁵⁶ dient die alttestamentarische Josephsgeschichte respektive das darin angelegte Prinzip der Stellvertretung – als «basale, zeichenhafte Struktur».⁵⁷ Das Korpus von Stüssel umfasst Texte vom Barockroman über Büro- und Angestelltenromane der Weimarer Republik bis zu literarischen Texten aus der DDR und der Bundesrepublik.

Die beiden erwähnten Studien analysieren hauptsächlich Literatur im «engen Sinn» im Hinblick auf deren Auseinandersetzung mit Bürokratie. Die vorliegende Studie dreht die Blickrichtung um: Ausgangspunkt bildet die «Literatur», die von der Stadtzürcher «Bürokratie» selbst produziert worden ist. Bei den Verwaltungspublikationen handelt es sich in vielen Fällen um Steuerungstexte, mit denen die staatlichen Stellen unter Einsatz persuasiver Strategien versuchen, politische Entscheidungen in der Gesellschaft bekannt zu machen und zu verankern und somit unser Alltagsleben zu beeinflussen. Gleichzeitig werden mit diesen Publikationen Selbstdarstellungen verbreitet, welche die Wert- und Ordnungsvorstellungen der Verwaltung – wohl häufig mit gesamtgesellschaftlichem Anspruch – zum Ausdruck bringen. Auch die Verwaltungspublikationen selbst sind als Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Vorstellungen über die Verwaltung und ihre Funktionsweisen, Organisationsformen, Mitarbeitenden usw. zu lesen, so eine der hier vertretenen Thesen. Das bürokratische Feld ist nicht statisch, es erfährt Veränderungen, denn Staatsverständnis und Staatsvorstellungen wandeln sich im Lauf der Zeit, und auch die Staatssymbole sind – wie alle Symbole – mehrdeutig und dementsprechend steten Kämpfen um Deutungshoheit ausgesetzt.⁵⁸

Auseinandersetzungen mit populärkulturellen Bürokratievorstellungen

Auf der Webseite des Stadtzürcher Zivilstandsamtes ist in der Rubrik «Heiraten» ein Film zu finden, der mit einer – im wahrsten Sinne des Wortes – verdüsterten Szene startet:⁵⁹ Im dunkel gehaltenen Vordergrund sind Personen zu sehen, die eine Warteschlange bilden, im Hintergrund durch einen Türrahmen hindurch eine Frau an einem Pult, die mit einem Stempel hantiert. Wartende blicken auf die Uhr, schütteln den Kopf. Plötzlich hellt sich die Szene auf und ein junger, elegant gekleideter Mann tritt ins Bild. Direkt ans Publikum gewendet sagt er in die Kamera: «Hey nein! Im Zivilstandsamt geht es nicht so zu und her. Wir zeigen Ihnen jetzt in diesem Film, wie es wirklich geht.»⁶⁰ Der nachfolgende, rund dreieinhalb Minuten lange Film erklärt in nachgestellten Szenen und unterlegt mit angenehmer Klaviermusik «den Ablauf von der Trauterminreservation über

⁵⁶ Ebd., S. 31.

⁵⁷ Ebd., S. 31.

⁵⁸ Vgl. Diehl 2018 sowie Kneer 2008.

⁵⁹ PRD Bevölkerungsamt: Heiraten / Vorbereitung (abgerufen: 6. 2. 2021).

⁶⁰ Ebd., Minute: 00:11–00:20 (Original in Mundart mit Untertiteln).

das Vorbereitungsverfahren bis zum Ja-Wort [...]».⁶¹ Die Passage, in der verschiedene für die standesamtliche Trauung zur Auswahl stehenden Lokalitäten – von der Zunftstube bis zum Tropenhaus im städtischen Zoo – vorgestellt werden, erinnert im Duktus an Gastro- und Tourismuswerbung. Das Zivilstandsamt ist eine Abteilung des Stadtzürcher Bevölkerungsamts, das sich gesamthaft die Vision gegeben hat: «Topleistungen für Zürich»⁶² – und mit diesem Versprechen endet der Film auch. Expliziter als in diesem städtischen Film kann das Stereotyp des umständlichen Amts und des lang(weilig)en, enervierenden Wartens im Amtsflur⁶³ kaum inszeniert werden, um es danach mit einer eigenen Gegendarstellung konterkarieren zu können.

Einen Grossteil unserer Informationen über die Welt beziehen wir über massenmediale und populärkulturelle Produkte: Die Populärkultur kann in diesem Sinn – wie die Politikwissenschaftler Iver B. Neumann und Daniel H. Nexon festhalten – «as data» verstanden werden,⁶⁴ das heisst als Wissensspeicher; die populärkulturellen Verwaltungsdarstellungen wären demgemäss Ausdruck breit geteilter Verwaltungsvorstellungen. Von solchen Vorstellungen zeugen meines Erachtens populärkulturelle Produkte wie die RTL-Sitcom «Das Amt»,⁶⁵ in der Bürgerinnen und Bürger in einem Bauamt von arbeits-scheuen Bürobünlzis schikaniert werden, die Arte-Serie «Frankreich gegen den Rest der Welt»,⁶⁶ in der ein junger Aspirant in eine auf formale Regeln und staatliche Privilegien versessene Welt des Geheimdienstes eingeführt wird, oder der Disney-Animationsfilm «Zootopia»,⁶⁷ in dem zwar sehr freundliche, aber unglaublich langsame Faultiere hinter den amtlichen Schaltern sitzen. Populärkulturelle Auseinandersetzungen mit bürokratischer Macht finden sich aber nicht nur in fiktionalen Formaten,⁶⁸ sondern auch in faktualen Formaten wie Tageszeitungen; gerade hier «tummeln» sich «die Beamten», dies obschon der Beamtenstatus in der Schweiz nahezu überall abgeschafft ist.

61 PRD Bevölkerungsamt: Heiraten / Vorbereitung (abgerufen: 6. 2. 2021).

62 Vgl. GB 2008, Teil PRD, S. 39.

63 Vgl. zur Thematik des Wartens im Amtsflur: Paris 2005c.

64 Vgl. Nexon/Neumann 2006, S. 13, 14.

65 Sieben Staffeln, produziert von 1996 bis 2002; vgl. Crew United Projekte: Das Amt (abgerufen: 5. 5. 2020); RTL up: Das Amt (abgerufen: 5. 5. 2020).

66 Zwei Staffeln, die in den Jahren 2015 und 2018 ausgestrahlt wurden; die Serie spielt in den 1960er-Jahren, Originaltitel: Au Service de la France; vgl. France inter Culture: Au Service de la France (abgerufen: 5. 5. 2020).

67 In deutscher Sprache lief der Film unter dem Titel «Zoomania»; er kam 2016 ins Kino; Walt Disney Animation Studios: Zootopia (abgerufen: 5. 5. 2020); Kino Houdini Kinoprogramm: Zoomania (abgerufen: 5. 5. 2020).

68 Nexon/Neumann unterscheiden zwischen «first-order representations» und «second-order representations»; zu Ersteren gehören z. B. politische Reden oder journalistische Berichte, zu Letzteren fiktionale Aufbereitungen/Verarbeitungen. Populäre Kultur bezieht sich bei ihnen hauptsächlich, aber nicht ausschliesslich auf diese zweite Kategorie; populäre Kultur kann z. B. auch eine Einflussgrösse für «first-order representations» darstellen (vgl. Nexon/Neumann 2006, S. 15). Auch in der vorliegenden Arbeit ist die Grenze nicht strikt zu verstehen; vgl. die Ausführungen zur Wissenspopularisierung: Kap. 1.1.2.

Die Stadtzürcher Publikationen werden im Folgenden auch vor dem Hintergrund literarischer, vor allem populärkultureller Bürokratiedarstellungen reflektiert, indem danach gefragt wird, ob nicht auch die populärkulturellen Verwaltungsdarstellungen von Bedeutung für die Verwaltung selbst sind und – gerade weil sie gesellschaftliche Diskurse zu bündeln scheinen – auf ihre Selbstdarstellungen zurückwirken, indem sie – wie im oben zitierten Filmbeispiel – gegen verbreitete Negativvorstellungen von Verwaltungen und ihren Mitarbeitenden anschreiben. Kehren wir nochmals zu den Publikationsständen im Amtshaus zurück. Wer in diesem «amtlichen Setting» ein Merkblatt mitnimmt, die oder der sucht – aus welchen Gründen auch immer – Informationen, wobei er oder sie durch die Mitnahme an diesem Ort «staatlich» autorisierte Informationen bezieht. Doch lassen sich die Verwaltungspublikationen im Amtshaus mitnehmen und studieren, ohne dass die populärkulturellen Verwaltungsvorstellungen mit aufgerufen werden?

Herrschaft im Alltag

«Denn Herrschaft ist im *Alltag* primär: *Verwaltung*.»⁶⁹ Herrschaft meint im Verständnis von Max Weber: institutionalisierte Machtverhältnisse. Diese Feststellung soll unter geänderter Perspektive zum Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie werden: Herrschaft als Alltag der Verwaltung. Wenn es in der Alltagssprache heisst, etwas werde «verwaltet», dann ist damit häufig gemeint, dass etwas nicht kreativ angegangen, sondern bloss routiniert abgehandelt wird; entsprechend wird in der Politik jemandem vorgeworfen, er oder sie «verwalte», statt dass sie oder er «gestalte». Bei vielen der im Folgenden betrachteten Publikationen greift diese Sichtweise, die der Verwaltung eine passive Rolle zuschreibt, zu kurz, weil die betrachteten Publikationen mit der Umsetzung von politischen Programmen in Verbindung stehen und auf Veränderungen in unserem Alltag abzielen (wodurch auch die Grenze zwischen Regierung und Verwaltung nicht immer klar gezogen werden kann).

Mein Interesse gilt der Art und Weise, wie die städtischen Stellen uns mit ihren «Textwelten» im Alltag zu beeinflussen versuchen (und in manchen Belangen Gehorsam erwarten).⁷⁰ Was sagen städtischen Publikationen über das gesellschaftliche Verständnis von bürokratischem Handeln Ende des 20. bzw. Anfang des 21. Jahrhunderts aus? Welche Motive, Figuren, Handlungsstrukturen, Weltentwürfe führt die Verwaltung mit ihren Publikationen ins (bürokratische) Feld, um eine Vertrauensbasis aufzubauen und ihre Interessen zu behaupten? Weil die Organisations- und Funktionsweise der städtischen Verwaltung sowie ihre Mitarbeitenden unter öffentlicher Beobachtung stehen, gehe ich davon aus, dass die städtischen Stellen in ihren Publikationen zur Stützung ihrer Autorität

69 Weber 1980, S. 126 (Hervorhebungen im Original).

70 «[D]ie Chance, für einen Befehl [...] Gehorsam zu finden» ist bei Max Weber die Definition von Herrschaft; Weber 1980, S. 28.

jeweils passende und akzeptierte Antworten auf gesellschaftliche Erwartungen und Vorurteile finden müssen. «Bürokratiepolitiken» – wie der Titel einer Aufsatzsammlung mehrdeutig meint: Politik mit Bürokratie, aber eben auch: Politik der Bürokratie.⁷¹

Im Folgenden geht es um die Rolle, die sich die Stadtzürcher Verwaltung selbst im alltäglichen Geschehen zuschreibt, die sie unter anderem in ihren Publikationen zu vermitteln versucht und die sie – nun eben feldtheoretisch betrachtet – gegen potenziell andere Sichtweisen als «akzeptierte Sichtweise» durchsetzen will. Auf diese konstruktivistische Seite der städtischen Publikationen spielt der Untertitel der vorliegenden Studie an, der sich auf einen Ansatz aus der Verwaltungsgeschichte bezieht, der die Tätigkeit von Verwaltungen «als kreativen Akt des Organisierens soziokultureller Wirklichkeit»⁷² versteht (vgl. Kap. 1.2.1). Dieser Ansatz rückt das Tun der Verwaltung als kulturellen Prozess ins Zentrum, womit der Blick auf die bedeutungskonstituierende Seite der städtischen Publikationen gelenkt wird. «Macht wird gemacht»⁷³ – wie es eingängig bei Wolfgang Sofsky und Rainer Paris heisst, und wie ich hier unterstelle, gilt dies auch für die Macht durch «symbolische Gewalt». In ihren interaktionsanalytischen Studien zeigen die beiden Soziologen, wie sich Machtausübung im Sinn einer «Grammatik der Macht» auf bestimm- und beschreibbare Muster stützt. Im Mittelpunkt ihres Interesses steht dabei die Machtfiguration: «Eine *Machtfiguration* ist ein komplexes Geflecht asymmetrischer und wechselseitiger Beziehungen, in dem mehrere Personen, Gruppen oder Parteien miteinander verknüpft sind und in dem Veränderungen einer Relation auch die anderen Relationen verändern.»⁷⁴

Machtverhältnisse sind als strukturelle Arrangements betrachtet nicht auf Dauer gestellt, sie werden fortwährend in sozialen Situationen reproduziert und verwandelt.⁷⁵ Macht ist dabei – plakativ formuliert – nie umsonst zu haben, denn wer Macht ausüben will, verstrickt sich selbst in Abhängigkeiten: Das Ausüben von Macht schafft nie allein für die Machtbetroffenen Handlungszwänge, sondern ebenfalls für die Machtausübenden. Die Verwaltungspublikationen geben Einblick in das städtische Macht- und Herrschaftsverständnis, indem sie die städtischen Machtverstrickungen aus Sichtwinkel der Zürcher Ämter und Behörden thematisieren und darstellen. Dabei greife ich unter anderem auf die «Soziologie der Menschenregierungskünste»⁷⁶ zurück, die – im Anschluss und in Weiterführung von Foucaults Gouvernamentalitätsansatz⁷⁷ – nach den Formen

71 Vgl. Jödicke/Knoll/Schlembach/Seitter 2021.

72 Haas/Hengerer 2008, S. 10.

73 Sofsky/Paris 1991, S. 10. Ihre Studie thematisiert «die Organisation der Macht und die Macht sozialer Organisation» (ebd.).

74 Ebd., S. 12 (Hervorhebung im Original).

75 Ebd., S. 14.

76 Vgl. Bröckling 2017.

77 Foucault 2000; vgl. zudem Lemke 2001.

der Fremd- und Selbstführung fragt. Unter Regieren wird in diesem Zusammenhang nicht allein administratives oder hoheitliches Handeln verstanden, sondern das Regieren «bezieht sich auf das planvolle Einwirken auf das Verhalten anderer und das eigene Verhalten».⁷⁸ Es geht darum zu verstehen, wie Menschen durch Wissensordnungen, Zurichtungspraktiken und Subjektivierungsverfahren erfasst und geformt werden sollen.⁷⁹

Inwiefern dabei Macht selbst sichtbar wird oder sichtbar gemacht wird, ist eine der Fragen, denen nachzugehen sein wird. Wie Herfried Münkler ausführt, setzt sich politische Macht aus sichtbaren und unsichtbaren Elementen zusammen, die zu ihrer Stützung in einem gegenseitigen Verweisungsverhältnis stehen: «Durch die Form, in der wir gewöhnlich politische Macht sowie die ihr zugeschriebenen Eigenschaften und Leistungen rhetorisieren, wird Macht als etwas gefasst, was niemals gänzlich sichtbar, aber auch niemals gänzlich unsichtbar ist oder gemacht werden kann. Was in seiner Gänze sichtbar und damit in einem weiteren Sinne auch berechenbar geworden ist, kann zwar in einem theologischen, kaum aber im politischen Sinn als Macht apostrophiert werden.»⁸⁰

Und auch der Machtcharakter einer (politischen) Ordnung muss keineswegs offen zutage liegen, wie der Politologe Andreas Anter schreibt, denn erfolgreiche und stabilisierte Ordnungen würden sich häufig dadurch auszeichnen, dass ihre Machtstrukturen entweder verdeckt oder «institutionell umgedeutet» seien.⁸¹

Damit komme ich zu den vier Begriffen, die im Folgenden als Kapitelüberschriften verwendet werden: «Verwaltungsfiktionen», Beziehung, Ordnung und Steuerung. Sie haben sich in Auseinandersetzung mit den obigen Fragestellungen herauskristallisiert und beziehen sich auf unterschiedliche, sich jedoch ergänzende Aspekte der städtischen Publikationen. Im Anschluss an die oben gemachten Ausführungen zur Bedeutung der Öffentlichkeitsarbeit wird sich der Blick unter der Überschrift «Verwaltungsfiktionen» auf Selbstdarstellungen der städtischen Stellen richten. «Beziehung» meint sowohl das in den Publikationen dargestellte Verhältnis zwischen Verwaltung und Bevölkerung als auch das Kommunikationsverhältnis zwischen städtischer Herausgeberschaft und Adressatenkreisen, das in den Publikationen selbst zum Ausdruck kommt. «Ordnung» gehört

78 Bröckling 2017, S. 8.

79 Vgl. ebd., S. 56.

80 Münkler 1995, S. 213. Die Zusammensetzung von Macht – was sichtbar und was unsichtbar bleibt – ist nach Münkler variabel. Als grobes Raster lässt sich Folgendes unterscheiden: «Als bürgerschaftlich-demokratisch bezeichnen wir die Ordnung, die auf der Ebene der Entscheidungsfindung für tendenzielle Visibilität (Transparenz) optiert und auf der Ebene der Ordnungsstiftung dazu tendiert, Macht möglichst wenig als visualisiertes Repressionsmittel einzusetzen. Dagegen bezeichnen wir ein politisches System, das Machtgebrauch auf der Ebene der Entscheidungsfindung undurchschaubar und unübersichtlich macht, dafür aber Macht auf der Ebene der Ordnungsstiftung permanent als Drohmittel visualisiert, als autoritär-herrschaftlich.»; Münkler 1995, S. 215.

81 Anter 2004, S. 93 (mit Bezug auf Rehberg).

zu den zentralen Legitimationsbegriffen des modernen Staates,⁸² entsprechend werden die städtischen Publikationen als Texte gelesen, die Ordnungsvorstellungen vermitteln und mit denen Ordnung herzustellen versucht wird. Die angestrebte gesellschaftliche Wirkung der Publikationen selbst wird mit dem Begriff der «Steuerung» zu erfassen versucht. Inwiefern die städtischen Texte tatsächlich einen gesellschaftlichen Einfluss haben und in das Leben ihrer Leserschaft «eingreifen» ist eine andere Frage, und im Rahmen der vorliegenden Studie nicht zu beantworten.

Methodisches Vorgehen und Auswahl des Untersuchungskorpus

Die vorliegende Studie stützt sich auf Verfahren der qualitativen Textanalyse.⁸³ Um die Verwaltungstexte zwischen dem Erwartbaren und dem Unerwarteten lesen zu können, wird ein «Close-and-Wide-Reading» praktiziert. «Als *close reading* wird ein bewährtes literaturwissenschaftliches Interpretationsverfahren bezeichnet, dessen grundlegendes Prinzip die textgenaue, detailbezogene Lektüre und Analyse eines literarischen Textes ist. [...] Mit dem Begriff des *wide reading* wird diesem Verfahren einer einzeltextbasierten Interpretation eine Methode komplementär zur Seite gestellt, welche die Lektüre des literarischen Textes mit der Ko-Lektüre einer Vielzahl anderer, auch nicht-literarischer Texte verbindet, mittels derer auch der weitere historische und kulturelle Kontext eines literarischen Textes erfasst werden kann. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass sich die Bedeutung auch kleinster Elemente eines literarischen Textes letztlich nur aus der Zusammenschau mit ihrer Verwendung und Bedeutung in der umgebenden Kultur und in einer Vielzahl anderer Texte aufschliessen lässt.»⁸⁴

Die Studie stützt sich auf sehr heterogenes Material und entsteht im Wechsel von induktiv und deduktiv hergeleiteten Thesenformulierungen. Auf Materialsichtungen folgen theoretische Reflexionen, die wiederum die nächsten Materialsichtungen und -analysen anleiten. Die vier als Leitbegriffe zu verstehenden Kapitelüberschriften («Verwaltungsfiktionen», Beziehung, Ordnung, Steuerung) sind aus diesem Wechselspiel heraus entstanden. Die gesamte Studie ist interdisziplinär angelegt: Beigezogen werden neben Theorien und Konzepten der Literatur- und Kulturwissenschaften sowie der Erzählforschung vor allem auch Ansätze der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, der Politikwissenschaft und der Textlinguistik.

Die Aufmerksamkeit gilt ebenfalls der ästhetischen Dimension der städtischen Publikationen. Die textliche und grafische Gestaltung einer Publikation ebenso wie die Wahl des Ortes ihrer Veröffentlichung zielen letztlich auch auf eine emotionale Reaktion beim anvisierten Publikum. Für den Philosophen Gernot Böhme besteht die ästhetische Arbeit

82 Vgl. Anter 2003.

83 Vgl. Wolff 2011.

84 Hallet 2010, S. 294 (Hervorhebung im Original).

in der Herstellung von Atmosphären.⁸⁵ Atmosphären sind etwas, was sich im Zusammenspiel von Objekt und Subjekt herstellt: «Dieses *Und*, dieses zwischen beidem, dasjenige, wodurch Umgebungsqualitäten und Befinden aufeinander bezogen sind, das sind die Atmosphären.»⁸⁶ Wie jede ästhetische Arbeit ist die staatliche Öffentlichkeitsarbeit in den Bereichen, wo sie auf gestalterische Fragen trifft, mit der Herstellung von Atmosphären beschäftigt, wobei diese Atmosphären medial erzeugt⁸⁷ und zum Beispiel mittels erzählter Geschichten transportiert sein können.⁸⁸ Texte «kulturell» zu verstehen,⁸⁹ heisst nicht allein, ihre Inhalte diskursiv zu verorten, sondern auch die grafische Gestaltung oder den (physischen) Ort der Publikation in die Analyse einzubeziehen. Zusammen beeinflussen sie unsere Interpretation sowie das Urteil, ob Inhalt und/oder Form einer Publikation als angemessen akzeptiert werden – und tragen damit zur Atmosphäre bei, die eine Publikation herzustellen vermag.

Der Verschränkung von Textinhalt, Textgestaltung und Wirkungsabsicht kann anhand von Joachim Knapes Überlegungen zur Textrhetorik nachgegangen werden.⁹⁰ Mit ihm können wir die Produzentinnen und Produzenten der städtischen Texte als Oratorinnen und Oratoren sehen, die Texte mit bestimmten Wirkungsabsichten formen. Denn Kommunikatorinnen und Kommunikatoren verhandeln im Text immer sowohl eine Sache respektive Information als auch ein Anliegen, also eine Botschaft.⁹¹ Die Entfaltung der rhetorischen Botschaft im Text sieht Knappe als Handlung – spricht: «Texthandlung»⁹² –, weil sie das instrumentell-zielgerichtete Handeln ihrer Autorschaft ausdrückt. Die Botschaft – so die meinerseits formulierte Annahme – betrifft im vorliegenden Fall immer auch die Oratorin selbst – also die Verwaltung als Autorin.

Im Folgenden werden ausgewählte Publikationen der Stadt Zürich betrachtet, die im Zeitraum von etwa drei Jahrzehnten erschienen sind, wobei der Schwerpunkt auf Exemplaren seit der Jahrtausendwende liegt. Dabei wird der Begriff «Publikation» in einem sehr weiten Sinn verstanden: Bei den untersuchten städtischen Kommunikationsmitteln handelt es sich nämlich nicht nur um gedruckte papierene Produkte; in die Überlegungen einbezogen sind zum Beispiel auch Informationstafeln eines Lehrpfads oder ein Hörspiel. Die Auswahl umfasst hauptsächlich Publikationen, die sich nicht ausschliesslich an ein Fachpublikum, sondern an breitere Bevölkerungskreise richten. Viele der im Folgenden besprochenen Publikationen sind eher zufällig zusammengekommen: Sie

85 Vgl. Böhme 2013.

86 Ebd., S. 23 (Hervorhebung im Original).

87 Heibach 2012, S. 20.

88 Böhme 2013, S. 38.

89 Vgl. den gleichnamigen Aufsatz von Ulla Fix; Fix 2008a.

90 Knappe 2012, S. 107–135.

91 Ebd., S. 118.

92 Ebd., S. 108.

wurden im eigenen Haushalt aufgehoben, an Veranstaltungen mitgenommen, in Amtshäusern eingesammelt, in Bibliotheken ausgeliehen, im Internet heruntergeladen oder in Webarchiven aufgestöbert. Die vorliegende Arbeit ist weder bezüglich der Inhalte noch bezüglich der Formate eine repräsentative Studie für die städtischen Publikationen. Sie ist als Spurensuche zu verstehen, die zentrale Aspekte der städtischen Kommunikation herauszuarbeiten versucht. Ihr Ziel ist die dichte Beschreibung eines Teils der sehr weiten Publikationslandschaft der Zürcher Stadtverwaltung. Das Folgende basiert zwar hauptsächlich auf schriftlichen Quellen, nichtsdestotrotz möchte ich mich dem programmatischen Ziel anschliessen, das Kaspar Maase mit Rückgriff auf Rorty für eine eher an alltäglichen Verhaltensweisen interessierte empirische Populärkultur-Forschung festgehalten hat: Es geht nicht um die Suche nach der einzig richtigen Beschreibung, sondern um einen Beitrag zum Fundus unterschiedlicher Beschreibungen, um «Vorschläge für bisher nicht bedachte Sichtweisen zu entwickeln»⁹³ und fruchtbare Debatten anzuregen.

Aufbau der Studie

Die vorliegende Studie umfasst sechs Kapitel. In Kapitel 1 werden in zwei Schritten die theoretischen Grundlagen der Studie erarbeitet. In einem ersten Teil erfolgt die Einordnung der städtischen Publikationen in das Forschungsgebiet «Populäre Kulturen». In einem zweiten Teil werden bestehende Arbeiten zu Verwaltungskommunikation und -publikationen diskutiert und daran anschliessend die Leitlinien formuliert, die den nachfolgenden Analysen zugrunde liegen. In Kapitel 2 «Verwaltungsfiktionen» steht das Thema Bürokratie im Mittelpunkt, womit der Rahmen für die drei weiteren Kapitel gesetzt wird. In diesen werden die städtischen Publikationen unter den Leitbegriffen «Beziehung», «Ordnung» und «Steuerung» beleuchtet. Diese Kapitel sind identisch aufgebaut: Im Einleitungsteil wird ein theoretisches Analyse- und Interpretationsraster erarbeitet, das danach auf unterschiedliche Beispiele angewendet wird. In Kapitel 6 wird die Studie in synthetisierter Form zusammengefasst.

93 Maase 2019, S. 20.

1. Grundlagen

1.1 Theoretische Ansätze

Im Folgenden werden zwei theoretische Ansätze skizziert, die in der vorliegenden Arbeit die Sicht auf die städtischen Publikationen bestimmen werden. Zunächst werden die Publikationen im literaturwissenschaftlichen Umfeld verortet, danach mit gesellschaftlicher Wissensvermittlung in Verbindung gebracht.

1.1.1 (Erzählende) Sachliteratur

Die Verwaltungspublikationen gehören grösstenteils zur sogenannten Grauen Literatur. Als Graue Literatur werden Publikationen bezeichnet, die nicht im Buchhandel erscheinen.¹ Sollen die Verwaltungspublikationen aus literaturwissenschaftlicher Sicht einer Gattung zugeordnet werden, dann finden sich Bezeichnungen wie nichtfiktionale Literatur, Sachliteratur, faktografische Literatur, Wirklichkeitserzählungen. Die nichtfiktionale Literatur wird seit ungefähr der Mitte des 20. Jahrhunderts zunehmend als eigenständiger Bereich der Literaturwissenschaft fassbar.² Rüdiger Zymner unterscheidet dabei drei theoretische Perspektiven, die sich bei der Auseinandersetzung mit dieser Art von Literatur unterscheiden lassen. In einer frühen Phase dominierte eine geistesgeschichtlich-hermeneutisch orientierte Analyserichtung. Die Texte sollten zusammengefasst als «vierte Gattung» neben der traditionellen Trias von Epik, Lyrik und Drama aufgenommen werden.³ Neben schon lange existierenden Textgattungen wie Brief, Autobiografie, Reisebericht, Tagebuch usw., die sichtbar literarische Darstellungsmittel verwenden, wurden nun auch neue Textsorten, die mit der industriellen Massenfertigung und der Ausweitung des Pressewesens entstanden sind, unter dem «erweiterten» Literaturbegriff gefasst wie Leitartikel, Essay, Reportage, aber auch Alltagstexte wie Fahrplan, Gesetz, Propagandatext usw.⁴ In den 1970er-Jahren war die Diskussion um Gebrauchstexte in Forschung und Didaktik mit einem zunehmenden Interesse an «populären Lesestoffen» und «Alltagstexten» verbunden.⁵

¹ Vgl. Umlauf 2005, S. 50–52.

² Zymner 2010, S. 315; vgl. zudem Vogt 2001, S. 169–191; Jessing/Köhnen 2012, S. 204–211.

³ Zymner 2010, S. 315.

⁴ Jessing/Köhnen 2012, S. 204.

⁵ Zymner 2010, S. 315.

Ab den 1990er-Jahren zeigt sich eine kulturwissenschaftliche Richtung, die ihren Schwerpunkt hauptsächlich auf die erzählende Sachprosa legt.⁶ Ihre Vertreterinnen und Vertreter setzen sich zum Teil dezidiert von den früheren literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen und deren als normativ qualifizierten Fragestellungen ab.⁷ Fragen nach wissenschaftlicher Korrektheit oder der emanzipatorischen Wirkung der sachliterarischen Texte sind nach ihnen nicht wegleitend. Sachliteratur wird als Teil der Populärkultur verstanden und unter dem Fokus der Wissensunterhaltung analysiert. Gemäss Stephan Porombka lassen sich Sachtexte als «dem Gestus nach informierende Erzählungen analysieren, die sich ausdrücklich kulturelle Bedeutungskonstruktionen zum Thema nehmen und sie popularisieren, indem sie sie narrativ rekonstruieren, um sie dabei zu transformieren».⁸ Als Funktionsleistung der Sachliteratur wird die Vermittlung von Regel- und Weltwissen für die Jetztzeit gesehen – Regelwissen im Sinn von Anleitungen für die Praxis und Weltwissen im Sinn von Orientierungshilfen, beides ausgerichtet auf die jeweilige Gegenwart der Leserschaft.⁹ Sachliteratur verfähre dabei einerseits parasitär, indem sie sich fremder Diskurse bediene, und andererseits produktiv, weil sie mit dem fremden Material einen eigenen Diskurs ohne Kontrolle durch Wissenschaft oder Bildungsinstitutionen konstituieren wolle und gerade aus diesem «wilden» Wissen ihr Selbstverständnis ziehe.¹⁰ Ein Schwerpunkt der kulturwissenschaftlich orientierten Auseinandersetzung mit Sachliteratur bildet das (deutschsprachige) Sachbuch,¹¹ dessen Aufkommen in Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Umbrüchen im 19. und frühen 20. Jahrhundert gesehen wird.¹² Dabei geht einer der programmatischen Befunde dahin, dass Sachbücher eben gerade nicht als «sachlich» zu betrachten sind: «Als die allgemeinste Feststellung und Annahme über Sachbücher gilt vielleicht die, dass sie *nur* sachlich seien. Sachlich etwa in dem Sinne von nüchtern, faktisch und realistisch. Allerdings, so lässt sich widersprüchlich formulieren, nur wenn das Sachbuch sich wie eine Erzählung liest, handelt es sich um ein Sachbuch. Klingt paradox, ist aber nicht falsch. Das Paradox des Sachbuchs ist, dass das Sachbuch unter Aufbietung zahlreicher rhetorischer und vor allem erzählerischer Mittel, also genau entgegen dem Alltagsverständnis von sachlich, ein Sachbuch ist. Die Sachlichkeit des Sachbuchs ist eine Unterstellung teils der Leser, teils eine Behauptung der Autoren und schliesslich eine Strategie des Verlags in den Paratexten.»¹³

6 Vgl. ebd.

7 Vgl. Porombka 2007, S. 157; aber auch: Oels 2005.

8 Porombka 2007, S. 158, 159.

9 Porombka 2005, S. 11–19.

10 Porombka 2007, S. 157.

11 Vgl. die derzeit nur noch über Webarchive zugängliche Internetseite zu einem Forschungsprojekt zum deutschsprachigen Sachbuch, in dessen Rahmen u. a. eine Reihe von Arbeitsblättern herausgegeben und die Zeitschrift «NonFiktion» initiiert wurde; Sachbuchforschung: Willkommen (abgerufen: 8. 12. 2019).

12 Vgl. Schikowski 2014.

13 Schikowski 2008, S. 138 (Hervorhebung im Original).

Das populäre Sachbuch wird als ein Produkt des Buchmarkts untersucht, das mit Blick auf die Vorlieben der Leserschaft hin geschrieben wird.¹⁴ Die kulturwissenschaftliche Sachliteraturforschung öffnet damit den Blick auf die vielfältigen Formen und Strategien, mit denen Wissensinhalte für eine gesellschaftlich breite Leserschaft aufbereitet werden.

Die dritte Richtung¹⁵ ist die narratologische Sachliteraturforschung, die sich in erster Linie auf die formalen Aspekte fokussiert. In der Narratologie erfolgt die Auseinandersetzung mit den nichtfiktionalen Texten unter anderem mit Rückgriffen auf die mündliche Erzählforschung oder auf die Diskussionen um die Bedeutung des Erzählens im historiographischen Diskurs.¹⁶ Das vermehrte Interesse an nichtfiktionaler Literatur kann im Rahmen einer Renaissance der Erzählforschung gesehen werden, die in den 1990er-Jahren einsetzte und die mit einer Loslösung von strukturalistischen Prämissen einherging.¹⁷ Obschon sie sich auch für Mischformen interessiert, hält die narratologische Richtung an einer grundsätzlichen, wenn auch als idealtypisch zu verstehenden Grenze zwischen faktualen und fiktionalen Texten fest, weil diese Grenze eine sozial normierte gesellschaftliche Funktion besitzt; gleichzeitig grenzt sie sich auch dezidiert gegenüber dem Panfiktionalismus ab.¹⁸ Die narratologische Richtung bedient sich Ansätzen, die aus der Beschäftigung mit fiktionalen Texten übernommen, adaptiert und weiterentwickelt werden.¹⁹ Eine ihrer zentralen Fragen ist dementsprechend, wie sich die Strategien und Merkmale des faktualen Erzählens von denjenigen des fiktionalen Erzählens unterscheiden.²⁰ Es wird davon ausgegangen, dass sich Faktualität nicht mit Begriffen wie Authentizität, Realismus oder Mimesis gleichsetzen lasse.²¹ Fiktionalisierungen und Ästhetisierungen werden als Strategien gesehen, die in faktualen Textsorten zur realweltlichen Authentifizierung eingesetzt werden, dies weil sie zum Beispiel ermöglichen, einen emotionalen Bezug zum Geschehen herzustellen.²² Als richtungsweisend gilt im deutschsprachigen Raum bei der narratologischen Auseinandersetzung mit faktualen Erzählungen der Sammelband «Wirklichkeitserzählungen» von Christian Klein und Matías Martínez.²³ In diesem Band wird nicht nur ein

14 Vgl. Porombka 2006.

15 Vgl. Zymner 2010, S. 315.

16 Vgl. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (o. J.), S. 6.; vgl. Klein/Martínez 2009; aber auch die Diskussion in: Zipfel 2001, S. 171–179.

17 Nünning/Nünning 2002.

18 Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (o. J.), S. 8, 10. Mit Panfiktionalismus ist eine Theorie gemeint, «die alle Texte für gleichermassen fiktional hält»; Konrad 2014, S. 235.

19 Vgl. Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (o. J.), S. 6; Herrmann 2005.

20 Fludernik/Falkenhayer/Steiner 2015, S. 10.

21 Ebd., S. 10.

22 Ebd., S. 11.

23 Klein/Martínez 2009.

theoretisches Konzept dieser Art von Erzählungen entworfen, die Aufsätze aus unterschiedlichen disziplinären Richtungen setzen sich ebenfalls mit ganz verschiedenen Formen des nichtliterarischen Erzählens in Institutionen und im Alltag auseinander. Mit dem von Monika Fludernik und Marie-Laure Ryan herausgegebenen Handbuch «Narrative Factuality» liegt nun ein weiterer interdisziplinärer und thematisch sehr weit gefächelter Überblick über narratologische Ansätze vor.²⁴

Erzählen im bürokratischen Feld

Mit der Erzählung – wie sie in den beiden letztgenannten theoretischen Zugängen beschrieben wird – rückt eine spezifische Art der «Welterzeugung»²⁵ in den Blick. Das Erzählen gilt als eine elementare kulturelle Handlungsform²⁶ und Kulturen können – sofern sie sich über einen charakteristischen Vorrat an Geschichten bestimmen lassen – als «Erzählgemeinschaften»²⁷ definiert werden. Erzählungen ermöglichen, kulturelle Gruppen als Einheiten zu definieren²⁸ und geben mittels ihrer Formen und Verfahren Aufschluss über kulturelle Verständigungs- und Archivierungsprozesse.²⁹ In diesem Sinn kommt Erzählen überall da ins Spiel, wo «sozial Bedeutsames verhandelt wird».³⁰ Das Erzählen als «alltägliche, lebensweltliche Praxis des Sprechens» und die Erzählung als «machtvoll Instrument der Vermittlung politischer Ideen»³¹ gelten auch in den Kulturwissenschaften als zentrale Ansatzpunkte, um politische Prozesse zu analysieren.³²

Michael Scheffel hat in seinen Überlegungen zum «Erzählen als anthropologische Universalie» – synthetisiert aus vielerlei Ansätzen – zwei Leistungsmerkmale des Erzählens festgehalten:³³

- Erstens meint Erzählen das Herstellen von Geschichten. Unter Geschichte wird eine narrative Einheit verstanden, eine verknüpfte Zustandsfolge mit Anfang, Mitte und Ende. Eine Geschichte umfasst nicht nur die Darstellung einer Zustandsveränderung, sondern sie liefert ebenfalls einen Erklärungszusammenhang, eine motivationale Verknüpfung der geschilderten Ereignisse. Solche Geschichten dienen der Organisation, der Ordnung und der Erklärung menschlicher Erfahrungen.³⁴

²⁴ Fludernik/Ryan 2020b.

²⁵ Vgl. Nünning 2013, S. 18 (mit Bezug auf Goodman).

²⁶ Scheffel 2011, S. 74.

²⁷ Müller-Funk 2002, S. 14.

²⁸ Vgl. Kocher 2011, S. 79.

²⁹ Kocher 2011, S. 80.

³⁰ Koschorke 2013, S. 19.

³¹ Vgl. Kommission für Erzählforschung 2019.

³² Vgl. Groth 2019; vgl. ebenfalls Gadinger/Yildiz 2017.

³³ Nach Scheffel 2004, S. 121–138.

³⁴ Scheffel 2004, S. 124, 125.

- Zweitens ist das Erzählen eine soziale Handlung. Beim Erzählen als kommunikativem Akt werden soziale Beziehungen hergestellt, was für die Erhaltung und die Stiftung sozialer Gemeinschaft wichtig ist.³⁵

Unter den Stadtzürcher Publikationen finden wir Erzählungen respektive Geschichten, die allen diesen Kriterien genügen, zum Beispiel in einem Heft, das persönliche Erfahrungen eines Stadtarztes³⁶ zusammenfasst, oder – im Umfeld der städtischen Verwaltung – in den in Buchform veröffentlichten «Agendanotizen» einer Altstadträtin.³⁷ In diesen Beispielen berichtet eine Erzählerin respektive ein Erzähler in Ich-Form über persönliche Erlebnisse; die erzählende Rede gilt bewegenden Einzelschicksalen, es geht um Einsätze in ungewissen Situationen oder auch um Selbstzweifel ob gefällter Entscheide. In Büchern über die Geschichte städtischer Infrastrukturen – Abwasserentsorgung³⁸ und Wasserwerke³⁹ – finden sich auch Erzählungen im historiographischen Sinn.⁴⁰ Doch lässt sich allein deshalb von einem Erzählkomplex «verwaltete Stadt Zürich» sprechen, weil es Erzählungen im Umfeld der Stadtverwaltung gibt? Können Erzählungen und Verwaltungsarbeit überhaupt direkt in Verbindung gebracht werden?

Die Abweichung vom Gewohnten, die zu einer Komplikation führt, lässt eine Handlung oder einen Sachverhalt zu einem erzählenswerten Vorfall werden.⁴¹ Sind unter diesen Voraussetzungen Erzählungen im amtlichen/bürokratischen Feld mit seinen häufig sehr normierten Abläufen möglich? Der Anthropologe David Graeber würde dies wahrscheinlich verneinen. In seiner (äusserst anregenden) Auseinandersetzung mit bürokratischen Phänomenen beschreibt er sowohl die staatlichen als auch die wirtschaftlichen Bürokratien als «tote Zonen der Fantasie»: Das sind Zonen latenter Gewaltandrohung ohne Bedeutungsichte – ein Zustand, der jede Kommunikation verhindert und jede tiefergehende Interpretation verunmöglicht.⁴² Die normierten Abläufe einer bürokratischen Verwaltung sind so betrachtet genau das Gegenteil des «Erzählwürdigen», weil normierte Abläufe erst dann eine Erzählung ermöglichen, wenn etwas schiefgeht.⁴³ Beispiele für Publikationen, die in solchen «toten Zonen der Fantasie» angesiedelt sind, finden sich auf der Webseite der Zürcher Stadtverwaltung viele. Zur Illustration greife ich hier auf ein Merkblatt zurück, das Gastwirtschaftsbetriebe über die gesetzlichen Vorgaben informiert, die zur Lärmvermeidung eingehalten werden müssen.⁴⁴ Auf dem zweiseitigen Blatt

35 Ebd., S. 129–131.

36 Intercura Nr. 114.

37 Stocker 2010.

38 Illi 1992.

39 Blanc 2018.

40 Vgl. Jaeger 2009.

41 Van Dijk 1980, S. 140–144.

42 Vgl. Graeber 2016, S. 57–127.

43 Ebd., S. 221.

44 STAPO MB: Lärmhinweise (Version 2018).

aufgelistet sind sowohl die diesbezüglichen Vorschriften als auch – im Sinn der Graeberschen Gewaltandrohung – die möglichen Sanktionen, die ergriffen werden können, wenn die Vorschriften nicht eingehalten werden. Tatsächlich fällt es schwer, dieses Merkblatt als «Geschichte» zu interpretieren: Gemäss den oben genannten Kriterien erzählt es nichts. Das ändert sich jedoch, wenn das Blatt nicht für sich allein, sondern aus einem Kommunikationszusammenhang heraus verstanden wird.

Das Merkblatt ist eine Aufforderung, die Vorgaben und die möglichen Folgen, falls sie nicht eingehalten werden, als Geschichte – eben als Abfolge von aufeinanderfolgenden Ereignissen – zu interpretieren. Der Text beinhaltet eine explizite Drohung und kreiert dadurch für die Adressatinnen und Adressaten eine Wenn-Dann-Situation. So ist darauf unter anderem Folgendes zu lesen: «Sollten bei der Polizei Lärmklagen im Zusammenhang mit Ihrem Gastwirtschaftsbetrieb eingehen, müsste die zum Zeitpunkt der Lärm-Störung für den Betrieb verantwortliche Person mit einer Busse rechnen. Bei wiederholten Klagen wegen Musiklärms sähe sich die Fachgruppe Lärmbekämpfung veranlasst, Ihnen ein Musikverbot anzudrohen bzw. zu erteilen.

Des Weiteren behalten wir uns vor, das Kommissariat Wirtschaftspolizei (WIPO-EV) zu ersuchen, verwaltungsrechtliche Massnahmen, die bis zum Patentenzug reichen können, zu prüfen, resp. solche in die Wege zu leiten.»⁴⁵

Soziologisch betrachtet kann eine Drohung als eine Verkehrung der sozialen Ontologie verstanden werden: Zukunft erscheint nicht als vergleichsweise offene Folge von sozialen Handlungen, sondern als determinierte Kette von Geschehnissen.⁴⁶ Diese Geschehenskette wird beim hiesigen Beispiel insofern zu einer individuellen Angelegenheit, als das Merkblatt von der gesuchstellenden Person unterschrieben werden muss; es ist Bestandteil des Bewilligungsverfahrens für ein Gastwirtschaftspatent. Aus einer Alltagsperspektive respektive -praxis betrachtet «erzählt» das Merkblatt also durchaus eine (sehr individuelle) Geschichte. Dabei ist es gerade die Gewaltandrohung, welche die Geschichte «individualisiert», denn sie betrifft Einzelne; angedroht werden die Konsequenzen zwar allen, angewendet aber nur im fehlbaren Einzelfall.

Erzählkomplex «verwaltete Stadt Zürich»?

Inwiefern die Verwaltungspublikationen mit einem Erzählkomplex in Verbindung gebracht werden können, hängt erstens davon ab, was als Minimalanforderung für eine Erzählung definiert wird. Erzählungen können stärker oder schwächer ausgestaltet sein, sich – in Anlehnung an die Ausführungen von Dietrich Weber – mehr oder weniger an «klassischen» Akt/Phasen-Schemata orientieren⁴⁷ respektive näher oder ferner zu einem

⁴⁵ Ebd., S. 2.

⁴⁶ Vgl. Paris/Sofsky 1987, S. 16.

⁴⁷ Vgl. Weber 1998, S. 11–23.

definierten «Basic Narrativ»⁴⁸ stehen; Fludernik und Ryan sprechen diesbezüglich von «weak» oder «strong narrativity».⁴⁹ Das zitierte Merkblattbeispiel ist zumindest verwandt mit dem, was Monika Fludernik als «implizite Erzählung» bezeichnet hat.⁵⁰ Gemeint sind damit Kontexte, in denen nicht erzählt, jedoch Erzählungen evoziert werden; es geht um Geschichten, «die impliziert, aber nicht narrativ dargestellt»⁵¹ werden. Ich würde im hiesigen Rahmen von einem alltagssozialen Rumpfnarrativ sprechen, das auf eine mögliche Ereignisfolge hinweist, die sich im Alltag tatsächlich ereignen kann, aber nicht zwangsläufig muss respektive – wie beim zitierten Beispiel – nicht ereignen soll: Eine Geschichte wird hier gerade deshalb evoziert, damit sie in der städtischen Wirklichkeit nicht eintritt.

Es stellt sich die Frage, ob im Alltag nicht dann so etwas wie eine Erzählung respektive eine Geschichte beginnt, wenn – auf welche Art auch immer – zum Nachdenken über mögliche Folgen eines Ereignisses, eines Sachverhalts angestossen wird. Wie aber lassen sich solche Übergänge erfassen? Norbert Meuter unterscheidet im Anschluss an Ricœur zwischen expliziter Narrativität und Prä-Narrativität; Ersteres bezieht sich auf die Produktion und die Rezeption von Geschichten, von schöpferisch und in der Regel mittels phonetisch oder grafisch fixierten Symbolsystemen hervorgebrachten Einheiten, Letzteres auf eine lebensweltliche Organisationsform des menschlichen Erlebens und Verhaltens.⁵² Prä-Narrativität meint Muster, die helfen, prinzipiell instabiles Erleben und Verhalten zu ordnen und zu strukturieren.⁵³ Das Konzept hat keinen Universalitätsanspruch und behauptet nicht, dass alles menschliche Erleben narrativ strukturiert sei. Vielmehr geht es nach Meuter um bestimmte Formen des Handelns, die sich als «strukturierte Projekte» beschreiben lassen und zum Beispiel über (eben nicht austauschbare) Anfänge und Enden charakterisiert sind.⁵⁴ Um langfristige Projekte als komplexe Einheitsleistung vollziehen zu können, müssen sie bereits im Handeln vom Alltagsgeschehen abgegrenzt werden, wozu sie narrativ vermittelt werden. Ohne einen «integrativen Zusammenhang von Handeln und Erzählen könnten wir überhaupt keine komplexeren Projekte verfolgen. Wir begleiten unser Handeln immer schon mit mehr oder weniger expliziten Erzählungen, die uns selbst dieses Handeln erst verständlich werden lassen und Anschlussmöglichkeiten für weiteres Handeln bereitstellen.»⁵⁵ Geschichten werden im Alltag meist

48 Fludernik/Ryan 2020a, S. 8 (nach Ryan).

49 Vgl. Ebd., S. 7–10.

50 Fludernik 2010, S. 17, 18.

51 Ebd., S. 18.

52 Folgendes nach Meuter 1994 (und dieser mit Bezug auf Ricœur), S. 121, 122.

53 Meuter 1994, S. 122.

54 Vgl. ebd., S. 129.

55 Ebd., S. 135.

nicht erzählt, «um Realität abzubilden oder mimetisch nachzuformen»,⁵⁶ sondern um die Möglichkeit für Anschlüsse zu bieten,⁵⁷ ja Anschlusshandlungen zu provozieren.

Wie wir gesehen haben, hängt die Narrativität im bürokratischen Feld nicht zwangsläufig von der eingesetzten (narrativen oder nichtnarrativen) Textsorte ab; im oben zitierten Fall ist die Narrativität eine Interpretationsleistung, die sich durch eine Kontextualisierung, einen alltäglichen Zusammenhang ergibt. Wir können danach fragen, ob nicht die Publikationen selbst zum Teil Anschlussstellen für Handlungen darstellen, gewissermassen städtische Projekte zu erweitern suchen. Das Problem des nächtlichen Lärms erweist sich bei der Diskussion dieser Frage als reiche Beispielquelle. Gibt man auf der städtischen Webseite das Stichwort «Nachtruhe» ein, finden sich neben dem bereits erwähnten Lärm-Merkblatt rund ein Dutzend weitere Treffer, darunter ein Kolumnentext, der von einem Stadtrat verfasst wurde und im «Tagblatt», einer Zürcher Gratiswochenzeitung (und städtischem Amtsblatt), erschienen ist.⁵⁸ Thema der Kolumne sind die Probleme, die in Ausgehquartieren entstehen, wenn das «Nachtleben» und das Bedürfnis nach «Nachtruhe» aufeinanderprallen, wobei «für Fragen, Tipps und Informationen rund ums Nachtleben»⁵⁹ auf ein Webportal verwiesen wird: «www.gute-nachtbarschaft.ch».⁶⁰ Auf dem Webportal werden die Themen Lärm, Abfall und Sicherheit sowie Lebensqualität behandelt, wobei neben einer Vielzahl von Informationen auch unterhaltende Elemente zu finden sind, so etwa ein «Nachtarchiv» mit erzählten persönlichen Erlebnissen von Stadtbewohnerinnen und -bewohnern.⁶¹ Etwas Recherche fördert zutage, dass dieses Webportal seinerseits im Rahmen eines stadträtlichen Strategieschwerpunkts⁶² entstanden ist, mit dem die Auswirkungen des Zürcher Nachtlebens – darunter der störende Lärm – angegangen werden sollten. Merkblatt, Kolumne, Webportal und Strategieschwerpunkt verweisen auf den kommunikativen Umgang der Stadt mit dem Thema störender Lärm; mit dem Merkblatt wird das Thema in hoheitlicher Manier angegangen, mit der Kolumne im Rahmen individuell-politischer Selbstdarstellung, mit dem Webportal informierend-vermittelnd und politisch-programmatisch mit

⁵⁶ Ebd., S. 134.

⁵⁷ Ebd. (nach Schapp).

⁵⁸ TED Tagblatt-Kolumnen: Auf gute Nachbarschaft (abgerufen: 28. 12. 2021).

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Stadt Zürich/Bar & Club Kommission Zürich/Nachtstadtrat/Quartierkonferenz Zürich: Gute Nachbarschaft (abgerufen: 7. 5. 2020). Das Projekt wurde von einer Trägerorganisation mit Vertreter/-innen der Stadt, der Bars/Clubs und der Quartierkonferenz lanciert. Die Webseite sollte Informationen bieten und den Dialog zwischen Betreibern/-innen der Nachtlokale, Besuchern/-innen, Veranstaltern/-innen und Anwohnenden fördern; vgl. SOD 2018: Evaluation Webseite Gute Nachbarschaft.

⁶¹ Stadt Zürich/Bar & Club Kommission Zürich/Nachtstadtrat/Quartierkonferenz Zürich: Nachtarchiv (abgerufen: 17. 8. 2020).

⁶² Die insgesamt sechs Strategieschwerpunkte, davon einer zum Nachtleben, waren im Oktober 2015 vorgestellt worden und galten ihrerseits als Konkretisierungen eines übergeordneten städtischen Strategiepapiers, nämlich der «Strategien Zürich 2035»; STR MM 28. 10. 2015: Sechs Strategie-Schwerpunkte; zum Thema Nachtleben: STRB 103/2016; STR 2017: Strategie-Schwerpunkte, S. 8.

den Strategieschwerpunkten. Der städtische Strategieschwerpunkt «Nachtleben» wurde im Jahr 2018 mit der Herausgabe eines Schlussberichts für (erfolgreich) beendet erklärt.⁶³ Eine Webseite zur Thematik blieb jedoch weiterhin aufgeschaltet; sie ist folgendermassen überschrieben: «Strategie-Schwerpunkt Nachtleben – ein Abschluss, kein Ende.»⁶⁴ Seine Fortsetzung, das mögliche Anschlussprojekt ist damit implizit bereits angekündigt.

Während wir uns bisher mit den zitierten Beispielen in einem Randbereich des Narrativen, einer Art von Übergangszone zwischen Text und Alltag bewegt haben, finden sich in den städtischen Publikationen selbstverständlich auch explizit narrative Passagen. Im Zusammenhang mit der hier betrachteten Lärmproblematik ist das zum Beispiel im städtischen Sicherheitsbericht von 2013 der Fall.⁶⁵ In diesem Bericht wird das Thema narrativiert, indem es historisiert wird, wobei unter dem Titel «Nachtsstadt» der Wandel Zürichs von der ruhigen Limmatstadt zur (internationalen) Partystadt beschrieben und ursächlich begründet wird: «In den letzten Jahren wurde Zürich zu dem Ausgehzentrum des Metropolitanraums, das nicht bloss städtische, sondern auch ausserkantonale und gar Besuchende aus dem benachbarten Ausland anlockt.»⁶⁶

Der Anstoss des Wandels wird in der Liberalisierung des Gastgewerbes ausgemacht, die im Kanton Zürich in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre erfolgte;⁶⁷ 1996 wurde im Kanton Zürich in einer Volksabstimmung einem neuen Gastgewerbegesetz zugestimmt,⁶⁸ das in den Folgejahren in Kraft trat.⁶⁹ In der Folge nahm die Zahl nachts geöffneter Gastwirtschaften und anderer Betriebe zu, wobei die Entwicklung des Nachtlebens in den frühen 2000er-Jahren mit dem Ausbau des Nachtnetzes der Verkehrsbetriebe noch verstärkt wurde. Als Auswirkung davon nehmen vor allem an den Wochenenden die nächtlichen Vorfälle (sogenannte «Nachtsstadt-Ereignisse») wie Körperverletzungen, Sachbeschädigungen, übermässiger Alkoholkonsum oder eben auch der Lärm zu.⁷⁰ Wir sehen hier, wie rund ums städtische Nachtleben eine Politikgeschichte konstruiert wird, insofern eine Gesetzesänderung am Anfang einer Reihe von städtischen Veränderungen steht.⁷¹

Die Verwaltungspublikationen bilden ein intertextuelles Netzwerk, sie sind voller – explizit-wörtlicher und implizit-thematischer – Verweise. Über diese Verweise begin-

63 Vgl. Stadt Zürich 2018: Schlussbericht Strategie-Schwerpunkt Nachtleben; GB 2018, Teil SD, S. 97, 98.

64 SID: Nachtleben (abgerufen: 9. 5. 2020).

65 Der Bericht erhielt in diesem Jahr eine neue Form; seit 2015 erscheint er jährlich. Er umfasst eine Vielzahl kommentierter Statistiken und soll sowohl der Information der Öffentlichkeit als auch als Grundlage der strategischen Planung dienen; vgl. SID MM 17. 4. 2013: Polizeivorsteher präsentiert Bericht.

66 PD 2013: Sicherheit in der Stadt, S. 8.

67 Zu den grösseren Zusammenhängen dieser Entwicklung: vgl. Späti 2019, S. 17, 18.

68 Kanton Zürich: Abstimmungsarchiv (abgerufen: 7. 6. 2020).

69 Vgl. GB 1997, Teil PD, S. 4; GB 1998, Teil PD, S. 5.

70 Vgl. PD 2013: Sicherheit in der Stadt, S. 8.

71 Der Bezug zur Liberalisierung des Gastgewerbegesetzes wird auch in den Sicherheitsberichten 2014 bis 2018 hergestellt.

nen sich die Publikationen gegenseitig zu kontextualisieren. Ein (als selbsterklärend verstandenes) Konzept, das sich im Sicherheitsbericht als Ausgangspunkt für den Interpretationsweg zu weiteren städtischen Publikationen erweist, ist die sogenannte «24-Stunden-Gesellschaft», die – wie es im Bericht ebenfalls im Zusammenhang mit der Nachtstadt heisst – zumindest an den Wochenenden und in einzelnen Quartieren «eine Realität» sei.⁷² Die «24-Stunden-Gesellschaft» wurde auch im Rahmen einer Ausstellung zum Thema der nächtlichen Stadt, die in den Jahren 2015/2016 im Stadthaus gezeigt wurde, als erklärender Begriff aufgegriffen. Im Vergleich zum Sicherheitsbericht wird das Nachtleben hier in einem weiten historischen Zeitrahmen gesehen sowie mit sozio-ökonomischen und technologischen Entwicklungen in Verbindung gebracht. In der Begleitpublikation ist zu lesen: «Die Nacht gab es schon immer, aber das Leben in der Nacht, das Arbeiten und das Vergnügen, begann sich erst dann richtig zu entfalten, als Zürich mehr und mehr zur Stadt wurde: ab Mitte des 19. Jahrhunderts.

Industrialisierung, urbane Entwicklungen und Emanzipationsprozesse gesellschaftlicher Schichten beförderten die Ausbildung des Nachtlebens. Heute sprechen wir von der «24-Stunden-Gesellschaft» und beschreiben damit eine Verknüpfung von allseits verfügbarer Medientechnologie und Konsum mit der Freizeitkultur und den Anforderungen des Arbeitslebens.»⁷³

Gehen wir auf dem eingeschlagenen Interpretationsweg einen Schritt weiter und beziehen die Bundesverwaltung mit ein, dann stossen wir ebenfalls im Jahr 2015 auf eine Publikation des Bundesamts für Raumentwicklung zum Thema «24-Stunden-Gesellschaft».⁷⁴ In dieser Publikation wird die Zeit – und damit auch die Nacht – als eine neue Dimension der Stadtplanung behandelt und – neben weiteren Projekten – auch das bereits erwähnte Zürcher Projekt vorgestellt. Im Lead des Leitartikels der Publikation erreichen wir auf dem Interpretationsweg einen Punkt, wo Fakten und Fiktionen nicht mehr auseinandergehalten werden und sich die (behördliche) Stadtplanung mit den kulturellen Mythen respektive Narrativen⁷⁵ zu vermischen beginnen: «In der Schöpfungsgeschichte steht, Gott habe das Licht von der Finsternis getrennt und das Licht Tag und die Finsternis Nacht genannt. So gab es einen ersten Abend und Morgen, einen ersten Tag. Dieser grundlegende Wechsel hat das Leben auf der Erde strukturiert und die Funktionsweise unserer Städte ebenso wie unsere individuellen und kollektiven Rhythmen geprägt. Aber die Zeiten ändern sich. In der Stadt hat sich der Tag-Nacht-Rhythmus verschoben, die Gesellschaft hat sich gewandelt und die Stadtplanung steht vor neuen Fragen.»⁷⁶

72 PD 2013: Sicherheit in der Stadt, S. 8.

73 Hoffmann (o. J.): S. 4, 5.

74 Es handelt sich um eine Ausgabe der Zeitschrift «forum raumentwicklung», die 3-mal pro Jahr erscheint.

75 Vgl. Assmann 2016, S. 45, 46.

76 Gwiazdzinski 2015, S. 5.

Wir können anhand der zitierten Beispiele beobachten, wie sich auf dem Interpretationsweg durch die Verwaltungspublikationen die Narrativität verdichtet, sodass am Ende durchaus von einem Erzählkomplex «verwaltete Stadt Zürich» gesprochen werden kann. Wo allerdings die Grenzen der Interpretation erreicht sind und die Texte im Sinn von Umberto Eco nicht mehr interpretiert, sondern benutzt werden,⁷⁷ ist im Einzelfall zu beurteilen.

Einsatz von unterschiedlichen Formen der «thematischen Entfaltung»

Wie die obige, exemplarische Konstruktion eines Interpretationsweges gezeigt hat, kann es nicht um die Frage gehen, ob es im bürokratischen Feld Geschichten gibt, sondern wie in diesem Feld Geschichten eingesetzt werden, um bestimmte Ziele zu erreichen; es geht um den strategischen Einsatz von Geschichten. Wie bereits ausgeführt, sind manche Geschichten nicht vollständig, sondern auf die eine oder andere Art ergänzungsbedürftig. Dies, weil sie – wie beim zitierten Merkblatt – lediglich implizit angelegt sind, und zur Entfaltung von Wirkung auf eine Vervollständigung angewiesen sind. Erzählungen können aber auch auf eine Fortsetzung über den Text hinausdrängen.⁷⁸ Ein solcher Drang zur Fortsetzung kann sich aus einer als willkürlich empfundenen Setzung von Anfangs- und Endpunkten ergeben oder aus der nicht wirklich befriedigenden Auflösung einer Geschichte.⁷⁹ Das offen gelassene Ende einer Geschichte kann ebenfalls als Strategie gesehen werden, um eine Geschichte mit eigenen Erfahrungen in Verbindung zu bringen, sofern die angerissene Geschichte gewissermassen nach einer Fortsetzung im Leben der Leserschaft verlangt (vgl. Kap. 5.2.2). Einzelne Geschichten müssen gar nicht erzählt werden, weil ihre Kenntnis in einem bestimmten kulturellen Umfeld als «Common Sense»⁸⁰ vorausgesetzt werden kann. Schlagwortartige, letztlich aber sehr vage Begriffe wie die oben zitierte «24-Stunden-Gesellschaft» können als Verweise auf solche als bekannt vorausgesetzte Muster verwendet werden. Wie oben ebenfalls ersichtlich wurde, vermögen Geschichten sich gegenseitig wie Rahmungen zu umschliessen (vgl. ebenfalls die Ausführungen in Kap. 4.1.3 und 4.2.3).

Aber, und damit sollen diese Ausführungen abgeschlossen werden: Nicht überall wird erzählt. In den städtischen Publikationen finden sich neben der Erzählung weitere Formen der «thematischen Entfaltung»;⁸¹ mit diesem Begriff wird in der Textlinguistik die

77 Vgl. Eco 1992, S. 47–55.

78 Koschorke 2013, S. 66.

79 Vgl. ebd., S. 61–66.

80 Müller-Funk 2002, S. 145–167.

81 Die Bezeichnung «thematische Entfaltung» wird in Brinker/Cölfen/Pappert verwendet, wobei zwischen narrativer, deskriptiver und weiteren Grundformen der thematischen Entfaltung unterschieden wird. Um eine klare Terminologie einzuführen, werde ich im hier behandelten Zusammenhang die Bezeichnung «thematische Entfaltung» übernehmen; vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014, S. 57–80.

gedanklich-sprachliche Ausführung eines Themas bezeichnet, das Vermittlungsmuster/-schema eines Textinhalts, wovon die Erzählung nur eine Möglichkeit unter Verschiedenen darstellt. Die Frage ist, wann in den städtischen Publikationen auf welche der möglichen Entfaltungsformen zurückgegriffen wird. Die Formen der thematischen Entfaltung können mit der menschlichen Auseinandersetzung mit der Welt in Verbindung gebracht werden. «Erfahrungen zu machen» und «Wahrnehmungen zu haben» sind für Peter Klotz⁸² die beiden grundständigen menschlichen Begegnungsweisen mit der Welt; ihre sprachliche Verarbeitung und kommunikative Vermittlung sieht er in der Erzählung und Beschreibung. Bei Ersterer wird nach Klotz auf die aussersprachlichen Strukturen von Zeit und Raum zurückgegriffen, bei Letzterer geht es darum, die Wahrnehmung durch die fünf Sinne in eine sprachliche Ordnung zu überführen (für Klotz ist die Deskription die komplexere kommunikative Leistung als die Narration). Die Argumentation wiederum sieht er als Sprachhandlung, die «vor allem als Auseinandersetzung des Menschen mit dem Menschen»⁸³ entsteht und Weltausschnitte herbeizitiert, um andere zu überzeugen und eine mentale Festlegung in Bezug auf Sachverhalte zu erreichen, die handlungsbestimmend verstanden werden will; dabei kann sie Narration und Deskription einschliessen.⁸⁴ Doch was leisten die einzelnen Formen in Bezug auf die Vermittlung von Wissen und städtischen Ordnungsvorstellungen im bürokratisch-politischen Feld? Wie werden einzelne Formen eingesetzt, um einen spezifischen Bezug zur Alltagswelt der Leserschaft herzustellen? Oder in welchen Zusammenhängen stehen sie mit Listen, statistischen Diagrammen oder Karten, die sich in vielen der städtischen Publikationen finden? Diese Fragen werden im Folgenden aufgegriffen.

1.1.2 Wissenspopularisierung

Es ist naheliegend, die Publikationen der städtischen Verwaltung – im Anschluss an die oben skizzierten kulturwissenschaftlichen Zugänge zur erzählenden Sachprosa – als Publikationen zur Vermittlung von Wissen zu sehen. «Von der Wiege bis zur Bahre – Formulare, Formulare» – die Erfahrung einer lebensumfassenden Bürokratie, die in diesem bekannten, stosseufzerartigen Spruch zum Ausdruck kommt, findet einen Beleg in der thematischen Breite der Stadtzürcher Verwaltungspublikationen: Zu fast allen wichtigen Stationen des Lebenslaufs finden sich solche Publikationen. Das beginnt bei der all-

⁸² Vgl. Klotz 2013, S. 18–20.

⁸³ Klotz 2013, S. 17.

⁸⁴ Ebd., S. 17.

jährlichen Vornamensstatistik⁸⁵ und geht über ein Infoblatt zum Kindergarteneintritt,⁸⁶ Hilfsangebote zur Lehrstellensuche,⁸⁷ den bereits erwähnten Film zur Vorbereitung einer Heirat,⁸⁸ Angebote der städtischen Laufbahnberatung für Erwachsene,⁸⁹ ein Video mit Erklärungen zum Leben in Alterszentren⁹⁰ bis zu – um die summarische Übersicht abzuschliessen – einem Sachbuch über die Geschichte der Kremation in Zürich.⁹¹ Daneben gibt es Publikationen zu einer Vielzahl von Einzelthemen wie zum Beispiel eine Webseite zur nachhaltigen Ernährung,⁹² eine Broschüre zum Sportangebot in Zürich,⁹³ einen Newsletter zu Mobilitätsfragen,⁹⁴ ein Leporello über Stadttrauben,⁹⁵ ein Handbuch für die Freiwilligenarbeit⁹⁶ oder eine Zeitschrift zum Thema Schuldenprävention.⁹⁷

Städtische Wissensvermittlung

Die Publikationen beinhalten «Wissen» ganz unterschiedlicher Art: statistische Daten, Informationen über Angebote, wissenschaftliche Angaben, praktische Ratschläge – alles Inhalte, die in ganz unterschiedlichen alltäglichen Handlungs- und Sachzusammenhängen eine Orientierung zu bieten vermögen.⁹⁸ Wissen ist immer im Plural zu verstehen, dies nicht nur mit Blick auf die unterschiedlichen Formen, in denen es auftreten kann, sondern auch mit Blick auf die sozialen Konstellationen, in denen darum gerungen wird, was in einer Gesellschaft überhaupt als «Wissen» gilt.⁹⁹ Wissen – und hier folge ich dem Historiker Achim Landwehr – ist nicht inhaltlich zu erschliessen, sondern in seiner Bedeutung für die Gesellschaft.¹⁰⁰ Es ist von der Frage begleitet, wer es mit welchen Mitteln in der vorliegenden Form hervorgebracht hat.¹⁰¹ Im offenen Feld des Politischen gelingt es dem Staat durch die Institutionalisierung von Redeweisen und Praktiken bestimmte Diskurse und Bedeutungsstrukturen festzulegen, denen die «Qualität von Wissen und Wahrheit»

85 PRD Statistik: Vornamen (abgerufen: 29. 12. 2021).

86 MB Schulärztlicher Dienst: Tipps Kindergarten (Version 2017).

87 SD Berufs- und Laufbahnzentrum: Lehrstellensuche (abgerufen 29. 12. 2021).

88 PRD Bevölkerungsamt: Heiraten Vorbereitung (abgerufen 6. 2. 2021).

89 SD Berufs- und Laufbahnzentrum: Für Erwachsene (abgerufen: 29. 12. 2021); zur Vorbereitung eines Beratungsgesprächs: LBZ 2015.

90 GUD: Alterszentren (abgerufen: 29. 12. 2021).

91 Süssmann/Müller 2013.

92 GUD: Ernährung (abgerufen: 29. 12. 2021).

93 Sportamt 2019.

94 TAZ: Impuls Mobilität / Newsletter (abgerufen: 29. 12. 2021).

95 GSZ/UGZ: Die Stadttaupe (Version 2007).

96 SOD Fachstelle Freiwilligenarbeit (o. J.).

97 SSD Schuldenprävention: Zeitschrift Geld-Presse (abgerufen: 29. 12. 2021).

98 Vgl. Meyers 1986, S. 460.

99 Vgl. z. B. Burke 2014, S. 14.

100 Landwehr 2004, S. 66.

101 Nach Landwehr 2004, S. 66, 67.

zukommt, wenn auch nie endgültig.¹⁰² Wissen meint im Rahmen der vorliegenden Studie also nicht – oder nur vereinzelt – wissenschaftliches Wissen; was interessiert, ist eher das Alltagswissen der Verwaltung: Deutungsmuster bezüglich des städtischen Umfelds, praktisches Wissen um administrative Abläufe, Planungswissen zur Organisation des städtischen Alltagslebens. Was zudem interessiert, sind die kommunikativen Strategien, die angewendet werden, um Wissen als gesellschaftlich akzeptiertes Wissen zu etablieren, dazu gehört auch, dass die Rolle, die man im gesellschaftlichen Wissensprozess einnimmt oder einnehmen will, bekannt gemacht und durchgesetzt wird. Im Jahr 2010 wurde von der städtischen Abteilung, die für die Stadtentwicklung zuständig ist, ein Film produziert, dessen Titel einen Blick hinter die Kulissen der Stadtverwaltung verspricht: «Zürich Backstage.»¹⁰³ Das Versprechen wird insofern eingelöst, als im Film verschiedene Aufgaben und Projekte der städtischen Verwaltung – mehr oder weniger explizit – präsentiert werden. Letztlich ist es aber nicht nur ein Film über städtische Tätigkeiten, sondern über die Bedeutung und Wirkung des städtischen Verwaltungswissens. Dazu ein Beispiel: Der thematische Filmteil zu den Gesundheits- und Sozialangeboten der Stadt wird mit folgender Aussage eingeleitet: «Wenn in Zürich jemand etwas für seine Gesundheit tut, steht im Hintergrund ein komplettes Förderprogramm am Start.»¹⁰⁴ Dieses umfassende, «hintergründige» Förderprogramm wird anhand mehrerer Projekte konkretisiert: Vorgestellt werden in der Folge ein Projekt zur Bewegungsförderung in Kindergärten, verschiedene Lebenshilfen und Beratungsangebote für ältere Menschen sowie ein samstagabendliches Sport- und Freizeitangebot für Jugendliche. Die Stadtverwaltung wird als Organisation mit spezifischer Expertise präsentiert, wobei die Tätigkeit der Verwaltung untrennbar mit dem Alltagsleben in der Stadt verbunden wird, ja beide gewissermassen ineinander aufgehen. Der Film vermittelt so betrachtet «Wissen» über das Wissen der städtischen Fachleute (auf die Inszenierungen städtischer Expertise wird im Kapitel 3 näher eingegangen).

Im Folgenden gilt das Augenmerk hauptsächlich städtischen Publikationen, die sich nicht ausschliesslich an Fachleute richten, sondern für weitere Bevölkerungskreise gedacht sind. Anregungen, wie diese verschiedenen Formen der städtischen Wissensvermittlung theoretisch-analytisch erfasst werden können, finden sich in der Forschung zur Wissenspopularisierung.¹⁰⁵ Der Begriff «Popularisierung» ist wegen möglicher negativer Konnotationen eher heikel, da er ein klar markiertes Wissensgefälle zwischen «wissenden» – im vorliegenden Fall staatlichen/städtischen – Fachleuten und einem breiten, weniger wissenden Publikum impliziert.¹⁰⁶ Neuere Ansätze, die sich mit der Wissensvermittlung

102 Landwehr 2004, S. 69.

103 GB 2010, Teil PRD, S. 43.

104 Stadt Zürich 2010: Zürich Backstage, Teil Gesundheit, Minute: 00:07–00:14.

105 David Oels hat angeregt, das deutschsprachige Sachbuch im 20. Jahrhundert unter dieser Perspektive zu betrachten, vgl. Oels 2005.

106 Vgl. Ruchatz 2005, S. 139–142; Azzouni 2017, S. 333, 334.

beschäftigten, gehen – vor allem im Zusammenhang mit der Wissenschaftskommunikation – weniger von einem vertikalen Wissensgefälle als von Austauschprozessen zwischen Fachleuten und Publikum aus.¹⁰⁷ Hier sollen – unabhängig von möglichen negativen Konnotationen – zwei Aspekte aufgegriffen werden: Popularisierung meint erstens ein absichtsvolles Tun,¹⁰⁸ und zweitens eine Art der Wissensvermittlung, die spezifische Vermittlungstechniken einsetzt, bei denen davon ausgegangen wird, dass mit ihnen ein Publikum erreicht werden kann, das sich nicht allein aus Fachleuten zusammensetzt.

Wie Auftrag und spezifische Vermittlungstechniken ineinandergreifen lässt sich am Beispiel der Umweltbildung illustrieren. Im sogenannten «Grünbuch», dem Strategiepapier der dafür zuständigen Verwaltungsabteilung, ist dem Bildungsauftrag unter dem Stichwort «Grünes Wissen» – respektive in der zweiten Ausgabe «Grüne Bildung» – ein eigenes Kapitel gewidmet.¹⁰⁹ Beide Ausgaben enthalten zahlreiche Verweise auf die rechtlichen Grundlagen, auf die sich die Verwaltungsabteilung bei der Formulierung ihrer Strategien gestützt hat. Ziel der Bildungsaktivitäten ist die Förderung des Naturverständnisses und des Naturbezugs «im vom Menschen geprägten städtischen Umfeld».¹¹⁰ Angeboten werden zum Beispiel Workshops für Familien und weitere Gruppen, es gibt Ausstellungen in der Stadtgärtnerei und der städtischen Sukkulenten-Sammlung oder es werden Arbeitseinsätze in Naturschutzgebieten organisiert. Zur Vermittlung von «grünem Wissen» wurde von 2002 bis 2011 auch eine eigene Zeitschrift namens «Grünzeit» eingesetzt.¹¹¹ Sie erschien viermal pro Jahr mit Auflagen von 18 000 Exemplaren¹¹² und enthielt journalistisch aufgemachte Beiträge, Interviews/Porträts, Buchtipps oder einen Veranstaltungskalender. Mit der Zeitschrift sollte die Bevölkerung unter anderem über das städtische Grünangebot informiert und die Teilnahme an Veranstaltungen gesteigert werden. Diese Ziele sind gemäss den städtischen Angaben alle mehr oder weniger erreicht worden, obschon, «[der] Nutzen eines Informationsmittels [...] schwer zu

107 Vgl. Daum 1998, S. 26–28; Kretschmann 2009, S. 20–22.

108 Carsten Kretschmann schlägt vor, den Popularisierungsprozess unter folgenden fünf Parametern zu fassen: 1) Der Prozess setzt ein deutlich markiertes Wissensgefälle zwischen Produzenten/-innen und Rezipienten/-innen voraus; 2) die Zahl der Produzenten/-innen ist kleiner als diejenige der Rezipienten/-innen; 3) die Menge der Rezipienten/-innen muss eine gewisse Grösse besitzen und einen erkennbaren Bezug zum «populus» aufweisen; 4) die Popularisierung vollzieht sich in der Regel intentional, der Produzent, die Produzentin verfolgt also gewisse Absichten/Ziele; 5) es werden Medien eingesetzt, die potenziell breitenwirksam sind; vgl. Kretschmann 2003, S. 14.

109 GSZ 2006: Grünbuch, S. 117–131; in der zweiten Fassung des Strategiepapiers wird «Grüne Bildung» unter den «Produkten» der Verwaltungsabteilung aufgeführt, vgl. GSZ 2019: Grünbuch, S. 38, 39.

110 GSZ 2019: Grünbuch, S. 38.

111 Die Zeitschrift «Grünzeit» wurde ab 2002 von der Dienstabteilung Grün Stadt Zürich herausgeben, ab der dritten Ausgabe zusammen mit dem Verbund Lebensraum Zürich, der im gleichen Jahr gegründet worden war. Im Jahr 2011 wurde die Zeitschrift nach 38 Ausgaben aus Kostengründen eingestellt.

112 STRB 1255/2011, S. 1.

messen»¹¹³ sei. Gemäss einer Umfrage war die Zeitschrift bei den Leserinnen und Lesern bekannt und beliebt gewesen. So habe sich die Hälfte der Befragten dem Inhalt der ganzen Zeitschrift gewidmet und gut zwei Drittel hätten auch den beigehefteten Veranstaltungskalender aktiv für die Freizeitplanung genutzt. Die Einstellung der Zeitschrift habe viele Reklamationen ausgelöst.¹¹⁴ Inwiefern die «Wissensinhalte», die in den Zeitschriftenausgaben aufbereitet worden waren, von der Leserschaft aufgenommen und verarbeitet worden sind, wurde in der erwähnten Befragung nicht erhoben; diese Frage wird auch im Folgenden nicht behandelt werden, weil im Rahmen der vorliegenden Studie keine Rezeptionsforschung zu den städtischen Publikationen gemacht wurde.

Strategien der «Popularisierung»

Wie die Forschung gezeigt hat, geht es bei der Wissenspopularisierung weder um direkte Wissensübertragung noch um Wissensvereinfachung.¹¹⁵ Zwar kann die Popularisierung als intentionale, absichtsvolle Aktivität verstanden werden,¹¹⁶ als gesellschaftlicher Prozess ist sie aber nur bedingt steuer- und kontrollierbar, weil sich Wissensinhalte mit ihrer Vermittlung transformieren.¹¹⁷ Die Transformation geschieht nicht erst bei der Aneignung seitens der Rezipientinnen und Rezipienten, sondern bereits bei der Aufbereitung von Wissensinhalten für die Vermittlung. Dabei wird die Bezeichnung Popularisierung in der Regel mit spezifischen, nämlich «populären» Formen der Vermittlung in Verbindung gebracht. Ich folge in diesem Zusammenhang Hans-Otto Hügel, für den mit dem Begriff Popularisierung nach Prozessen sozialer Inklusion und Exklusion gefragt wird, während das Populäre formensprachliche und kommunikative Eigenschaften von Texten bezeichnet.¹¹⁸ Das Populäre ist für Hügel eine Eigenschaft von Kommunikationsprozessen, die sich auf eine Kultur der Unterhaltung beziehen lassen und sich im Lauf der Geschichte verändern.¹¹⁹ Unter den Publikationen der Stadtzürcher Verwaltung finden sich auch Spiele, Hörspiele, Stadtrundgänge usw., doch ausschliesslich der Wissensunterhaltung dient keine von ihnen. Es ist deshalb zielführender danach zu fragen, in welchen Zusammenhängen und Situationen bei der städtischen Wissensvermittlung auf die – im Hügelschen Sinn – Populäre Kultur des Vergnügens zurückgegriffen wird. Neben der Narrativierung, die bereits im letzten Unterkapitel angesprochen wurde, lassen sich verschiedene weitere Strategien der Popularisierung ausmachen; was sie bedeuten, ist im Einzelfall zu analysieren:

113 Ebd., S. 2.

114 Die Umfrage fand im November 2010 statt; sie ist hier zitiert nach STRB 1255/2011, S. 2.

115 Vgl. Schwarz 2003, S. 222–224; Kretschmann 2009, S. 25.

116 Vgl. Kretschmann 2003, S. 14.

117 Vgl. Arnold 2012c.

118 Hügel 2008: 162.

119 Vgl. Hügel 2003.

- *Einbezug populärkultureller Gattungen:* In der bereits erwähnten Zeitschrift «Grünzeit» zierte zunächst eine Karikatur des Zeichners Mike Van Audenhove¹²⁰ die hinterste Umschlagseite.¹²¹ Die Karikaturen wurden nach einigen Jahren von einem Comicstrip mit Fredi, dem Superspatz abgelöst.¹²² Fredi ist eine maskierte Heldenfigur, die sich im städtischen Umfeld für Tiere in Not einsetzt.¹²³ In neuerer Zeit findet sich ein Comic in der Begleitpublikation zur Ausstellung «Grün am Bau», die zwischen 2018 und 2020 in der Stadtgärtnerei sowie in der städtischen Sukkulenten-Sammlung stattfand. Thema war die Begrünung von Hausfassaden und Dächern; der Comic, der ganz ohne Text auskommt, erzählt von einer «Fernbeziehung» zwischen einer Frau und einem Mann, die dank eines Vogels, einer jagenden Katze sowie eines vom Wind weggetragenen Hefts in Verbindung kommen; der Mann wird dabei ange-regt, seine bisher kahle Dachterrasse wie diejenige der Frau zu begrünen.¹²⁴ Populär-kulturelle Elemente können auch als kleine Einsprengsel auftauchen, so findet sich zum Beispiel ein Comicstrip auf einem Merkblatt der Fachgruppe Luftreinhaltung, das erklärt, wie ein Grillfeuer möglichst nachbarschafts- und gesundheitsverträglich gehandhabt wird.¹²⁵ Hier haben die Zeichnungen keine inhaltliche Funktion, sie stel-len eine kleine witzig-ironische Auflockerung dar.
- *Inhaltliche Gestaltung/Fokussierung:* Eine weitere Strategie der Popularisierung zeigt sich in der Verknappung von Inhalten. 1989 wurde erstmals ein städtischer Umweltbe-richt veröffentlicht; er hatte eine Auflage von 2000 Exemplaren und war nach wenigen Wochen vergriffen.¹²⁶ Der Umweltbericht hat sich von damals bis zur letzten für den Druck aufbereiteten Ausgabe im Jahr 2017¹²⁷ von einem vergleichsweise nüchternen, mehr als 60 Seiten starken Expertenbericht zu einer vielfarbigem und bebilderten, noch 28 Seiten schlanken Broschüre gewandelt. Die Stadt selbst thematisiert diesen Wandel anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums des Umweltberichts folgendermassen: «Der Umwelt-bericht der Stadt Zürich war eine Schweizer Pionierleistung, als er vor 25 Jahren erst-mals erschien. Doch wer ihn lesen wollte, benötigte eine gehörige Portion Durchhal-tewillen. Heute informiert der Bericht kurz und prägnant über den Umweltzustand in der Stadt.»¹²⁸ Während in den ersten Berichten viel für Laien schwer verständliches Datenmaterial aufbereitet worden war, ermögliche die heutige Form dem Laien den

120 Der Zeichner ist bekannt für seine Zeichnungen zum Leben in Zürich, die regelmässig im «Züritipp» (Beilage des «Tages-Anzeigers» mit Veranstaltungshinweisen) erschienen sind.

121 «Grünzeit»-Ausgaben 5/2002–12/2004 (ohne 10/2004).

122 «Grünzeit»-Ausgaben 13/2005–19/2006.

123 Gestaltet wurde der Vogel von Andrea Caprez.

124 GSZ 2018: Grün am Bau, S. 13–28. Die Zeichnungen stammen von Andreas Gefe.

125 UGZ MB Luftreinhaltung: So macht Grillieren allen Freude (Version 2009).

126 GB 1989, S. 174.

127 Der städtische Umweltbericht ist heute nur noch auf der Webseite der Stadt abrufbar.

128 UB 2013, S. 8.

raschen Überblick. Eine Überarbeitung und Neustrukturierung wurde auch beim städtischen Geschäftsbericht durchgeführt (wird in Kap. 2.2.3 aufgegriffen).

- *Grafische Gestaltung*: Die meisten der im Folgenden besprochenen Publikationen sind professionell gestaltet. Das Statistische Jahrbuch der Stadt Zürich wurde im Jahr 2006 sogar mit dem Schweizer Preis für Buchgestaltung «Schönste Schweizer Bücher» ausgezeichnet. «Es sei gelungen, ein spannendes Buch über eine auf den ersten Blick etwas trockene Materie zu gestalten», wird die Jury in der städtischen Medienmitteilung zitiert.¹²⁹ Vor seiner Neugestaltung war das Statistische Jahrbuch mehr oder weniger eine blosse Tabellensammlung mit dem «Charme eines Telefonbuchs»¹³⁰ gewesen. Inhaltlich ging mit der Neugestaltung die Aufnahme eines Einleitungsteils einher, der jeweils einen Gastbeitrag von einem Mitglied des Stadtrats einhielt sowie einer Zusammenfassung von Daten zur städtischen Entwicklung im Berichtsjahr. Ebenfalls neu war der Einsatz von kleinformatigen Fotografien als farbige Gestaltungselemente. Auch der bereits erwähnte städtische Umweltbericht sowie der städtische Geschäftsbericht wurde neugestaltet, wobei vermehrt Bilder und auch Farben dazukamen. Der Einbezug von Fotografien schafft illustrative – und wohl auch emotionale – Bezüge zur Stadt, er bringt damit auch die zum Teil sehr abstrakten Inhalte stärker in Verbindung mit der Alltagswelt der Leserschaft.
- *«Infotainment»*: Eine gängige Strategie der Wissenspopularisierung ist die Verbindung von Informationsvermittlung und Unterhaltung.¹³¹ Unter den städtischen Publikationen finden sich verschiedene Produkte mit spielerischem, vergnüglichem Charakter. So gab die städtische Statistikstelle 2006 und 2012 ein Quartettspiel zu den einzelnen Stadtquartieren heraus.¹³² Über das städtische Hochbaudepartement konnte 2006 ein Kartenset bezogen werden, das mit vielen Bildern angereicherte Informationen für einen Stadtrundgang im Industriequartier vermittelte; ein «portabler Lehrpfad».¹³³ Im Rahmen einer Mobilitätskampagne zum Fussverkehr wurden ab 2005 vom Tiefbauamt über mehrere Jahre Hörspiele mit fiktionalen Geschichten eingesetzt, wobei einzelne Rollen von bekannten Schauspielerinnen und Schauspielern gesprochen wurden (vgl. Kap. 5.3). Die Stadt beteiligte sich ebenfalls an Globi-Büchern für Kinder: In einem klärt Globi zusammen mit der Stadtpolizei einen

129 SSZ MM 23. 5. 2006: Statistisches Jahrbuch erhält Auszeichnung.

130 So der damalige Amtsdirektor in SSZ 2002: Statistisches Jahrbuch, S. 1.

131 Vgl. Nieland 2003.

132 SSZ MM 30. 5. 2006: Stadtquartiere im Licht der Statistik; SSZ MM 16. 1. 2012: Über 1000 Seiten Information.

133 HBD MM 4. 5. 2006: Industrielehrpfad. Das Kartenset ging auf ein gemeinderätliches Postulat zurück, mit dem der Stadtrat 1999 aufgefordert worden war, die Einrichtung eines Industrielehrpfades im Zürcher Industriequartier zu prüfen, vgl. GR 164/1999.

Goldraub auf,¹³⁴ in einem lernt er das Spital und das Gesundheitswesen kennen,¹³⁵ und in einem – Globi-Sachbuch – werden Informationen rund ums Thema Wasser vermittelt.¹³⁶

- «*Eventisierung*»: Es zeigt sich insofern eine «Eventisierung» der städtischen Kommunikation, als die Stadt kleine und grosse Veranstaltungen organisiert. Als Events gelten planmässig erzeugte Ereignisse, die unter anderem das Gefühl von Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit vermitteln und multisensorische Erlebnisse ermöglichen sollen.¹³⁷ Dazu gehören zum Beispiel die Aktionstage «Zürich Multimobil». Im Jahr 2000 hatte sich die Stadt erstmals am europäischen Aktionstag «In die Stadt – ohne mein Auto!»¹³⁸ beteiligt, danach fand diese Veranstaltung bis 2013¹³⁹ statt. Der Event war grossräumig angelegt, so wurde in seinem Rahmen erstmals temporär das Limmatquai gesperrt und auf dem Münsterhof gab es einen «Mobilitätsmarkt», wo umweltfreundliche Verkehrsmittel gezeigt wurden.¹⁴⁰ Ab 2009 wurde der Aktionstag mit einer mehrtägigen Veranstaltungsreihe mit Podien, Stadtführungen, Lesungen und Filmvorführungen ergänzt.¹⁴¹ Zwischen 2004¹⁴² und 2012 fanden in einem ähnlich grossen Rahmen die Zürcher Umwelttage statt, wo unter anderem Verwaltungsabteilungen in der Innenstadt Projekte präsentierten. Beide Veranstaltungen wurden jeweils mit zahlreichen Partnerorganisationen durchgeführt und zogen ein beträchtliches Publikum an: Berichtet wird für «Zürich Multimobil» (in den Jahren 2003 und 2005) von 100 000 Besucherinnen und Besuchern¹⁴³ oder bei den Umwelttagen (im Jahr 2012) von 30 000 Besuchenden.¹⁴⁴ In einem viel kleineren Rahmen bietet die städtische Wasserversorgung jeweils im Sommerhalbjahr Brunnenführungen in der Altstadt an.¹⁴⁵ Diese Veranstaltungen haben eine gesellige Komponente, aber auch der Einbezug des Körpers oder des «Vor-Ort-Seins» wird zu einem Teil der Informationsvermittlung.

Grundsätzlich «ist Wissen von den Formen seiner Vermittlung nicht zu trennen»,¹⁴⁶ weil die zu vermittelnden Inhalte immer auf bestimmte Vermittlungssubjekte hin gedacht

¹³⁴ Globi Verlag 2016; SID MM 18. 2. 2016: Einladung zur Medienorientierung. Bereits 1994 beteiligte sich die Stadtpolizei an einem Globi-Buch (Titel: «Globi hilft der Polizei»); vgl. GB 1994, Teil PA, S. 8.

¹³⁵ Globi Verlag 2020.

¹³⁶ Globi Verlag 2008.

¹³⁷ Muri 2019, S. 40, 41.

¹³⁸ STRB 789/2001; STRB 569/2013.

¹³⁹ STRB 569/2013.

¹⁴⁰ GR 249/2013.

¹⁴¹ Ebd.

¹⁴² GB 2004, Teil GUD, S. 23.

¹⁴³ GB 2003, Teil GUD, S. 23; GB 2005, Teil GUD, S. 21.

¹⁴⁴ GB 2012, Teil GUD, S. 181.

¹⁴⁵ DIB Wasserversorgung: Brunnenführungen (abgerufen: 10. 5. 2020).

¹⁴⁶ Höhne 2011, S. 100.

und konstruiert werden. In Vermittlungsprozessen werden mit dem Einsatz bestimmter Mittel nicht nur idealtypische Empfängerinnen oder Empfänger adressiert, sondern diese werden bis zu einem gewissen Grad als «Aneignungssubjekte»¹⁴⁷ mitkonstituiert. Der Einsatz populärkultureller Elemente gibt also Hinweise darauf, wie aus städtischer Sicht das lernende/sich informierende Subjekt gedacht und in den Vermittlungspublikationen konstruiert wird. Folgen wir Hans-Otto Hügel¹⁴⁸ und sehen Unterhaltung als ein Rezeptionsmodus, der aus der Spannung zwischen Ernst und Unernst, dem Bedeutenden und dem Bedeutungslosen seinen Reiz zieht und seine Funktion findet, dann ist der Einsatz unterhaltender Elemente eine Möglichkeit der sozialen Markierung von Publikationen. Die populärkulturellen, unterhaltenden Elemente können die Dringlichkeit und Verbindlichkeit von Inhalten modulieren: Wie dringlich ist eine Forderung, wie verbindlich ein vermitteltes Weltbild/Stadtbild? Ich werde auf diesen Aspekt in Kapitel 5 zurückkommen.

Dass der Einbezug populärkultureller Elemente in städtische Publikationen und «eventisierte» Kampagnen kommunikative Gratwanderungen sein können, darauf deuten kritische Kommentare in den frühen 2000er-Jahren hin. Im Jahr 2002 gab die Stadt eine Broschüre mit dem wortspielerischen Titel «Mobilität ist Kult(ur)» heraus, welche die damals neue, vom Stadtrat beschlossenen Mobilitätsstrategie bekannt machen sollte.¹⁴⁹ Die Broschüre zählte 20 Seiten, war durchgängig bebildert und enthielt neben Texten zu einzelnen Aspekten der Strategie auch journalistische Beiträge. Das Thema Mobilität wurde in der Gestaltung aufgenommen, indem die Titel gross und kursiv gesetzt sowie die Ränder der Broschüreseiten mit farbigen Zacken bedruckt waren, um offenkundig einen dynamisch-bewegten Eindruck hervorzurufen. Damals wurde im «Tages-Anzeiger» nicht nur die Vagheit des politischen Inhalts, sondern explizit auch die Präsentationsform sowie die verwendete Sprache kritisiert: Man wähne ein Szenemagazin in Händen zu halten, hiess es da, Politik werde durch flotte Sprüche ersetzt, die Broschüre strotze vor Floskeln und Blähwörtern. Der Kommentator der Tageszeitung vermutete hinter dieser Art der kommunikativen Aufbereitung eine ökonomisch beeinflusste, opportunistische Haltung der Stadt: «Das städtische Trendmagazin zum Mobilitätskult ist als übereifrige Form des New Public Management zu lesen – bei den Leuten auf Teufel komm raus gut ankommen. Über Verkehr reden, aber niemanden vor den Kopf stossen [...]»¹⁵⁰

¹⁴⁷ Vgl. ebd., S. 100.

¹⁴⁸ Vgl. Hügel 1993.

¹⁴⁹ Vgl. Stadt Zürich 2002: Mobilität ist Kult(ur). Die wirksame Umsetzung der Kommunikationsmassnahmen wurde zusammen mit einer Agentur an die Hand genommen. Der «Überbau der Mobilitätsstrategie» sollte unter dem Titel «Mobilitätskultur» in der Bevölkerung etabliert werden; vgl. STRB 783/2001. Die Broschüre erschien mit dem Untertitel «Eine Information des Stadtrats von Zürich». Damit stellt sich die Frage, ob sie als Verwaltungspublikation angesehen werden kann oder eher als – wie weiter unten ausgeführt – politisch-strategische Regierungskommunikation.

¹⁵⁰ TA 13. 7. 2002: Viel Spass mit dem Verkehr.

Die Mobilitätsbroschüre hat Erwartungen verletzt, die sowohl bezüglich der politischen Inhalte als auch bezüglich der formalen Präsentation eines städtischen Strategiepapiers zu bestehen scheinen. Wäre die Reaktion in der Zeitung ebenfalls so heftig ausgefallen, wenn die Broschüre nicht so farbig gestaltet gewesen wäre? Die Frage kann natürlich nicht beantwortet werden. Dass der Kommentator im «Tages-Anzeiger» mit seiner Sichtweise nicht allein war, darauf deutet die Fortsetzung der Kritik hin. Die Broschüre selbst war Auftakt einer mehrjährigen, gleichnamigen Kampagne; im Jahr 2003 fanden in der Innenstadt sogenannte «Mobilspiele» statt, die mit verschiedenen Installationen auf Fragen der städtischen Mobilität hinweisen wollten. Sowohl die Broschüre als auch die Kampagne wurden von der Geschäftsprüfungskommission des Gemeinderats 2003 in ihrem jährlichen Bericht wegen der Kosten gerügt.¹⁵¹ Die Kritik der Kommission wurde in einem Kommentar der NZZ aufgegriffen, wobei der Sinn solcher Sensibilisierungskampagnen ganz allgemein angezweifelt wurde; diese seien offensichtlich Selbstzweck, mit denen Verwaltungsabteilungen ihre Existenz öffentlich rechtfertigen oder sich ein Denkmal errichten wollten. Im Gegensatz zu Unternehmen hätte die Verwaltung keine Dienstleistungen zu verkaufen und müsse diese also auch nicht mit Marketingkampagnen anpreisen.¹⁵²

Gedruckte und elektronische Publikationen

Bei der Erforschung der Wissenspopularisierung haben sich diejenigen Ansätze als besonders ergiebig erwiesen, welche Wissenspopularisierung und sozialen Wandel miteinander in Verbindung zu bringen vermögen.¹⁵³ So scheint in Zeiten des Umbruchs die Nachfrage nach «Wissen» besonders gross zu sein.¹⁵⁴ Ob sich die Wissensnachfrage im Lauf des hier betrachteten Zeitraums verändert oder nicht, kann nicht beantwortet werden. Was sich jedoch verändert, ist das mediale Umfeld der städtischen Publikationen: Der hier im Fokus stehende Zeitabschnitt ist geprägt vom Übergang von gedruckten zu elektronischen Publikationen sowie dem Aufkommen und dem Einsatz von sozialen Medien. Seit Ende der 1990er-Jahre unterhält die Stadt Zürich ein eigenes Internetportal. Der Auftritt sollte sich in erster Linie an die Stadtbevölkerung richten, die «Hauptkundinnen und -kunden der Stadtverwaltung». Weiter heisst es dazu: «Mit dem Internet eröffnet sich ein neues Informations- und Kommunikationsmittel, mit dem der Zürcher Bevölkerung und weiteren interessierten Kreisen weltweit rund um die Uhr die vielfältigen Angebote, Aufgaben und Dienstleistungen der Stadtverwaltung ungefiltert und kostengünstig bekannt und zugänglich gemacht werden können. Aufgrund seiner rasanten Verbreitung und vielfältigen Möglichkeiten enthält das Internet

151 GR Geschäftsprüfungskommission 2003: Bericht der Geschäftsprüfungskommission, S. 3.

152 NZZ 10. 9. 2003: Teure Kampagnen.

153 Vgl. Kretschmann 2009, S. 25; Kretschmann 2003, S. 13, 14.

154 Vgl. Kretschmann 2009, S. 25.

ein hohes Rationalisierungspotential für die Stadtverwaltung (Einsparungen bei Druck- und Versandkosten usw.).»¹⁵⁵

Rund ein Jahr nach Inbetriebnahme umfasste der Auftritt etwa 1400 Seiten und zählte rund 1000 Zugriffe pro Tag.¹⁵⁶ In den städtischen Kommunikationsleitlinien von 2017 gilt die Webseite der Stadt Zürich als die wichtigste direkte Informationsquelle für alle externen Zielgruppen.¹⁵⁷

Der Stadtrat sowie verschiedene Verwaltungsabteilungen sind auf Social-Media-Plattformen präsent, darunter Facebook, Instagram, Youtube, Twitter sowie weiteren.¹⁵⁸ Im Jahr 2012 wurden vom Stadtrat erstmals Richtlinien zum Einsatz von Social-Media-Kanälen erlassen. Damals gab es in der Stadtverwaltung 36 realisierte und 16 geplante Social-Media-Aktivitäten, wobei die Social-Media-Kanäle meist als ergänzende Kommunikationskanäle eingesetzt wurden.¹⁵⁹ Fast 10 Jahre später hat der städtische Facebook-Auftritt über 49 700 und der städtische Twitteraccount über 14 000 «Follower»;¹⁶⁰ andere Kanäle sind von weniger grosser Bedeutung, wie zum Beispiel die Aufrufzahlen bei einzelnen städtischen Youtube-Angeboten zeigen. Auch wenn die sozialen Medien im Rahmen der städtischen Kommunikation heute eine zentrale Rolle spielen, werden sie in den folgenden Ausführungen nur am Rande behandelt. Auf drei Entwicklungen im Zusammenhang mit dem Aufkommen und dem Einsatz von elektronischen Kommunikationsmitteln sei hier aber hingewiesen:

- *Veränderte Bedeutung der Druckpublikationen:* Zwar gelten Drucksachen in der städtischen Verwaltung auch im Internetzeitalter als unentbehrliche Kommunikationsmittel.¹⁶¹ Zwischen 2015 und 2017 sollte allerdings als Sparmassnahme möglichst auf den Druck von Publikationen verzichtet werden; auch sollten in dieser Zeitspanne keine gedruckten Publikationsprodukte neulanciert oder weiterentwickelt werden.¹⁶² Ob seither wieder mehr gedruckt wird oder ob diese Massnahme das – zumindest derzeitige – Ende der Ära von gedruckten Publikationen eingeleitet hat, ist nicht abschliessend zu beantworten. Einzelne Publikationen, zum Beispiel der städtische Umweltbericht, erscheinen nur noch in elektronischer Form, andere, wie das Statistische Jahrbuch, wurden ganz aufgegeben. Bei Letzterem wurde der entsprechende Entscheid damit begründet, dass immer häufiger die E-Paper oder PDF-Versionen genutzt worden waren, eine Mehrzahl der Kundinnen und Kunden den Zugang zum

155 GR 107/1999, S. 2.

156 GR 107/1999, S. 1.

157 STRB 83/2017, Beilage, S. 4.

158 Stadt Zürich: Social Media (abgerufen: 29. 12. 2021).

159 STRB 1645/2012, S. 1.

160 Stand 29. 12. 2021.

161 STRB 1376/2007, S. 1.

162 STRB 995/2014.

statistischen Angebot via Internet bevorzuge und die technischen Möglichkeiten für eine vollwertige elektronische Alternative existieren würden.¹⁶³

- *Neue Regierungstechniken:* Die elektronischen Medien ermöglichen neue Formen des Einbezugs der Stadtbevölkerung in die Organisation des städtischen Alltags. 2013 wurde die Online-Plattform «Züri wie neu» lanciert. Mit ihr wird die Zürcher Bevölkerung aufgefordert, beobachtete Schäden und Mängel an öffentlichen Infrastrukturen zu beschreiben und mit einer Ortsangabe den städtischen Behörden zu melden. Eine Meldung sollte innerhalb eines Tags verwaltungsintern an die zuständige Stelle weitergeleitet und innerhalb von fünf Tagen beantwortet werden.¹⁶⁴ Hier geht es letztlich um das Ausnützen der Möglichkeiten der elektronischen Kommunikation im Dienst von neuen Regierungstechniken und Steuerungsstrategien, die nicht auf äussere Disziplinierung, sondern auf Selbstmotivation setzen; die städtische Bevölkerung wird zur Mitarbeit aufgefordert, die städtischen Angestellten mittels direkter Beobachtung unter Reaktionsdruck gesetzt. Sowohl die Meldungen als auch die städtischen Antworten sind auf der Online-Plattform öffentlich einsehbar.
- *Veränderungen kommunikativer Beziehungsgestaltung:* Mit der Einführung von Social-Media-Auftritten stellen sich einige der nachfolgend im Zusammenhang mit den städtischen Publikationen aufgeworfenen Fragen – zum Beispiel nach Autoritätswirkungen – auf neuer Basis. Die Social-Media-Kanäle dienen dazu, Informationen rasch zu verbreiten und mit Zielgruppen in Austausch treten zu können.¹⁶⁵ Gerade diese neuen Dialogmöglichkeiten werden in den Leitlinien als Chance bezeichnet, gelten aber auch als risikobehaftet, weil sie nicht gänzlich kontrolliert werden können. So liessen sich im Dialog politische Entscheide und Massnahmen der Verwaltung besser erklären und damit deren Akzeptanz erhöhen, allerdings sei bei emotionalen Themen auch mit Konflikten zu rechnen.¹⁶⁶ Auffallend ist beispielsweise, dass im Rahmen des städtischen Facebook-Auftritts in der «Ihr-Form» kommuniziert wird. In der Schweiz wird diese Form zwar in einzelnen Gegenden im Dialekt als Höflichkeitsform verwendet (allerdings nicht in Zürich),¹⁶⁷ im Allgemeinen ist das aber eher unüblich und sehr nahe bei der «Du-Form»; es ist also eine Anredeform, die betont Nähe und eine gewisse Ungezwungenheit suggeriert. Im Zusammenhang mit der Corona-Pandemie wurde auf der städtischen Facebook-Seite fürs Maskentragen im öffentlichen Verkehr geworben, dies mit dem Foto eines städtischen Trams, auf dessen Führerkabine eine hellblaue Schutzmaske aufgemalt ist. Im Begleittext ist zu lesen: «Unser Tram geht mit gutem Beispiel voran. Bitte trägt in Tram und Bus eine Schutzmaske, wenn Abstand

¹⁶³ SSZ MM 27. 7. 2017: Statistisches Jahrbuch.

¹⁶⁴ TED MM 16. 4. 2013: Mängelmelder online.

¹⁶⁵ STRB 83/2017, Beilage, S. 4.

¹⁶⁶ STRB 1645/2012, S. 2.

¹⁶⁷ Vgl. «Anrede gegenüber Ortsfremden» in: Christen/Glaser/Friedli 2015, S. 308, 309.

halten nicht möglich ist. Und meidet Stosszeiten oder lässt ein volles Fahrzeug mal aus.»¹⁶⁸ Die Meldung ist mit einem Emoji, das eine Schutzmaske trägt, ergänzt. Neben dem spielerischen Aspekt dieser kleinen gelben Gesichtchen, geht es bei ihrem Einsatz auch darum, Missverständnisse zu vermeiden oder Aussagen mehr Klarheit zu geben.¹⁶⁹ Doch was bedeutet es, wenn der Staat die Absichten seiner Äusserungen mit comic-ähnlichen Symbolen vermittelt oder zusätzlich zu verdeutlichen versucht?

Öffentlichkeiten und «Öffentlichkeitsregimes»

Die hier beschriebenen Publikationen und Veranstaltungen sind Teil der politischen Öffentlichkeit. Öffentlichkeit bezeichnet einen gesellschaftlichen Bereich, welcher der Allgemeinheit zugänglich sein soll und als Rede-, Meinungs-, Presse- und Versammlungs-öffentlichkeit von der liberal-bürgerlichen Bewegung des 18. Jahrhunderts angestrebt und gegen den absoluten Staat durchgesetzt wurde.¹⁷⁰ In der modernen Massengesellschaft mit unterschiedlichen sozialen Gruppierungen kann Öffentlichkeit als sozial-räumlicher Begriff verstanden werden, der in der Literatur häufig anhand der Metapher des Netzwerks oder Forums beschrieben wird.¹⁷¹ Öffentlichkeit ist einerseits eine normative Forderung, die sich auf einen angestrebten Zustand bezieht,¹⁷² anderseits aber auch nichts Einheitliches; vielmehr ist von verschiedenen Formen von Öffentlichkeit auszugehen. Um die verschiedenen Bereiche analytisch zu bestimmen, in denen politische Auseinandersetzungen ausgetragen werden und politische Meinungsbildung stattfindet, wird Öffentlichkeit in der Forschung zur politischen Kommunikation über verschiedene Abstufungen zu erfassen versucht (z.B. von einfachen Interaktionssystemen/Kontakten bis zur unpersönlichen massenmedialen Öffentlichkeit).¹⁷³ Diese Abstufungen können auch mit unterschiedlichen Teilnahmevoraussetzungen in Verbindung gebracht werden; so richtet sich die Medienöffentlichkeit zum Beispiel an ein Laienpublikum, die Fachöffentlichkeit zielt hingegen auf Expertinnen und Experten ab.¹⁷⁴

Für den Bereich der (gedruckten, naturwissenschaftlichen) Wissenschaftsvermittlung haben Sybilla Nikolow und Arne Schirrmacher ein Modell gestufter Öffentlichkeiten entwickelt, das erlaubt, unterschiedliche Öffentlichkeiten nach differenzierten Teilnahmevoraussetzungen zu unterteilen.¹⁷⁵ Denn Publikationen stehen jeweils «näher» oder «ferner» zu einer Wissenschaft, wobei sich je nach «Entfernung» auch das mit einer Publikation

168 Stadt Zürich: Facebook-Beitrag vom 8. 5. 2020 (abgerufen: 10. 5. 2020).

169 Vgl. Stapelkamp 2013, S. 162.

170 Donges/Jarren 2017, S. 75.

171 Ebd., S. 75.

172 Ebd., S. 76.

173 Vgl. Grenz/Donges 2018, S. 395 (mit Bezug auf Gerhards/Neidhardt).

174 Grenz/Donges 2018, S. 399–404.

175 Folgendes nach Nikolow/Schirrmacher 2007, S. 27–31 (mit Bezug auf Fleck).

anvisierte Publikum verändert; am engsten bei der wissenschaftlichen Disziplin angesiedelt sind die Fachpublikationen, die sich an die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler selbst richten, am weitesten entfernt stehen die populärwissenschaftlichen Darstellungen, mit denen ein möglichst breites (Laien-)Publikum erreicht werden soll. Das (heuristisch verstandene) Modell zeigt gewissermassen auf, wie die Wissenschaft ihren Kommunikationsraum mit unterschiedlichen Publikationen ausweitet; gleichzeitig ist es aber auch ein Beziehungsmodell, das verdeutlicht, wie Wissenschaft und unterschiedliche Öffentlichkeiten in gegenseitigem Austausch stehen. Im hiesigen Zusammenhang kann danach gefragt werden, ob sich die Stadt im Rahmen ihrer Wissensvermittlung mit ihren Publikationen auch eine solche gestufte Öffentlichkeit schafft. Und falls ja, welche Formen der Wissensaufbereitung und -vermittlung welche Art von städtischer Öffentlichkeit anvisieren.

Öffentlichkeit bezieht sich jedoch nicht allein auf Publikationen, die für Publika mit unterschiedlichen Voraussetzungen bei der Informations- oder Wissensverarbeitung herausgegeben werden; mit der Konstitution von Öffentlichkeit(en) können auch Kommunikationskontexte gesetzt werden. Martin Arnold verweist darauf, dass Öffentlichkeit nämlich nicht allein «Zugänglichkeit» zu Informationen, Personen oder Gegenständen meint, sondern auch den Raum, in dem der Einzelne mit allgemeinen Rollenerwartungen konfrontiert wird; Öffentlichkeit ist ebenfalls eine spezifische Form der Reflexivität, «der Beurteilung der eigenen Person aus der Perspektive des »verallgemeinerten Anderen« [...]».¹⁷⁶ Arnold betont damit den öffentlichen Raum als gesellschaftlichen Bereich der gegenseitigen Beobachtung und Kontrolle; in jeder Öffentlichkeit herrscht ein bestimmtes «Öffentlichkeitsregime».¹⁷⁷ Ein «Öffentlichkeitsregime» formt sich aus dem Deutungsrahmen und den Regeln, welche die Wahrnehmung einer Öffentlichkeit (mit)definieren und das Verhalten in ihr vorgeben. Welche Regeln gelten also in den von der Stadt geschaffenen Öffentlichkeiten? Sind diese zum Beispiel «bürokratenah» oder «bürokratiefern»? Oder im Anschluss an die oben gemachten Ausführungen: Sind sie populärkulturell gestaltet oder nicht – und wenn ja, was bedeutet das mit Blick auf die Beziehung zwischen städtischen Amtsstellen und Bevölkerung?

1.2 Analytische Zugänge

Die öffentlichen Verwaltungen sind nicht nur Quellen vielfältigen «Wissens», im Unterschied zu anderen Wissensproduzenten und -produzentinnen resp. Wissensvermittlerinnen und -vermittlern verbreiten sie ihr Wissen mit dem Anspruch auf besondere soziale Durchsetzungskraft. Um diesem Anspruch – und der davon ausgehenden,

¹⁷⁶ Arnold 2012b, S. 331 (mit Bezug auf Mead).

¹⁷⁷ Vgl. Arnold 2012b.

zumindest behaupteten gesellschaftlichen Wirkung – auf die Spur zu kommen, stellt sich zunächst die Frage, welche Charakteristika diese Art von Kommunikation auszeichnet.

In Ergänzung zu den weiter unten diskutierten autoritätstheoretischen Ansätzen weist die verwaltungswissenschaftliche Sicht auf die Restriktionen und Spannungsfelder hin, mit welchen sich die öffentliche Kommunikation – zu der die Verwaltungskommunikation gehört – auseinandersetzen muss. Zwar bestehen zwischen der privaten und der öffentlichen Kommunikation kaum Unterschiede bezüglich der eingesetzten Kommunikationstechniken und den verwendeten Kommunikationskanälen.¹⁷⁸ Anders sieht es aber bei den jeweiligen Rahmenbedingungen der Kommunikationstätigkeit aus.¹⁷⁹ Die Zielsetzung der öffentlichen Organisationen besteht nicht wie bei kommerziell orientierten Unternehmen in der Gewinnmaximierung, sondern meist in einem komplexen Zielsystem, das konkurrierende Aspekte umfassen kann. Die Aufgaben der öffentlichen Organisationen umfassen neben Leistungen ebenfalls die Erarbeitung und Umsetzung von politischen Programmen sowie Massnahmen zur Befriedigung von Kollektivbedürfnissen. Das führt dazu, dass die kommunikative Themenpalette der öffentlichen Organisationen viel breiter als diejenige von privaten Organisationen ist, wobei bei der Kommunikation vergleichsweise enge Vorgaben eingehalten werden müssen.¹⁸⁰ Die Tätigkeiten der öffentlichen Organisationen müssen gesetzlich legitimiert sein, und die Organisationen selbst haben eine Rechenschaftspflicht, zum Beispiel gegenüber politischen Aufsichtsgremien und der Bevölkerung.¹⁸¹

Das vorliegende Unterkapitel strukturiert sich anhand von drei Fragen: Wie kann die Verwaltung und ihre Kommunikation definitorisch von anderen Akteurinnen und Akteuren im bürokratischen Feld – namentlich der Regierung – abgegrenzt werden? Wie lassen sich die Funktionen der Verwaltungspublikationen bestimmen? Und wie kann die den Verwaltungspublikationen zuerkannte Machtwirkung analytisch erfasst werden? Um diese drei Fragen zu beantworten, werden in einem ersten Teil verschiedene Arbeiten zu den Themen Verwaltungskommunikation und -publikationen gesichtet und diskutiert. Die Kommunikationsleitlinien der Stadt Zürich werden in die Diskussionen miteinbezogen, um einen direkten Bezug zum Untersuchungsgegenstand herzustellen. Im Anschluss daran werden in einem zweiten Teil die theoretischen Leitlinien formuliert, die in den nachfolgenden Kapiteln für die Analysen benutzt werden.

Kulturwissenschaftlich orientierte Studien zur Verwaltungskommunikation

Die gesichteten Texte über Verwaltungskommunikation stammen hauptsächlich aus den Medien-, Publizistik-, Politik-, Verwaltungs- und Rechtswissenschaften. Verwaltungspublikationen scheinen in den Literatur- und Kulturwissenschaften im deutschspra-

¹⁷⁸ Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 3.

¹⁷⁹ Dies und Folgendes: ebd., S. 4, 5.

¹⁸⁰ Ebd., S. 5, 38–41.

¹⁸¹ Ebd.

chigen Raum keine Beachtung als expliziter und eigenständiger Forschungsgegenstand gefunden zu haben. Das heisst aber nicht, dass es keine Forschung zur Kommunikation der Verwaltung gibt.¹⁸² In zwei neueren kultur- und geschichtswissenschaftlichen Studien, die sich für Verwaltungskommunikation respektive für die Kommunikation im bürokratischen Feld interessieren, wird Kommunikation in einem sehr weiten Sinn verstanden. So stellt der Historiker Peter Becker die Kommunikation sowie alle ihre Hilfsmittel und Ermöglichungsbedingungen in den Mittelpunkt des von ihm herausgegebenen Sammelbands «Sprachvollzug im Amt».¹⁸³ Denn die öffentlichen Verwaltungen entfalten nach ihm «ihre Wirksamkeit über Kommunikation nach aussen wie nach innen. Kommunikation bezieht sich dabei auf vielfältige Inhalte: auf die Umsetzung gesetzlicher Vorgaben, auf die Durchsetzung politischer Interessen wie privater Belange, auf die Vermittlung von Wertvorstellungen, aber auch auf das Aushandeln von Geltungsansprüchen mit den «Klienten» und auf die Suche nach Lösungswegen bei der Fallbearbeitung.»¹⁸⁴

Die Erforschung der Kommunikationsformen der Verwaltung ermöglicht für Becker unter anderem einen differenzierteren Zugang zur Geschichte der Staatsbildung und von Herrschaft als sozialer Praxis sowie zur Untersuchung der Beziehung von Politik, Wirtschaft und Verwaltung.¹⁸⁵ Dem breiten Verständnis von Kommunikation entsprechend beleuchten die einzelnen Beiträge im Band ebenso die diskursiven Strukturierungen von Kommunikationsräumen wie die konkrete Ausgestaltung von Begegnungs- und Kommunikationsräumen der Verwaltung oder der Einsatz unterschiedlicher Kommunikationstechnologien (z.B. Schreibmaschinen). Ein weiterer Sammelband, der den «Medien der Bürokratie» gewidmet ist, nähert sich dem Thema auf eine ähnlich breite Art und Weise.¹⁸⁶ Bürokratiegeschichte wird hier insofern als Mediengeschichte verstanden, als die unser Leben bestimmende «grossformatige Kategorie der Bürokratie» nicht ohne ihre «kleinteiligen Ermöglichungsbedingungen» zu verstehen ist.¹⁸⁷ Dabei geht es nicht allein um Bürokrationen als «Aufschreibesysteme»,¹⁸⁸ sondern zum Beispiel auch um die Bedeutung der Mündlichkeit, um den Einsatz von Mikrofilmen als Informationstechnologie oder um Möblierungen und Gebäudestrukturen als bürokratische Machtdemonstrationen. Im Folgenden wird der Fokus auf die Kommunikation der Verwaltung enger gesetzt: In erster Linie wird es um Textkommunikation gehen, wobei die Texte jedoch immer in erweiterten Kommunikationssituationen verortet werden.

182 Vgl. den im Auftrag des Schweizerischen Bundesarchivs verfassten Forschungsbericht mit ausführlicher Bibliografie: Schweizerisches Bundesarchiv 2010.

183 Becker 2011.

184 Ebd., S. 11, 12.

185 Ebd., S. 12.

186 Balke/Siegert/Vogl 2016.

187 Ebd. S. 5.

188 Ebd. S. 5.

1.2.1 Verwaltung als Expertin gesellschaftlicher Organisation

Die Bezeichnungen, unter denen die Verwaltungskommunikation in der Literatur diskutiert wird, sind nicht einheitlich: Staatskommunikation,¹⁸⁹ Behördenkommunikation,¹⁹⁰ Kommunikation öffentlicher Organisationen¹⁹¹ oder eben – Verwaltungskommunikation.¹⁹² Dass sich die letzte Bezeichnung nicht überall findet, dürfte damit zu tun haben, dass die Verwaltungskommunikation ein schwer eingrenzbare Gebiet ist. Das beginnt damit, dass sich Verwaltung nicht eindeutig definieren lässt: Das Wort lässt sich ebenso auf eine Tätigkeit – das Gestalten und Ordnen von Lebensbereichen nach vorgegebenen Regeln – wie auf eine Organisation beziehen, nämlich auf diejenige, die diese «verwaltenden» Tätigkeiten ausübt.¹⁹³ Unter der Bezeichnung öffentliche Verwaltung werden die Verwaltungstätigkeiten des Staates und von anderen öffentlichen Körperschaften zusammengefasst.¹⁹⁴ Im Folgenden wird versucht, die Verwaltung und ihre Kommunikationstätigkeit genauer zu definieren. Dafür werden zunächst bestehende Arbeiten gesichtet. Danach wird anhand von Konzepten aus der Geschichtswissenschaft und der Soziologie ein Zugang entwickelt, der in den folgenden Kapiteln für die Analysen verwendet wird.

Verwaltung und Verwaltungskommunikation – Definitionsversuche

Eine meist juristische Sichtweise definiert die Verwaltung anhand der Lehre der Gewaltenteilung.¹⁹⁵ Nach dem Prinzip der Gewaltenteilung bilden Regierung und Verwaltung zusammen die Exekutive, die für die Umsetzung der Gesetze zuständig ist. Zwar hat die Verwaltung aus verfassungsrechtlicher Sicht eigenständige Aufgaben und Verantwortlichkeiten, sie ist der Regierung aber zu- und nachgeordnet, deren Vorgaben sie umzusetzen hat.¹⁹⁶ Doch sie deswegen nur als «verlängerten Arm der Regierung»¹⁹⁷ zu sehen, wird ihr nicht gerecht. Denn sie wird nicht nur auf Anordnung hin tätig, «sondern hat die Gesetze in eigener Verantwortung zu vollziehen und sich gegen unerlaubte Einmischung zur Wehr zu setzen [...]».¹⁹⁸ In der Politik- und Verwaltungsforschung ist seit längerem unbestritten, dass die Verwaltung nicht bloss mit der Umsetzung oder dem Vollzug politischer Entscheidungen betraut ist, sondern im gesamten Politikprozess mitwirkt, also

189 Vgl. Hill 1993; Neuron/Zielmann 2004.

190 Vgl. Jarren 2005, S. 45.

191 Vgl. Pasquier/Weiss Richard 2017.

192 Vgl. Czerwick 1997 und 1998; Baumgartner 2010, S. 56–63.

193 Körner/Germann/Ladner 2014.

194 Ebd.

195 Germann 1998, S. 3.

196 Koller 2001, S. 1141.

197 Ebd., S. 1141.

198 Ebd., S. 1141.

einen Einfluss auf die Politik selbst ausübt.¹⁹⁹ Weil Regierung und Verwaltung so eng miteinander verbunden sind, erweist es sich als sehr schwierig, die Verwaltungskommunikation von der Regierungskommunikation abzugrenzen. Neuroni und Zielmann fassen denn auch die Regierungs- und Verwaltungskommunikation aus publizistikwissenschaftlicher Sicht auf einer höheren Ebene unter dem Begriff der Staatskommunikation zusammen, um die Zusammenhänge beider Felder aufzuzeigen; Staatskommunikation umfasst demnach «die von der Regierung und Verwaltung ausgehenden Informations- und Kommunikationsprozesse in allen politischen Phasen mit den jeweiligen externen und internen Bezugsgruppen».²⁰⁰

Andere Autoren und Autorinnen versuchen umgekehrt, eine präzisere Unterscheidung zwischen Regierungs- und Verwaltungskommunikation aus deren verschiedenen Aufgaben und Handlungsfeldern abzuleiten. So unterscheidet der Politikwissenschaftler Edwin Czerwick zwischen einer «politisch motivierten und damit sehr viel mehr «strategisch» orientierten Regierungskommunikation» und der Verwaltungskommunikation, die sich «primär aus den Sachaufgaben ab[leitet], die die Behörden zu erfüllen haben».²⁰¹ Der Kommunikationswissenschaftler Otfried Jarren verweist darauf, dass grundsätzlich alle staatlichen Akteure bei ihrer Kommunikationstätigkeit an normative Regulierungen gebunden sind, sieht diesbezüglich jedoch Unterschiede zwischen den staatlichen Leitungsorganen – also der Regierung – und der Verwaltung.²⁰² So könne die Regierung explizit politische Ziele kommunizieren, weil sie Führungs- und Anleitungsfunktionen zu erfüllen habe, womit es ihr auch möglich sei, Wertorientierungen auszudrücken.²⁰³ Die Informations- und Kommunikationstätigkeit der Verwaltung hingegen ist enger eingegrenzt, weil sich ihr Tätigkeitsspektrum aus den gesetzlichen Vorgaben ableiten lassen muss (dies, weil sie sonst auch haftbar gemacht werden kann).²⁰⁴ Pasquier und Weiss Richard unterscheiden zwischen öffentlicher und politischer Kommunikation. Zur politischen Kommunikation gehören gemäss ihnen auf privater Seite die Kommunikation von Parteien oder anderer Interessengruppierungen, auf öffentlicher Seite die Kommunikation der politischen Institutionen wie Regierung und Parlament. Die Unterscheidung zwischen öffentlicher und politischer Kommunikation ist aus ihrer Sicht deshalb so zentral, weil die öffentliche Kommunikation keine persönlichen oder parteibezogenen Interessen unterstützen darf, um die Demokratie nicht zu «verfälschen».²⁰⁵ Allerdings ist von einem graduellen Übergang auszugehen, weil «naturgemäss auch die öffentliche

199 Mayntz 1997, S. 60–81; Seibel 2016, S. 110–131; Germann 1998, S. 3, 4.

200 Neuroni/Zielmann 2004, S. 4.

201 Czerwick 1997, S. 982 (mit Bezug auf Bergsdorf).

202 Jarren 2005, S. 46.

203 Ebd., S. 46.

204 Ebd., S. 47; Donges/Jarren 2017, S. 126.

205 Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 41, 42.

Kommunikation Informationen politischen Charakters enthält»,²⁰⁶ der je nach Informationsaufgabe/-gebiet stärker oder schwächer ausgeprägt sein kann.²⁰⁷ Für den Rechtswissenschaftler Urs Saxer stellt die Kommunikation der Regierungsmitglieder in der Rolle als Vorsteherinnen und Vorsteher der Verwaltungsabteilungen eine Mischform von Regierungs- und Verwaltungskommunikation dar.²⁰⁸

Wie diese Auswahl an Ansätzen zeigt, ist es schwierig, griffige Unterscheidungskriterien zu gewinnen: Denn was ist unter «strategisch orientierter Kommunikation» zu verstehen? Wo beginnen oder enden Führungs- und Anleitungsfunktionen? Oder was macht das Politische am «politischen Charakter» eines Kommunikationstyps aus? Sehr ausführlich wird die Abgrenzung zwischen Regierungs- und Verwaltungskommunikation von Sabrina Baumgartner in ihrer Dissertation zur Regierungskommunikation auf Ebene der Kantone behandelt.²⁰⁹ Sie kommt nach eingehender Diskussion verschiedener Ansätze und Definitionen zum Schluss, «dass es Ansatzpunkte zur Unterscheidung von Regierungs- und Verwaltungskommunikation gibt, sie jedoch immer nur Teile oder bestimmte Handlungen von Regierung oder Verwaltung betreffen. Alle Versuche scheitern an der engen Verknüpfung zwischen der Regierung und der Verwaltung in der Praxis.»²¹⁰

Die enge Verbindung zwischen den beiden Akteurinnen – Regierung und Verwaltung – respektive die Schwierigkeit, die beiden Akteurinnen und ihre kommunikativen Tätigkeiten auseinanderhalten zu können, zeigt sich auch, wenn die Organisation der Stadtzürcher Kommunikation angeschaut wird. In der Stadt Zürich besteht die Verwaltung aus neun Departementen, die über unterschiedlich viele Dienstabteilungen verfügen. Jedem Departement steht ein Stadtratsmitglied vor. Zusammen bilden diese die Regierung der Stadt Zürich. Die städtischen Kommunikationsgrundlagen werden vom Stadtrat in Leitlinien festgelegt. Ein frühes Kommunikationskonzept datiert aus dem Jahr 1970, danach wurde in den Jahren 1990, 2003, 2008 und 2017 jeweils eine neue Version vom Stadtrat in Kraft gesetzt.²¹¹ Die städtische Kommunikation ist insofern dezentral organisiert, als jede Stadträtin, jeder Stadtrat die Öffentlichkeitsarbeit in seinem Departement selbst regeln kann. Die gesamtstädtische Koordination der Kommunikation läuft über die Stadtkanzlei, die als zentrale Drehscheibe mit fachlicher Führungsfunktion fungiert.²¹² Die Stadtkanzlei ist eine Stabsstelle des Stadtrates. Die zentrale Rolle hat hier die/

206 Ebd., S. 51.

207 Die Regierungskommunikation wie die Krisenkommunikation sind für Pasquier und Weiss Richard diejenigen Typen, welche die stärkste politische Färbung aufweisen. Neben anderen sehen sie z. B. die interne Kommunikation oder die Kommunikation im Zusammenhang mit Leistungen, welche die Verwaltung anbietet, am anderen, unpolitischen Ende der Kommunikation.

208 Vgl. Saxer 2010, S. 12.

209 Baumgartner 2010, S. 33–36 und S. 56–63.

210 Ebd., S. 63.

211 STRB 561/1970; STRB 112/1990; STRB 1607/2003; STRB 85/2008; STRB 83/2017.

212 STRB 83/2017, Beilage, S. 7.

der Informationsbeauftragte des Stadtrats inne, die/der den Stadtrat in kommunikativen Fragen unterstützt und die Kommunikationsabteilung der Stadtkanzlei sowie die Konferenz der Kommunikationsleitenden der Departemente führt. In den Departementen gibt es wiederum je eine Person, welche die Kommunikation leitet und koordiniert. Letztlich ist es aber eine Vielzahl von Personen, welche hinter den städtischen Publikationen steht. Im Jahr 2003²¹³ waren in der Stadtverwaltung 44 Personen für Kommunikation, Öffentlichkeitsarbeit und Informationsvermittlung zuständig, die zusammen 28 Vollzeitstellen belegten. Zusätzlich waren 20 Personen für Marketingaktivitäten zuständig, die zusammen 17 Vollzeitstellen besetzten. Im Jahr 2010²¹⁴ werden rund 85 Stellenwerte in sämtlichen Bereichen der Kommunikation zusammen ausgewiesen. Neben der Stadtkanzlei und den Departementssekretariaten verfügten 30 Dienstabteilungen über eigene Kommunikationsstellen. Für das Jahr 2014 ist von insgesamt 79 Stellenwerten die Rede.²¹⁵ Die Regierungskommunikation wird erst in der bisher jüngsten Fassung der städtischen Kommunikationsunterlagen explizit als eigener Bereich der städtischen Kommunikation abgegrenzt; er umfasst die Publikation der Stadtratsentscheide sowie die Kommunikation im Vorfeld von Abstimmungen.²¹⁶

Wir haben es bei den Stadtzürcher Publikationen also nicht ausschliesslich mit Verwaltungspublikationen zu tun. Da jedoch im Folgenden diejenigen unter den städtischen Publikationen, die von der Stadt Zürich selbst der Regierungskommunikation zugeordnet werden (Stadtratsbeschlüsse, Abstimmungsinformationen) nur als Quellen für Hintergrundinformationen und nicht als eigenständige Publikationen eine Rolle spielen, behalte ich die Bezeichnung bei.

Leitlinien für die folgenden Analysen

Ich sehe die Verwaltung im Folgenden als eine Expertin gesellschaftlicher Organisation. Damit folge ich einem Ansatz, der von Stefan Haas entwickelt wurde,²¹⁷ und der die Verwaltungsgeschichte als eine dynamische Geschichte des Organisierens versteht.²¹⁸ Diese Perspektive erlaubt, das «bürokratische Feld» aus einer alltagswissenschaftlichen Perspektive zu überblicken, ohne die oben diskutierten Abgrenzungen zu vernachlässigen. Verwaltungstätigkeit ist ein Bestandteil des politischen Prozesses, die Verwaltung selbst eine Expertin der Implementation von Codes (Gesetze/Verordnungen). Zurückgegriffen wird auf den Begriff der Implementation, weil er «[i]m Gegensatz zum Begriff der Umsetzung, bei dem stets die kafkaesk konnotierte Vorstellung

213 STRB 523/2004, S. 2.

214 STRB 562/2011, S. 8.

215 STRB 2/2015, S. 3.

216 STRB 83/2017, Beilage, S. 3.

217 Vgl. Haas 2005; Haas 2014.

218 Vgl. Haas/Hengerer 2008, S. 10, 11; vgl. ebenfalls Haas/Pfister 1999.

automatengleich funktionierender preussischer Verwaltung für die Definition leitend war, [...] die Tätigkeit von Verwaltungsinstitutionen als kreativen Akt des Organisierens soziokultureller Wirklichkeit dar[stellt]»,²¹⁹

Ausgangspunkt des Ansatzes ist das politisch-administrative System in seiner Gesamtheit, in welches die Verwaltungstätigkeit explizit als sinnstiftendes Handeln eingebunden gedacht wird. Die Implementation politischer Programme und Entscheidungen ist ein kommunikativer Prozess zwischen Entscheidungsinstanzen, Verwaltung und Bevölkerung, wobei es die Verwaltungsinstanzen sind, welche die politischen Programme als kulturelle, das heisst, sinngenerierende Phänomene im Alltag real werden lassen.²²⁰ In diesem Prozess sind die eingesetzten Medien von zentraler Bedeutung, weil «nur durch die Art und Weise, wie ein Medium Wirklichkeit dekodiert und enkodiert, Wirklichkeit überhaupt erleb- und thematisierbar wird».²²¹ Das Interesse richtet sich auf die Deutungen und Umdeutungen, also die Transformationen, welche die politischen Entscheide im Lauf ihrer «Veralltäglichen» erfahren. In der vorliegenden Studie wird allerdings keine langfristige Beobachterperspektive eingenommen, sondern es werden punktuell Ausschnitte des Implementationsprozesses fokussiert: Das Interesse gilt einzelnen Publikationen, die zu einem gegebenen Zeitpunkt für ein bestimmtes (Implementations-)Ziel kreiert worden sind.

Der Zweck der Verwaltungspublikationen kann darin gesehen werden, dass sie die Verwaltung und ihre Umwelt miteinander verbinden, eine Beziehung schaffen zwischen der Verwaltung und verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Für den oben zitierten Politikwissenschaftler Edwin Czerwick stellt die Verwaltungskommunikation «eine spezifische Form sozialer Interaktion dar, durch die eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Akteure in Kontakt zueinander gebracht [wird]».²²² In diesem Sinn ist die «Kommunikation als ›Kitt‹ zu verstehen, der die öffentliche Verwaltung mit ihrer gesellschaftlichen Umwelt verbindet».²²³ Die Frage ist also, inwiefern mit den Publikationen «soziale Orte» geschaffen werden und wie von ihnen aus die Implementation politischer Entscheide in Gang gesetzt oder in Gang gehalten werden soll. Werden mit ihnen Informationen, Empfehlungen oder Anweisungen in diffusionistischer Manier über ein – rechtlich, kognitiv oder anders markiertes – hierarchisches Gefälle verbreitet? Oder bilden die Publikationen selbst eine Plattform für oder eine Scharnierstelle zwischen verschiedenen Gruppen und unterschiedlichen Interessen? Publikationen der letzteren Art können eine sozial-integrierende Funktion erfüllen oder eine sozial-vermittelnde Absicht zum Ausdruck bringen.

²¹⁹ Haas/Hengerer 2008, S. 10.

²²⁰ Haas 2014, S. 186.

²²¹ Ebd., S. 189, 190.

²²² Czerwick 1998, S. 489.

²²³ Czerwick 1997, S. 973.

Publikationen dienen als Kommunikationsplattformen, wenn sie verschiedene Betroffene, Interessierte etc. zusammenbringen, indem diese sich an ihnen beteiligen können. So wurde zum Beispiel die bereits erwähnte Zeitschrift «Grünzeit» von der städtischen Dienstabteilung zusammen mit dem Verbund Lebensraum Zürich herausgegeben, der sich aus Vereinen und Organisationen verschiedenster Art zusammensetzt (Familiengartenvereine, Umwelt- und Naturschutzorganisationen, Holzkooperationen, Verschönerungsvereine etc.), die ihre Anliegen in geeinter Stimme gegenüber den Behörden und der Öffentlichkeit vertreten wollen.²²⁴ Nach der Einstellung der Zeitschrift wurde festgehalten, dass sich die Zusammenarbeit dank der Zeitschrift verbessert hatte.²²⁵ Publikationen können auch als Produkt einer Zusammenarbeit entstehen. So wurde die oben im Zusammenhang mit den nächtlichen Lärmproblemen erwähnte Internetplattform «www.gute-nachbarschaft.ch» unter Einbezug verschiedener verwaltungsinterner und -externer Beteiligter erarbeitet und danach zur Informationsvermittlung für ein grösseres Publikum eingesetzt.²²⁶

Um die sozial-vermittelnde Dimension von städtischen Publikationen zu erfassen, können wir sie als «Grenzobjekte» beschreiben. Das Konzept der Grenzobjekte wurde entwickelt, um die Zusammenarbeit und den Austausch in gesellschaftlichen Prozessen der Wissensformation zu beobachten.²²⁷ Grenzobjekte sind selbst genügend strukturiert und determiniert, um eine eigene Identität zu behalten, und sie sind gleichzeitig genügend offen, um verschiedenen sozialen Gruppen eigene Anknüpfungspunkte und Interpretationsmöglichkeiten zu bieten.²²⁸ Mit dem Konzept der Grenzobjekte können die Publikationen als Schnittstellen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren und ihren jeweiligen Interessen in den Blick genommen werden. Explizit als Grenzobjekte markiert werden zum Beispiel die Publikationen der öffentlichen Statistik. Gemäss der «Charta der öffentlichen Statistik der Schweiz» – dem berufsethischen Kodex der öffentlichen Statistikstellen, der auch von der Stadtzürcher Statistikstelle unterzeichnet worden ist –, sollen diese nach unabhängigen Kriterien erstellt und in ihrer Darstellung möglichst objektiv und unparteilich sein sowie für alle gleichzeitig publiziert werden und danach der gesamten Öffentlichkeit zur Verfügung stehen.²²⁹ Betont wird sowohl die Wichtigkeit der statistischen Informationen als Grundlage für politische Entscheide als auch umgekehrt die Bedeutung dieser Informationen bei der öffentlichen Kontrolle des politischen Geschehens. Das statistische Datenmaterial sollte also auf eine Art und Weise aufbereitet und publiziert werden, durch die es für vie-

224 Grünzeit 38/2011, S. 3.

225 STRB 1255/2011, S. 2.

226 Vgl. SOD 2018: Evaluation der Webseite Gute Nachbarschaft.

227 Vgl. Star/Griesemer 1989.

228 Vgl. Arnold 2012c, S. 17, 18.

229 Ethikrat: Charta (abgerufen: 29. 12. 2021).

lerlei, vielleicht auch ganz unterschiedliche Interessen verfügbare und nutzbar wird. Die statistischen Publikationen sind gleichzeitig kognitiv-hierarchisch und – ihrem Anspruch nach – vermittelnd-offen. Einerseits gilt Statistik geradezu als prototypischer Ausdruck des «Staatsdenkens»;²³⁰ darin wird Wirklichkeit unter staatlichen Denkkategorien erfasst und beschrieben; andererseits sind die verwendeten Grundlagen offengelegt, wodurch die statistischen «Weltkonstruktionen» nachvollzogen werden können.²³¹

Unabhängig davon, ob eine vertikal-hierarchische oder eine horizontale, den Austausch fördernde Form der Wissensvermittlung und Implementation gewählt wurde: In den Publikationen wird die Beziehung zwischen staatlichen Akteurinnen und Akteuren und unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen je nach kommunikativer Absicht in bestimmten Rollen- und Figurenkonstellationen inszeniert. Um die inszenatorische Dimension der Publikationen zu erfassen, orientiere ich mich an einem «dramatologischen Politikverständnis», das die Politik als einen eigenen, symbolisch markierten oder zu markierenden gesellschaftlichen Sinnbezirk versteht.²³² Dieser Ansatz stützt sich auf ein dramatologisches Grundverständnis des menschlichen Soziallebens, dem die Idee zugrunde liegt, «dass Menschen, was immer sie sonst noch tun, nicht nur (sinnhafte) Vorstellungen von der Welt haben, sondern der sozialen Welt auch ständig (sinn-anbietende) Vorstellungen geben müssen».²³³ Inszenierungen sind – so der Soziologe Ronald Hitzler – eine alltägliche gesellschaftliche Angelegenheit.²³⁴ Ich will hier nochmals an die obigen Überlegungen bezüglich der Unterscheidung zwischen Regierungs- und Verwaltungskommunikation anknüpfen. Historisch betrachtet werden Demokratie und (öffentliche) Verwaltung in einem gegenseitigen Ermöglichungszusammenhang gesehen:²³⁵ «Als regelgebundene und zugleich professionelle Organisation ist die moderne Verwaltung zwar eine an politische Verhältnisse gekoppelte, aber zugleich relativ unabhängige Organisation. Gerade in dieser Gleichzeitigkeit von Abhängigkeit und Unabhängigkeit liegt die Funktionalität moderner Verwaltungen in demokratischen Gesellschaften.»²³⁶

Verwaltungshandeln stabilisiert die Gesellschaft, weil es Ordnung auch über politische Veränderung hinweg aufrechterhält. Politikerinnen und Politiker, die Entscheidungen verantworten und sich in regelmässigen zeitlichen Abständen einer Wiederwahl stellen müssen, befinden sich dagegen in einer wesentlich instabileren Position.²³⁷ Will ein Poli-

230 Vgl. Bourdieu 2014, S. 253, 254.

231 Beim Bundesamt für Statistik werden alle Erhebungen, Definitionen, Nomenklaturen, Methodenberichte etc. publiziert; vgl. BFS: Kataloge und Datenbanken (abgerufen: 29. 12. 2021).

232 Vgl. Hitzler 1994a sowie Soeffner/Tänzler 2002.

233 Ebd., S. 6 (mit Verweis auf Machiavelli, Goffman und Plessner). Hitzler übernahm den Begriff «Dramatologie» von Wolfgang Lipp.

234 Ebd., S. 6.

235 Richter 2012, S. 93.

236 Ebd., S. 94.

237 Vgl. Hitzler 1994a, S. 31.

tiker oder eine Politikerin erfolgreich sein, so muss er oder sie in einer modernen repräsentativen Demokratie glaubhaft machen, «dass er [oder sie] «für alle» (jedenfalls für alle, auf die es ihm [oder ihr] ankommt) das Beste will und dass er [oder sie] deshalb über Macht verfügen, Macht ausüben muss»,²³⁸ – Damit sind wir nach Hitzler bei der Kernstruktur der Dramatologie des Politischen angelangt, nämlich der Lehre von der Dramaturgie der Politikvermittlung mit ihren Inszenierungsregeln: So sollte ein Politiker oder eine Politikerin unter anderem glaubhaft als kompetent, jedoch nicht als arrogant, als engagiert, aber nicht als verbohrt, als kämpferisch, aber nicht als rücksichtslos oder als konsenswillig, aber nicht als opportunistisch erscheinen.²³⁹ Wie wir im Folgenden sehen, werden in den Stadtzürcher Publikationen neben den «Politiker/innen» und den «Amtspersonen» weitere Figuren wie «Experten/-innen» oder «Kontrolleure/-innen» in Szene gesetzt, dies entweder direkt zusammen mit den Figuren, die im städtischen Alltag ihren komplementären Part bilden, oder zumindest im Hinblick auf solche Figuren. Auch symbolische Macht braucht eine «Symbolik der Macht»,²⁴⁰ die unter anderem in solchen komplementären Figurenkonstellationen zum Ausdruck gebracht werden kann.

1.2.2 Verwaltungspublikationen als Gebrauchspublikationen

Verwaltungspublikationen kennen eine Vielzahl unterschiedlicher Formen und erfüllen eine Vielzahl von Funktionen: Mit ihnen werden staatliche Prozesse vorbereitet, gesteuert, durchgesetzt und gerechtfertigt.²⁴¹ Die Publikationen werden in der Literatur mit Funktionen wie Aufklären, Warnen, Informieren (z.B. in Zusammenhang mit Projekten), Auskünfte geben oder Beraten in Zusammenhang gebracht.²⁴² In diesem Unterkapitel werden anhand bestehender Arbeiten drei funktionale Dimensionen der Verwaltungskommunikation aufgezeigt: eine (normativ) institutionelle, eine organisatorische und eine prozesshafte. Anschliessend wird ein literatur- respektive textorientierter Zugang entwickelt, der für die folgenden Analysen verwendet werden wird.

Funktionen der Verwaltungskommunikation

Um die Kommunikationsfunktionen genauer zu bestimmen, wird zunächst die institutionelle Dimension der städtischen Publikationen in den Blick genommen. Denn ob die Verwaltungskommunikation nun als politisch, teils politisch oder nichtpolitisch eingestuft wird: Die öffentliche Verwaltung selbst ist Teil des politisch-adminis-

²³⁸ Ebd., S. 30.

²³⁹ Ebd., S. 30, 31.

²⁴⁰ Bourdieu 1990, S. 55.

²⁴¹ Czerwick 1997, S. 973.

²⁴² Vgl. Pasquier/Weiss Richard 2017; Jarren 2005; Czerwick 1997; Gramm 1991; Hill 1993.

Tabelle 1:
Zentrale Funktionen

Information der Öffentlichkeit	Debatten und Beschlüsse müssen öffentlich gemacht werden und Gesetze, Erlasse, Verordnungen usw. zugänglich sein, um das Funktionieren der Demokratie sicherzustellen.
Begründung und Erklärung von Entscheiden	Weil Politik eine komplexe Angelegenheit ist, müssen die Implikationen und die Tragweite von Entscheidungen erläutert werden.
Werte verteidigen und verantwortungsbewusstes Verhalten fördern	Zu den Aufgaben des Staates gehören der Schutz und die Verteidigung von Menschenrechten und Grundwerten des Rechtsstaates sowie die Förderung von weiteren Werten, welche in der Gesellschaft anerkannt sind. Diese Werte müssen von den Institutionen vorgelebt und der Öffentlichkeit vermittelt werden.
Dialog zwischen Institutionen und Bürgerinnen und Bürgern sicherstellen	Die Demokratie lebt von der Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger. Die Verwaltung und die Institutionen sind auf den dauernden Dialog mit diesen angewiesen. Die Kommunikation ist in diesem Sinn eine dauerhafte und interaktive Aufgabe.
Ergänzende Funktionen	
Empfangen	Gestaltung des direkten Kontakts zwischen der Verwaltung und der Bevölkerung.
Zuhören	Erfassen und verarbeiten von Informationen über die Leistungsbezüger und -bezügerinnen, um gegebenenfalls reagieren zu können.
Förderung der Legitimität der Organisation und ihrer Tätigkeiten	Bekanntheit der öffentlichen Organisationen und ihrer Leistungen fördern, um ihre Legitimität zu stärken.
Stärkung des sozialen Zusammenhalts	Kommunikation der öffentlichen Organisation dazu nutzen, soziale Beziehungen zwischen allen Personen, die das wünschen, zu schaffen und aufrecht zu erhalten

Nach: Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 30–38.

trativen Systems und entsprechend können die Funktionen ihrer Publikationen mit der Wertsphäre dieses Systems in Verbindung gebracht respektive auf diese bezogen werden. Eine in diesem Sinn normativ-orientierte Funktionsbestimmung findet sich bei Pasquier und Weiss Richard, die bezüglich der Kommunikation der öffentlichen Organisationen zwischen zentralen und ergänzenden Funktionen unterscheiden.²⁴³ Zentral sind für sie diejenigen Funktionen, die auf gesetzlichen Verpflichtungen beruhen, und denen die öffentlichen Organisationen deshalb nachkommen müssen. Wie in der untenstehenden tabellarischen Zusammenstellung ersichtlich ist, geht es dabei ums Sicherstellen von Informationsgrundlagen, die für das Funktionieren einer demokratischen Gesellschaft benötigt werden, sowie um die Pflege von grundlegenden gesell-

²⁴³ Folgendes nach Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 30–38.

schaftlichen Werten und Normen. Die ergänzenden Funktionen sind weniger einheitlich, betreffen verschiedene Aspekte und haben oft keine direkte Rechtsgrundlage; so beziehen sich die ersten beiden ergänzenden Funktionen eher auf den direkten Kontakt zwischen Verwaltung und Bevölkerung, die zwei weiteren benennen hingegen allgemeine gesellschaftliche Ziele. (Vgl. Tab. 1)

Normative Funktionsbestimmungen können helfen, die städtischen Publikationen in grösseren gesellschaftlichen und kulturellen Zusammenhängen zu deuten. Im Rahmen einer induktiv orientierten Studie setzen die normativen Funktionsbestimmungen allerdings am «falschen Ende» an, indem sie der Analyse bereits vorgeben, welche Ziele die städtische Kommunikation erfüllen sollte, womit nur zu überprüfen bliebe, ob diese Ziele auch tatsächlich angestrebt werden oder nicht.

Damit komme ich zu Ansätzen, die stärker auf die organisatorische Dimension der Verwaltungskommunikation fokussieren. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn die Kommunikationsfunktionen direkt mit Aufgaben und Tätigkeiten der Verwaltung in Verbindung gebracht werden. Nach Otfried Jarren «handelt [die Verwaltung]

- in eigener Sache, wenn durch Informationen auf bestimmte Leistungen für Bürgerinnen und Bürger hingewiesen und damit für die eigene Leistungsfähigkeit zugleich «geworben» wird.
- im Rahmen der Gefahrenabwehr (Krisenfälle; Produktinformationen) oder im Kontext von angestrebten Verhaltensänderungen (bspw. Sucht-, Gesundheits-, Verkehrskampagnen).
- im Rahmen ihrer Annexkompetenz im Zuge von gesetzlichen Sachaufgaben (bspw. in der Raumplanung).»²⁴⁴

Die Kommunikation der Verwaltung braucht immer eine rechtliche Grundlage; insofern muss eine solche Einteilung auch als Verweis auf die im Verwaltungsrecht festgehaltenen Verwaltungsaufgaben und Arten der Aufgabenerfüllung gelesen werden. Zu bedenken ist, dass «werbende» Selbstdarstellung wohl eine Voraussetzung für jede Art von persuasiver Kommunikation darstellt; sehen wir die Kommunikation im Rahmen der Gefahrenabwehr und im Kontext von angestrebten Verhaltensänderungen im Zusammenhang von Wissenspopularisierung, wird sie auch in diesem Handlungsfeld eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

Eine stärker ausdifferenzierte und vermehrt an Typologien der Unternehmenskommunikation erinnernde Aufstellung von Kommunikationsfunktionen findet sich bei Edwin Czerwick, der die einzelnen Komponenten der Verwaltungskommunikation zusätzlich je mit spezifischen Zielgruppen in Verbindung bringt. Er unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen externer und interner Kommunikation; die Aussenkommunikation ist die kommunikative Beziehung zwischen Verwaltung und Gesell-

²⁴⁴ Jarren 2005, S. 47.

Tabelle 2:

Komponenten der Verwaltungskommunikation	Zentrale Funktionen und Ziele	Hauptadressaten
Inneradministrative Kommunikation	Optimaler Aufgabenvollzug; Vermeidung inneradministrativer Konflikte	Verwaltungspersonal
Führungs- und Abstimmungskommunikation	Kooperation, Koordination, Delegation, Steuerung	Verwaltungspersonal
Auswertung von Umweltinformationen	Informationsnutzung	Verwaltungspersonal
«Personalpflege»	Soziale Integration und Motivation	Verwaltungspersonal
«Externe» Verwaltungskommunikation	Meinungslenkung und Information	Öffentlichkeit
Medienarbeit*	Resonanzzeugung und -verstärkung	Journalisten; Amtliche Pressestellen
Öffentlichkeitsarbeit	Selbstdarstellung und Werbung; Akzeptanzmanagement	Öffentlichkeit
Informationsarbeit	Unterrichtung	Öffentlichkeit
Auskünfte	Vermittlung konkret nachgefragter Informationen	Auskunftsuchende
Aufklärung	Einleitung von Verhaltensänderungen	Teil-Öffentlichkeiten (z.B. Raucher)
Warnungen	Abwehr unmittelbar drohender Gefahren	Teil-Öffentlichkeiten (z.B. Medikamentenbenutzer)
Beratung	Betreuung und Hilfen	Antragsteller

* Für Czerwick zählt auch die publizistische Tätigkeit der Verwaltung (Bücher, Broschüren, Ratgeber, Gutachten, Zeitschriften, Gesetzes- und Vorschriftensammlungen usw.) zur Medienarbeit. Das gilt ebenfalls für die schriftstellerische Tätigkeit hoher Beamter oder für Vorträge; vgl. Czerwick 1997, S. 979, 980.
Aus: Czerwick 1997, S. 982.

schaft, sie richtet sich entweder an die Gesellschaft insgesamt oder an ausgewählte gesellschaftliche Gruppen, die Innenkommunikation gilt ausschliesslich dem Verwaltungspersonal. (Vgl. Tab. 2)

Solche Typologien sind hilfreich, wenn es darum geht, einzelne Publikationen im weiten Feld der Verwaltungskommunikation zu verorten. Sie sind aber auch immer etwas irreführend, weil – wie der Autor selbst festhält – eine Publikation selten nur eine einzige Funktion erfüllt und sich auch die Zielgruppen nicht immer klar angeben lassen. Im Folgenden wird es vorwiegend um externe Kommunikation der Stadt Zürich gehen. Es wird sich aber zeigen, dass einzelne, hauptsächlich an die Verwaltungsmitarbeitenden gerichtete Publikationen durchaus auch eine aussenkommunikative Bedeutung erhalten können.

Drittens will ich hier die – mangels einer besseren Bezeichnung – «prozesshafte» Dimension der Verwaltungspublikationen beleuchten. Die Verwaltung kann als wissensrespektive informationsverarbeitende Organisation verstanden werden und ihre Publikationen als Texte, deren Funktionen mit Blick auf diesen Prozess bestimmt werden können. Diese prozesshafte Einbettung der Verwaltungskommunikation bildet den Ausgangspunkt der textlinguistischen Überlegungen von Michael Becker-Mrotzek und Maximilian Scherner. Sie sehen das gemeinsame Merkmal der Textsorten der Verwaltung darin, «dass ihr Hauptzweck in der Bearbeitung von Wissen bzw. Informationen nach vorgegebenen, ja institutionsspezifischen Bearbeitungsverfahren liegt».²⁴⁵ Mit der Fokussierung auf verfahrensbezogene Texte wird ein zentraler Bestandteil der Kommunikation der Verwaltung erfasst, der in den bereits angeführten Aufstellungen keine explizite Erwähnung fand. Für die verschiedenen Schritte der Wissensverarbeitung durch die Verwaltung bestehen jeweils eigene Textsorten mit eigenen Strukturen und verwendeten sprachlichen Mitteln. Ausgemacht werden:²⁴⁶

- Texte mit regulierender Funktion, die wie bspw. Verwaltungsvorschriften, das Verwaltungshandeln festlegen;
- Texte mit wissenserhebender bzw. -vermittelnder Funktion, worunter Texte verstanden werden, die von den Klienten/-innen an die Verwaltung gerichtet werden (z. B. Formulare, welchen als Schnittstelle zwischen Verwaltung und Verwaltungsumfeld eine besondere Rolle zukommt);
- Texte mit wissensbearbeitender Funktion, worunter die Schriften fallen, die in Bearbeitungsprozessen entstehen und eingesetzt werden;
- Texte mit handlungsschliessender Funktion, das sind Texte, die Ergebnisse des Verwaltungshandelns mitteilen, bspw. jegliche Art von Bescheiden (in schweizerischer Terminologie «Verfügung»).

Ich möchte hier die verfahrensorientierte und damit die ins Innere der Verwaltung und auf ihre Abläufe gerichtete Perspektivierung mit einer zweiten, nach aussen gerichteten Perspektivierung ergänzen. Im Rahmen der Implementation von politischen Entscheidungen und Programmen ist die Verwaltung auch kreativ tätig: Sie ist nicht allein eine Organisation der Wissenseinverleibung, sondern ebenso des Informationsausstosses und der gesellschaftlichen Wissensgenerierung. Das gilt zum Beispiel für die in der vorliegenden Studie analysierten «informativ[n] Schriften» [...] mit «aufklärender oder belehrender» Funktion»,²⁴⁷ die im Rahmen von Kampagnen zum Einsatz kommen und zu Einstellungs- oder Verhaltensänderungen führen sollen.

²⁴⁵ Becker-Mrotzek/Scherer 2000, S. 634.

²⁴⁶ Folgendes nach Becker-Mrotzek/Scherer 2000, S. 634, 637.

²⁴⁷ Vgl. ebd., S. 629 (nach Wagner).

Tabelle 3:
Kommunikationsbereiche

Bevölkerungskommunikation	Information und Dialog mit den Einwohnerinnen und Einwohnern Zürichs, der Quartierbevölkerung und anderen segmentierten Interessengruppen der Stadtbevölkerung zu den vielfältigen und breit gefächerten Tätigkeitsfeldern der Stadtverwaltung.
Politische Kommunikation	Information zu Haltungen, Absichten, Beschlüssen und Tätigkeiten des Stadtrates als Grundlage für die Meinungsbildung und Meinungsäusserung und damit für die Partizipation im direktdemokratischen Prozess.
Dienstleistungskommunikation	Information, Promotion und Marketing zu den Dienstleistungen und Angeboten der Stadtverwaltung und der städtischen Betriebe.
Kooperationen	Information zur Zusammenarbeit der Stadt mit Dritten und zur Unterstützung von Projekten und Organisationen durch die Stadt.
Interne Kommunikation	Information und Dialog mit den städtischen Mitarbeitenden.
Kommunikations-Koordination	Steuerung und Koordination der unterschiedlichen Kommunikationsbereiche und -aktivitäten.

Aus: STRB 562/2011, S. 3.

Wie definiert die Stadt Zürich selbst die Funktionen ihrer Kommunikationsaktivitäten? In den Kommunikationsleitlinien der Stadt Zürich findet sich sowohl die normative als auch die organisationsbezogene Funktionsbestimmung. So heisst es zum Beispiel in einem Bericht, der zuhanden des Gemeinderats abgefasst wurde: «Mit ihrer Kommunikation informieren der Stadtrat und die Stadtverwaltung über ihr öffentliches Handeln und erklären und begründen die Entscheide und Massnahmen der Stadt. Erst so entsteht die Möglichkeit, das städtische Handeln zu prüfen und in der Folge zu unterstützen oder abzulehnen. Kommunikation ist als Grundlage für die demokratische Meinungsbildung und für die Wahrnehmung der demokratischen Rechte ein fester Bestandteil der politischen Führungsaufgabe einer Regierung und wird durch das Gesetz verlangt [...]»²⁴⁸ (Festgehalten werden folgende Kommunikationsbereiche: Vgl. Tab. 3)

Die in der Übersicht aufgeführten Zielgruppen können aufgrund der Angaben aus den städtischen Leitlinien um viele weitere ergänzt werden: Dort werden neben den Medien unter anderen auch Quartiervereine, Mitglieder des Gemeinderats und der Kommissionen, politische Parteien, Unternehmungen, Pendler/innen, Gemeinden, Kanton, Bundesbehörden und die Schweizer Bevölkerung als Zielgruppen genannt.²⁴⁹ Keine Erwähnung findet in den städtischen Leitlinien das, was ich oben an dritter Stelle als «prozesshafte»

²⁴⁸ STRB 562/2011, S. 1.

²⁴⁹ Ausführliche Aufzählung in: STRB 1607/2003, Beilage S. 1, sowie STRB 562/2011, S. 1.

Dimension der Verwaltungskommunikation zu erfassen versucht habe. Mir scheint, dass gerade diese «prozess-» respektive eben auch «wissenszentrierte» Dimension der staatlichen Kommunikation ein zentraler Punkt bei der Frage nach den Grundlagen von symbolischer Macht und gesellschaftlicher Konstruktion der «Staatsillusion» darstellt (vgl. dazu die Ausführungen in Kap. 5.1 zu Formularen).

Leitlinien für die folgenden Analysen

Um die Publikationen aus einer text- und literaturorientierten Perspektive zu betrachten, verwende ich im Folgenden einen bereits etwas älteren Begriff: Bei den Verwaltungspublikationen handelt es sich zu einem grossen Teil um Gebrauchstexte. Die Bezeichnung Gebrauchstexte wurde in den 1970-Jahren eingeführt für Texte wie Werbetexte, Zeitungsnachrichten, politische Flugblätter, Gesetzestexte, Geschäftsbriefe, Gebrauchsanweisungen usw.²⁵⁰ Charakteristisch für diese Art von Texten ist ihre Verankerung im Alltag. So definiert zum Beispiel Horst Belke die Gebrauchstexte folgendermassen: «Unter Gebrauchstexten werden [...] solche Texte verstanden, die nicht, wie poetische Texte, ihren Gegenstand selbst konstituieren, sondern die primär durch ausserhalb ihrer selbst liegende Zwecke bestimmt werden. Gebrauchstexte dienen der Sache, von der sie handeln; sie sind auf einen bestimmten Rezipientenkreis ausgerichtet und wollen informieren, belehren, unterhalten, kritisieren, überzeugen, überreden oder agitieren.»²⁵¹

In der Literaturwissenschaft hat der Begriff keine polemische Komponente mehr und wird auch synonym mit Sachtext, pragmatischer Text oder nichtfiktionaler Text verwendet.²⁵² Ich werde im Folgenden nicht von Gebrauchstexten, sondern von Gebrauchspublikationen sprechen; dies, um mögliche Missverständnisse zu vermeiden, weil neben gedruckten schriftlichen Erzeugnissen auch andere Publikationsformate in die Studie einbezogen werden.

Als kulturelle Phänomene ermöglichen Textsorten nach Ulla Fix einen jeweils «spezifischen Zugriff auf die Welt»,²⁵³ denn mit ihnen wird immer ein spezifisches Verhältnis zur Welt gestaltet: «Wer einen Text im Gebrauch verstehen will, muss den spezifischen ordnenden Zugriff kennen, der dessen Textsorte eigen ist. Er muss wissen, für welchen Zweck diese Textsorte als «Instrument» zur Verfügung steht.»²⁵⁴

Textsorten sind als Organisationsformen des Alltagswissens zu verstehen und verweisen auf kommunikative Routinen: Sie sind gesellschaftlich-kulturell bewährte Kommuni-

²⁵⁰ Vgl. Schwitalla 1997, S. 664.

²⁵¹ Belke 1973, S. 320.

²⁵² Schwitalla 1997, S. 665.

²⁵³ Fix 2008b, S. 138.

²⁵⁴ Fix 2008a, S. 110.

Tabelle 4:

Schematische Übersicht über die modifizierten Funktionskategorien Searles

Art des illokutionären Zwecks	Ergebnispekt (sprecherseitig)	Folgeaspekt (hörerseitig)
assertiv	Sagen, wie es sich verhält	Anerkennung des Wahrheitsanspruchs
kommissiv	Sich auf die Ausführung einer zukünftigen Handlung festlegen	Erwartung eines zukünftigen (Sprecher-)Verhaltens
direktiv	Den Versuch unternehmen, den anderen zur Ausführung einer zukünftigen Handlung zu bewegen	Beabsichtigung eines zukünftigen (Hörer-)Verhaltens
deklarativ	Die Welt (dem Gesagten entsprechend) verändern	Unterstellung einer institutionellen Wirklichkeit
expressiv	Gefühle ausdrücken	Emotionale Stabilisierung bzw. Destabilisierung

Aus: Rolf 2000, S. 432. Ähnlich auch in: Rolf 1993, S. 73, 312, 313.

kationsmuster.²⁵⁵ Entsprechend müssen die Textsorten in Handlungszusammenhängen gesehen und aus sozialer Perspektive verstanden werden. Mit der Frage nach der Funktion der Gebrauchstextsorten soll der Handlungsaspekt dieser Texte noch stärker in den Fokus gerückt werden. Nach Eckard Rolf dienen die Gebrauchstexte immer einem Anliegen der Textproduzentinnen und der Textproduzenten, wobei in der Textfunktion die angestrebte Kommunikationsabsicht zum Ausdruck kommt.²⁵⁶ Rolf sieht die Gebrauchstexte als Formen des kommunikativen Handelns, bei denen es um mehr als um bloßes Verstehen geht, denn «[w]er kommunikativ handelt, bezweckt (und bewirkt) in der Regel mehr als verstanden zu werden. Wer kommunikativ handelt, hat normalerweise *instrumentelle Absichten*.»²⁵⁷ Zur Bestimmung der Funktionen der Gebrauchstextsorten greift Rolf auf die Searlesche Sprechaktklassifikation zurück. Da für ihn die sprachliche Handlung erst dann verstanden ist, wenn nicht nur die Sprecherabsicht klageworden ist, sondern auch das Ziel, das mit der kommunikativen Handlung beim Adressaten erreicht werden soll, ergänzt er diese mit Folgeaspekten. (Vgl. Tab. 4)

Rolf geht davon aus, dass die Gebrauchstexte in der Regel bezüglich ihres Handlungszwecks unifunktional sind,²⁵⁸ also dass jeder Textsorte (meistens genau) eine Textfunktion zugeordnet werden kann.

²⁵⁵ Vgl. Fix 2008a, Fix 2008b.

²⁵⁶ Rolf 2000, S. 422.

²⁵⁷ Ebd., S. 433 (Hervorhebung im Original).

²⁵⁸ Ebd., S. 423.

Ob diese Herangehensweise genügt, um die Textkommunikation in einem textlinguistischen Sinn zu erfassen und zu verstehen, ist hier nicht die Frage.²⁵⁹ Die Klassifikation der Gebrauchstextsorten nach ihrer Funktion ermöglicht im hiesigen Zusammenhang einen konventionalisierten, gewissermassen alltagsweltlichen Ausgangspunkt der Publikationsanalyse. Die Gebrauchstextsorten können – wie es bei Stephan Wolff in einem allgemeinen Sinn für Texte heisst – als praktische Lösungen von Darstellungsproblemen ihrer Verfasserinnen und Verfasser verstanden werden;²⁶⁰ als «situierter» soziale Phänomene stehen sie in kommunikativen Konstellationen und «sind als Züge in einer Handlungssequenz zu lesen, auf die sie sich beziehen, und auf die bezogen sich ihre spezifische Verständlichkeit und Rationalität ergeben»;²⁶¹ als reflexive Phänomene sorgen sie «aktiv» für ihre Verständlichkeit und Akzeptanz, insofern sie sich auch mit Gegenargumenten oder alternativen Versionen auseinandersetzen.²⁶² Im hiesigen Fall kann danach gefragt werden, welche Verwaltungsstellen sich in welchen der in den vorhergehenden Abschnitten skizzierten Kommunikationssituationen welcher Textsorten bedienen und davon ausgehen, dass ihre Wahl auf Akzeptanz stossen wird. Akzeptanz würde in diesem Fall heissen, dass die Verwaltungsstelle als autorisierte Stimme anerkannt wird, und dass der präsentierten – nicht zuletzt mit der Wahl der Textform zum Ausdruck gebrachten – Problemlösung zumindest als Vorschlag eines Lösungsansatzes zugestimmt wird. Der Einsatz von Gebrauchstextsorten kann auch Hinweise geben, wie die im letzten Unterkapitel erwähnten Figuren- und Rollenkonstellationen als kommunikative Beziehungen zwischen Verwaltung und Bevölkerung in die städtische Wirklichkeit übersetzt werden sollen.

Die alltagsfunktionale Orientierung dieser Art von Publikationen bedeutet keineswegs, dass die Gebrauchspublikationen nicht «literarisch» gestaltet sein können;²⁶³ was Literarizität²⁶⁴ respektive Literarisierung angeht, ist vielmehr von fließenden Übergängen auszugehen. Ich orientiere mich diesbezüglich an Jochen Vogt, der festhält: «Von *Literarisierung* in diesem Sinn möchte ich sprechen, wenn Sachverhalte in einer Weise dargestellt werden, die den Leser oder die Leserin zur *affektiven und reflexiven Teilnahme* einlädt; wenn der Text also in der einen oder anderen Weise *über den* konkret behandelten *Einzelfall hinausführt*; wenn eine *kompositorische Sorgfalt* erkennbar ist, die über schematische Textmuster hinausgeht; und schliesslich *rhetorische* bzw. *literarische Verfahren* verwendet werden (z.B. Tropen und Figuren, Zitate und Anspielungen, Leseranreden und Selbstreflexionen des Autors).»²⁶⁵

259 Vgl. Hausendorf/Kesselheim/Kato/Breitholz 2017, S. 333.

260 Wolff 2011, S. 256.

261 Ebd., S. 256 (mit Bezug auf Heath/Luff).

262 Ebd., S. 256, 257.

263 Vgl. Belke 1973; Jessing/Köhnen 2012, S. 204–210; Vogt 2001, S. 169–191.

264 Vgl. Komfort-Hein 2012.

265 Vogt 2001, S. 180 (Hervorhebungen im Original).

Es geht bei der Gegenüberstellung von Gebrauchspublikationen und Literatur also nicht um eine Opposition, sondern um ein Kontinuum zwischen zwei Polen. Die Frage ist, im Rahmen von welchen kommunikativen «Problemlösungen» auf literarische Formen und Strategien zurückgegriffen wird und bei welchen nicht. Die funktionalistische Ausrichtung der Gebrauchstexte zeigt sich zum Beispiel in den seriellen Mustern von Berichten, deren einmal bestehende Form in bestimmten Zeitabständen aktualisiert werden, was zu Reihen von sehr ähnlichen Texten führt. Auf der «literarisierten» – und damit wesentlich individueller gestalteten – Seite finden sich Publikationen wie der Band mit fiktionalen Kurzgeschichten, der im Jahr 2017 von den Zürcher Verkehrsbetrieben herausgegeben wurde.²⁶⁶ Der Schauplatz der Geschichten ist der städtische ÖV-Alltag, der mit vielen Lokalbezügen und in unterschiedlichen Genres behandelt wird; anzunehmen ist, dass damit die Nutzung des öffentlichen Verkehrs angeregt respektive unterhaltsam begleitet werden soll. Im «bürokratischen» Feld wird also auch Literatur im engen Sinn für Steuerungszwecke eingesetzt. Grundsätzlich unterscheidet Ulla Fix zwischen zwei Arten des Zugriffs auf die Welt mittels Textsorten:²⁶⁷

- einen geistig ordnenden Zugriff, welcher der «mental-reflexiv-emotiven Bewältigung von Lebenssituationen» dient;
- einen praktisch ordnenden, auf lebenspraktische Zwecke ausgerichteten Zugriff zur Bewältigung des Alltags.

Unter diesem Blickwinkel erscheint die Unterscheidung zwischen «nichtliterarischen» und «literarischen» Verwaltungspublikationen in einem anderen Licht: Sie ermöglichen andere Zugriffe respektive eine andere Vermittlung von Wirklichkeit. Die eingesetzten Textsorten sind Teil des gewählten «Implementationsstils» der Verwaltung, wobei Stil in Bezug auf die Publikationen neben der Sprache auch die Typographie, die Gestaltung, die materiellen Textträger sowie die Publikationsorte und -situationen umfasst.²⁶⁸

1.2.3 Autoritätswirkung der Verwaltungskommunikation

Der Verwaltungskommunikation wird gesellschaftlicher Einfluss attestiert. Ein Indiz dafür sind Bezeichnungen wie «folgenreiche Kommunikation»²⁶⁹ oder «verhaltenslenkende Information»,²⁷⁰ die in ihrem Zusammenhang verwendet werden. Im Folgenden werden die Grundlagen erarbeitet, um das angenommene Wirkungspotenzial der städ-

266 Die Geschichten wurden von Studentinnen der Höheren Fachschule für Sprachberufe SAL verfasst; vgl. VBZ 2017.

267 Vgl. Fix 2008b, S. 143, 144.

268 Zu Typographie: Vgl. Spitzmüller 2009.

269 Baumgartner 2010, S. 57.

270 Vgl. Nützi 1995.

tischen Publikationen analytisch erfassen zu können. Dazu werden in einem ersten Teil wiederum Studien und Ansätze gesichtet. Die analytischen Leitlinien werden in einem zweiten Teil anhand von Macht- und Autoritätskonzepten sowie verschiedenen (idealtypischen) Verwaltungsmodellen formuliert.

Zielsetzungen, Absichten und (potenzielle) Wirkungen

Die Auseinandersetzung mit der Wirkung der staatlichen Kommunikation fällt in der gesichteten Literatur insofern zwiespältig aus, als ebenso auf deren gesellschaftlichen Nutzen wie auf deren gesellschaftlichen Risiken hingewiesen wird. Dabei steht sowohl bei der einen wie bei der anderen Sichtweise die Prämisse dahinter, dass «der Staat kein Diskursteilnehmer wie jeder andere»²⁷¹ ist. So wird einerseits festgehalten, dass die Kommunikation der staatlichen Stellen in einem demokratischen Rechtsstaat zentrale Funktionen erfüllen. Für den Rechtswissenschaftler Urs Saxer steht die staatliche Öffentlichkeitsarbeit in engem Zusammenhang mit den Grundrechten sowie den Handlungsmöglichkeiten in der Zivilgesellschaft und ist in vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens unverzichtbar:²⁷² «Ein nicht kommunizierender Staat kann unter den heutigen Umständen kein Rechtsstaat mehr sein. Es würde ihm an Transparenz und Legitimität fehlen.»²⁷³ Die Kommunikation der staatlichen Stellen kann als eine zentrale Grundlage für die freie und offene gesellschaftliche Willens- und Meinungsbildung gesehen werden.²⁷⁴ Sie ist eine Voraussetzung, um staatliche Leistungen in Anspruch nehmen zu können,²⁷⁵ und kann dem «Empowerment» dienen, indem sie die Mit- und Selbstbestimmung von Individuen, Gruppen, Unternehmungen und Intermediären erweitert.²⁷⁶ Die kritische Sicht wird andererseits damit begründet, dass die Kommunikation der staatlichen Stellen in die soziale Realität eingreift.²⁷⁷ Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei jeder Art der Kommunikation, die das individuelle und das gemeinschaftliche Handeln beeinflussen sollte²⁷⁸ oder könnte. Und dies ist eben nicht allein bei der expliziten «Steuerungsliteratur» der Fall, vielmehr wird darauf hingewiesen, dass sich auch Informationen über Verwaltungstätigkeiten und «verhaltenslenkende» Informationen nicht immer klar voneinander trennen lassen, weil auch Informationen über Verwaltungstätigkeiten je nach Bereich eine Verhaltenssteuerung implizieren können.²⁷⁹ Die staatliche Informationstätigkeit bilde

²⁷¹ Gramm 1991, S. 52.

²⁷² Vgl. Saxer 2010, S. 10, 11.

²⁷³ Saxer 2010, S. 11.

²⁷⁴ Vgl. Czerwick 1997, S. 983.

²⁷⁵ Vgl. Feik 2007, S. 2; Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 57.

²⁷⁶ Saxer 2010, S. 5.

²⁷⁷ Jarren 2005, S. 47.

²⁷⁸ Vgl. Saxer 2010, S. 5.

²⁷⁹ Nützi 1995, S. 38, 39.

immer «eine Gratwanderung zwischen *unvermeidbaren faktischen Auswirkungen* und *bewusster Manipulation* der öffentlichen Meinung». ²⁸⁰

Die Frage nach der (potenziellen) Wirkung der Verwaltungskommunikation impliziert Fragen in zwei Richtungen: einerseits nach den Regeln, mit welchen die Wirkung kontrolliert und/oder – dieser Aspekt darf nicht übersehen werden – unterstützt/verstärkt werden soll, andererseits nach dem gesellschaftlichen Umfeld, in welchem sich die Wirkung entfalten soll. Ich beginne hier mit der Frage nach dem Kommunikationsumfeld. Grosse Veränderungen im Bereich der politischen Kommunikation brachte die zunehmende Medialisierung respektive Mediatisierung der Gesellschaft. Damit ist gemeint, dass alle Bereiche unserer Gesellschaft von Medien stärker durchdrungen werden, wodurch «für alle Organisationen und Institutionen ein Druck zur permanenten Legitimation durch Kommunikation» besteht. ²⁸¹ Otfried Jarren spricht von «Mediengesellschaft» und meint damit, dass in der modernen Gesellschaft «immer mehr soziale Prozesse [...] als mediale Vorgänge – als mediatisiert – aufzufassen sind». ²⁸² Die Organisationen müssen sich diesem Wandel anpassen, weil Medien für Akteure aller gesellschaftlichen Teilsysteme immer stärker zur Voraussetzung werden, um systemintern oder auch systemextern Ziele erreichen zu können. ²⁸³ Medienarbeit wird damit zu einer der Voraussetzungen, um überhaupt in der Gesellschaft wahrgenommen zu werden und etwas bewirken zu können. Kurt Imhof sieht diese Entwicklung begründet in einem (neuen) Strukturwandel der Öffentlichkeit. ²⁸⁴ Dieser vollzieht sich mit der Ausdifferenzierung des Mediensystems vom politischen System und der Koppelung des Mediensystems an das ökonomische System, eine Entwicklung, die in der Schweiz seit den 1960er-Jahren zu beobachten ist. ²⁸⁵ Diese Veränderung des Kommunikationsumfelds hat Rückwirkungen auf die Politik selbst, insofern sie sich an den Gesetzmässigkeiten des Mediensystems ausrichten muss, ²⁸⁶ dessen Berichterstattung zum Beispiel durch eine ausgeprägtere Personalisierung und Skandalisierung gekennzeichnet ist. ²⁸⁷ Solche Regeln, die zur Erlangung von Aufmerksamkeit eingesetzt werden, kann die Stadt in ihren eigenen Publikationen antizipieren, übernehmen oder eben auch ignorieren.

Dass die Kommunikation der staatlichen Stellen durch gesetzliche Grundlagen fundiert ist, wurde bereits oben ausgeführt. Daneben ist die städtische Kommunikation – wie ebenfalls schon mehrmals ausgeführt – auch mittels spezifischer Richtlinien geregelt. Einerseits können diese Richtlinien als eine Antwort auf die sich verändernde Kommunikations-

²⁸⁰ Ebd., S. 39 (mit Bezug auf Kloepfer) (Hervorhebungen im Original).

²⁸¹ Bonfadelli/Meier 2004, S. 26.

²⁸² Jarren 2005, S. 33.

²⁸³ Ebd., S. 33.

²⁸⁴ Vgl. Imhof 2000.

²⁸⁵ Vgl. Imhof 2000, S. 326.

²⁸⁶ Jarren 2005, S. 33, 34 (nach Sarcinelli).

²⁸⁷ Vgl. Kamber/Imhof 2004, S. 10 (mit Verweis auf Kamber).

umwelt und ihren Erwartungen gegenüber Verwaltung (und Regierung) gelesen werden; insofern stellen sie einen Gradmesser für den Bedeutungszuwachs dar, den die städtische Öffentlichkeitsarbeit im Lauf der Zeit erfahren hat. Andererseits sollen die Richtlinien auch dazu beitragen, die städtische Kommunikation in einem sich verändernden gesellschaftlichen Umfeld wirkungsvoller zu gestalten. Bezüglich der Bedeutung der Kommunikation zeigt sich eine allmähliche Verschiebung von einer zunächst noch vorsichtigen Aufforderung zur Kommunikation hin zu einer allen Projekte begleitenden Massnahme: So lädt das erste Papier von 1970 zwar bereits dazu ein, über mehr als nur über das zu informieren, wozu von Amtes wegen Verpflichtungen bestehen, gleichzeitig wird in ihm aber auch vor zu viel Publizität gewarnt.²⁸⁸ Gemäss den Leitlinien von 1990 soll die Kommunikation an erster Stelle die Beziehungen zur Öffentlichkeit fördern und Grundlagen für die politische Meinungs- und Willensbildung vermitteln, wobei die Öffentlichkeitsarbeit als wichtiges Gestaltungsmittel der Politik bezeichnet wird.²⁸⁹ Ab 2003 gilt die Kommunikation als integrierter Bestandteil aller wichtigen städtischen Projekte und Handlungen.²⁹⁰ In der jüngsten Version der Kommunikationsgrundlagen heisst es, dass der Stadtrat und die Verwaltung im Auftrag und zum Wohl der Bevölkerung arbeiten würden. Entsprechend hoch seien «die Erwartungen von Öffentlichkeit, Medien, Politik und Mitarbeitenden an die Kommunikation der Stadt Zürich».²⁹¹

Anhand der Leitlinien lässt sich eine zunehmende Regelung und – damit verbunden wohl auch zunehmende Professionalisierung – der städtischen Kommunikation mitverfolgen: Die Grundlagen werden ausdifferenzierter respektive thematisch breiter, indem sie zum Beispiel mit ausführlicheren Angaben zur internen Organisation, zu den gesetzlichen Grundlagen oder zur Qualitätssicherung ergänzt werden oder auch die Entwicklungen im Bereich der digitalen Kommunikation in sie Eingang finden.²⁹² Gerade Letztere scheinen aus Sicht der Stadt die Medialisierung noch weiter verstärkt zu haben; im Jahr 2011 begründete der Stadtrat den Stellenanstieg im Kommunikationsbereich zum Beispiel folgendermassen: «Die Anfragen von elektronischen und Online-Medien erfolgen in der Mehrheit mit spärlicher Vorrecherche, dafür unter erhöhtem Zeitdruck. Parallel dazu hat sich die Erwartungshaltung der Medien erhöht. Der Aufwand für die Informationsaufbereitung durch die städtischen Kommunikationsstellen steigt. Aber auch die Kommunikationsmuster in der politischen Öffentlichkeit haben sich stark verändert. Unter dem Begriff der «Medialisierung» hat sich das mediale Angebot durch Deregulierung und neue Technologien rasch gewandelt. Als Folge davon hat sich der Wettbewerb um Aufmerksamkeit ver-

288 STRB 561/1970.

289 STRB 112/1990.

290 STRB 1607/2003.

291 STRB 83/2017, Beilage, S. 2.

292 Die Rahmenbedingungen für die städtischen Social-Media-Kanäle werden im Jahr 2012 erlassen, vgl. STRB 1645/2012.

schärft. Insgesamt hat die Informationsvermittlung zugenommen, sich beschleunigt, personalisiert und digitalisiert. Gleichzeitig hat die Bedeutung von Kommunikationsaufgaben für Regierungen aller staatlichen Ebenen zugenommen. Kommunikation ist zum integralen Bestandteil von Regierungshandeln geworden.»²⁹³

Die angestrebte Wirkung der städtischen Kommunikation ist in den Kommunikationsleitlinien kein Thema. Das, was in obigen Kommentaren befürchtet wird, bleibt also unangesprochen: Die Möglichkeit des Machtmissbrauchs mit kommunikativen Mitteln.

Leitlinien für die folgenden Analysen

Den Verwaltungspublikationen wird – wie die zitierten kritischen Stimmen zeigen – eine Machtwirkung attestiert. Das Machtkonzept des Philosophen Byung-Chul Han²⁹⁴ zum Beispiel subsumiert verschiedene Machttheorien unter der Idee der Vermittlung. Han sieht die Macht als ein Phänomen des Kontinuums; sie befähigt dazu, «im Anderen bei sich selbst zu sein».²⁹⁵ Macht ermöglicht, Entscheidungen bei einem Anderen zu realisieren, also sich selbst gewissermaßen in einem Anderen fortsetzen zu können.²⁹⁶ Die Erscheinungsform der Macht bestimmt die Vermittlungsstruktur mit, welche auf Zwang oder – am anderen Ende der Skala – durch Freiheit respektive freiwillige Gefolgschaft geprägt sein kann; Vermittlungsarmut erzeugt Macht durch Zwang, bei vollständiger Vermittlung fallen Macht und Freiheit zusammen, wodurch Macht am stabilsten wird. Der Politikwissenschaftler Andreas Anter hat unter anderem angeregt, zum Verständnis von Macht weniger nach deren Wesen zu fragen als nach den verschiedenen Formen, in denen Macht auftreten kann.²⁹⁷ Hier will ich diese Anregung leicht abgewandelt aufnehmen und mit dem Konzept der Vermittlung verbinden: Welche Vermittlungsstrukturen finden sich in den Publikationen dargestellt? Und welche Machtformen werden dabei eingesetzt, um welche Art der Vermittlung zu erreichen? Da ich in den einzelnen Kapiteln auf verschiedene Machtkonzepte detaillierter eingehen werde, soll hier dieser Hinweis genügen.

Neben der inhaltlichen Darstellung von Machtverhältnissen wird es im Folgenden ebenfalls um die Machtwirkung gehen, die mit den Publikationen angestrebt wird: Die Publikationen sollen auf das Denken, Handeln, Fühlen ihres Adressatenkreises einwirken und in dessen Alltag etwas bewirken. Diese Wirkung kann als angestrebte Autoritätswirkung beschrieben werden. Gelingende Autoritätswirkung impliziert einerseits die Anerkennung der Sprecherin oder des Sprechers als «autorisierte Stimme», andererseits als (performative) Wirkung seitens der Adressierten «im Bereich des Verhaltens Gehorsam und im Bereich

293 STRB 562/2011, S. 2.

294 Folgendes nach Han 2005, S. 9–36.

295 Han 2005, S. 14.

296 Vgl. ebd., S. 14, 15.

297 Anter 2011, S. 68.

des Wissens Glauben». ²⁹⁸ Bei Max Weber ist Herrschaft durch die «Chance» definiert, für «Befehle [...] Gehorsam zu finden»; ²⁹⁹ Herrschaftsverhältnisse stützen sich auf den Legitimitätsglauben, wodurch Autorität und Legitimität gleichgesetzt werden. ³⁰⁰ Allerdings scheint Autorität eben gerade nicht nur in Zusammenhang von als legitimiert angesehenen Verhältnissen aufzutreten. Für den Soziologen Richard Sennett besteht das Dilemma der Autorität – respektive die von ihr ausgehende Furcht – nämlich auch darin, «dass wir uns zu starken Gestalten hingezogen fühlen, die wir nicht für legitim halten». ³⁰¹ Autorität ist als Wechselbeziehung zwischen Starken und Schwachen zu verstehen sowie der Interpretation dieser Beziehung, die im sozialen Austausch konstruiert wird; ³⁰² dabei kann eben auch die Ablehnung einer Autorität so gestaltet sein, dass man sich gerade in der Ablehnung an sie bindet. ³⁰³ Für Sofsky und Paris ³⁰⁴ ist Autorität eine Interpretationsfolie sozialer Macht und «das Entziffern von Autoritätskonstruktionen ein zentrales Element jeder Machtanalyse». ³⁰⁵ Dies, weil Autorität in der Regel denjenigen zuerkannt wird, die bereits über Macht verfügen; in solchen Fällen kann sie zum Beispiel mit einer psychischen Selbstangleichung an bestehende Machtverhältnisse einhergehen, in deren Zug Gehorsam als Freiheit interpretiert wird. Autorität ist ein reziprokes soziales Verhältnis: Sie ist immer zugeschrieben und beruht auf dem Autoritätsglauben von anderen. ³⁰⁶

Für den Soziologen Gerhard Schulze stützt sich Autorität auf den «Tausch von guter Führung gegen Gefolgschaft». ³⁰⁷ Sie hat entsprechend mit der Vorstellung von «guter» respektive «schlechter» Autoritätsausübung zu tun, wobei Legitimität der Vertrauensvorschuss ist, den eine als gut beurteilte Autorität erhält. ³⁰⁸ Da Autorität zur Aufgabenerfüllung aber immer Machtmittel benötigt und deshalb immer die Gefahr des Machtmissbrauchs besteht, versteht Schulze sie als gesellschaftlichen Grenzgang. ³⁰⁹ Im Lauf der Geschichte sieht er eine Verschiebung von Formen der «zugeschriebenen Autorität» zu Formen der «erworbenen Autorität». ³¹⁰ Während Erstere von nicht beeinflussbare Merkmalen wie Geburt, Geschlecht, Alter etc. abhängt, wird Letztere im Rahmen von Wahlen, Bewerbungsverfahren, Debatten und so weiter erworben. Im Zug der Aufklärung wurde das metaphysisch verankerte Modell der zugeschriebenen Autorität in Frage gestellt und zur

²⁹⁸ Reichenbach 2011, S. 20.

²⁹⁹ Weber 1980, S. 122.

³⁰⁰ Vgl. Sennett 2008, S. 28.

³⁰¹ Ebd., S. 34.

³⁰² Ebd., S. 33.

³⁰³ Ebd., S. 35, 36–54.

³⁰⁴ Ausgangspunkt ist eine Organisationsanalyse; ihre Methode zielt jedoch darüber hinaus.

³⁰⁵ Sofsky/Paris 1991, S. 34.

³⁰⁶ Ebd., S. 20, 21.

³⁰⁷ Schulze 2011a, S. 13.

³⁰⁸ Ebd., S. 13.

³⁰⁹ Ebd., S. 14.

³¹⁰ Ebd., S. 15–17.

kritischen Reflexion von Autoritäten aufgefordert. Seither müssen sich Autoritäten immer wieder im Hinblick auf übergeordnete abstrakte Prinzipien wie Rechtsstaatlichkeit, Menschenrechte oder Würde legitimieren.³¹¹ Entsprechend ist die Idee der erworbenen Autorität nach Schulze mit einem grundsätzlichen Autoritätsvorbehalt verbunden: Autoritäten gelten in der heutigen Gesellschaft als potenziell gefährlich und müssen deshalb ständig reflektiert und kontrolliert werden³¹² – zum Beispiel durch die Medien, um die obigen Ausführungen zur Medialisierung und zur Autorität zusammenzuführen.

Interpretieren wir Autorität im oben beschriebenen Sinn als Form der Machtdeutung und gleichzeitig als soziale Beziehung, ist sie eine delikate Angelegenheit: Sie kann der autorisierten Stimme verloren gehen, indem sie ihr seitens der Autoritätsgläubigen entzogen wird.³¹³ Letztlich beruht auch die Autorität der staatlichen Akteure auf Anerkennung und ist entsprechend von gesellschaftlichen Anerkennungsbedingungen abhängig.

Diese Anerkennungsbedingungen und deren Wandel können anhand von unterschiedlichen Staatskonzeptionen respektive unterschiedlichen Führungsmodellen der Verwaltung nachgezeichnet werden. Jede dieser Konzeptionen impliziert zudem gemäss Pasquier und Weiss Richard einen anderen Kommunikationsstil zwischen Verwaltung und Bevölkerung.³¹⁴

Als Grundmodell der heutigen öffentlichen Verwaltung gilt das Bürokratiemodell, das sich zusammen mit dem modernen Staat entwickelt und etabliert hat. In diesem Modell beruht die Legitimität des staatlichen Handelns streng auf dem Gesetz und die Verwaltung hat «keinen Grund, um Entscheide zu rechtfertigen oder um Anfragen oder Vorstösse seitens der Medien oder der Bürger zu beantworten».³¹⁵ Das Gegenüber der Verwaltung ist die oder der «Verwaltete», zu dem eine distanzierte Beziehung gepflegt wird. Ausser dem Rechtsweg besteht fast keine Möglichkeit, um mit der Verwaltung in Dialog zu treten.³¹⁶ Mit dem Auf- und Ausbau des Sozialstaates sowie mit der Übernahme von Leistungen durch den Staat, die heute als *Service public*³¹⁷ bezeichnet werden, verändert sich das Rollenverständnis: die «Verwalteten» werden zu «Nutzerinnen» und «Nutzern», die in direkten Kontakt mit der Verwaltung treten und die über Leistungen und Zugangsmöglichkeiten informiert werden müssen.³¹⁸ Eine nächste grundlegende Veränderung ist mit dem Aufkommen des New-Public-Managements auszumachen; bei diesem Führungsmodell, das sich auf Managementprinzipien der privaten Unternehmen stützt, steht die Wirtschaftlichkeit des Verwal-

³¹¹ Ebd., S. 16, 17.

³¹² Ebd., S. 19.

³¹³ Vgl. Sofsky/Paris 1991, S. 98–104.

³¹⁴ Vgl. dies und Folgendes: Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 10.

³¹⁵ Ebd., S. 13.

³¹⁶ Ebd., S. 23, 24.

³¹⁷ Vgl. Hürlimann 2011.

³¹⁸ Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 24.

Tabelle 5:

Typologie möglicher Rollen der Bürger bei der Interaktion mit der Verwaltung

	«Verwaltete»	Nutzer	Konsumenten	Bürger als Partner
Konzeption des Staates	Der moderne Staat	Der Wohlfahrtsstaat	Der regulatorische Staat	Der postmoderne Staat
Verwaltungs- haltung	Vormacht (autori- täre Beziehung)	Vormacht (auto- ritäre Beziehung, durch Gesetze einge- schränkt)	Verwaltung orien- tiert sich an den geäußerten Bedürf- nissen	Partnerschaftliche Beziehung
Hauptform der Partizipation von Personen	Wahl der Vertreter	Nutzung von Lei- stungen und von entsprechenden Gesetzen	Durch den Konsum bzw. «Nicht-Konsum» von Leistungen	Mittels aktiver Par- tizipation bei der Konzeption der Verwaltungsakti- vitäten
Implikationen auf der Ebene der Kommuni- kation	Information über Gesetze und Entscheide der Verwaltung	Information zusätz- lich auch über ange- botene Verwaltungs- leistungen	Breite Information zur Zufriedenstel- lung der Kunden	Breite Informa- tion, welche die Partner einzubezie- hen versucht

Aus: Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 24 (in Anlehnung an Villeneuve 2008).

tungshandelns im Zentrum.³¹⁹ Die Bevölkerung wird in seinem Rahmen zu Kundinnen und Kunden respektive Konsumentinnen und Konsumenten der staatlichen Leistungen umgedeutet.³²⁰ In diesem Modell kann die Kommunikation zu einem entscheidenden Element der Qualität von Leistungen werden,³²¹ dies, weil ein Teil der staatlichen Leistungen eben nicht freiwillig bezogen wird. Das bisher jüngste Konzept ist das Demokratische-Governance-Modell,³²² bei dem der Bürger oder die Bürgerin als Partner respektive Partnerin in die Konzeption und in die Gestaltung der öffentlichen Leistungen einbezogen wird.³²³ Kommunikation gilt als zentral, weil dieser Einbezug nur erfolgen kann, wenn seitens der Verwaltung über Leitungen, Kosten, Abläufe, beobachtete Probleme etc. informiert wird.³²⁴ Diese Staatskonzeptionen und ihre Kommunikationsbeziehungen sind idealtypisch zu verstehen, es ist – je nach Verwaltungsbereich und -aufgabe – von einer Gleichzeitigkeit verschiedener, nebeneinander bestehender Konzeptionen auszugehen. (Vgl. Tab. 5)

³¹⁹ Ebd., S. 14.³²⁰ Ebd., S. 24.³²¹ Ebd., S. 25.³²² Ebd., S. 17.³²³ Ebd., S. 19.³²⁴ Ebd., S. 25.

Damit komme ich zum Titel der hier vorliegenden Studie: «Zürich für Sie.» Er überschreibt eine Broschüre, die von der Stadtzürcher Verwaltung im Namen des Stadtrats bis vor wenigen Jahren an neu zugezogene Personen abgegeben wurde. Ihr Untertitel lautet: «Dienstleistungen und Angebote der Stadt Zürich.»³²⁵ Den Titel «Zürich für Sie» hatte die Broschüre bei einer umfassenden Überarbeitung nach der Jahrtausendwende erhalten. Davor hatte die Broschüre seit Ende der 1970er-Jahre den Titel «Bei uns in Zürich. Gestaltung und Verwaltung einer Stadt»³²⁶ getragen. Diese Änderung spiegelt meines Erachtens exemplarisch ein sich wandelndes Verwaltungsverständnis wider und macht gleichzeitig deutlich, dass Autoritätsbeziehungen keine einseitigen Beziehungen sind, sondern nach einer gegenseitigen Orientierung verlangen.

Die städtischen Stellen sind nicht unabhängig von der öffentlichen Meinung; das Parlament und letztlich die Bevölkerung entscheidet darüber, welche politischen Ziele angestrebt werden und welche nicht. Der Pädagoge Roland Reichenbach reflektiert Autorität in Zusammenhang mit Wissens- und Kulturvermittlung unter anderem anhand von Generationenbeziehungen.³²⁷ Autorität hat also auch eine zeitliche Dimension: Sie bezieht sich insofern auf die Vergangenheit und die Zukunft, als sie immer als Vermittlerin zwischen Vergangenheit und Zukunft auftritt. Autorität schwindet dort, wo sie diese zeitliche Verbindung nicht mehr herzustellen vermag. Erzähltheoretisch gewendet: Eine Autorität läuft dann Gefahr, ihre Anerkennung zu verlieren, wenn sie keine überzeugenden und letztlich akzeptierten «Geschichten» mehr über sich selbst zu erzählen weiss, die einen Zusammenhang zwischen ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft herzustellen vermögen.

325 Stadt Zürich 2008: Zürich für Sie.

326 STR 1996/97: Bei uns in Zürich.

327 Vgl. Reichenbach 2011, S. 18–21, 29–35.

2. «Verwaltungsfiktionen»¹

«Zurich Services Unlimited» – Wer würde hinter diesem Namen die Stadtzürcher Verwaltung vermuten? Der Name überschreibt ein Gedankenspiel, das im Vorwort des Statistischen Jahrbuchs 2003 zu finden ist, und in dem der Frage nachgegangen wird, ob die Verwaltung der Stadt Zürich als Konzern – also als marktwirtschaftliches Unternehmen – denkbar ist oder nicht.² Mit Datenmaterial der städtischen Statistikstelle wird dabei das Porträt eines stark diversifizierten Grosskonzerns gezeichnet: Präsentiert werden Produkte, Angebote, Mitarbeiterzahlen, Jahresumsatz und Bilanzsumme, zudem gibt es Erläuterungen zur Organisationsform, und am Schluss wird die Frage nach der Dividende gestellt – alles ganz «in der Sprache der Unternehmer».³

Der Spielforscher Roger Caillois sah in der Lust sich zu verkleiden und zu verstellen eine der Grundformen des Spiels, die er mit der Bezeichnung «Mimikry»⁴ versah: Für die Spielenden besteht demnach das Vergnügen darin, sich als jemanden anderen auszugeben, wobei der Reiz des Tuns vielmehr im Wissen um das «Als-ob» der Situation liegt. Beim zitierten Beispiel vollzieht sich diese Mimikry mit dem Wechsel des Öffentlichkeitsregimes:⁵ Die städtische Verwaltung wird statt in einem politischen neu in einen ökonomischen Deutungsrahmen dargestellt. Doch ist der Text wirklich nur ein Spiel?

Hinter der spielerischen Anlage steht die Auseinandersetzung mit dem weit verbreiteten Verdacht, wonach die öffentliche Verwaltung in ihren organisatorischen Abläufen und ihrem Ressourceneinsatz den marktwirtschaftlichen Kriterien nicht genüge: «Die Wirtschaft wird gern als effizient, leistungsorientiert und kundenfreundlich dargestellt, der Staat dagegen mit Leerlauf, Bürokratie und Beamtenmief gleichgesetzt», ist in den Eingangszeilen des Gedankenspiels zu lesen. Abhilfe versprechen die Funktionskriterien der Wirtschaft: «Wenn Staat und Wirtschaft derart unversöhnliche Gegensätze bilden, dann liegt es eigentlich nahe, dem Staat die Rezepte der Wirtschaft zu empfehlen.»⁶

1 Das vorliegende Kapitel basiert auf einem Aufsatz, der 2018 im SAVk erschienen ist; der Aufsatz wurde hier inhaltlich erweitert.

2 Der genannte Text ist das «Vorwort des Stadtpräsidenten», vgl. SSZ 2003: Statistisches Jahrbuch, S. 11–15.

3 Ebd., S. 11.

4 Caillois 2017, S. 42–46, 101.

5 Arnold 2012b, S. 331–392; vgl. ebenfalls: Kap. 1.1.1.2.

6 SSZ 2003, Statistisches Jahrbuch, S. 11.

Bürokratiemodell und «New Public Management»

Das Bürokratiemodell diente während des 20. Jahrhunderts in den meisten europäischen Ländern als Referenzmodell für öffentliche Organisationen.⁷ Es basiert auf der Rechtsstaatlichkeit und zeichnet sich durch genau festgelegte Verfahrensabläufe aus, wodurch Willkür und ungleiche Behandlung eliminiert werden sollen. Seit den 1980er-Jahren wurde es zunehmend kritisiert und mit der Propagierung des «New Public Management» eine Reform der öffentlichen Organisationen gefordert.⁸ Mit diesem betriebswirtschaftlich geprägten Konzept⁹ sollte die öffentliche Verwaltung wirkungsorientierter, effizienter und kundenfreundlicher werden. Es stützt sich auf Managementprinzipien der privaten Unternehmen und verlangt unter anderem eine stärkere Wettbewerbsorientierung innerhalb des öffentlichen Sektors, aber auch zwischen öffentlichen und privaten Organisationen, die Förderung von Effizienzprinzipien bei der Verwendung von Ressourcen, die Trennung von strategischen und operativen Entscheidungen oder die Einführung von Leistungsindikatoren zur Beurteilung der Verwaltungstätigkeiten.¹⁰ Die Reformbestrebungen liefen in der Schweiz vielerorts unter dem Namen «Wirkungsorientierte Verwaltungsführung» (kurz: WOV), wobei ihr Erfolg im Nachhinein unterschiedlich eingeschätzt wird.¹¹ Als ihr Auslöser werden gemeinhin die angewachsenen Defizite der öffentlichen Haushalte sowie der allgemeine Wandel des wirtschaftlichen und ideologischen Umfelds genannt.¹²

In einem Sammelband, der im Jahr 1995 unter dem Titel «Umbruch in Politik und Verwaltung» erschienen ist, wird das «New Public Management» als Paradigmawechsel von historischer Bedeutung in der Staatsdiskussion bezeichnet¹³ und die Bürokratie fungiert als Sinnbild des zu überwindenden Verwaltungsverständnisses. So ist dort zum Beispiel zu lesen: «Ökonomisches Denken hält Einzug in die staatspolitische Debatte und attackiert den jahrzehntelangen Primat juristischer Betrachtungsweise. Und das ist gut so. Denn nur eine Änderung des vorherrschenden Denkmodells, der grundlegenden Konstruktionsprinzipien und der institutionell gelebten Kultur kann den öffentlichen Sektor aus seiner bürokratischen Verkrustung zu effizienterem und effektiverem Verhalten führen und ihm damit neue gesellschaftliche Relevanz verleihen.»¹⁴

Elke Löffler, die sich aus Sicht der öffentlichen Wirtschaft mit der Ökonomisierung des Staates auseinandergesetzt und zur Begriffsklärung verschiedene wirtschaftstheoretische Ansätze untersucht hat, hält fest, dass diese Ansätze «[t]rotz aller Unterschiede

7 Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 13; vgl. ebenfalls König 2014.

8 Vgl. Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 14.

9 Bogumil 2010, S. 656, 657.

10 Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 14 (nach Delley).

11 Zu NPM in der Schweiz: Lienhard/Ritz/Steiner/Ladner 2005; Hablützel 2013; Weil 2017; Maeder 2002.

12 Germann 1995; Körner/Germann/Ladner 2014.

13 Hablützel 1995, S. 499.

14 Hablützel 1995, S. 499.

[...] die Sichtweise verstärkt [haben], dass der private Sektor innovativ, progressiv und «gut» ist, während der öffentliche Sektor als nicht anpassungsfähig, traditionell und «schlecht» gilt».¹⁵

Im Folgenden bezeichne ich jenen Verdacht, der als einer der Treiber des verlangten Regimewechsels fungiert, als «Bürokratieverdacht» – Bürokratie als wertende Kurzformel für die erwähnten Vorwürfe des Leerlaufs und Beamtenmiefs. Im Folgenden geht es um Selbstdarstellungen, die in verschiedenen Publikationen der Verwaltung der Stadt Zürich zu finden sind. Ich gehe davon aus, dass sie in Auseinandersetzung mit dem Bürokratieverdacht zu lesen sind, weil sich die städtische Verwaltung mit ihren Selbstdarstellungen immer auch vor der Negativfolie dieses Verdachts inszeniert.

Bürokratieverdacht als Reputationsproblem

Bürokratie, und darüber scheint Einhelligkeit zu bestehen, ist heute im Alltagsgebrauch ein pejorativer Begriff.¹⁶ Die Bezeichnung wurde im Frankreich des 18. Jahrhunderts mit kritisch-spöttischer Absicht kreiert und im frühen 19. Jahrhundert in die deutsche Sprache übernommen.¹⁷ Seit damals stehen zwei Verwendungsweisen nebeneinander: einerseits eine neutrale und beschreibende, anderseits eine – letztlich stärker ausgeprägte – negativ konnotierte und kritische.¹⁸ Dabei kann sich der Begriff auf verschiedene Aspekte beziehen:¹⁹

- Bürokratie als Strukturprinzip: Bezieht sich auf die Organisationsform und bezeichnet generelle Regelungen, Hierarchien usw.;
- Bürokratie als Prozess: Damit ist ein gesamtgesellschaftlicher Prozess der Bürokratisierung gemeint, die Ausdehnung der bürokratischen Funktions- und Strukturprinzipien auf weitere gesellschaftliche Bereiche;
- Bürokratie als Relation: Beschreibt die verschiedenen Formen von Beziehungen im bürokratischen Kontext wie diejenigen zwischen Verwaltung und politischer Führung oder zwischen Verwaltung und Bevölkerung.²⁰

Max Weber beschreibt die Bürokratie in seiner Herrschaftstypologie als Grundlage der legalen Herrschaft, also des Herrschaftstypus mit «rationalem Charakter», der «auf dem Glauben an die Legalität gesatzter Ordnungen und des Anweisungsrechts der durch sie zur Ausübung der Herrschaft Berufenen»²¹ beruht. In seiner historischen Sichtweise folgt dieser Herrschaftstypus auf die älteren Formen der charismatischen und der traditionellen Herr-

¹⁵ Löffler 2003, S. 22.

¹⁶ Derlien/Böhme/Heindl 2011, S. 15–18.

¹⁷ Cancik 2017, S. 3, 4; eine ausführliche Geschichte des Begriffs findet sich auch in: Albrow 1972.

¹⁸ Cancik 2017 sowie Böhme/Heindl 2012, S. 23, 24.

¹⁹ Folgendes mit Bezug auf Mayntz 1985, S. 1065, 1066.

²⁰ Vgl. Mayntz 1985, S. 1065, 1066.

²¹ Weber 1980, S. 124.

Tabelle 6:

Umgangssprachliche Bedeutung von Bürokratie

Konnotationen	Merkmale des Weber'schen Idealtypus
Pedanterie	Präzision
Verselbständigung	Stetigkeit
gläubiger Gehorsam	Disziplin
starke Kontrolle	Straftheit
Rädchen in der Maschine	Verlässlichkeit
Versagen im Einzelfall	Gerechtigkeit
Schablone	Eindeutigkeit
Formularwesen	Aktenkundigkeit
Vertuschungsgefahr	Diskretion
Untertanengeist	straffe Unterordnung
Perfektionismus	technische Überlegenheit
Überheblichkeit	Unabhängigkeit
Unpersönlichkeit	Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person

Aus: Derlien/Böhme/Heindl 2011, S. 17.

schaft. Webers idealtypisch zu verstehende Bürokratiemerkmale sind im Rahmen des von ihm geschilderten okzidental Rationalisierungsprozesses zu sehen und stehen ihren historischen Vorläufern gegenüber.²² Der bürokratische Verwaltungsstab baut unter anderem auf hierarchischen Strukturen mit festgelegten Verfahrensabläufen auf. Sein Personal ist nach fachlichen Qualifikationen ausgewählt und mit einem festen Gehalt entlohnt, um so in «formalistischer Unpersönlichkeit» seines Amtes walten zu können.²³ Was als Idealtyp an Effizienz und Rationalität der Herrschaftsausübung kaum zu übertreffen ist, kann in seiner verwaltungsalltäglichen Umsetzung allerdings durchaus Gefahr laufen, ins Dysfunktionale und Irrationale zu kippen.²⁴ Bürokratiekritik, wie sie im oben zitierten NPM-Text oder in den in der Einleitung der vorliegenden Studie zitierten populärkulturellen Bürokratiedarstellungen geübt wird, lässt sich denn auch mit den von Max Weber herausgearbeiteten idealtypischen Bürokratiemerkmale in Verbindung bringen: «Unabhängigkeit» konnotiert dann zum Beispiel mit «Überheblichkeit», «Stetigkeit» mit «Verselbständigung» oder «Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person» mit «Unpersönlichkeit».²⁵ (Vgl. Tab. 6)

²² Böhme/Heindl 2012, S. 26, 27.

²³ Weber 1980, S. 129.

²⁴ Vgl. Böhme/Heindl 2012, S. 28.

²⁵ Derlien/Böhme/Heindl 2011, S. 17.

Der Bürokratieverdacht stellt für die Verwaltung ein Reputationsproblem dar, so eine der Thesen des vorliegenden Kapitels. Für den Kommunikationswissenschaftler und Reputationsforscher Mark Eisenegger bezeichnet Reputation «das Ansehen, das eine Person, Organisation oder Institution für ihren spezifischen Beitrag zur Realisierung kollektiv geteilter Ziele und Werte in der Öffentlichkeit genießt».²⁶ Im Bereich der Unternehmenskommunikation gehört die Beeinflussung der öffentlichen Wahrnehmung einer Organisation zum «Impression Management», zur strategischen Selbstinszenierung, mit der die für die Eindrucksbildung relevanten Informationen gesteuert werden sollen.²⁷ Die «Inszenierung eines gewollten Selbst»²⁸ muss – um Akzeptanz zu finden – den situativen Kontext berücksichtigen, der durch die Erwartungen eines Publikums geprägt ist.²⁹ Damit gehört die Täuschung, das Verbergen von Informationen, die dem sozial erwarteten Verhalten nicht entsprechen, zum Eindrucksmanagement dazu.³⁰ Siegfried J. Schmidt und Guido Zurstiege sehen aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht in den Public Relations (hier jeweils: Öffentlichkeitsarbeit) eine der institutionalisierten Makroformen von Kommunikation. Darunter verstehen sie diskursübergreifende symbolische Formen von Kommunikation mit je eigenen Wirklichkeits- und Wahrheitsverhältnissen.³¹ Literatur, Journalismus, Public Relations und Werbung werden diesbezüglich als zusammengehörend betrachtet, weil sie jeweils die Kommunikationsmöglichkeiten nutzen, die sich durch die anderen Alternativen eröffnen.³² So ist in der literarischen Kommunikation die Frage nach der Wahrheit oder Falschheit von Aussagen zugunsten der ästhetischen Qualitäten ausgesetzt, Journalismus versteht sich als aktuell, authentisch und unparteiisch, Werbung gilt hingegen immer als «bedingungslos parteiisch»³³ und entsprechend selektiv respektive schönfärberisch. Das Ziel der Öffentlichkeitsarbeit von Unternehmen und Organisationen ist ebenfalls nicht die objektive Berichterstattung; auch sie ist parteiisch, muss aber gleichzeitig den Eindruck von Vertrauenswürdigkeit erwecken.³⁴ Nach aussen gerichtet «versucht PR, Zustimmung für das Handeln des Unternehmens zu finden», nach innen gerichtet «lautet die Aufgabe, gesellschaftliche Interessen [...] in die Strategie des Unternehmens zu integrieren».³⁵ Dabei kann die Öffentlichkeitsarbeit so lange fiktive Elemente

26 Eisenegger 2015, S. 450.

27 Ebert/Piwinger 2007, S. 206.

28 Ebd., S. 205.

29 Eisenegger 2015, S. 437 (nach Willems).

30 Ebd., S. 437, 438.

31 Schmidt/Zurstiege 2000, S. 177.

32 Ebd., S. 179.

33 Ebd., S. 179.

34 Ebd., S. 179.

35 Ebd., S. 185.

einbeziehen, wie diese geglaubt werden.³⁶ Es geht also weniger um Wahrheit als um Glaubwürdigkeit; und Letztere scheint mir unter anderem vom Öffentlichkeitsregime abhängig zu sein, in dem sich eine Organisation (hier: die städtische Verwaltung) selbst positioniert oder in dem sie situiert wird.

2.1 Unterschiedliche Arten der Lektüre

Um die verschiedenen in der Gesellschaft publizierten und diskutierten – negativ oder positiv konnotierten – Verwaltungsvorstellungen und -darstellungen zu erfassen, spreche ich im Folgenden von «Verwaltungsfiktionen». Den Begriff verwende ich in Analogie zum Begriff der «Staatsfiktionen», der von den Politikwissenschaftlerinnen Eva Kreisky und Marion Löffler sowie der Germanistin Sabine Zelger in die interdisziplinäre Diskussion eingeführt wurde.³⁷ Die Autorinnen verstehen darunter die in Literatur und Theorie verhandelten Denk- und Sprachbilder des Staates, die diesen abstrakten Begriff veranschaulichen und dadurch unsere Staatsvorstellungen prägen. Verwaltungsfiktionen sind analog zu Staatsfiktionen jene Denk- und Sprachbilder, mit welchen verschiedene Vorstellungen der öffentlichen Verwaltung diskutiert werden. Fiktion ist dabei nicht als Gegenteil von Wirklichkeit zu verstehen, «sondern vermischt Reales mit Fingiertem, wobei nur ein vorausgesetztes «stummes Wissen» diese Trennung zwischen Realem und Fiktivem zu leisten vermag. In diesem Sinne gehen Staatsfiktionen über Staatsmetaphern hinaus, verwenden aber bekannte Bilder des Staates, wandeln sie ab oder kreieren neue».³⁸

Im hier diskutierten Zusammenhang gehört zum «stummen Wissen» mit ziemlicher Sicherheit das Wissen um die mit den Selbstdarstellungen von privaten und öffentlichen Organisationen verbundenen strategischen Absichten. «Stummes Nichtwissen» besteht bezüglich des Ausmasses der eingesetzten zweckgefärbten Komponenten bei den einzelnen Inszenierungen: Während die einen Darstellungen uns als glaubhaft erscheinen, zweifeln wir bei anderen an ihrer Redlichkeit – ohne dass diese Ungewissheit ganz aufzulösen wäre. Damit stehen die selbstdarstellerischen «Verwaltungsfiktionen» in einer ambivalenten Zone zwischen «Fakt» und «Fiktion».

Um diesen ambivalenten Zustand der Selbstdarstellungen mit literaturwissenschaftlichen Begriffen erfassen zu können, komme ich hier wieder auf den eingangs zitierten Text zurück: das Vorwort des Stadtpräsidenten im Statistischen Jahrbuch 2003. Das Vorwort ist nach Eckard Rolf eine assertive, darstellende und disputierende Gebrauchstext-

³⁶ Ebd., S. 184 (nach Merten/Westerbarkey).

³⁷ Kreisky/Löffler/Zelger 2011, S. 7–23.

³⁸ Ebd., S. 8 (mit Bezug auf Iser).

sorte.³⁹ Assertive Textsorten dienen nach ihm der Informationsvermittlung und verfolgen das Ziel, das Weltbild der adressierten Leserschaft zu beeinflussen.⁴⁰ Disputierende Textsorten setzen sich mit einem Problem unter Einbezug eines bestimmten Zusammenhangs auseinander und tragen – wie das beim Vorwort der Fall ist – zum besseren Verständnis eines Bezugstexts bei.⁴¹ Das Beispiel des Jahrbuch-Vorworts ist ein explizit personalisierter Text, der es dem Autor unter anderem ermöglicht, sich selbst darzustellen, um sein Fremdbild zu beeinflussen. Disputierend ist das Beispiel insofern, als es in Auseinandersetzung mit den nachfolgenden Texten der Publikation zu sehen ist. Dieser Bezug wird vom Autor selbst hergestellt, indem er sich auf die statistischen Inhalte des Jahrbuchs bezieht und diese auch zur Grundlage seines eigenen Textes macht. Nun steht es grundsätzlich allen frei, den Eingangstext über den Konzern «Zurich Services Unlimited» – unabhängig davon, wie er qualifiziert ist – als faktual oder als fiktional zu lesen.⁴² So sagen auch die beiden erwähnten Merkmale letztlich nichts über den fiktionalen respektive nichtfiktionalen Status des Beispieltexes aus, denn das Vorwort ist inhaltlich und formal eine sehr frei gestaltbare Textform, die für unterschiedliche Zwecke genutzt werden kann. Was aber legt diese oder jene Art der Lektüre nahe? Und welche Konsequenzen ergeben sich dabei aus erzähltheoretischer Perspektive?

Fiktionales vs. nichtfiktionales resp. faktuales vs. nichtfaktuales Lesen

Die Literaturwissenschaftlerin Dorothee Birke bringt in Anlehnung an Fiktionsdefinitionen zwei unterschiedlichen Perspektiven zusammen, um die faktuale (resp. die fiktional) Lektüre differenzierter analysieren zu können: eine ontologische und eine pragmatische.⁴³ Aus ontologischer Perspektive ist ein faktualer Text real/wahr, ein fiktionaler hingegen erfunden/falsch. Im Allgemeinverständnis bezeichnet Fiktion etwas Vorgestelltes und Erfundenes, Fakten hingegen Tatsachen und reale Gegebenheiten. So betrachtet heisst faktuales Lesen, die in einem Text präsentierten Informationen als real in der Wirklichkeit zu sehen; «nichtfaktuales Lesen» wäre dann synonym mit «fiktionalem Lesen» und würde bedeuten, die Informationen als erfunden/falsch zu betrachten.⁴⁴ Aus pragmatischer Perspektive funktioniert diese Unterscheidung nicht respektive greift zu kurz.⁴⁵ Bei pragmatischen Ansätzen geht es nicht um den Wirklichkeitsgehalt des Dargestellten, sondern um das gegenseitige Verständnis von Autor- und Leserschaft über den Status des

39 Rolf 1993, S. 172, 173, 197, 198.

40 Vgl. ebd., S. 172, 173, 312.

41 Ebd., S. 194, 195, 197.

42 Birke 2020, S. 157–163.

43 Birke 2020, S. 157, 158 (mit Bezug auf Schaeffer und Bareis).

44 Ebd., S. 158.

45 Ebd., S. 158.

Dargestellten.⁴⁶ Birke unterscheidet vor diesem Hintergrund zwei verschiedene Arten des Lesens, die sie ihrem jeweiligen Komplementär gegenüberstellt:

- Fiktionales vs. nichtfiktionales Lesen, wenn es um die Identifikation eines Textes und die von ihm nahegelegte Art der Lektüre geht und
- faktuales vs. nichtfaktuales Lesen, wenn es darum geht, die Richtigkeit bzw. den Wirklichkeitsbezug der Inhalte eines Textes zu beurteilen.⁴⁷

Heute besteht Konsens darüber, dass sich der «Fiktionsstatus» eines Textes nicht eindeutig über textinterne Merkmale bestimmen lässt.⁴⁸ Pragmatisch betrachtet ist die «Verwaltungsfiktion» eine spezifische Kommunikationssituation, die mit der Aufforderung verbunden ist, einen Inhalt als fiktional oder als nichtfikcional zu betrachten und entsprechend zu lesen; die Kommunikationssituation umfasst in beiden Fällen den Autor oder die Autorin, den Inhalt und den Rezipienten oder die Rezipientin und setzt sie in eine spezifische Beziehung mit gegenseitigen Erwartungen.⁴⁹ Ein solcher institutioneller Rahmen wird im zitierten Beispiel mit dem folgenden Aufforderungssatz gesetzt: «Wir wagen hier den Versuch, uns den Konzern ›Zurich Services Unlimited‹ (ZSU) konkret auszumalen.»⁵⁰ Der Satz kann als Einladung zu einem Make-Believe-Spiel gelesen werden,⁵¹ also als Aufforderung zum fiktionalen Lesen. Der Fiktionsstatus eines Textes hängt nicht von der Fiktivität der Objekte, Ereignisse, Personen ab, von denen der Text handelt, der Fiktionsstatus ist aber von Bedeutung für die Interpretation des Textes.⁵² Das Vorstellungsspiel baut auf «realen»⁵³ (oder für real gehaltenen) Objekten auf, denn als seine Grundlagen dienen die Zahlen der städtischen Statistikstelle. Die Selbstbeschreibung als «Zurich Services Unlimited» wäre eine belang-, ja bedeutungslose Spielerei, wenn ihre Grundlage nicht auf «Tatsachen» beruhen würde. Mit Birkes Terminologie geht es also um ein fiktionales/faktuales Lesen.

Was geschieht, wenn wir das Beispiel nicht als fiktionalen, sondern als faktualen – respektive in oben eingeführter Terminologie: nichtfikcionalen – Text lesen? Christian Klein

46 Ebd., S. 158.

47 Ebd., S. 158.

48 Vgl. Zipfel 2014.

49 Vgl. Köppe 2014.

50 SSZ 2003; Statistisches Jahrbuch, S. 11.

51 Vgl. Bareis 2014; Zipfel 2001, S. 248–252.

52 Vgl. Bareis 2008, S. 58, 115.

53 Zipfel unterscheidet diesbezüglich zwischen «realen», «pseudo-real» und «nicht-real» Objekten; reale Objekte unterscheiden sich zwar von ihren realen Entsprechungen, dies aber in nicht signifikanter Weise (S. 97); pseudo-reale Objekte sind aus der Wirklichkeit entlehnt, sie unterscheiden sich von ihren realen Entsprechungen aber explizit und signifikant (S. 97); nicht-reale Objekte bezeichnen frei erfundene Objekte ohne Entsprechung in der Wirklichkeit (S. 102): «Während *reale* Objekte in der Regel als realer Teil der fiktiven Welt zum Hintergrund des Erzählten gehören und die Anbindung der fiktiven Welt an die reale sichern, stellen die *nicht-real*en und die *pseudo-real*en Objekte die eigentlich *fiktiven* Objekte dar.» Zipfel 2001, S. 102 (Hervorhebungen im Original).

und Matías Martínez nennen Erzählungen mit einem unmittelbaren Bezug zur konkreten aussersprachlichen Realität «Wirklichkeitserzählungen».⁵⁴ Wie alle Erzählungen sind auch «Wirklichkeitserzählungen» konstruktiv, insofern sie eine eigene Welt entwerfen.⁵⁵ Im Unterschied zur fiktionalen Erzählung tun sie dies aber mit dem Anspruch der Überprüfbarkeit: Die im Text entworfene Welt referenziert auf eine tatsächlich existierende aussertextuelle Wirklichkeit. Allerdings kann auch hier weiter differenziert werden; so unterscheiden Klein und Martínez die Wirklichkeitserzählungen nach ihrem Geltungsanspruch in deskriptive, normative und voraussagende Wirklichkeitserzählungen.⁵⁶ Im ersten Fall erhebt die Erzählung den Anspruch, reale Sachverhalte darzustellen; im zweiten Fall geht es um einen erwünschten und im dritten Fall um einen in Zukunft erwarteten Zustand der Wirklichkeit. Für jeden Geltungsanspruch sind eigene Prüfkriterien angegeben, nämlich im ersten Fall die Unterscheidung zwischen wahr und falsch, im zweiten zwischen richtig handeln und falsch handeln, und im dritten zwischen plausibel und unplausibel.⁵⁷ Nun lässt sich die hier betrachtete «Verwaltungsfiktion» keinem der drei Geltungsansprüche eindeutig zuordnen. Der Text referenziert zwar auf mit Daten belegte Tatsachen, sein Geltungsanspruch kann aber nicht überprüft werden, weil der Geltungsrahmen, in dem die Aussagen überprüft werden sollen, nicht klar ist: Gilt der Massstab der Politik oder jener der Wirtschaft? Mit Birke können wir diese Art der Lektüre als nichtfiktionales/nichtfaktales Lesen beschreiben.

Komplizierter wird der Fall des Beispieltexsts, wenn wir ihn mit erzähltheoretischen Fiktionsdefinitionen zu erfassen versuchen. Erzähltheoretisch ist die Fiktion durch eine doppelte Kommunikationssituation gekennzeichnet, eine «reale», welche die Autorin oder den Autor und die Leserschaft umfasst, und eine «imaginäre», welche die Erzählerin oder den Erzähler und die im Text implizierte Leserschaft umfasst.⁵⁸ Obschon der Text in beiden Kommunikationssituationen derselbe ist, steht er damit in zwei ganz unterschiedlichen Sprachhandlungssituationen:⁵⁹ Einmal geht es um die «real-inauthentische» Rede eines Autors, im zweiten Fall um die «imaginär-authentische» Rede eines Erzählers.⁶⁰ Durch diese Verschachtelung der Kommunikation lässt sich der Text nicht länger mit direktem Bezug auf den «realen» Autor interpretieren, sondern nur mit Bezug auf eine Erzählerinstanz. Doch wer führt im zitierten Beispiel die «imaginär-authentische» Rede, wenn es nicht der Stadtpräsident selbst ist, zumal dieser daneben noch mit Porträtfoto und Unterschrift «präsent» ist?

⁵⁴ Vgl. Klein/Martínez 2009.

⁵⁵ Zu den Weltentwürfen in fiktionalen Erzählungen: Martínez/Scheffel 2012, S. 132–144.

⁵⁶ Klein/Martínez 2009, S. 6, 7.

⁵⁷ Ebd., S. 6.

⁵⁸ Vgl. Martínez/Scheffel 2012, S. 19.

⁵⁹ Zipfel 2001, S. 115–122.

⁶⁰ Martínez/Scheffel 2012, S. 211.

Texte mit und ohne Bedarf an einer Autorinstanz

Fotis Jannidis hat gezeigt, wie sich die zum Dogma gewordene Unterscheidung zwischen Autor und Erzähler in einem interpretationsproduktiven Sinn weiterentwickeln lässt.⁶¹ In seinen erzähltheoretischen Ausführungen macht er deutlich, dass sowohl der Erzähler als auch der Autor als Produkt von konstruktiven Inferenzprozessen des Lesers aufgrund von Text- und Kontextinformationen gesehen werden können.⁶² Da diese Interpretations- und Konstruktionsprozesse auch Konventionen unterliegen, ist das Verhältnis von Autor und Erzähler als historisch und kulturell variabel zu verstehen; in welcher Form einzelne, aus dem Text heraus erschlossene Aspekte dem Erzähler oder dem Autor zugeschrieben werden, ist letztlich Teil eines Verhandlungsprozesses.⁶³ Wir gewinnen aus dem zitierten Gedankenspiel ebenfalls Autorinformationen, die wir als Eigenschaften dem Stadtpräsidenten zuschreiben können und dies – ergänzt mit weiteren, paratextuellen Informationen (z.B. zu dessen politischer Gesinnung) – wohl auch so tun.

Anders sieht das Autor-Erzähler-Verhältnis im Rahmen der «Wirklichkeitserzählungen» aus: Während sich bei der fiktionalen Erzählung also zwischen (realem/r) Autor oder Autorin und (realem/r) Leser oder Leserin eine oder mehrere Erzähler- und Leserinstanz/en einschieben, gilt in der faktualen Erzählung der Autor/die Autorin auch als der Erzähler/die Erzählerin.⁶⁴ Das hat für den Autor oder die Autorin Konsequenzen: Im Unterschied zur fiktionalen Erzählung muss er oder sie bei der nichtfiktionalen/faktualen Erzählung für die vorgebrachten Behauptungen einstehen.⁶⁵ Fällt es uns bei einer fiktionalen Lektüre des Beispieltextes schwer, die Erzählerstimme nicht direkt dem Stadtpräsidenten zuzurechnen und ihn von den Ausführungen im Text zu «entlasten», haben wir bei der nichtfiktionalen Lektüre das Problem, dass uns der «reale» Stadtpräsident Inhalte vermittelt, deren Geltungsanspruch im Unklaren bleibt. Vielleicht muss die Frage im Zusammenhang der hier besprochenen Verwaltungsfiktionen anders gestellt werden: Wann braucht ein Text überhaupt eine Autorinstanz?

Felix Steiner behandelt diese Frage in seiner linguistischen Studie zu Autorkonzepten und -subjekten in wissenschaftlichen Texten.⁶⁶ Der Bedarf nach einer Autorinstanz hängt nach Steiner nicht davon ab, ob sich ein Text auf eine erfundene oder eine nichterfundene Wirklichkeit bezieht. Vielmehr steht der Autorbedarf in Zusammenhang mit den Aussagen, die mit einem Text gemacht werden.⁶⁷ Sowohl in der Literatur als auch in der Wissenschaft besteht ein Autorbedarf, weil in beiden Domänen «komplizierte Intentionen

61 Vgl. Jannidis 2002.

62 Ebd., S. 556.

63 Ebd., S. 556.

64 Genette 1992, S. 80.

65 Ebd., S. 80; Klein/Martínez 2009, S. 3.

66 Vgl. Steiner 2009; Steiner 2014.

67 Steiner 2014, S. 575.

textförmig dargestellt werden, die auf personal gedachte Instanzen beziehbar sein müssen, um in ihrer Intentionalität verantwortet [zu werden] und damit glaubhaft zu erscheinen».⁶⁸ Zur Unterscheidung zwischen Texten, deren Aussagewirklichkeiten auf eine personale Zurecheninstanz angewiesen sind, und solchen, die ohne eine solche Instanz auskommen, greift Steiner auf die Bühlersche Unterscheidung zwischen in bestimmte Situationen eingebundene «Sprechhandlungen» und dem situationsenthobenen «Sprachwerk» zurück. Erstere sind nach Steiner autorfreie Texte, Letztere auf eine Autorfunktion angewiesen.⁶⁹ Damit wird der Autorbedarf unterschieden nach Kommunikation, die eher konventionellen Mustern folgt und im Rahmen alltäglicher Gewissheiten stattfindet, und Kommunikation, die sich eher ungewohnten oder individualisierten Formen bedient und sich auf ungewissere und reflexivere Art mit Welt auseinandersetzt.

Knüpfen wir lose an diese Überlegungen an, dann können wir uns fragen, ob bei unserem Beispiel nicht deshalb eine Autorinstanz benötigt wird, weil ein «Gedankenspiel» präsentiert wird. Öffentliche Verwaltungen sind keine Umgebung, in der Spiele oder Fiktionen erwartet würden, und sie scheinen auch nicht zu den fiktionsautorisierten Autorschaften zu gehören;⁷⁰ die Rolle der Politikerin oder des Politikers ermöglicht diesbezüglich wahrscheinlich mehr Freiräume.⁷¹ Indem sich der Beispieltext letztlich gegen eine eindeutig fiktionale respektive eine eindeutig nichtfiktionale Lektüre sperrt, lädt er zu einer doppelten Lektüre ein: Die «Verwaltungsfiktion» soll dazu anregen, die Wirklichkeit mit einem anderen Blick zu betrachten und über sie nachzudenken.

Prüfhorizont jenseits von «Fakt» und «Fiktion»

Bürokratie ist ein Stereotyp,⁷² das verschiedene Aspekte der Verwaltungskritik zusammenfasst – sowohl ökonomische als auch generell macht- und herrschaftskritische. Mit Rekurs auf Bürokratie scheint ein Prüfhorizont jenseits von «Fakt» oder «Fiktion» eingeführt zu werden, an dem die Glaubwürdigkeit der Selbstdarstellungen der Verwaltung gemessen werden kann; es ist ein Prüfhorizont, der sowohl aus ökonomischer, politischer oder allgemein gesellschaftlicher Sicht erreichbar ist. Wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, kann sich der Bürokratieverdacht auf verschiedene Aspekte von Bürokratie richten und damit an der Reputation der Verwal-

68 Ebd., S. 568 (mit Bezug auf Goffman).

69 Ebd., S. 580; zudem ausführlich: Steiner 2009, S. 45–51.

70 So zumindest lässt sich die Reaktion auf einen 1.-April-Scherz der städtischen Dienstabteilung Entsorgung und Recycling im Jahr 2009 deuten. Diese gab damals am 31. März eine Medienmitteilung heraus, in der es hiess, im Abfall seien zwei Goldbarren gefunden worden. Diese Meldung wurde von verschiedenen Zeitungen aufgenommen. Als die städtische Stelle den Scherz auflöste (mit dem darauf hingewiesen werden sollte, dass dank Heizen mit Abfall Heizöl gespart werden kann), reagierten die Medien entrüstet, weil von der Stadt keine Scherze erwartet würden; vgl. TA 2. 4. 2009: 1.-April-Scherze.

71 Vgl. Hitzler 1993.

72 Zu Stereotypen: Konrad 2006; Konrad 2007; Hahn 2002.

tung kratzen. Eisenegger hat öffentliche Reputation als dreidimensionales Konstrukt definiert: Er spricht von funktionaler Reputation, insofern soziale Akteurinnen und Akteure teilsystemische Rollenanforderungen kompetent zu erfüllen haben; er spricht von sozialer Reputation, weil von ihnen ein moralisch korrektes Verhalten erwartet wird; drittens spricht er von expressiver Reputation, weil sie über ein attraktives und authentisches Profil verfügen sollten.⁷³ Der Bürokratieverdacht kann sich gegen jede dieser drei Dimensionen richten; als entsprechend vielseitig und vielschichtig erweisen sich die städtischen Selbstdarstellungen – als «Verwaltungsfiktionen» – in ihrer Auseinandersetzung mit dem Bürokratieverdacht.

2.2 Anschreiben gegen den Bürokratieverdacht

2.2.1 Verdacht des bürokratischen Selbstzwecks

Da wird eine Ausbildungsstelle für eine junge Frau verhindert, weil ein Betrieb wegen ihrer Anstellung extra hätte eine Damentoilette einbauen müssen; da gibt es die Feuerwehren, die bei ihren Übungen wegen möglicher Schadstoffbelastungen keine gebrauchten, sondern nur noch neue Holzpaletten verbrennen dürfen; da wird eine ausgebildete Hundetrainerin für ihren Hund selbst zu einem Hundekurs aufgeboten.⁷⁴ – Solche Fälle werden mit dem «Gahts-no!-Priis» ausgezeichnet, den die FDP Kanton Zürich seit 2010 für die «absurdeste Bürokratiegeschichte» vergibt. Um die Notwendigkeit ihres politischen Engagements gegen unnötige und teure Bürokratie zu illustrieren, sammelt die Partei auf einer Webseite derart qualifizierte Bürokratieerlebnisse.⁷⁵

Diese öffentlich-politische Sammlung demonstriert das, was Michael Kilian in seiner Übersichtsdarstellung über das Verwaltungsmotiv in der fiktionalen deutschsprachigen Literatur im Fazit festgehalten hat: «Es dient bestenfalls der Illustration grotesker Vorgänge sowie barocker Skurrilität und existentieller Sinnlosigkeit und setzt einen – bei aller errungenen Rechtsstaatlichkeit anscheinend naturgegebenen – Antagonismus zwischen Bürger und Verwaltung weiter fort.»⁷⁶ Bildhaft versucht der Soziologe Leo Kissler die – scheinbaren – Dysfunktionalitäten der Bürokratie zu erfassen, indem er von

⁷³ Eisenegger 2015, S. 450.

⁷⁴ FDP Kanton Zürich: Gahts-no-Priis (abgerufen: 8. 2. 2018). Der «Gahts-no!-Priis» bildete im Jahr 2012 auch in einer Reportage im «Magazin» des «Tages-Anzeigers» den Ausgangspunkt für eine gesellschaftliche Erkundungstour zum Phänomen der Bürokratie; vgl. Das Magazin 22/2012, S. 14–21.

⁷⁵ FDP Kanton Zürich: Bürokratieerlebnisse (abgerufen: 8. 2. 2018); bis dato zählte die Webseite mehrere Dutzend Geschichten.

⁷⁶ Kilian 1994, S. 96.

der «Janusköpfigkeit» der bürokratisch organisierten Herrschaft spricht.⁷⁷ So soll das – von Max Weber idealtypisch beschriebene – Bürokratiemodell mit seinen hierarchischen Strukturen und strikten Verfahrensabläufen die legale Herrschaft sicherstellen. Doch was auf der einen Seite Disziplin oder Verlässlichkeit garantiert, führt auf der anderen Seite zum «bürokratischen Dilemma»,⁷⁸ wenn «die Organisationslogik der bürokratischen Herrschaft mit der Handlungs rationalität ihrer Klienten zusammenstösst»⁷⁹ respektive zu ihr in Widerspruch tritt.

Genau in solchen Widersprüchen gründet die Absurdität der erwähnten Bürokratiegeschichten. Die Frage nach dem Sinn oder Unsinn des amtlichen Handelns wird vom Standpunkt des Einzelfalls aus verhandelt, wodurch die Motivation der amtlichen Stellen für ihr Tun nicht nachvollzogen werden kann und dieses als völlig unangemessen erscheint. Versuchen wir dieses Dilemma als funktionales Reputationsproblem zu fassen, dann münden die Bürokratiegeschichten in den Verdacht des bürokratischen Selbstzwecks, im Vorwurf der selbstbezüglichen Sinnlosigkeit.

Städtisches Leitbild

Mit der Einführung eines städtischen Leitbilds scheint die Stadt Zürich im Jahr 2000 auch gegen solche Verdächtigungen angeschrieben zu haben. «Eine Stadt. Ein Team. Eine Aufgabe.»⁸⁰ – so hiess das damals neue, der städtischen Verwaltung übergeordnete Motto. Ausgangspunkt seiner Erarbeitung bildete die Frage nach einer neuen «unternehmerischen» Kultur, die gleichzeitig mit der Einführung der Grundsätze der «wirkungsorientierten Verwaltungsführung» entwickelt werden sollte.⁸¹ Seit Mitte der 1990er-Jahre stand die Stadtverwaltung Zürichs unter den Zeichen dieser Reformideen. Neben Reorganisationen zur Umgestaltung der Verwaltungsstruktur startete eine WOV-Pilotphase in verschiedenen Verwaltungsabteilungen.⁸² Neuerungen in der Stadtverwaltung wurden in Abstimmungen jeweils mit grossen Mehrheiten angenommen, so 1996 eine für die WOV-Erprobung nötige Ergänzung der Gemeindeordnung, 2001 die Abschaffung des Beamtenstatus und 2010 die Verankerung von Globalbudgets als zusätzlich mögliche Form der Budgetierung. Im Jahr 2007 wurde das städtische Leitbild in einer überarbeiteten Form neu lanciert, diesmal mit dem Motto: «Wir arbeiten für Zürich.» Den Rahmen zur Überarbeitung gab nun das laufende stadträtliche Legislaturprogramm, in welchem unter dem Titel «Die Stadt Zürich: kundenorientiert, initiativ und kompetent» versichert wurde, dass die dauernde Optimierung der Verwaltung weiter vorangetrieben

⁷⁷ Folgendes nach Kissler 2005, S. 132, 133.

⁷⁸ Ebd., S. 132.

⁷⁹ Ebd., S. 133.

⁸⁰ Stadt Zürich: Leitbild (abgerufen: 10. 1. 2018)

⁸¹ STR MM 31. 5. 2000: Stadtverwaltung erhält Leitbild.

⁸² GB 1995 bis 1999; vgl. ebenfalls: GR 94/372; GR 95/213; GR 95/435.

werden solle. «Konkretes Ziel», hiess es da, «ist eine effiziente, prozessorientierte und schlanke Verwaltung, in der Dienstleistungsorientierung und Bürgernähe das Handeln leiten».⁸³ Illustriert wurde dieser Programmpunkt mit einer Zeichnung des Karikaturisten Nico, auf der drei städtische Mitarbeitende respektive zentrale Merkmale der geforderten Betriebskultur ausgezeichnet werden – alle mit dem ersten Preis, denn «bei uns macht keine Zweite» (vgl. Bild S. 89).

Das Leitbild ist eine Textsorte, die man aus der Unternehmenskommunikation kennt. Es bringt betriebliche Werte und Verhaltensnormen zum Ausdruck und entwirft einen Idealzustand mit normativem Verwirklichungsanspruch. Im städtischen Leitbild wird die Arbeit der Verwaltungsangestellten mit dem Wohlergehen der Stadt verknüpft, indem ein Ziel gegeben wird, das nicht in der Verwaltungsarbeit selbst liegt, sondern das durch diese erreicht werden soll. Die diesbezügliche Leitidee lautete im Jahr 2000: «Wir arbeiten für Zürich, damit sich unsere Stadt immer besser entwickelt und sich unter den Besten behauptet, Wirtschaft und Kultur blühen und die Leute gern hier wohnen und arbeiten.»⁸⁴ Erzähltheoretisch gedeutet wird das Verwaltungshandeln damit kausal motiviert:⁸⁵ Die Handlungen der Angestellten treiben die Entwicklung der Stadt voran, dank ihrer Arbeit blühen Wirtschaft und Kultur und die Attraktivität der Wohn- und Arbeitsstadt wächst. Dabei gibt es keinen klaren Anfangszeitpunkt: Ob das Leben in der Stadt bereits gut ist oder nicht, wird nicht bewertet, und das Ziel ist offen gesetzt respektive in den Optimierungsprozess selbst hineinverlegt. Mit der Neulancierung im Jahr 2007 wurde dieser Optimierungsimperativ etwas zurückgenommen.

Die erste und die zweite Leitbild-Version praktizieren eine inkludierende Kollektivansprache: Es sind Wir-Texte. Die Stadtverwaltung wird nicht explizit genannt und es finden sich keine anderen Begriffe, welche die Arbeit der städtischen Mitarbeitenden direkt an eine vergleichbare Organisationsinstanz zurückbinden würden. Die Mesoebene, die Vermittlung zwischen dem Individuum und der – im vorliegenden Fall – politischen Gemeinde Zürich, gewährleistet das «Team»; dieses eng mit dem Bereich des Sports verbundene Wort, fordert Mannschaftsgeist, Solidarität und Leistungsbereitschaft. Im Leitbild ist die Stadtverwaltung nicht als hierarchisch strukturierte Anordnung von «Zahnradchen» beschrieben, die entlang von Befehlsketten funktionieren, vielmehr entsteht das Bild eines Zusammenschlusses von aktiven, integren, verantwortungsbewussten und innovationsoffenen Mitarbeitenden, die von ihren Vorgesetzten unterstützt und gefördert werden, um «gemeinsame Ziele»⁸⁶ zu erreichen.

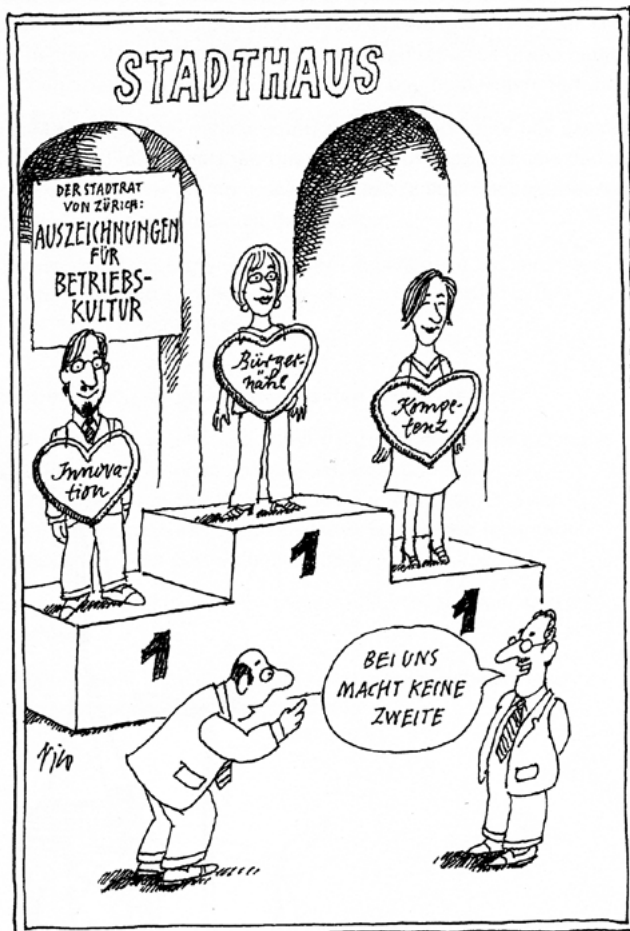
83 STR 2006: Legislatorschwerpunkte 2006–2010, S. 29.

84 Stadt Zürich: Leitbild (abgerufen: 10. 1. 2018).

85 Martínez/Scheffel 2012, S. 114.

86 Vgl. Stadt Zürich: Arbeitgeberin / Leitbild (abgerufen: 8. 2. 2018).

Bildquelle: Stadtrat von Zürich (Hrsg.):
Legislaturschwerpunkte
2006–2010. Ziele
und Strategien für die
laufende Legislatur.
Zürich 2006, S. 28.



Im Rahmen der Neulancierung des Leitbilds entstand ein Film, mit dem die Umsetzung des Leitbilds im städtischen Arbeitsalltag illustriert werden sollte.⁸⁷ Der Film setzt einzelne der Leitsätze in dokumentarisch gestalteten Szenen um, so die erwartete Teamorientierung, wenn das «gute Arbeitsklima»⁸⁸ thematisiert wird, oder die Dienstleistungsorientierung, wenn zum Beispiel der interviewte Bestatter angibt, die Arbeit im öffentlichen Dienst und für die Bevölkerung sei schon immer ein Bubentraum von ihm

⁸⁷ Stadt Zürich: Youtube / Wir arbeiten für Zürich (abgerufen: 9. 1. 2022).

⁸⁸ Ebd., Minute: 01:43–01:48; 02:12–02:19.

gewesen.⁸⁹ Das Leben in der Stadt wird mit der Arbeit der Verwaltung in direkte Verbindung gebracht. Viel Chaos hätte es da, meint in einer Interviewsequenz ein Herr in Veston, der – wahrscheinlich auf einem Hausdach – vor einem weiten Stadtpanorama platziert ist und als Management-Entwickler vorgestellt wird. Und weiter führt er aus: «Und ganz richtig versteht wahrscheinlich niemand, weshalb es funktioniert. [...] Es funktioniert deshalb, weil es da Menschen hat in dieser Stadt, die irgendwie kapieren, also erstens aus irgendeinem Grund interessiert sind, daran zu arbeiten – und zweitens irgendwie ihre Rolle kapieren, die sie haben, um ihren Beitrag zu leisten.»⁹⁰

In der Lerntheorie werden zwei Motivationsmuster unterschieden: die intrinsische und die extrinsische Motivation. Bei der intrinsischen Motivation wird eine Sache um ihrer selbst willen getan, bei der extrinsischen um einer Belohnung willen.⁹¹ Die städtischen Mitarbeitenden werden als intrinsisch motiviert dargestellt: Ihre Belohnung liegt in der Arbeit selbst, die aber nicht um ihrer selbst willen getan wird, sondern zum Wohl der Stadt. Diese intrinsische Motivation wird auch in einer Broschüre für (neue) Mitarbeitende der Stadt illustrativ demonstriert. Zwischen den Ausführungen zu den Rechten und Pflichten von städtischen Angestellten sind mehrere ganzseitige Porträtaufnahmen von Männern und Frauen in unterschiedlichen Berufen und Positionen zu finden. In legendenartig angebrachten Texten bildet der in die erste Person Singular umformulierte Leitsatz jeweils den Auftakt für eine persönliche Aussage zur Motivation: «Ich arbeite für Zürich «... weil ich hier eine verantwortungsvolle und befriedigende Aufgabe im Dienste meiner Mitmenschen wahrnehmen kann.»⁹² Oder: ««... weil ich den Bewohnerinnen und Bewohnern von Stadt und Umgebung im Notfall die bestmögliche Versorgung gewährleisten möchte.»⁹³

Inserate und Kampagnen

«Wo wir arbeiten, lebt Zürich» ist das Motto der Verkehrsbetriebe (Abkürzung: VBZ), einer Dienstabteilung des Departements der Industriellen Betriebe zu dem auch die Wasserversorgung und das Elektrizitätswerk gehören. Die städtischen Verkehrsbetriebe arbeiten seit Jahren mit Image- und Personalmarketingkampagnen explizit an ihrer Reputation, weil sie gemäss der ausführenden Agentur als «etwas verstaubt und wenig dynamisch» wahrgenommen würden.⁹⁴ Im hier betrachteten Zeitraum waren aber auch die Arbeitsbedingungen bei den Verkehrsbetrieben mehrmals – direkt oder indirekt – Thema

89 Ebd., Minute: 01:25–01:30.

90 Ebd., Minute: 04:38–05:03 (Original in Mundart).

91 Vgl. Reinhold 2000, S. 450.

92 HRZ 2011, S. 8.

93 Ebd., S. 14.

94 Ruf Lanz: Aktuelle Kunden / VBZ (abgerufen: 16. 10. 2020).

in der medialen Berichterstattung,⁹⁵ oder es wurde von der Dienstabteilung selbst auf die Schwierigkeiten bei der Rekrutierung von neuen Mitarbeitenden hingewiesen.⁹⁶

Im Rahmen einer dieser erwähnten Personalmarketingkampagnen wurden ab Herbst 2008 in der Gratiszeitung «20 Minuten» mehr als 60 ganzseitige fotografische Porträts von VBZ-Mitarbeitenden publiziert, alle zwei Wochen eines.⁹⁷ Die Kampagne setzte – im Sinn von Valentin Groebners «Ich-Plakaten» – auf Gesichter als «Aufmerksamkeitsmaschinen»;⁹⁸ Alle Porträtierten blicken direkt in die Kamera und stellen so die Verbindung zu den Betrachtenden her. Der Hintergrund ist unscharf, bleibt jedoch als Arbeitsplatz erkennbar; die Gesichter erscheinen so aus dem Geschehen herausisoliert, das durch die Unschärfe dynamisiert wird. In ihrer Gesamtheit bietet die Kampagne – mit ihrer Vielzahl an genannten Berufen, Arbeiten und Aufgaben bei der VBZ – interessierten Stellensuchenden zahlreiche Anknüpfungspunkte an die eigene Biografie – und dies nicht nur bezüglich der Berufsbiografie. Die Personalisierung der einzelnen, jeweils bei ihrem Namen genannten Mitarbeitenden geschieht ebenfalls über die Angabe von präferierten Freizeitaktivitäten, bei denen auch unkonventionelle, überraschende Hobbys und Engagements genannt werden.⁹⁹ Anders als beim oben diskutierten Leitbild, bei dem ein rahmendes Sinngefüge für die städtischen Mitarbeitenden geschaffen wird, geht es bei den Personalrekrutierungskampagnen verstärkt um individuelle Sinngebung: Das Unternehmen wird über seine Mitarbeitenden – ihre Körper und Biografien – sichtbar gemacht und so für individuelle Sinngebungen «geöffnet».¹⁰⁰ Dabei bleibt die Organisation selbst immer präsent: Alle Texte sind in der dritten Person verfasst – also als Texte über Mitarbeitende und nicht als Texte von Mitarbeitenden –, die Porträts sind durchnummeriert, die Bildsprache ist vereinheitlicht, der Umfang der Begleittexte beschränkt sich auf sechs Zeilen; als seriell gestaltetes Element verweist jedes einzelne Inserat auf Individualität in einer vorgegebenen Struktur.

Die VBZ-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter des Fahrdiensts, der Verkaufsstellen und des Fundbüros tragen Uniformen, ein im Alltag wohl von vielen stark militärisch-staatlich konnotiertes Kleidungsstück. Heute werden die einheitlich gekleideten Mitarbeiterkörper sowohl im öffentlichen Dienst als auch im privatwirtschaftlichen Bereich gezielt

95 Vgl. TA 26. 1. 1999: Kurzstreik; TA 28. 1. 1999: Streik vermieden; GB 1999, Teil DIB, S. 20; TA 10. 5. 2011: VBZ-Angestellte sind unzufrieden; GB 2011, Teil DIB, S. 320; Das Magazin 15/2012, S. 26–35; STRB 889/2012.

96 VBZ GB 2008, S. 23; VBZ GB 2007, S. 21.

97 Vgl. VBZ Regenbogen 2/2009, S. 10. Die Inserate waren auch auf der VBZ-Webseite aufgeschaltet.

98 Vgl. Groebner 2015; vgl. zudem Kap. 4.2.1.

99 Vgl. bspw. Inserate-Nr. 19, 25, 38 und 60 der VBZ-Mitarbeiterkampagne; VBZ: Wir sind die VBZ (abgerufen: 28. 1. 2013).

100 Im September 2019 wurde auf dem Online-Stellenportal der VBZ ein Text aufgeschaltet mit dem Titel: «Wir sind immer da: Für Zürich arbeiten macht Sinn.», VBZ: Wir sind immer da (abgerufen: 15. 4. 2020); vgl. ebenfalls: Im Takt 3/2019, S. 8, 9.

zur Markeninszenierung eingesetzt; mit «Corporate Fashion» soll die Kundenwahrnehmung durch Vereinheitlichung gelenkt und beeinflusst werden.¹⁰¹ Uniformen markieren einerseits soziale Distinktion und fördern andererseits die Zugehörigkeit zu einer Gruppe.¹⁰² Mit ihnen kann sich der oder die Einzelne von den Nichtuniformtragenden abheben und gleichzeitig mit allen anderen Trägerinnen und Trägern der gleichen Uniform verbunden fühlen. Uniformtragende werden zudem zu Repräsentantinnen und Repräsentanten der Organisation sowie all dessen, für was die Organisation im städtischen Alltag steht. Die Verbindung zwischen der Uniform und der Arbeit für ein übergeordnetes Ganzes findet sich explizit in einem Video auf dem Online-Stellenportal der VBZ, in dem ein Trampilot seine Arbeit vorstellt: «Man kann sich mit der Uniform sehr, sehr gut identifizieren. Und man repräsentiert etwas. Man repräsentiert die Stadt Zürich. Und das ist eigentlich etwas Wunderschönes, dass man ein Teil davon sein darf.»¹⁰³

Im Jahr 2014 wurde die Uniform im Rahmen einer VBZ-Kampagne nicht als Bekleidungsvorschrift, sondern als schickes Bekleidungsangebot angepriesen. In «20 Minuten Friday», einem Gratislifestyle-Magazin, das sich vor allem an jüngere Frauen richtet, erschien eine doppelseitige Stellenanzeige. «Melanie hat Drive» – lautete der Titel, mit dem um (Quereinsteiger-)Trampilotinnen geworben wurde. Von der Gestaltung her imitiert die Anzeige die Hochglanzästhetik von Modemagazinen, denn aufgemacht ist sie wie die Heftbeiträge, die dem «Styling» von Stars gewidmet sind: Eine Seite mit einem fotografischen Ganzkörperporträt von Melanie, welche die VBZ-Uniform trägt, und eine zweite Seite, auf der die einzelnen Kleidungsstücke und Accessoires im Detail präsentiert werden. Während im Begleittext die Stelle beschrieben wird (bis zur Angabe des Einstiegslohns), sind die Fotos und Bildlegenden dem «Job-Style» gewidmet; das Leitmotiv bildet dabei die Farbe Blau (CI-Farbe der VBZ und der Stadt) – Melanies Lieblingsfarbe: «Darauf fahre ich ab: VBZ-Blau.»¹⁰⁴ Blau getönt ist zum Beispiel die VBZ-Trampilotinnenbrille oder der von Melanie verwendete Nagellack: «Melanie lebt ihren Job bis in die Fingerspitzen.» Die Uniformierung enthält nach Gabriele Mentges Anteile der Maskerade, weil sie eine kompakte soziale Identität herstellt, hinter der sich das Individuum zurückziehen kann.¹⁰⁵ Dieser Aspekt wird im hiesigen pasticheartigen Beispiel mit seinen durchaus als übertrieben markierten Aussagen auf sehr eigenwillige Art interpretiert: Die Uniform wird in beruflicher Hinsicht als Ausdruck von individueller Selbstbestimmung inszeniert, denn – gemäss Lead der Werbeanzeige – hat es Melanie «[m]it ihrer Lieblingsfarbe blau [...] in Zürich bis ganz nach vorne geschafft: als Trampilotin».¹⁰⁶

101 Vgl. Henkel 2007; zu den VBZ-Uniformen: VBZ: Die neuen Uniformen (abgerufen: 15. 4. 2020).

102 Vgl. Burlet 2014.

103 VBZ: Alltag Trampilot, Minuten: 03:11–03:22 (Original in Mundart) (abgerufen: 15. 4. 2020).

104 20 Minuten Friday 6/2014, S. 22, 23.

105 Mentges 2007, S. 23.

106 20 Minuten Friday 6/2014, S. 22, 23.

Infrastrukturen gehören zu den Basiseinrichtungen des Staates¹⁰⁷ und sind ein fester Bestandteil unseres Alltags. Eine Eigenheit dieser Anlagen und Einrichtungen besteht darin, dass sie in der Regel als unhistorisch respektive unpolitisch dargestellt und wohl auch so wahrgenommen werden. Sie werden nicht mit spezifischen Interessen verbunden, sondern – wie das auch oben in der Aussage zur Repräsentationsfunktion der Uniform zum Ausdruck kommt – mit der Allgemeinheit und dem Allgemeinwohl.¹⁰⁸ Heute erfolgt die Nutzung der Infrastrukturen häufig in entpersonalisierten Settings, denn die «Gesichter» gingen diesen Einrichtungen im Lauf der Zeit immer mehr verloren, bei der VBZ zum Beispiel, als ab den 1960er-/1970er-Jahren die Kontrolleurinnen und Kontrolleure durch Billettautomaten ersetzt wurden.¹⁰⁹ Viele VBZ-Angestellte arbeiten zudem in Bereichen ohne direkten Kontakt mit den ÖV-Nutzerinnen und -Nutzern. Diesen Angestellten war im Jahr 2015 eine VBZ-Personalmarketingkampagne mit dem Motto «Unsichtbare Talente» gewidmet.¹¹⁰ Die damals eingesetzten Plakate zeigen vier verschiedene Stadtansichten, auf denen sich erst bei genauem Hinsehen je eine Person gegen den städtischen Hintergrund abzuzeichnen beginnt. Die abgebildeten Personen sind so auf dem ganzen Körper bemalt, dass sie fast vollständig mit der Umgebung verschmelzen. Inspiriert sind diese Plakatsujets von den Arbeiten des chinesischen Künstlers Liu Bolin, der in seinen Werken auf diese Weise den eigenen bemalten Körper in verschiedenen Situationen inszeniert.¹¹¹ Die mit dem Stadtbild verbundenen Körper machen die VBZ-Mitarbeitenden als Teil von etwas Grösserem sichtbar und lassen sie darin aufgehen: Die Plakate inszenieren auf eine personalisierte Art und Weise die Zürcher Verkehrsinfrastruktur als ein integraler Bestandteil der Stadt. Die Kampagne soll mit ihrer künstlerischen Reminiszenz die Besonderheit und Originalität der Arbeitgeberin hervorheben. Das sind Eigenschaften, die – wenn hier das überschwängliche Lob der Kampagne in einem deutschen Personalmarketing-Blog richtig gedeutet wird – in diesem Umfeld kaum zu erwarten sind, ist die VBZ doch «[e]igentlich ein dröger kommunaler öffentlich-rechtlicher Arbeitgeber [...]».¹¹²

«Ökonomisierung» mittels Symbolen und wirtschaftlichen Textsorten

Die Ökonomisierung kann als Vorgang verstanden werden, «durch den Strukturen, Prozesse, Orientierungen und Effekte, die man gemeinhin mit einer modernen kapi-

107 Vgl. van Laak 2018a, S. 1026.

108 Van Laak 2018b, S. 21.

109 Vgl. Im Takt 2/2013, S. 20–25.

110 Vgl. VBZ MM 26. 2. 2015: VBZ werben mit Kunst.

111 Es geht dabei um ein komplexes Spiel mit den Bildkomposita Figur und Grund, das der Künstler für gesellschaftliche Aussagen nutzt, vgl. Peselmann 2013.

112 Personalmarketing2Null: Kunst im Personalmarketing (abgerufen: 17. 4. 2020).

talistischen Wirtschaft verbindet, gesellschaftlich wirkmächtiger werden».¹¹³ Um diesen Vorgang in einer funktional differenzierten Gesellschaft beschreiben zu können, haben Uwe Schimank und Ute Volkmann ein Modell entwickelt, das auf system- und feldtheoretische Überlegungen zurückgreift. Das Eindringen einer teilsystemfremden Logik – in diesem Fall der ökonomischen Logik – in ein anderes gesellschaftliches Teilsystem beschreiben sie mit Rückgriff auf Bourdieu als «Intrusion».¹¹⁴ Ein gesellschaftliches Teilsystem sehen sie als Spannungsverhältnis zwischen einem autonomen Pol, der ganz der systemischen Eigenlogik verpflichtet ist, und einem weltlichen Pol, der fremdreferenziellen, wirtschaftlichen Einflüssen mehr oder weniger dauerhaft ausgesetzt ist. Die Ökonomisierung lässt sich dadurch als graduelles Phänomen fassen, weil sich die feindliche Übernahme eines Teilsystems über verschiedene Stufen vollziehen kann.¹¹⁵ Dabei geht es bei den hier diskutierten Publikationsbeispielen nicht allein um «Monetarisierung». Mit dem Rückgriff auf Beziehungsmuster, Werbestrategien oder Textsorten der Wirtschaft kann eine Reputationsdimension – mehr oder weniger explizit – einem ökonomischen Öffentlichkeitsregime unterstellt werden, was zu «Verwaltungsfiktionen» beiträgt, welche die Grenzen zwischen öffentlicher Verwaltung und privatwirtschaftlichen Unternehmen undeutlich werden lassen.¹¹⁶

Die ökonomisiert aufgeladenen Symboliken und Redeweisen kommen nach aussen, aber auch nach innen zum Einsatz. Lesen wir das Leitbild als eine Entgegnung auf den Bürokratieverdacht, dann hält es mit seinen verwaltungsexternen Zielsetzungen dem Verdacht des bürokratischen Selbstzwecks ein sinnbesetztes Telos entgegen. Die Übernahme einer Textsorte aus der Wirtschaft demonstriert den Einsatz für eine spezifische «unternehmerische» Verwaltungskultur explizit, was nicht nur verwaltungsintern, sondern auch gegenüber der Öffentlichkeit inszeniert wurde. Als das Leitbild im Jahr 2000 erstmals erschien, war es auf transparentes Papier gedruckt, woraus im «Tages-Anzeiger» sinngemäss gefolgert wurde, dass der Zweck des Leitbilds erst dann erfüllt sei, «[w]enn [...] die manchmal undurchsichtigen Wege der Verwaltung der luziden Aura des Leitbildes erliegen und etwas transparenter werden».¹¹⁷ Die Neulancierung des Leitbilds im Jahr 2007 fand im neu eröffneten Sportstadion Letzigrund statt, wo sich am 24. September gegen 5000 städtische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter versammelten, um dessen – im wortwörtlichen Sinn – Startschuss beizuwohnen.¹¹⁸ In einem internen Newsletter schrieb der damalige Stadtpräsident, die Stadt Zürich sei eine der grössten Arbeitgeberinnen in der Schweiz, über 24 000 Mitarbeitende seien im Einsatz und ohne sie würde kein

113 Schimank/Volkmann 2008, S. 382.

114 Ebd., S. 383–385 (mit Bezug auf Bourdieu).

115 Ebd., S. 384–386.

116 Vgl. Richter 2012, S. 96.

117 TA 2. 6. 2000: Das luzide Leitbild.

118 GB 2007, Teil STR, S. 7.

Tram chauffiert, kein Ehebund geschlossen, kein Stadion gebaut, kein Abfallsack abgeführt und es stünde niemand vor den Schulklassen. Und er fuhr fort: «Mit über 1000 unterschiedlichen Funktionen sind die Berufsbilder in der Stadtverwaltung unglaublich vielfältig. Trotzdem sind wir zusammen ein grosses Team mit einem Auftrag: das Zusammenleben in der Stadt optimal und zum Wohle aller zu «managen».»¹¹⁹

Die städtischen Leitbilder stellen symbolische Instrumente dar, die der städtischen Verwaltung und ihrer Arbeit einen eigenen Deutungsrahmen zu verleihen versuchen. Mit ihnen wird das Tun der städtischen Verwaltung unter einer überpersönlichen Perspektive mit einem Sinnhorizont versehen. Sie funktionieren gegen innen als Motivationsschriften und geben nach aussen Auskunft über Beweggründe.

Wie die Beispiele zeigen, sind die Trägerinnen und Träger dieser Botschaften – gegen aussen wie gegen innen – häufig die städtischen Mitarbeitenden. Deren Inszenierungen im Rahmen der zitierten Beispiele changieren zwischen der kommunikativen Makroform der ausschliesslich schönfärberischen Werbung¹²⁰ und Beiträgen, die wohl nicht allein als PR-Produkt verstanden sein wollen, sondern – wie zum Beispiel der oben beschriebene Leitbildfilm – auch eine dokumentarische Seite haben. Während es sich bei der Trampilotin Melanie im Rahmen des Fashionporträts nicht erschliessen lässt, ob wir es mit dem Porträt einer «realen/wahren» oder «fiktiven/erfundenen» Persönlichkeit zu tun haben, sind die Personen im Leitbildfilm mit Namen versehen, und auch bei den bemalten Personen der Liu-Bolin-Kampagne handelt es sich um vier «reale» VBZ-Mitarbeitende. Im Rahmen letzterer Kampagne waren nicht nur alle vier auf einer eigenen Webseite mit Angaben zu beruflichen Aufgaben oder privaten Hobbys vorgestellt worden, ihre «Fiktionalisierung» – das heisst ihre «künstlerische» Verwandlung durch Bemalung – ist auch mit einem Making-of-Video dokumentiert.¹²¹ Bei solchen Kampagnen und Filmen lässt sich nie mit Sicherheit feststellen, ob die von den Protagonistinnen und Protagonisten gemachten Aussagen tatsächlich von ihnen stammen oder ob sie einem Script folgen. Doch unabhängig davon ob es sich bei den inszenierten Mitarbeitenden um im Sinn von Leitbildern und Kampagnenzielen «funktionalisierte Figuren» oder um «authentische Personen» handelt: Die Inszenierung von Mitarbeitenden öffnet die Organisation gegen aussen für individuelle Interpretationen und sie vermitteln gegen innen Wertschätzung – dies zum Beispiel, wenn die vier Models der Liu-Bolin-Kampagne im Rahmen einer internen Vernissage vorgestellt und vor Publikum zu ihren Erfahrungen befragt werden.¹²²

119 Interna 1/2007, S. 1. Der Newsletter erschien erstmals im September 2007 und wurde jeweils der Lohnabrechnung der städtischen Mitarbeitenden beigelegt; er wurde 2017 eingestellt.

120 Vgl. Schmidt/Zurstiege 2000, S. 179.

121 VBZ: Mittendrin (abgerufen: 17. 4. 2020).

122 Vgl. VBZ: Youtube / Vernissage (abgerufen: 17. 4. 2020); auch die VBZ-Inserate, die in der Gratiszeitung

2.2.2 Verdacht der bürokratischen Schikane

«Är isch vom Amt ufbotte gsy, am Fritig vor de Nüne,
By Schtraf, im Unterlassigsfall, im Houptgebäud, Block zwo,
Im Büro 146 persönlich go z'erschiine,
Und isch zum Houptiigang am Halbi Nüüni inecho.»¹²³

Das Lied des bekannten Mundartsängers und -dichters Mani Matter erzählt von einem unheimlichen Irrlauf, denn der «Aufgebotene» kann das Büro 146 nicht finden und niemand hilft; er zweigt nach rechts und links ab, geht vorwärts, kehrt um, wird zunehmend konfus – und verliert sich letztlich für immer in den Amtshausgängen. Eine ähnliche Vorstellung der Verwaltung als Labyrinth liegt einer Episode des Zeichentrickfilms «Asterix erobert Rom»¹²⁴ zugrunde. In diesem Abenteuer müssen die gallischen Helden in Anlehnung an die Herkulesgeschichte zwölf scheinbar unmögliche Aufgaben bewältigen, eine davon lautet: Im «Haus, das Verrückte macht» den «Passierschein A38» besorgen. In diesem Haus, das unschwer als Amtshaus zu erkennen ist, hetzen sie treppauf, treppab, weil sie von einem Schalter zum nächsten verwiesen werden.

In beiden Beispielen zeichnet sich die Verwaltung durch ein absolutes Desinteresse am Gegenüber und seinen Anliegen aus, ein Desinteresse, das sich letztlich nur die Mächtigen leisten können. Mit solchen bürokratischen Alltagserfahrungen hat sich unter anderem der Anthropologe David Graeber beschäftigt.¹²⁵ Für ihn stützt sich die staatliche Bürokratie letztlich auf strukturelle Gewalt, das heisst, auf eine (latente) Gewaltandrohung. Sie bringt damit einseitige Strukturen der Imagination hervor, weil sich in Beziehungen, die von struktureller Gewalt geprägt sind, nur die Unterlegenen in ihr Gegenüber eindenken müssen, sei es, um Fehler zu vermeiden oder um Sanktionen zu entgehen. Die zitierten Beispiele illustrieren solche einseitigen Imaginationsstrukturen. Die Verwaltung als Labyrinth steht hier exemplarisch für den Verdacht der bürokratischen Schikane, der sich auf die relationale Dimension von Bürokratie bezieht, also auf die direkte Beziehung zwischen Verwaltung und Bevölkerung. Als Verdacht, der sich vom Vorwurf der Gleichgültigkeit bis zur Unterstellung des niederträchtigen, böswilligen Machtmissbrauchs¹²⁶ ausweiten kann, untergräbt er die soziale Reputation der Verwaltung.

«20 Minuten» erschienen, wurden in der internen Mitarbeiterzeitschrift besprochen (Regenbogen 2/2009, S. 10, 11) und eine Auswahl der Porträts im VBZ-Geschäftsbericht integriert (vgl. VBZ GB 2009).

¹²³ Songtexte.com: Mani Matter (abgerufen: 15. 1. 2018).

¹²⁴ Der Film stammt aus dem Jahr 1976.

¹²⁵ Graeber 2016, S. 57–127.

¹²⁶ Vgl. Girtler 1999, S. 136–148.

«Kundenzufriedenheit»

Die Beziehung zwischen Verwaltung und Bevölkerung wird in städtischen Publikationen über Befragungen der städtischen Bevölkerung – wie zum Teil explizit versichert wird – folgenreich reflektiert. So verkündete im Jahr 2011 die Hauszeitung der Dienstabteilung Verkehr: «80 Prozent der Kundinnen und Kunden sind sehr zufrieden.»¹²⁷ Das Zufriedenheitsurteil bezog sich auf jene Unterabteilung, die unter anderem Park- und Fahrbewilligungen ausstellt. Mit ihrer Kundenbefragung erfüllte die genannte Dienstabteilung eine Norm, die im modernen Kapitalismus als universelle Forderung angesehen werden kann: die Kundenorientierung.¹²⁸ Die Kundenorientierung, welche die Zufriedenheit der Kundschaft zum Massstab für die Qualität eines Produkts oder einer Dienstleistung macht,¹²⁹ wird in den städtischen WOV-Projekten und Legislaturprogrammen explizit gefordert. Die Befragung der Dienstabteilung Verkehr ist nur ein Beispiel für zahlreiche ähnliche Erhebungen, die von Abteilungen der Stadtverwaltung einmalig oder wiederholt durchgeführt wurden. Im Rahmen der Bevölkerungsbefragung, die in der Stadt Zürich ab 1999 bis 2021 mit Ausnahme von 2017 alle zwei Jahre stattfand, konnte ebenfalls eine Auswahl von Verwaltungsabteilungen beurteilt werden. Wie im Fall der Befragung der Dienstabteilung Verkehr kann dies in der Rolle des Kunden oder der Kundin geschehen, oder wie im Fall der Bevölkerungsbefragung, wo Meinungen und Einschätzungen zum Leben in der Stadt Zürich erfragt werden, in der Rolle der Stadtbewohnerin oder des Stadtbewohners.¹³⁰ «Ist Zürich auf dem richtigen Weg?»¹³¹ – diese Frage steht auf der Titelseite einer Spezialauswertung der Bevölkerungsbefragung 2007. Den Resultaten der Befragungen wird Orientierungs- und Aktivierungspotenzial zugestanden. Über Bewertungen lassen sich Machtverhältnisse in Beziehungen verschieben. Der Soziologe Steffen Mau spricht in diesem Zusammenhang von Bewertungsmacht, die dann entsteht, wenn viele ähnliche Bewertungen abgeben und die Öffentlichkeit als Resonanzraum genutzt wird.¹³² Mit Berichten und Medienmitteilungen über die Resultate der Befragungen setzt die Regierung und die Verwaltung die Öffentlichkeit selbst als Resonanzraum ein. Intern können die Befragungen ebenso zur Selbstbestätigung wie zur Optimierung eingesetzt werden. So kommentierte zum Beispiel der Direktor der Dienstabteilung Verkehr die erwähnte Befragung folgendermassen: «Die Resultate der Kundenbefragung sind für mich ein Ansporn und gleichzeitig ein Auftrag. Es zeigt sich, dass die Kundinnen und Kunden unsere Anstren-

127 Wegweiser 2/2011, S. 1. Die Abteilung ist für das städtische Verkehrsmanagement zuständig. Unter anderem steuert sie die Lichtsignalanlagen oder bringt die Strassenmarkierungen und Signalisationen an.

128 Vgl. Pongratz 2005, S. 57 (nach Sturdy).

129 Vgl. Voswinkel 2004, S. 145.

130 Zu den Auswirkungen der Neukonzeption der Beziehung von Verwaltung und Bevölkerung durch die Einführung der Kundenorientierung: Villeneuve 2013.

131 STEZ 2008: Ist Zürich auf dem richtigen Weg?

132 Mau 2017, S. 143.

gungen wahrnehmen und schätzen. Trotzdem sind wir nicht am Ziel. Verbesserungspotenzial ist zweifellos vorhanden.»¹³³

In seiner Analyse, die das Leiden an der Moderne aus handlungstheoretischer Perspektive zu ergründen versucht, sieht Horst Pöttker die gefühlte Ohnmacht gegenüber der Bürokratie in der Schwierigkeit, im Umgang mit ihr einen folgenreflexiven Handlungssinn auszubilden.¹³⁴ Unter folgenreflexivem Handeln kann ein Handeln verstanden werden, das sich am erwarteten Verhalten anderer ausrichtet und davon Folgewirkungen erwartet.¹³⁵ Allein die Beschaffenheit der modernen Grossinstitutionen – ihre Grösse, Sachorientierung oder formale Kompetenzverteilung – kann als Aufforderung verstanden werden, keine «Auswirkungen des eigenen Verhaltens auf dieses Gegenüber für möglich zu halten oder gar zu reflektieren»¹³⁶ und sein Verhalten an dasjenige der Bürokratie und deren «Dienstplan»¹³⁷ anzupassen. Im Rahmen von Befragungen wird das Bezeugen und Urteilen also zur folgenreflexiven Handlung erklärt. Die Befragungen sind insofern direkte Entgegnungen auf den Verdacht der bürokratischen Schikane, als sie seitens des Stadtrats und der Verwaltung eine Anpassungsbereitschaft an die Bedürfnisse der befragten Gruppen demonstrieren.

Wegweiser durch die Stadtverwaltung

Wie die Stadtverwaltung ihre Beziehung zur Bevölkerung im Lauf der Zeit in einer ihrer Selbstdarstellungen umdefiniert, ist an einer Publikation ablesbar, die in der Stadt Zürich an Neuzuzügerinnen und -zuzüger abgegeben wurde.¹³⁸ Es handelt sich um ein erweitertes Adressbuch mit Angaben zu den verschiedenen Amtsstellen. Was in den eingangszitierten Beispielen karikiert wurde, nämlich dass sich jemand im Labyrinth der Verwaltung verirrt, soll mit ihm verhindert werden. Im Vorwort des Stadtpräsidenten der Ausgabe 2001 heisst es dazu: «[Die Publikation] ist eine Art Wegweiser, der Sie auf den Entdeckungsreisen durch Zürich begleitet und anleitet. Er zeigt, wo Sie im Alltag auf die Stadt abstellen und mit Hilfe rechnen können; wer dafür zuständig ist und wie man die öffentlichen Angebote nutzt.»¹³⁹

Der «Wegweiser» liegt im betrachteten Zeitraum in drei verschiedenen Versionen vor, wovon jede einzelne in mehreren Auflagen erschienen ist. Eine Vorläuferin der Version von 2001 wurde seit Ende der 1970er-Jahre in fast unveränderter Form bis 1996/97 herausgegeben, eine wiederum stark überarbeitete Nachfolgerin ab 2008. Insgesamt sind zwischen den drei Versionen mehrere gewichtige Veränderungen auszumachen:

133 Wegweiser 2/2011, S. 2.

134 Pöttker 1997, S. 136–160.

135 Ebd., S. 78–88.

136 Ebd., S. 148.

137 Ebd., S. 134.

138 Die Publikation wird heute nicht mehr abgegeben.

139 Stadt Zürich 2001: Zürich für Sie, S. 5.

Die erste Veränderung betrifft den Titel. Er lautet bei der ältesten der drei Versionen: «Bei uns in Zürich. Gestaltung und Verwaltung einer Stadt». Der Titel der jüngsten Version von 2008 heisst hingegen: «Zürich für Sie. Dienstleistungen und Angebote der Stadt Zürich». Gestehen wir dem Titel eine Appellfunktion zu, dann bringen die beiden Varianten andere Ansprüche ans Gegenüber und an die Verwaltung selbst zum Ausdruck. Während in der älteren Version seitens der Neuzuzügerinnen und -zuzüger eine Anpassung an die zürcherischen Verhältnisse impliziert wird, orientiert sich die jüngere eher an deren Wünschen und Bedürfnissen. Zweitens wurde die inhaltliche Gliederung umgestaltet: In der ältesten Ausgabe sind die Inhalte nach der Organisationsstruktur der Verwaltung mit ihren neun Departementen geordnet, in den beiden jüngeren hingegen thematisch zusammengefasst. Drittens veränderte sich die Einbettung der Inhalte in grössere Zusammenhänge: Während die älteste Version teilweise weit zurückreichende Ausführungen zur Zürcher Politik- und Verwaltungsgeschichte enthält, hat sich der zeitliche Horizont in den jüngeren Fassungen auf die Gegenwart eingeeengt. Sowohl die Themenorientierung als auch die Enthistorisierung sind Strategien, um Inhalte auf die aktuellen Bedürfnisse des Gegenübers auszurichten. Deuten wir sie unter Einbezug der Überlegungen von David Graeber, dann werden mit ihnen Darstellungen einseitiger Imaginationsstrukturen umgepolt oder zumindest durch beidseitig orientierte ersetzt.

Eine vermehrte Antizipation des Gegenübers kommt ebenfalls in einzelnen Texten zum Ausdruck, welche die Aufgaben der Verwaltung beschreiben. So ist zum Beispiel die Beschreibung der Amtsstelle für Baubewilligungen in der Version von 1996/97 unter einem klar normativen Blickwinkel verfasst: «[Die Baupolizei] ist die Dienstabteilung, welche die Federführung im baurechtlichen Bewilligungsverfahren innehat. Ihre Juristinnen und Juristen, ihre Architektinnen und Architekten beraten die Bauwilligen, deren Architektinnen und Architekten und die betroffenen Nachbarn und zeigen dabei die Möglichkeiten und Schranken auf, die durch das aktuelle öffentliche Recht gegeben sind. Ferner wird die Bauausführung begleitet und die bewilligte Nutzung überprüft.»¹⁴⁰

In der Version von 2008 ist der Text von mehr als 30 Zeilen auf weniger als 10 Zeilen geschrumpft und dem Amt wird eine unterstützende Lotsenfunktion zugesprochen: «Das Amt für Baubewilligungen führt die Bauherrschaften durch das komplexe Regelwerk des Baurechts und unterstützt die Realisierung von Bauprojekten.»¹⁴¹

Unabhängig davon, ob wir in solchen Neuerungen Hinweise auf sich verändernde Regierungstechniken sehen können, weisen sie im hiesigen Zusammenhang vor allem auf eines hin: auf eine «Entbürokratisierung» der Selbstdarstellung, die sich zugleich auf die Beziehung zwischen der Verwaltung und ihrem Gegenüber erstrecken soll.

¹⁴⁰ STR 1996/97: Bei uns in Zürich, S. 52.

¹⁴¹ Stadt Zürich 2008: Zürich für Sie, S. 67.

«Bürokratisierung» vs. «Entbürokratisierung»?

Am Ende des letzten Unterkapitels haben wir uns gefragt, wie die Ökonomisierung analytisch erfasst werden kann und wie sie sich in den zitierten Publikationen manifestiert. Im Anschluss daran wird hier danach gefragt, was unter den Begriffen «Entbürokratisierung» respektive «Bürokratisierung» verstanden werden kann. Denn, um die Frage nach der Bedeutung der Entbürokratisierung zu beantworten, muss zuerst bestimmt werden, was Bürokratisierung meint.¹⁴² Bürokratisierung als Prozess hat mehrere Dimensionen; sie bezieht sich ebenso auf die Intensivierung von Bürokratie-Merkmalen in Organisationen, wie auch auf die Ausbreitung von Bürokratie vom Staat auf andere Gesellschaftsbereiche sowie auf die sich verstärkende Einbindung der einzelnen Gesellschaftsmitglieder in bürokratische Strukturen und Verfahren.¹⁴³ Im Jahr 2012 gab die Politologin Béatrice Hibou eine essayistische Studie mit folgendem Titel heraus: «La bureaucratisation du monde» – mit dem Zusatz: «à l'ère néolibérale». Hibou beobachtet eine zunehmende Bürokratisierung unseres Alltags, wobei sie die Bürokratisierung nicht als zentral gelenktes Projekt, sondern als gesamtgesellschaftlicher Prozess ohne klares Zentrum versteht. Dieser Prozess ist von zwei Merkmalen gekennzeichnet: Erstens stützt er sich auf Normen und Regeln, die häufig aus der Welt der Industrieunternehmen und des Managements stammen, zweitens geht er mit übersteigerten Formalisierungs- und Abstraktionsprozessen einher.¹⁴⁴ In Zusammenhang mit Letzteren spricht Hibou von «bürokratischen Fiktionen», die für Realität genommen werden und nicht losgelöst vom Alltag betrachtet werden können, weil sie in konkreten Dispositiven und Praxen in fast allen Lebensbereichen zur Anwendung kommen.¹⁴⁵ Beispiele solcher bürokratischer Praktiken sind Befragungen und Evaluationen, die sowohl im privaten als auch in öffentlichen Sektor durchgeführt werden, oder Standardisierungen und Normen, die sich auf Produkte, aber auch auf organisatorische Abläufe und Prozesse beziehen können. «Entbürokratisierung» meint nun also die «Abschwächung oder Umkehr dieser Entwicklung»,¹⁴⁶ wobei die Bezeichnung selbst sehr schwammig bleibt, weil in jedem einzelnen Fall geklärt werden muss, welcher Aspekt von Bürokratie (vgl. oben: Bürokratie als Strukturprinzip, Prozess oder Relation) tatsächlich von Abschwächung oder Umkehr betroffen ist.¹⁴⁷ Wie weit solche Entbürokratisierungsversuche überhaupt erfolgreich sein können, bleibt zudem eine offene Frage. In der Literatur werden zwei Hindernisse genannt: Erstens seien moderne Verwaltungen – nach Weberschem Begriffsverständnis –

¹⁴² Vgl. Böhme/Heindl 2012, S. 36.

¹⁴³ Vgl. ebd., S. 36 (nach Derlien).

¹⁴⁴ Hibou 2012, S. 14–51.

¹⁴⁵ Ebd., S. 46.

¹⁴⁶ Böhme/Heindl 2012, S. 37.

¹⁴⁷ Vgl. ebd., S. 37, 38.

gar nicht zu «entbürokratisieren».¹⁴⁸ Zweitens scheint ein Paradox von Massnahmen zur Entbürokratisierung gerade darin zu liegen, dass sie zu mehr Bürokratie in anderer, zum Teil neuer Form führen können.¹⁴⁹ Bei Hibou ist die Bürokratisierung ein Prozess, der von Erwartungen und Bedürfnissen aller Beteiligten vorangetrieben wird.¹⁵⁰ Der Verdacht der bürokratischen Schikane hat so betrachtet vielleicht mehr mit der Frage zu tun, welche bürokratischen Praktiken im Rahmen von welchem Öffentlichkeitsregime als akzeptabel gelten und welche nicht. Beim «bürokratischen Piesacken» selbst, also bei den bürokratischen Praktiken, ist vielleicht gar nicht immer so klar zu eruieren, ob ihr Ursprung im privaten oder im öffentlichen Sektor liegt.

2.2.3 Verdacht der bürokratischen Mentalität

«Bitter für Beamte»¹⁵¹ übertitelte im Jahr 2015 ein Gratisboulevardblatt eine kleine Meldung, in der über Sparpläne in der Bundesverwaltung berichtet wird. Als Beamte werden Angehörige der öffentlichen Verwaltung bezeichnet. Da sie für eine bestimmte Amtsdauer angestellt sind, gelten ihre Stellen im Gegensatz zu solchen in der Privatwirtschaft als sicher.¹⁵² Darauf spielt der zitierte Titel an, dessen leichte Schadenfreude nicht zu überlesen ist. Obschon der Beamtenstatus in der Schweiz nahezu überall abgeschafft ist und die öffentlichen Anstellungsverhältnisse den privatwirtschaftlichen angeglichen wurden,¹⁵³ hält sich die Bezeichnung hartnäckig. Mit ihr wird mehr als nur die scheinbar privilegierte, weil marktferne Arbeitssituation angesprochen; es geht ebenfalls um spezifische Charakterzüge und Verhaltensweisen. So erzählen Beamtenwitze und -karikaturen zum Beispiel von Faulheit und Ignoranz.¹⁵⁴ Im Roman «Das Glücksbüro»¹⁵⁵ von Andreas Izquierdo findet der Held Erfüllung in Routinearbeit – mit Hingabe bearbeitet er seit mehr als dreissig Jahren im Amt für Verwaltungsangelegenheiten Anträge – und lebt gleichzeitig völlig weltfremd in einem verborgenen, persönlichen Wohnrefugium im Amtsarchiv. In einer Kurzgeschichte des Zürcher Krimiautors Sunil Mann wird ein Geheimagent – vermeintlich vorübergehend – ins Büro versetzt und fortan ist sein berufliches wie sein privates Leben von fixen Strukturen und Erwartungen bestimmt: «Ich tat, was Beamte tun, ich legte Akten ab, führte Listen nach, telefonierte, sinnlos, ziellos, ich

¹⁴⁸ Ebd., S. 38.

¹⁴⁹ Vgl. ebd., S. 38, 39; vgl. dazu ebenfalls: Bartmann 2012.

¹⁵⁰ Vgl. Hibou 2012, S. 15, 16.

¹⁵¹ Blick am Abend 8. 5. 2015; Bitter für Beamte.

¹⁵² Germann 2011.

¹⁵³ Germann 2011.

¹⁵⁴ Vgl. Fieder 2010.

¹⁵⁵ Izquierdo 2013.

trank Kaffee aus dem Automaten und ass Gulasch in der Kantine, abends ging ich mit den Kollegen auf ein Bier ins «Old Inn», und einmal im Jahr fuhr ich mit Marie in den Urlaub, Griechenland, Spanien, zu unserem zehnten Hochzeitstag sogar nach Thailand, die Tarnung war perfekt.»¹⁵⁶

Ob als arbeitsscheues Ekelpaket, skurriler Zeitgenosse oder als biederer «Bünzli»:¹⁵⁷ Beamte scheinen in den zitierten populären Verwaltungsfiktionen das Gegenteil der von Unruhe bestimmten «flexiblen Menschen»¹⁵⁸ zu sein, die sich heute am Arbeitsmarkt bewähren müssen. Versuchen wir diese Hinweise wiederum als Reputationsproblem zu fassen, dann schadet der Verdacht der bürokratischen Mentalität der expressiven Reputation, die auf Einzigartigkeit, Attraktivität und Authentizität abzielt.

Mitarbeitenden ein Gesicht geben

Im Jahr 2009 konzipierte die städtische Statistikstelle ihren elektronischen Newsletter neu. Unter der Überschrift «Statistik ist persönlich» wurde in den nächsten Jahren in jeder Ausgabe eine Mitarbeiterin oder ein Mitarbeiter vorgestellt. Begründet wurde die Rubrik folgendermassen: «Hinter allen Aktivitäten steht mindestens ein Mitarbeiter, eine Mitarbeiterin. Diese Macherinnen und Macher sollen ein Gesicht bekommen [...]»¹⁵⁹ Die Porträts sind in Form von kurzen Interviews mit einheitlichem Raster gestaltet, die von schnappschussartigen Porträtaufnahmen begleitet sind. Neben der Faszination für Statistik oder der Motivation für die Arbeit bei einer Statistikstelle geht es in den Interviews auch um mathematische Fähigkeiten in der Schule oder die Bedeutung von Zahlen im Privatleben. Die Fragen lassen die Grenze zwischen dem Arbeits- und dem Privatleben der interviewten Personen verschwimmen und zielen auf den «Menschen»¹⁶⁰ ab, das heisst, sie wollen die Persönlichkeit der Antwortenden sichtbar machen. Die Rubrik gibt der Statistikstelle und ihrer Expertise ein «Gesicht» und verweist gleichzeitig darauf, wie mit Vorurteilen über Statistik umgegangen wird. So antwortete eine Mitarbeiterin auf die Frage, warum sie bei Statistik Stadt Zürich arbeite: «Weil hier statt Erbsenzähler kompetente Leute die Statistik und ihr Image entstauben und zeitgemäss, offen und transparent kommunizieren.»¹⁶¹

Das Selbstverständnis der Statistikstellen hat in den letzten Jahrzehnten eine Umdeutung erfahren, die als allgemeiner Hinweis auf diesbezügliche Veränderungen im öffentlichen Sektor gelesen werden kann. In der Schweiz zeichnet sich seit den 1980er-Jahren ein organisatorischer, methodischer und rechtlicher Wandel ab, der von der «amtlichen» zur

¹⁵⁶ Mann 2013, S. 13.

¹⁵⁷ Vgl. dazu ebenfalls Kajetzke 2010.

¹⁵⁸ Vgl. Opitz 2010.

¹⁵⁹ SSZ Newsletter 12/2009.

¹⁶⁰ Haller 2013, S. 129.

¹⁶¹ SSZ Newsletter 1/2010.

«öffentlichen» Statistik führte.¹⁶² Betont wird heute die Unabhängigkeit der Statistikstellen beim Erheben, Aufbereiten und Veröffentlichen der statistischen Daten sowie deren Bedeutung und Nutzen für die Demokratie und die Gesellschaft. In einer Imagebroschüre der städtischen Statistikstelle ist zu lesen: «In den letzten Jahren hat Statistik Stadt Zürich den Wandel vom Statistischen Amt zum kundenorientierten Statistikdienstleister vollzogen.»¹⁶³ In der gleichen Broschüre werden kurze statistische Analysen mit Titeln wie «Statistik ist verliebt», «Statistik ist käuflich», «Statistik ist gewichtig» oder «Statistik ist ermüdend» überschrieben. Wie der Einbezug bürokratischer Formen in literarische Texte Irritationen erzeugt, eine Beziehung zwischen Fiktion und Realität herstellt und die Leserschaft an eigene «bürokratische Verortungsversuche»¹⁶⁴ erinnert, hat Sabine Zelger anhand von Bürokratieliteratur deutlich gemacht. Hier sehen wir das umgekehrte Vorgehen: Die Verwaltungsstelle selbst erzeugt Irritationen, indem sie sich mit unerwarteten Assoziationen in Verbindung bringt, damit ihre Tätigkeit ironisiert und sich so vom Verdacht bürokratischer Mentalität distanziert. Das Titelblatt der bereits erwähnten Broschüre ziert eine Guillotine und auf einer der Folgeseiten wird die Geschichte von Johann Heinrich Waser erzählt, einem Zürcher Pfarrer und Statistiker des 18. Jahrhunderts, der sich unter anderem mit seinen statistischen Auswertungen mit der lokalen Obrigkeit anlegte, was ihn letztlich den Kopf kostete. Eine Geschichte, die auf das kritische und subversive Potenzial von Statistiken hinweisen soll. Auf einer Papiertüte der städtischen Statistikstelle für die Abgabe von Publikationen findet sich der aufgedruckte ironisch-nüchterne Slogan: «Statistik ist nicht lustig!»

Das Bild der Verwaltung als gefühlsloses, vielleicht sogar maschinenartiges Gebilde¹⁶⁵ wird in einem weiteren Newsletter konterkariert. Seit mehreren Jahren enthält der städtische Kunst-Newsletter¹⁶⁶ unter dem Rubriktitlel «Ausgeliehen» jeweils ein Interview mit städtischen Angestellten über Kunstwerke in ihren Büros. Die Mitarbeitenden der Verwaltung haben die Möglichkeit, sich aus der umfangreichen Kunstsammlung der Stadt zur Verschönerung ihres Arbeitsplatzes Werke auszusuchen. Seit die städtische Kunstförderung im frühen 20. Jahrhundert angestossen wurde, ist die Sammlung auf 34 500 Werke angewachsen, wovon gegenwärtig 13 000 ausgeliehen sind und sich an über 800 Standorten befinden.¹⁶⁷ Auf einer Fotografie ist jeweils das Kunstwerk sowie die Person zu sehen, die es ausgewählt hat, daneben werden – wie in einem Kunstkatalog – der Name des Künstlers, der Künstlerin, das Entstehungsjahr sowie die Grösse des Werks angegeben. Der Newsletter

162 Jost 2016, S. 101–150; Köhler/Bonss 2007.

163 SSZ 2009: Statistik ist lebensgefährlich, S. 14.

164 Zelger 2007, S. 53.

165 Vgl. Anter 2009.

166 Der Newsletter wird von der Fachstelle Kunst und Bau, der Arbeitsgruppe Kunst im öffentlichen Raum, der Kunstsammlung, des Helmhauses und der Kunstförderung der Stadt Zürich herausgegeben.

167 HBD Immobilien: Kunstsammlung (abgerufen: 1. 2. 2018).

präsentiert die städtische Verwaltung als ein grosses, dezentrales Kunstmuseum, dessen Sammlung ständig in Bewegung und so «nahbar wie keine andere»¹⁶⁸ ist.

Das Büro gilt als die «Kleinbühne der grossen Politik»,¹⁶⁹ wo die Staatsmacht und die Bürgerinnen und Bürger, Klientinnen und Klienten – in der Regel getrennt durch den Schreibtisch¹⁷⁰ – aufeinandertreffen. Im Kunst-Newsletter sind es keine Machtsinsignien, welche die städtischen Mitarbeitenden auszeichnen, sondern die Kunstwerke, die sie für ihre Büros ausgewählt haben, und welche sie als privilegiert darstellen. Die Kunstwerke können einerseits Distinktionsmittel sein, die individuelle Vorlieben, Geschmack oder Kennerschaft zum Ausdruck bringen. «Ich habe etwas gesucht, das die Büroräume aufsprengt und meinen Horizont erweitert»,¹⁷¹ gibt der Leiter der Theaterförderung an, als er gefragt wird, was er sich für sein Büro vorgestellt habe. Die Kunstwerke bieten andererseits eine Möglichkeit, um mit Besucherinnen und Besuchern auf einer nichtamtlichen Ebene in Kontakt zu kommen. Eine Personalleiterin, deren Büro eine Skulptur schmückt, fasst ihre diesbezüglichen Erfahrungen zusammen: «Das hängende Werk gibt auch Anlass für Gespräche mit Menschen, die in mein Büro kommen. Gerade in meinem Fachgebiet ist es sehr interessant, auch mal kurz einen Abstecher in eine persönlichere Gedankenwelt machen zu können.»¹⁷²

Sachbearbeiterin, Kommunikationsverantwortliche, Chef einer Dienstabteilung, Berater – Organisationen bieten Funktionsrollen und im Kunst-Newsletter werden diese für alle Interviewten neben Vor- und Nachname in der Überschrift angegeben. Doch letztlich geht es um die Person jenseits der Rolle: Der Newsletter zeigt die städtischen Angestellten als sensible und nachdenkliche Menschen. Fast ausnahmslos ist die Wahl des Kunstwerks ein emotionaler Entscheid und im Arbeitsalltag vermögen sie Gefühle zu wecken. So erzählt zum Beispiel ein Stabschef des Stadtrats über die Bedeutung der von ihm ausgewählten Collage im Arbeitsalltag: «[...] ich entdecke immer wieder neue Geschichten, die sich je nach persönlichem Gefühlszustand auch immer wieder verändern können.»¹⁷³ Oder eine Juristin antwortet auf die Frage, ob sie am Kunstwerk etwas störe: «Manchmal denke ich, dass das Foto vielleicht etwas düster wirkt. [...] Aber dann schaue ich es mir an und bin sofort wieder überzeugt von der Wahl. Denn das Sonnenlicht auf dem Bild – so klein es auch ist – strahlt intensiv und seine Wirkung wird gerade durch die dunkle Berglandschaft verstärkt. Das Bild ist immer ein Lichtblick.»¹⁷⁴

168 Kesser (o. J.).

169 Koch/Wahrheit 1998, S. 38.

170 Banning/Tinnemans 2008.

171 Alle Zitate aus dem Kunst-Newsletter; vgl. HBD Immobilien: Kunstsammlung: Rubrik «ausgeliehen» (abgerufen: 15. 12. 2021).

172 Ebd.

173 Ebd.

174 Ebd.

Politiker/innen und Manager/innen

Alljährlich im Frühjahr erscheint der Geschäftsbericht des Stadtrats von Zürich. Der neunköpfige Stadtrat bildet die Regierung von Zürich, wobei jede Stadträtin, jeder Stadtrat einem Departement der städtischen Verwaltung vorsteht.¹⁷⁵ Der Geschäftsbericht umfasst einen Teil «Allgemeine Verwaltung» sowie jeweils separate Teile für alle neun Departemente. Der Geschäftsbericht 2006 erschien in einer vollständig überarbeiteten Fassung. Er war an die städtischen Layoutvorgaben angepasst und bebildert worden und enthält seither personalisierte Vorworte, also auf expressive Reputation abzielende Texte. Jedem Departementsteil geht ein mit Porträtbild und Unterschrift versehener Text der zuständigen Amtsträgerin, des zuständigen Amtsträgers voraus. Vorworte zählt der Literaturwissenschaftler Gérard Genette zu den Paratexten, worunter er jenes Beiwerk versteht, das ein Text zum Buch werden lässt und durch welches es «als solches vor die [...] Öffentlichkeit tritt».¹⁷⁶ Dabei bilden die paratextuellen Schwellen keine festen Grenzen, sondern schaffen Übergänge zwischen den verschiedenen Publikationsinhalten und den Diskursen, an welchen das Werk teilhat.¹⁷⁷ Die Vorworte mögen diskursiv keine Abschlüsse bilden, je nach sozialer Position der Unterzeichnenden schliessen sie Publikationen jedoch in sozialer Hinsicht ab: Das Vorwort der Stadträtin, des Stadtrats setzt eine klare soziale Schwelle, der nichts Weiteres vorangestellt werden kann. Unter Personalisierung kann das Phänomen verstanden werden, wenn eine Person zum Deutungsmuster organisationaler Sachverhalte gemacht wird;¹⁷⁸ genau das scheint hier zu geschehen.

Hannah Arendt bezeichnet die Bürokratie in ihrer Schrift über Macht und Gewalt als «Niemandsherrschaft», nach ihr die «vielleicht furchtbarste Herrschaftsform [...], welche durch ein kompliziertes System von Ämtern ausgeübt wird, bei der man keinen Menschen mehr, weder den Einen noch die Wenigen, weder die Besten noch die Vielen, verantwortlich machen kann [...]».¹⁷⁹ Mit den personalisierten Vorworten wird die Verantwortung für die Verwaltung und ihr Tun an Personen zurückgebunden. Der Bürokratieverdacht richtet sich in unserem System auch gegen die Regierung, weil sie die «bürokratische Janusköpfigkeit»¹⁸⁰ letztlich unter Kontrolle halten sollte. Hinter der Überarbeitung des Geschäftsberichts stand die Forderung nach einer Verbesserung der Kontrollmöglichkeiten durch den Gemeinderat – ein Ziel, dessen Verwirklichung zum Beispiel durch die Verknüpfung der Jahresrechnung mit Leistungszahlen aus der Verwaltung, der Vergleichbarkeit über die Zeitachse oder durch ein einheitliches inhaltliches

175 Zur Schwierigkeit der Unterscheidung von Regierungs- und Verwaltungskommunikation vgl. Kap. 1.2.1.

176 Genette 2001, S. 10.

177 Zu Vorworten ebenfalls: Wirth 2004.

178 Diese Definition nach Eisenegger 2010, S. 13.

179 Arendt 2009, S. 39.

180 Vgl. Kissler 2005, S. 132, 133.

Grundraster für alle Departemente angestrebt wurde. Das Konzept war in Zusammenarbeit mit der Rechnungsprüfungs- und der Geschäftsprüfungskommission des Gemeinderats entstanden.¹⁸¹ Auf die Vorworte folgen jeweils Ausführungen zu den Legislaturzielen und Jahresschwerpunkten sowie Angaben zu Personalbestand, Personal- und Sachaufwand oder Investitionen. Während in der Politik die Personalisierung selbstverständlich dazugehört, hat sie in der Wirtschaft seit den 1990er-Jahren zugenommen, beeinflusst durch den Neoliberalismus, der die charismatische Darstellung von Führungspersönlichkeiten befördert hat.¹⁸² Die Vorworte heben die Doppelfunktion der Exekutive als politische Führung und als oberste Managementebene der Verwaltung¹⁸³ hervor. So berichtet in ihnen einmal der Politiker, wenn es zum Beispiel um eine vergangene Abstimmung geht: «Für das Departement der Industriellen Betriebe herrschten im Jahr 2007 gute Windverhältnisse. Nach einem erfolgreichen Pilotversuch plante das Elektrizitätswerk, in der Stadt Zürich ein Breitbandnetz auf der Basis von Glasfasern zu bauen und zu betreiben. Diesem Vorhaben wehte ein eisiger Wind von Seiten der bestehenden Netzanbieter entgegen. Die Stimmberechtigten hielten jedoch dem ewz die Stange und gaben mit einer Mehrheit von fast zwei Dritteln grünes Licht für den Start.»¹⁸⁴

Oder die Managerin, wenn auf die Arbeit der Verwaltung zurückgeblickt wird: «Für die Bewältigung der Neuerungen und die effiziente Erledigung der Herausforderungen und Aufgaben des Jahres 2011 waren die Mitarbeitenden des Präsidialdepartements von grösster Bedeutung. Auf allen Stufen und in den unterschiedlichsten Funktionen setzten sie sich kompetent, engagiert, freundlich und ausdauernd für die Stadt Zürich ein. Dafür gilt ihnen besonderer Dank.»¹⁸⁵

Die bürokratische Organisation, die sich über eine Struktur von hierarchisch angeordneten Funktionen definiert und idealtypisch nicht auf die individuelle Person, sondern auf personenunabhängigem Fachwissen aufbaut, wird in den zitierten Beispielen durch ein zweites Bild überlagert: einer Organisation mit individuellen Mitarbeitenden und einer verantwortungstragenden Hierarchiespitze.

«Mimikry» – Suche nach einem Kompromiss?

Die öffentliche Verwaltung ist Teil des politisch-administrativen Systems mit seinen Organisationen und Institutionen.¹⁸⁶ Gemäss der Institutionentheorie des Politikwissenschafters Gerhard Göhler erfüllen politische Institutionen eine gesellschaftliche Doppelfunktion: Sie sind einerseits Regelsysteme zur Herstellung und Durchführung

¹⁸¹ GR 211/2007.

¹⁸² Vgl. Imhof 2010, S. 29–50.

¹⁸³ Schedler/Eicher 2013, S. 381.

¹⁸⁴ GB 2007, Teil DIB, S. 257.

¹⁸⁵ GB 2011, Teil PD, S. 29.

¹⁸⁶ Vgl. Seibel 2018.

verbindlicher Entscheidungen, anderseits Instanzen der symbolischen Darstellung von gesellschaftlichen Orientierungsleistungen.¹⁸⁷ Damit politische Institutionen im demokratischen System ihre Steuerungs- und Integrationsfunktion erfolgreich wahrnehmen können, müssen sie einerseits den Willen der Bürgerinnen und Bürger repräsentieren, anderseits die Werte der Gesellschaft zum Ausdruck bringen. Wenn Institutionen in ihrem Verhalten die diesbezüglichen Erwartungen nicht mehr zu erfüllen vermögen und damit nicht mehr die legitimen Vorstellungen über ein geordnetes Gemeinwesen zum Ausdruck bringen, beginnen sie nach Göhler zu erodieren.¹⁸⁸ Es geht also darum, dass die Verwaltungsfiktionen als gesellschaftlich geteilte Vorstellungen über die Werte der Verwaltung inszeniert werden.

Mir scheint, dass wir im Zusammenhang der hier behandelten «Verwaltungsfiktionen» weniger von «Make-Believe-Spielen» als von «Mimikry» sprechen können: Es geht um die Angleichung an die (diskursive) Umgebung. Kehren wir zum Eingangstext zurück. Inwiefern wird hier die «Intrusion»¹⁸⁹ begründet? Als Fazit des spielerischen Wechsels des Öffentlichkeitsregimes heisst es hier: «Dieses Porträt der Stadtverwaltung Zürich macht trotz seiner Unvollständigkeit deutlich, dass eine öffentliche Verwaltung sich nicht im Massstab 1:1 wie ein Unternehmen führen lässt.»¹⁹⁰

Weiter wird ausgeführt, dass die demokratischen Mitbestimmungsrechte und die Vielfalt der städtischen Dienstleistungen die Vergleichbarkeit von Wirtschaft und Staat ebenfalls beschränken. Die «Mimikry» ist also letztlich weder Spiel noch Täuschungsstrategie, sondern die Suche nach einer adäquaten Mischform, um gesellschaftliche Werteerwartungen zu erfüllen: «Über allem steht jedoch bei der *«Zürich Services Unlimited»* die Forderung, dass auch staatliche Leistungen effizient und kundenfreundlich erbracht werden müssen. Die Zürcher Stadtverwaltung beweist Tag für Tag, dass sie dazu in der Lage ist. Sonst könnte sie da, wo der Markt spielt, im Wettbewerb nicht bestehen. Und sie würde da, wo kein Markt besteht, mit manifester Unzufriedenheit abgestraft.»¹⁹¹

Was wir hier beobachten, ist nicht anhand von Fiktion oder Fakt zu bestimmen. Es ist das Aushandeln von gegenseitig akzeptierten Vorstellungs- und Deutungsweisen. Denn Macht – wo es nicht um Gewalt geht – basiert auf gegenseitigen Abstimmungs- und Aushandlungsprozessen, die – wie Andreas Wimmer in Zusammenhang mit einem prozesshaften Kulturbegriff festhält – häufig in Kompromissen enden: «Was alle Menschen miteinander verbindet und ihnen ermöglicht, die kulturelle Landschaft in Bewegung zu setzen und sich selbst in ihr zu bewegen, ist die Fähigkeit, auf der Suche nach

187 Göhler 2006, S. 213.

188 Ebd., S. 224, 225.

189 Vgl. Schimank/Volkman 2008.

190 SSZ 2003: Statistisches Jahrbuch, S. 15.

191 Ebd., S. 15.

einem Kompromiss Sinn und Nutzen in Übereinstimmung zu bringen. Dies möchte ich die Pragmatik der kulturellen Produktion nennen. Sowohl im lauten Marktgeschrei der Medien, als auch im gelasseneren Palaver unter der westafrikanischen Dorfeiche, im Stimmengewirr einer indianischen Gemeindeversammlung wie im Vortragsreigen wissenschaftlicher Tagungen ist ein gemeinsames Motiv herauszuhören: der Versuch, die eigene Sicht auf die Welt als gültige Perspektive zu etablieren und so die Welt im eigenen Sinne formen zu können. Da dies nur erreicht werden kann, wenn die eigene Weltsicht von anderen anerkannt und geteilt wird, muss es zum verständigungsorientierten Aushandeln von Bedeutungen kommen.»¹⁹²

192 Wimmer 2005, S. 48.

3. Beziehung

Die städtischen Publikationen weisen alle Charakteristika von Massenkommunikation auf – öffentliche Verfügbarkeit für ein anonymes Publikum, indirekte Kommunikation zwischen Nicht-Anwesenden ohne direkte Antwortmöglichkeiten¹ –, doch auch diese Art von Kommunikation ist nicht «beziehungslos», sondern setzt verschiedene Akteurinnen und Akteure miteinander in Beziehung und kreiert Verbindungen zwischen ihnen.

Jede vermittelte Nachricht beinhaltet Informationen über die Beziehung zwischen «Sender» und «Adressaten», dies insofern die Nachricht neben der sachlichen Information, einer auf den «Sender» zurückweisenden Selbstoffenbarung sowie einem Appell an den «Adressaten» auch immer einen Beziehungsaspekt aufweist;² der Beziehungsaspekt meint alle Informationen, die auf die Beziehung zwischen «Sender» und «Adressaten» verweisen respektive diese Beziehung im Kommunikationsakt selbst darstellen und damit gleichzeitig herstellen.³ Die Herausgabe einer Publikation ist so betrachtet eine soziale Handlung und die Publikation selbst wird im Folgenden als Beziehungsangebot respektive als Beziehungszeichen gedeutet. Soziale Beziehungen spielen sich nach Erving Goffman in gegenseitigen Identifizierungsprozessen ab, wobei sogenannten Beziehungszeichen eine entscheidende Rolle zukommt.⁴ Gemeint sind damit verschiedene Arten der «Bekundungen über Beziehungen», welche die Kontaktaufnahme zwischen Personen und deren gegenseitigen Umgang an- und begleiten. Beziehungszeichen können in Form von Gegenständen auch dort gefunden werden, wo keine Seite der Beziehung anwesend ist.⁵ Als Beziehungszeichen bringen die städtischen Publikationen zum Ausdruck, wie die verfassenden Instanzen ihren Adressatenkreis sehen und wie dieser sich in der Folge – aus Sicht der verfassenden Instanz – selbst sehen kann oder sehen sollte.

Publikationen mit dem Ziel der Vertrauensbildung

Mit ihren Publikationen markiert die städtische Verwaltung aber nicht nur Beziehungen, sie strebt auch Beziehungen mit einer spezifischen Qualität an: Die Herausgabe der Publikationen ist eine Geste, die Vertrauen schaffen soll. In den städtischen Kom-

¹ Nünning/Zierold 2008, S. 13, 14 (nach Maletzke).

² Ebd., S. 21–27 (nach Schulz von Thun).

³ Ebd., S. 26.

⁴ Goffman 1982, S. 255–269; Beziehungszeichen sind bei Goffman alle «Bekundungen über Beziehungen, das heisst über Verbindungen zwischen Personen, mögen sie Gegenstände, Handlungen oder Expressionen einschliessen, sofern es sich nur nicht um wörtlich gemeinte, explizite dokumentarische Aussagen handelt» (S. 262).

⁵ Explizit genannt werden z. B. Fotografien; vgl. Goffman 1982, S. 263.

munikationsleitlinien von 2003 ist diesbezüglich folgender Satz zu lesen: «Die [städtischen] Informationen zeigen Zusammenhänge auf, schaffen Transparenz und stellen Vertrauen her.»⁶ Dieser Satz steht in variiert Form ebenfalls in den beiden jüngeren Versionen. So heisst es dazu in den städtischen Kommunikationsleitlinien von 2008 im Abschnitt zu «Aufgabe und Philosophie» der städtischen Kommunikation: «Die aktive, offene Informationspolitik der Stadt Zürich sorgt für Transparenz über die erbrachten Leistungen und steigert die Akzeptanz und das Vertrauen in die Arbeit der öffentlichen Verwaltung.»⁷ Und im Hinblick auf die Ziele und Kommunikationsgrundsätze ist festgehalten: «Die Informationen zeigen Zusammenhänge auf, schaffen Transparenz und stellen Vertrauen her.»⁸ In der überarbeiteten Version von 2017 ist das Ziel dann folgendermassen formuliert: «Die aktive, offene Informationspolitik orientiert sich am Gemeinwohl, schafft Transparenz und sorgt für die Nachvollziehbarkeit von politischen Entscheidungen und staatlichem Handeln. Sie schafft damit Vertrauen in die Arbeit des Stadtrats und der Verwaltung und erleichtert der Bevölkerung den Zugang zu den städtischen Angeboten.»⁹

Vertrauensbildung ist also eines der Hauptziele der städtischen Kommunikationstätigkeit und wird mit Transparenz und Nachvollziehbarkeit des politischen Handelns in Verbindung gebracht. Vertrauen wird nicht als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, sondern als etwas, das erarbeitet respektive gepflegt werden muss.

Zur Erforschung (massen-)medial vermittelten Vertrauens wurde in der Publizistik und PR-Forschung von Günter Bentele das Konzept des öffentlichen Vertrauens entwickelt.¹⁰ Die Grundannahme dieses Konzepts besteht darin, dass die öffentlichen Akteure in der Mediengesellschaft nicht allein auf die Vertrauensbildung in direkter Interaktion abstützen können, sondern dass Vertrauensbildung hauptsächlich als ein medienvermittelter Mechanismus zu verstehen ist. Öffentliches Vertrauen bezieht sich auf die Zuschreibung von Ver- oder Misstrauen in öffentlich wahrnehmbare Akteure, seien es Personen, Organisationen oder Systeme. Öffentliches Vertrauen wird dabei in Anlehnung an Luhmann als ein kommunikativer Mechanismus zur Reduzierung von Komplexität verstanden; als «riskante Vorleistung» bezieht es sich auf zukünftige Erwartungen, die auf der Kenntnis vergangener Ereignisse beruht.¹¹ Der Ansatz geht davon aus, dass die Wahrnehmung der öffentlichen Akteurinnen und Akteure durch aktive Kommunikation mitgesteuert und somit in der Öffentlichkeit hergestellt wird. Der Begriff kann sich deshalb sowohl auf den Prozess öffentlicher Vertrauensbildung

6 STRB 1607/2003, Beilage, S. 1.

7 STRB 85/2008, S. 2.

8 Ebd., S. 2.

9 STRB 83/2017, Beilage, S. 2.

10 Vgl. Bentele 1994, vor allem S. 141–150.

11 Bentele/Seidenglanz 2008, S. 346.

als auch auf das Resultat dieses Prozesses beziehen.¹² Sogenannte Vertrauensfaktoren wie Sachkompetenz, Problemlösungskompetenz, Kommunikationsadäquatheit, kommunikative Konsistenz, kommunikative Transparenz oder gesellschaftliche Verantwortung stützen und fördern als sogenannte Vertrauensfaktoren die Vertrauensbildung und sollen – stark ausgeprägt und optimal miteinander kombiniert – in der Öffentlichkeit hohe Vertrauenswerte erzeugen.¹³

Schwierigkeit und Problematik des Ansatzes sind, dass Vertrauen nicht in Texten selbst festgemacht werden kann, sondern eine performative Dimension von Texten darstellt.¹⁴ In diesem Kapitel geht es darum zu verstehen, inwiefern städtische Publikationen darauf ausgelegt sind, Vertrauen mittels kommunikativer Strategien zu erzeugen. Betrachtet werden Publikationen von drei Verwaltungsstellen: der Wasserversorgung,¹⁵ dem Gesundheitsschutz¹⁶ und des Amts für Städtebau.¹⁷ Dabei stellt sich zunächst die Frage, ob das Ziel der Vertrauensbildung von diesen drei Verwaltungsstellen überhaupt explizit angesprochen wird. Wird Vertrauen nämlich als vorbehaltlose Beziehungsqualität verstanden, dann wäre die Fraglosigkeit gerade der Kern dessen, was Vertrauen letztlich definiert. Die Meinungen zu dieser Frage gehen auseinander: Gründet für die einen Vertrauen auf einem «Horizont der Vertrautheit»,¹⁸ ist für andere «alles Vertrauen in gewissem Sinne blindes Vertrauen».¹⁹ Es ist also nicht zwangsläufig überraschend, dass die Vertrauensbildung kaum explizit als Thema in den hier betrachteten Publikationen behandelt wird. Drei, wohl eher als Ausnahmen zu sehende Beispiele sind hier zum Einstieg zusammengestellt. Wie wird Vertrauen in ihnen thematisiert und welche Fragen ergeben sich daraus?

«Schauplätze»

Wasserversorgung: Im Geschäftsbericht 2017 der städtischen Wasserversorgung ist im Editorial zu lesen: «Gemäss repräsentativen Umfragen bekundet die Bevölkerung hohes Vertrauen in ihr Trinkwasser, obwohl häufig geringe Kenntnisse über das Produkt selbst oder die Versorgungsunternehmen vorhanden sind.

¹² Bentele 1994, S. 141.

¹³ Bentele/Seidenglanz 2008, S. 355; Bentele 1994, S. 144, 145.

¹⁴ Eine Kritik am Konzept des öffentlichen Vertrauens zielt in diese Richtung, wenn z. B. festgestellt wird, dass Massenmedien keine Vertrauensbeziehungen vermitteln, sondern anhand von ihnen nur beobachtet werden kann, ob Akteure für vertrauenswürdig erachtet werden oder nicht; vgl. Seiffert-Brockmann 2016, S. 354–358.

¹⁵ Die Wasserversorgung gehört zum Departement der Industriellen Betriebe.

¹⁶ Der Gesundheitsschutz ist eine Unterabteilung der Dienstabteilung Umwelt- und Gesundheitsschutz, die im Gesundheits- und Umweltdepartement angesiedelt ist.

¹⁷ Das Amt für Städtebau gehört zum Hochbaudepartement.

¹⁸ Vgl. Endress 2001, S. 176.

¹⁹ Giddens 1995, S. 49 (Hervorhebungen im Original).

Trotzdem ist angesichts der aktuellen Diskussionen – Mikroverunreinigungen, Klimawandel, Pestizide, Antibiotikaresistenz etc. – eine zunehmende Verunsicherung festzustellen. Diese Informationsmängel sollen behoben werden, es darf nicht sein, dass Konsumenten aus Unsicherheit auf den Genuss ihres Hahnenwassers – des ausgezeichneten Zürliwassers – verzichten.»²⁰

Hier geht es um das Vertrauen zwischen der Organisation der städtischen Wasserversorgung und der Bevölkerung, wobei sich das Vertrauen auf das Produkt bezieht: das Trinkwasser. Vertrauen wird als Grundlage eines Gefühls der Sicherheit verstanden. Es geht dem Wissen voraus und ist in der Bevölkerung ohne genaue Kenntnisse vorhanden. Es wird jedoch davon ausgegangen, dass das Vertrauen durch Information verbessert respektive gestärkt werden kann. Vertrauen ist in diesen Ausführungen eine Beziehungsqualität, die verschieden stark ausgeprägt sein kann. Für Annette Baier geht Vertrauen mit dem Anvertrauen von wertgeschätzten Dingen einher; so betrachtet verweist es auf die Verletzbarkeit desjenigen, der vertraut.²¹ Im Folgenden wird die Vertrauensbeziehung nicht aus der Perspektive derjenigen analysiert, die vertrauen, sondern aus der Perspektive der Personen, die Vertrauen für etwas erlangen möchten. Wir können also danach fragen, welche Güter die Stadt sich anvertraut sieht und welche Verletzbarkeit(en) der Vertrauenden sie dadurch ausmacht.

Gesundheitsschutz: Der Gesundheitsschutz, der in einem der folgenden Unterkapitel vertieft analysiert wird, gehört zur städtischen Dienstabteilung Umwelt- und Gesundheitsschutz (UGZ). Der UGZ ging um die Jahrtausendwende aus einer internen Neuorganisation der Verwaltung hervor und gab bis 2014 jährlich einen Tätigkeitsbericht heraus. Im Jahr 2010 erarbeitete sich die Dienstabteilung eine neue Strategie. Im Editorial des damaligen Tätigkeitsberichts hält der Direktor des UGZ fest: «Wir verstehen den UGZ als Kompetenzzentrum der Stadt Zürich für den Umwelt- und Gesundheitsschutz.» In dieser wohl kürzestmöglichen Formulierung bringt die neue UGZ-Strategie unser Selbstverständnis auf den Punkt. [...] Die Strategie hält ein breites Spektrum an Aufgaben bereit und verlangt einen Einsatz in vielen Bereichen, denn als Querschnittsamt geben wir Impulse in verschiedene Richtungen und arbeiten mit unterschiedlichen Akteurinnen und Akteuren zusammen. Nur mit einer guten, von gegenseitigem Vertrauen geprägten Vernetzung ist eine wirkungsvolle Einflussnahme möglich, wie wir sie in unserer Strategie von uns selber verlangen.»²²

In diesem Fall geht es eindeutig nicht um medial vermitteltes Vertrauen, sondern um Vertrauen, das sich im direkten Kontakt bildet, und das in diesem Text als «Schmiermittel» sozialer Beziehungen beschrieben wird. Dabei scheinen sich die hier zitierten Ausführungen

²⁰ WVZ GB 2017, S. 5.

²¹ Baier 2001, S. 43–46.

²² UGZ TB 2010, S. 4.

rungen hauptsächlich auf verwaltungsinterne Akteurinnen und Akteure zu beziehen, was zeigt, dass Vertrauen auch verwaltungsintern eine wichtige Rolle spielt. Vertrauen ist hier keine einseitig gerichtete Beziehung, sondern eine, die sich – falls die vorgängig gemachten Ausführungen weitergesponnen werden können – durch Verletzbarkeiten und Wohlwollen aller Beteiligten auszeichnet. Hier ermöglicht es verschiedenen Akteurinnen und Akteuren, gemeinsam ihre Einflussmöglichkeiten zu verbessern. Nach Martin Endress ist Vertrauen als Beziehungstyp eine eher reflexive Form und gründet in positiven Erfahrungen sowie der Bewährtheit von Verhältnissen.²³ Es baut sich also in gemeinsamen Interaktionsgeschichten auf und basiert auf einem Horizont der Vertrautheit: «Vertrauen zu können wie Vertrauen zu haben basiert auf vergangenen Erfahrungen, auf spezifischen Wissensbeständen, die (zumindest) einen Menschen als vertrauenswürdig erwiesen, eine Technik als funktionierend bzw. erprobt oder bewährt präsentiert oder einen Experten als kompetent ausgewiesen haben. [...] Vertrauen-haben wie Vertrauen-können stehen somit in Kontexten: Vertrauen entsteht stets im Horizont einer Interaktionsgeschichte und zurückliegender Erfahrungszusammenhänge.»²⁴

Mit der Vorgabe eines Ziels – wie in diesem Fall mit der UGZ-Strategie – scheinen die Akteurinnen und Akteure einen Bezugspunkt zu erhalten, der zur Grundlage einer gemeinsamen Interaktionsgeschichte werden kann, und in deren Verlauf sich eventuell so etwas wie ein gemeinsamer Horizont der Vertrautheit aufbauen kann. Dieser Aspekt soll im Folgenden aufgegriffen werden: Finden sich Hinweise auf Interaktionsgeschichten, auf gemeinsame Erfahrungen zwischen der Verwaltung und ihren Bezugsgruppen, die als «Horizont der Vertrautheit» interpretiert werden können?

Amt für Städtebau: Am 8. März 2007 fand im fast vollen Auditorium Maximum der ETH in Zürich eine Buchvernissage statt.²⁵ Vorgestellt wurde ein mehr als 300 Seiten starke Publikation mit dem Titel «Zürich baut», die einen Einblick in die Arbeitsweisen der Zürcher Stadtplanung gibt. Herausgegeben wurde das Buch im Auftrag der Stadt Zürich vom Direktor des Amts für Städtebau und seiner Stellvertreterin. Im Werk wird der in Zürich praktizierte «Konzeptionelle Städtebau» vorgestellt, in dessen Rahmen Verfahren entwickelt wurden, welche verschiedene Interessengruppen zur konstruktiven Zusammenarbeit führen sollen. An der Vernissage sprach auch die damalige Vorsteherin des Hochbaudepartements. In der Stadtplanung gehe es nicht nur um die Frage «Was soll gebaut werden können?»,²⁶ sagte sie in ihrer Ansprache, sondern auch um die Frage «Wie kommen wir zu Entscheidungen, was gebaut werden kann?»²⁷ Vertrauen wird gerade in Beteiligungsprozessen, welche im Rahmen von Entscheidungsfindungsprozessen stattfinden, zu einer

23 Endress 2002, S. 73.

24 Endress 2001, S. 175–176.

25 ETH Life: Buchvernissage (abgerufen: 9. 7. 2017).

26 HBD MM 8. 3. 2007: So plant und baut Zürich (Beilage Referat der Stadträtin).

27 Ebd.

unabdingbaren Voraussetzung. «Es ist ein Grundirrtum zu meinen, Beteiligungsprozesse liessen sich nach Belieben steuern. Wenn sich das politische System auf solche Prozesse einlässt – und daran kommt man nicht vorbei – dann ist der Verlauf nicht berechenbar. Er ist aber im wörtlichen Sinn auch nicht unberechenbar, wenn es uns gelingt, das Fundament für diesen Prozess zu legen. Das Fundament ist: Vertrauen schaffen, Verbindlichkeit herstellen und Verlässlichkeit leben. Für mich sind dies unabdingbare Grundsätze, nicht nur für die Stadtplanung, sondern für jede politische Arbeit.»²⁸

Vertrauen – so können die weiteren Ausführungen der Stadträtin resümiert werden – stützt sich auf Ehrlichkeit und Offenheit. Eine erfolgreiche Zusammenarbeit ist nur möglich, wenn alle Beteiligten ihre Interessen und Absichten bekannt geben. Zudem sollten auch Instanzen, die in späteren Phasen der Planungsprozesse involviert sind, jeweils die Vorarbeiten gebührend würdigen, die letztlich dank Vertrauensbeziehungen zustande gekommen sind. Vertrauensbildung hat mit voraussehbarem Verhalten in verschiedenen Phasen von Planungsprozessen zu tun und wird eng mit Verbindlichkeit und Verlässlichkeit verbunden. Für Annette Baier geht es in Vertrauensbeziehungen auch um das Zugeständnis von Ermessensspielräumen.²⁹ Das Vertrauen kann leiden, wenn Ermessensspielräume falsch oder unangemessen genutzt werden – negativ wie positiv, denn auch «zu viel des Guten» kann eine Vertrauensbeziehung untergraben. Vertrauen ist nach Baier dann moralisch anständig, wenn «das gegenseitige Sich-Verlassen-auf von einer beidseitigen Kenntnis der Bedingungen dieses Sich-Verlassens-auf begleitet werden kann [...]».³⁰ Vertrauen hat mit den transparenten und redlichen Absichten der beteiligten Interaktionspartner zu tun. Insofern können wir mit Blick auf die städtischen Publikationen fragen, ob die mit ihnen verbundenen Absichten klar ersichtlich sind. Und ob die städtischen Stellen auch angeben, welche Ermessensspielräume sie mit diesen verbinden.

Expertise als Inszenierungsleistung

Ich habe die öffentliche Verwaltung in der Einleitung als Expertin gesellschaftlicher Organisation eingeführt. In den nachfolgenden Unterkapiteln wird es darum gehen, inwiefern die Demonstration von «Expertise» in den drei erwähnten städtischen Verwaltungsabteilungen eine Möglichkeit darstellt, um Vertrauen zu gewinnen. Expertenkommunikation ist Vertrauenskommunikation, wobei Vertrauen nicht erzwungen werden kann, sondern freiwillig entgegengebracht werden muss.³¹

Dramatologisch kann der Expertenstatus als eine Folge von Inszenierungsleistungen verstanden werden. Frage man nämlich, woher man wisse, dass jemand über Expertise verfügt, dann – so meint der Soziologe Ronald Hitzler (wie mir scheint: etwas ketzerisch) –

²⁸ Ebd.

²⁹ Vgl. Baier 2001, S. 46–52.

³⁰ Baier 2001, S. 83.

³¹ Vgl. Bentele 2013b.

«erscheint der Experte eben nicht als jemand, der besondere Kompetenzen *hat*, sondern als jemand, der es versteht, sozial zu *plausibilisieren*, dass er über besondere Kompetenzen verfügt».³² Der Experte sei der Prototyp des als «kompetent» und «legitimiert» anerkannten Akteurs. Um Experte oder Expertin zu sein, reicht es also nicht aus, über spezielle Kompetenzen zu verfügen oder exklusives Wissen zu haben, vielmehr kommt es darauf an, diese sozial überzeugend darzustellen. Denn wer immer Rat, Hilfe, Unterstützung oder Belehrung sucht, erwartet, dass der Experte oder die Expertin auch tatsächlich über die Fähigkeiten verfügt, über die zu verfügen er oder sie behauptet – und dies, ohne dafür absolute Gewissheit zu haben. Für den Soziologen Rainer Schützeichel steht der Status des Experten unter dem Vorbehalt der praktischen Bewährung.³³ Es geht also darum, dass der Experte oder die Expertin nachweislich erfolgreich agiert, bzw. dass Wissen und Kompetenzen wirksam angewendet werden.

Gemeinhin gilt die Expertenkommunikation als eine ausschliesslich asymmetrische Form der Kommunikation.³⁴ Diese Auffassung kann gerade in Zusammenhang mit der Forschung zur Wissenspopularisierung, die – wie oben in der Einleitung ausgeführt wird – stärker auf Netzwerke und gegenseitigen Austausch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit fokussiert ist, hinterfragt werden. Gisler et al. haben mit dem «Imaginierten Laien» (kurz: IL) ein Konzept zur Analyse der «Laien»-Vorstellungen von Expertinnen und Experten entwickelt, das Ansatzpunkte und Werkzeuge liefert, um den – kritisch zu betrachtenden – asymmetrischen Setzungen auf die Spur zu kommen. Im Rahmen der Wissenschaftsforschung und der Forschung zur Wissenschaftskommunikation geht es ihnen darum, die Schnittstellen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft besser zu verstehen, indem sie danach fragen, wie sich die Wissenschaft die «Gesellschaft» vorstellt und welche Folgen diese Vorstellungen zeitigen.³⁵ Sie sehen die «Experten-Laien-Beziehung» als ein durch gegenseitige Abhängigkeiten gekennzeichnetes Verhältnis, weil die Experten und Expertinnen und die Laien und Laiinnen letztlich aufeinander angewiesen sind: «Erst durch die Bereitschaft, spezifische Kenntnisse *für* jemanden zur Verfügung zu stellen, erhält Fachwissen Bedeutung. Erst durch den Anspruch *von* jemandem, über dieses Fachwissen zu verfügen, werden die Experten sichtbar. Laien wiederum gäbe es nicht, stünde ihnen nicht der Sinn nach bestimmtem Wissen und suchten sie nicht Kontakt mit denjenigen, die behaupten, über dieses Wissen zu verfügen. Expertinnen und Laien leben demnach in einer Art Symbiose, in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander und lassen sich sinnvoll immer nur als Teil dieser Wechselbeziehung beschreiben.»³⁶

32 Hitzler 1994b, S. 27 (Hervorhebungen im Original).

33 Schützeichel 2007, S. 549.

34 Vgl. Bromme/Jucks 2016, S. 165–173.

35 Gisler et al. 2004, S. 10.

36 Ebd., S. 8 (Hervorhebungen im Original).

Das Konzept des «Imaginierten Laien» stellt unter anderem die Frage nach den Annahmen und Vorurteilen, welche die Begegnung zwischen den Expertinnen und Experten und den Laiinnen und Laien seitens der Ersteren (vor)strukturieren. Sie beschreiben die «Imaginierten Laien» als gemäss den Absichten der Expertinnen und Experten funktionalisierte Laiinnen und Laien, denn Ersterer sehen Letztere in der Regel generalisiert und funktional in ihre eigene Welt eingebettet: «Die Expertinnen formen IL, indem sie ihnen eine Ausstattung zusprechen, sie in Handlungsordnungen hineindenken und ein Interaktionsmedium auswählen. Die Eigenschaften, die den IL dabei zugesprochen werden, sind auf die *Funktion* hin zugeschnitten, in welcher die Expertinnen die IL sehen. [...] Ihre Funktion wird festgelegt, indem die Expertinnen ihre eigene Tätigkeit so konzipieren, dass die IL zum Produkt der Tätigkeit passen. Das bedeutet, dass IL nicht eigensinnig oder kontingent handeln, sondern im Sinne der funktionalen Einbettung zu funktionieren haben.»³⁷

In Anlehnung an ein Konzept aus den bildenden Künsten verstehen Gisler et al. unter «White Cube» den Raum «in dem Expertinnen den IL begegnen, bzw. in dem die IL sich auf die Interaktionsmedien einlassen».³⁸ Es wird erwartet, dass sich die IL in die von Expertinnen und Experten ausgestattete Welt hineinbegeben und sich in ihr so verhalten, wie es sich die Expertinnen und Experten vorstellen. Wir können das auch mit Blick auf Experteninszenierung formulieren: Der Experte oder die Expertin stattet die Welt der (imaginierten) Laiinnen und Laien mit seiner Expertise aus.

Motiv der «unsichtbaren Stadt»

Um die Ausstattung des «White Cube» zu erfassen, können wir die städtischen Experteninszenierungen zusätzlich über das Motiv der «unsichtbaren Stadt» zu erschliessen versuchen. Mit diesem Motiv wird die Frage nach den Möglichkeiten der Repräsentation von Stadt gestellt, die nie in ihrer Gesamtheit, sondern nur in Teilaspekten erfasst und dargestellt werden kann.³⁹ In diesem Sinn geht es im Folgenden um die in den städtischen Publikationen evozierten Stadtvorstellungen, welche die Stadt ausschnittartig aus der Perspektive von einzelnen Verwaltungsabteilungen thematisieren.

Eine bekannte literarische Bearbeitung des Motivs der «unsichtbaren Stadt» stammt von Italo Calvino. Die Rahmengeschichte seines Romans ist im Grunde eine «Verwaltungsgeschichte»: Marco Polo durchreist als Gesandter das Reich des Kublai Khan und berichtet dem Herrscher jeweils bei seiner Rückkehr über die von ihm besuchten seltsamen, paradoxen, idyllischen, traum-, ja manchmal alptraumhaften oder surrealen Städte. Calvinos Städteparabeln können insofern als Beitrag zur Stadtforschung angesehen werden,

³⁷ Gisler et al. 2004, S. 30.

³⁸ Ebd., S. 18.

³⁹ Schabacher 2015, vor allem S. 83–90; vgl. ebenfalls Becker 2019, S. 267–281.

als sie einzelne Aspekte von Stadt gewissermassen im Sinn einer «dichten Beschreibung» versammeln.⁴⁰ Tatsächlich finden wir die drei im vorliegenden Kapitel behandelten Verwaltungsaufgaben in Calvinos Werk: So ist «Armilla»⁴¹ eine Stadt ohne Mauern, Decken oder Böden, die einzig aus Leitungsrohren besteht, die in Hähnen, Duschen, Siphons und Überläufen enden; «Theodora»⁴² ist eine Stadt, die von immer wiederkehrenden Tier-Invasionen geplagt wurde; in der Stadt «Fedora»,⁴³ werden – etwas melancholisch – die eigenen (verpassten) Möglichkeiten in gläsernen Kugeln in einem Palast aufbewahrt – ähnlich wie die Pläne und Strategien, die im Lauf der Zeit als Teile des politischen Prozesses entwickelt und zum Teil wieder verworfen und nie umgesetzt worden sind. In Calvinos Roman heisst es in einem der Gespräche von Marco Polo und Kublai Khan, Städte seien – analog zu Träumen – aus «Wünschen» und «Ängsten» geformt,⁴⁴ was uns in einem übertragenen Sinn zur Vertrauensthematik zurückführt. So kann gefragt werden, mit welchen «Ängsten» und «Wünschen» der Bevölkerung die von den Amtsstellen reklamierten Vertrauensgüter in Verbindung stehen. Und wie die städtischen Stellen ihre Aufgabengebiete im Sinn eines «White Cube» ausstatten, um solchen Ängsten und Wünschen entgegenzutreten oder zu entsprechen.

In den drei folgenden Unterkapiteln wird eine Auswahl an städtischen Broschüren, Merkblättern, Büchern sowie weiteren Informationsmitteln in zwei Dimensionen erfasst: zum einen als Publikationen, deren Textwelten den Expertenstatus der städtischen Fachleute stützen sollen, und zum andern als Kommunikationsmittel, mit deren Herausgabe auf die Herstellung einer Vertrauensbeziehung abgezielt wird. Zur Analyse dieser doppelten und ineinandergreifenden Zielsetzung übertrage ich die Grundidee des IL-Konzepts auf das bürokratisch-politische Feld: In ihm treffen die städtische «Expertise» und die Bevölkerung aufeinander, wobei die Publikationen diese Begegnungen aus Sicht der drei städtischen Amtsstellen schildern und die Stadt jeweils ausschnittartig, nämlich in Funktion der Expertise der jeweiligen Amtsstellen, sichtbar werden lassen. Ich gehe davon aus, dass der Expertenstatus nicht nur über die präsentierten Inhalte hergestellt werden soll, sondern sich gleichzeitig auch mittels der eingesetzten Publikationsform und der sie begleitenden Kommunikationssituation bewähren muss. «Expertise» wird im Folgenden als heuristischer Begriff verwendet: Er bezeichnet eine Wissensbeziehung mit Komplementärrollen. Ob es sich dabei um eine symmetrische oder asymmetrische Beziehung handelt, ist eine offene Frage und muss im Einzelfall geklärt werden.

40 Becker 2019, S. 281.

41 Calvino 2014, S. 54, 55.

42 Ebd., S. 164, 165.

43 Ebd., S. 39, 40.

44 Calvino 2014, S. 49, 50.

Struktur der folgenden Analysen

In den drei folgenden Unterkapiteln trägt der erste Teil jeweils den Titel «Aufgabengebiet»; darin geht es um die Frage, inwiefern die Darstellung von Expertise sich auf die Konstruktion eines jeweils eigenen Aufgabengebiets abstützt. Die Ausgangsfrage lautete: Welche Aufgabe schreibt sich die Verwaltungsstelle selbst zu? Die Frage nach der Aufgabe ist gleichzeitig die Frage nach der Grundlage des Vertrauensanspruchs: Für welche «Güter» reklamieren sich die städtischen Stellen verantwortlich respektive welche «Güter» («Wünsche» und «Ängste») sehen sie sich anvertraut? In einem zweiten Schritt wird das Aufgabengebiet als ein Gebiet von Abhängigkeiten betrachtet, weil jede Aufgabe verschiedene Abhängigkeiten zwischen der Verwaltungsstelle und der städtischen Bevölkerung schafft. Inwiefern lässt sich das Aufgabengebiet also als Konstrukt von Abhängigkeiten beschreiben? Drittens geht es um die Positionierung der städtischen Expertinnen und Experten innerhalb ihres jeweiligen Aufgabengebiets: Wie positionieren sich die städtischen Fachleute gegenüber den anderen Akteurinnen und Akteuren im Aufgabengebiet? In den städtischen Expertisedarstellungen kommt zum Ausdruck, was die Soziologin Michaela Pfadenhauer den «professionellen Stil» nennt. Sie meint damit «jene Haltung, mittels derer ein berufstätiger Akteur anzeigt, dass er kein Dilettant, Amateur, Laie, dass er nicht unbeholfen und unsicher, sondern «Herr der Lage» ist, die es je zu bewältigen gilt. Professioneller Stil, so verstanden, präsentiert also eine beanspruchte Kompetenz im als «angemessen» verstandenen Umgang mit den je gegebenen Problemen und appräsentiert dabei auch eine bestimmte Erfahrungsverarbeitungsqualität [...]»⁴⁵

Als Habitus ist der professionelle Stil ein Distinktionsmittel und umfasst alle «Entäusserungen, die dem naiven, illusionären Laienverstand als Ausdruck professioneller Kompetenz erscheinen».⁴⁶ Bei der Analyse des professionellen Stils steht die Frage im Mittelpunkt, auf welche Art die städtischen Stellen im durch sie definierten Aufgabengebiet jeweils eine Position mit einem bestimmten Autoritätsanspruch einnehmen.

Der zweite Teil der folgenden drei Unterkapitel trägt den Titel «Bewährung». In ihm geht es jeweils um die kommunikative Vermittlung von Expertise zur Rechtfertigung einer Vertrauensbeziehung zwischen den Verwaltungsstellen und ihrem Adressatenkreis. Ich gehe davon aus, dass Vertrauen nicht vorbehaltlos blind, sondern auf einen Nachweis der Bewährung angewiesen ist;⁴⁷ die Publikationen dienen so betrachtet dem Aufbau eines gemeinsamen Vertrauenshorizonts von Verwaltung und Bevölkerung. Dabei scheinen neben den Inhalten auch die Kommunikationssituation – das heisst die gewählte Publikationsform und der gewählte Publikationsort – wichtige Rollen zu spielen. Die städtischen Publikationen werden deshalb unter einer explizit performativen Perspek-

⁴⁵ Pfadenhauer 2009, S. 7.

⁴⁶ Ebd., S. 10.

⁴⁷ Vgl. Schützeichel 2007.

tive betrachtet. Nach Erika Fischer-Lichte ist darunter Folgendes zu verstehen: «Literarische Texte unter der Perspektive des Performativen zu betrachten, heisst [...], ihre Verfahren offenzulegen, mit denen sie eine neue, ihre eigene, Wirklichkeit konstituieren, und den Möglichkeiten nachzuspüren, wie sie durch diese Wirklichkeit auf ihre Leser einzuwirken vermögen, und vermittelt über die Leser ein kulturelles Wirkpotenzial zu entfalten. Wie sich gezeigt hat, sind literarische Texte – auch in dieser Hinsicht Sprechakten, symbolischen körperlichen Handlungen und Praktiken und Aufführungen vergleichbar – von Unvorhersehbarkeiten der Lektüre, Ambivalenzen und transformativer Kraft gekennzeichnet, die den Leser für die Zeit der Lektüre und vielleicht sogar über sie hinaus nachhaltig zu verwandeln vermag.»⁴⁸

Mich interessiert, wie die städtischen Publikationen zu einem «Ort der Begegnung» zwischen «Experten/-innen» und «Laien/-innen» gemacht werden. Nachgezeichnet wird, wie die städtische Expertise im Zusammenspiel von Inhalten, eingesetzten Textsorten, physischen Herausgabe- und Bezugsorten der städtischen Publikationen sowie der gewählten Stimme oder Autorinstanz selbst zum Ausdruck kommt und sich kommunikativ zu bewähren versucht.

3.1 «Wasser – (k)eine Selbstverständlichkeit»

Das Wortspiel, das hier als Titel verwendet wird, findet sich in zwei Informationsbroschüren der städtischen Wasserversorgung. Es überschreibt als Zwischentitel jeweils den folgenden Text: «Die Frage, woher das Wasser kommt, stellt sich kaum jemand, wenn er morgens unter der Dusche steht oder Wasser für den Tee aufsetzt. Wasser in unbegrenzter Menge und in Spitzenqualität jederzeit zur Verfügung zu haben, ist für uns eine Selbstverständlichkeit. Doch bevor das frische Trinkwasser bei uns zuhause aus dem Hahn sprudelt, muss es gefasst, aufbereitet, in die Reservoir gepumpt und schliesslich in die Quartiere und Wohnungen geleitet werden.»⁴⁹

Wer auch immer hier zur Leserschaft spricht,⁵⁰ scheint nicht zu erwarten, dass sie sich die Frage nach der Herkunft des Wassers im Alltag stellt. Die Verwendung der Wir-Form im zweiten Satz verhindert, dass der erste Satz als Vorwurf der Achtslosigkeit verstanden werden könnte: Wir sind in dieser Beziehung alle gleich; auch wir stellen uns dieser Frage nicht. Der dritte Satz macht deutlich, dass die immerwährende Verfügbarkeit eben gerade kein voraussetzungsloser Automatismus, sondern das Ergebnis einer Reihe von Arbeitsschritten ist, deren Notwendigkeit das Modalverb «müssen» zum Ausdruck

⁴⁸ Fischer-Lichte 2012, S. 145.

⁴⁹ WVZ (o. J.): Seewasserwerk Lengg, S. 2; vgl. ebenfalls WVZ (o. J.): Grundwasserwerk Hardhof, S. 2.

⁵⁰ Zum Eindruck einer «Textstimme»: vgl. Weimar 1994; Zymner 2006.

bringt. Rhetorisch betrachtet weist das auf ein expertenkommunikatorisches Dilemma der Wasserversorgung hin, denn was selbstverständlich ist, verschwindet gewissermaßen in seiner fraglosen Alltäglichkeit. Rezeptionsanalytisch wird mit der Berufung auf eine Selbstverständlichkeit ein alltagsweltlicher Kontext⁵¹ beschworen, welcher der Autor- und der Leserschaft gemeinsam ist oder – aus Sicht der Sprecherin und des Sprechers – gemeinsam sein sollte, damit die Textinterpretation in seinem Sinn gelingen kann.⁵² Die Frage nach der Expertise dreht sich in diesem Feld um die Herstellung einer alltäglichen Selbstverständlichkeit. Das vorliegende Unterkapitel stützt sich auf Infobroschüren sowie auf Infotafeln eines Lehrpfads der Zürcher Wasserversorgung.

Im Mittelpunkt stehen die technischen Anlagen, die zur Gewinnung, Aufbereitung und Verteilung von Trinkwasser benötigt werden. Infrastrukturen haben als gesellschaftlicher «Unterbau» unter anderem die Aufgabe der Kollektivgüterversorgung.⁵³ Im Lauf der Zeit haben die Verkehrs-, Versorgungs- und Kommunikationsanlagen aber auch dazu gedient, Gesellschaften zu modernisieren und räumlich, sozial, kulturell zu integrieren.⁵⁴ Die Infrastrukturen tragen als «Machträume» dazu bei, Menschen zu binden und ihr Verhalten zu kontrollieren und zu steuern.⁵⁵ Die Anlagen der Wasserversorgung sind beinahe unsichtbar – die Rohre sind im Boden, die Quelfassungen meist in peripheren Gebieten, die Wasserwerke hinter hohen Mauern verborgen. Für die Soziologin Elisabeth Heidenreich hat die moderne Kultivierung des Wassers einen eigenen Raum hervorgebracht: die technischen Fließräume des Wassers.⁵⁶ Die technischen Fließräume, gebildet aus einem System unterirdischer Leitungen, das die Versorgungsgebiete vernetzt und bis in die Häuser hineinreicht, stellen nach Heidenreich spezifische Räume dar, in denen wir heute leben. Die Ursache der im Zitat angesprochenen alltäglichen Selbstverständlichkeit ist auch darin zu sehen, dass die Fließräume ihr eigenes Funktionieren verschleiern, und das Wasser «instant» zur Verfügung steht. «Indem die technischen Fließräume materiell Entfernungen überbrücken und durch die Fließprozesse in oder auf ihren materiellen Trägern diese Entfernungen gleichzeitig wieder zunichte machen, tragen sie dazu bei, die Quellen ihrer Fließprozesse, die technischen Anlagen, in und auf denen sie stattfinden, und die Folgen ihrer Fließdynamiken zu verschleiern. Alles scheint

51 Zum Begriff des Kontextes: vgl. Portmann-Tselikas/Weidacher 2010.

52 Die Textinterpretation ist auch ein Abstimmen von Erwartungen zwischen Autor- und Leserschaft, denn soll die Verständigung gelingen, müssen diese Erwartungen gegenseitig übereinstimmen: «Daher ist Lesen stets ein schwieriger Balanceakt zwischen der Kompetenz des Lesers (seines Weltwissens) und jener Kompetenz, die ein gegebener Text im Sinne der ökonomischen Lektüre erfordert.»; Eco 1996, S. 75, 76.

53 Vgl. Libbe/Köhler/Beckmann 2010, S. 47–53.

54 Vgl. van Laak 2018b, S. 11.

55 Vgl. ebd., S. 11.

56 Vgl. Heidenreich 2006.

im punktuellen Hier und Jetzt stattzufinden, im Badezimmer, am Telefon, vor Fernseher oder Computer, im Auto, im Zug.»⁵⁷

Mit dem Bau und dem Betrieb der Fliessräume habe sich nicht nur die mit der Wasserbeschaffung und Verteilung verbundene Arbeit, sondern auch das Wissen und die Verantwortung um sie verändert, das heisst, aus den Händen von Nachbarschaften, Familien und Berufskörperschaften in die Obhut von Experten und Expertinnen verlagert.⁵⁸ Für Heidenreich ist die heutige Wasserkultur deshalb von einer Spaltung in eine professionelle und eine rezeptive Wasserkultur charakterisiert: «Auf der einen Seite stehen die Experten, die das Wasser analysieren, bearbeiten, leiten und bewirtschaften, und auf der anderen Seite die Wasserkonsumenten, die es rezipieren, interpretieren und nutzen.»⁵⁹

Diese Spaltung wird nach Heidenreich auf der Ebene der normativen Wasserkultur überbrückt: Norm und Wert der heutigen Wasserkultur, die von den Fachleuten mit Wasserexpertise und der Bevölkerung geteilt werden, sieht sie in der ununterbrochenen quantitativ ausreichenden und qualitativ guten Wasserversorgung der Bevölkerung. Es ist also gerade das, was eingangs als Selbstverständlichkeit bezeichnet wurde, was die Fachleute und die IL in diesem Feld miteinander verbindet.

3.1.1 Aufgabengebiet – Versorgung

Das eingangs zitierte Wortspiel kann als Umschreibung der Aufgabe oder des Programms der städtischen Wasserversorgung gelesen werden, deren Expertise in der Gewährleistung der ununterbrochenen Wasserlieferung besteht. «Wir sorgen für Ihr Trinkwasser»⁶⁰ heisst es dazu schlicht auf der Startseite des Webauftritts der Zürcher Wasserversorgung. Mit der Formulierung der Aufgabe geben die Expertinnen und Experten an, für welches Gut sie sich zuständig und verantwortlich erklären, und es wird gleichzeitig deutlich, in welchen Belangen sie das Vertrauen des Gegenübers zu erlangen versuchen. Auf der Webseite der Wasserversorgung wird mit einem rasant geschnittenen Videotrailer für Werkführungen geworben.⁶¹ Unkommentiert, jedoch mit Musik und effektvollen Geräuschen unterlegt, werden hier Aufnahmen von Berggewittern, Regengüssen, Waldbächen, Fluss- und Seenlandschaften sowie von verschiedenen technischen Anlagen der Wasserversorgung an- und ineinandergeschnitten und in ein höchstästhetisiertes Kontinuum gebracht. Die letzten Bilder zeigen in extremer Zeitlupe Kinder und Erwachsene, die mit lachen-

⁵⁷ Ebd., S. 63.

⁵⁸ Ebd., S. 67.

⁵⁹ Ebd., S. 67.

⁶⁰ DIB WVZ: Wasserversorgung (abgerufen: 9. 5. 2021).

⁶¹ DIB WVZ: Werkführungen (abgerufen: 9. 5. 2021).

den Gesichtern in einem städtischen Brunnen planschen. In seinen Überlegungen zu einer Kulturgeschichte des Wassers beschreibt Hartmut Böhme das Wasser als ein «absolutes Phänomen»⁶² mit dem der Mensch in einer untrennbaren Verbindung steht, wobei dieser Bezug in den industrialisierten Gesellschaften allerdings ausbeuterische und selbstzerstörende Züge angenommen habe. In den Texten der Wasserversorgung wird genau das Gegenteil zu vermitteln versucht: Das Wasser und die technischen Anlagen werden zum Wohl des Menschen und – so wird suggeriert – auch zum Wohl der Natur untrennbar miteinander verbunden. Rund um das Wasserwerk Hardhof im Westen der Stadt Zürich wurde im Jahr 2015 ein Lehrpfad mit Informationstafeln eingerichtet. Unter dem Titel «Natur aus dem Wasserhahn» ist hier auf einer dieser Tafeln zu lesen: «Wasser ist überall – auch in uns. 50 bis 80 Prozent des menschlichen Körpers bestehen aus der wertvollen Flüssigkeit. Das Gehirn bringt es gar auf 75 Prozent. Das sollte zum Nachdenken anregen. Wir sind also selber Wasser und können ohne nicht leben. Für den Nachschub sorgt eine scheinbar unerschöpfliche Quelle – der Zürichsee. Er ist Teil eines faszinierenden Kreislaufs. Aus Eis wird ein Bach, aus Wolken werden Regentropfen, aus Seewasser wird Trinkwasser. Und so ist Trinkwasser lebendige Natur.»⁶³

Neben diesem Text lädt ein grossformatiges Bild dazu ein, in den Zürichsee einzutauchen und aus der Perspektive von Tauchern und Fischen das gewaltige Rohr zu betrachten, das zur Wassergewinnung in den See verlegt wurde. Eine weitere Tafel ist der «Freude am Wasser» gewidmet. Hier heisst es: «Plansch! Nichts ist schöner als der Sprung ins Wasser an einem glühenden Sommertag. Oder die wärmende Badewanne im Winter. Oder der klirrende Eiswürfel im Drink. Freude am Wasser ist Freude am Leben! Vielleicht, weil wir vor Jahrmillionen selber daraus entstiegen sind? Dass die vielen Menschen in und um Zürich freudvoll darin eintauchen können, dafür sorgt die Zürcher Wasserversorgung. Also rein ins eisige, kühle oder warme Nass.»⁶⁴

Auf dieser Tafel zeigt das grosse Hauptbild junge Leute an einem Bach oder See inmitten von Natur: Im Wasser gibt es Fische und einen Krebs, in der Luft schwirrt eine Libelle. Einzelne technische Anlagen werden hier diskreter als beim vorhergehenden Beispiel in kleineren Bildern und Texten, die neben dem Hauptbild angeordnet sind, erklärt. Die Aufgabe scheint in diesem Gebiet also wesentlich umfassender verstanden zu werden, als die eingangs zitierte Versicherung einer Selbstverständlichkeit auf den ersten Blick vermuten lässt. Wird hier das Werben um Vertrauen unter der Perspektive des Anvertrauens⁶⁵ interpretiert, dann ist das Wasser nicht nur eine Selbstverständlichkeit, sondern eine existenzielle, lebensnotwendige Grösse. Interessanterweise trägt der Newsletter des

62 Böhme 1988, S. 19.

63 Wasserweg, Tafel 3: Natur aus dem Wasserhahn.

64 Wasserweg, Tafel 4: Die Freude am Wasser.

65 Baier 2001, S. 45.

Departements der industriellen Betriebe, zu welchem die städtische Wasserversorgung gehört, den Titel «Lebensadern».⁶⁶

Ich werde hier und in den folgenden beiden Unterkapiteln das Aufgabengebiet von Verwaltungsstellen anhand von Abhängigkeiten, die sich aus der Aufgabe heraus zwischen den städtischen Fachleuten mit ihrer Expertise und der Bevölkerung ergeben, beschreiben. Solche Abhängigkeiten können in den Publikationen explizit erklärt sein oder sich implizit aus ihnen erschliessen. In vorliegendem Unterkapitel zeigen sich die Abhängigkeiten als funktionale Bezüge zwischen den verschiedenen technischen Anlagen, welche die Wasservorräte erschliessen, das Wasser aufbereiten und die Verbindungen zwischen den Wasservorräten und den Orten des Wasserverbrauchs herstellen. Dieses Bezugssystem schafft Abhängigkeiten zwischen den Experten und Expertinnen, welche die Infrastrukturen betreiben, und denjenigen, welche dank dieser Anlagen ihre Bedürfnisse stillen können.

Verbrauchsmengen und Steuerungsbedarf

Eine Relation, die auf die Abhängigkeit der städtischen Bevölkerung von der Expertise der Wasserversorgung hinweist, zeigt sich im hier betrachteten Aufgabengebiet anhand der Angaben zu Förder- und Verbrauchsmengen. So definiert sich der Anfang des technischen Fliessraums der Wasserversorgung weniger über Orts- als über Mengenangaben, wenn es zum Beispiel heisst: «[D]er Zürichsee ist ein riesiger natürlicher Wasserspeicher, dessen Volumen etwa 3,4 Mia. Kubikmeter umfasst.»⁶⁷ Die Wasservorräte werden – mit Ausnahme des Sees – nicht als potenziell zur Verfügung stehende Menge beschrieben, sondern als geförderte Menge, womit ein funktionaler Bezug zwischen dem Anfang und dem Ende des Fliessraums hergestellt wird, weil die Fördermengen in Abhängigkeit des Verbrauchs zu sehen sind. So liegt der Ertrag der Quellen auf Stadtgebiet «bei durchschnittlich 3500 m³ pro Tag [...]».⁶⁸ Das Grundwasserwerk Hardhof wiederum «produziert und liefert täglich zwischen 20 000 und 150 000 Kubikmeter Grundwasser».⁶⁹ Der Expertenblick richtet sich auf die gesamten Wasserressourcen, wenn die verschiedenen Wasserquellen in ihrem jeweiligen Verhältnis zum gesamten Trinkwasserverbrauch quantifiziert werden: «Gut 70 Prozent unseres Trinkwassers kommen aus dem See, der Rest sind zu 20 Prozent Grundwasser und zu 10 Prozent Quellwasser aus dem Sihl- und Lorzetal.»⁷⁰

Quantifizierungen stehen auch am Ende des Fliessraums, nämlich mit den Angaben zum alltäglichen Verbrauch von Wasser. «Händewaschen 2 bis 4 Liter, Duschen 30 bis 90

66 DIB: Newsletter (abgerufen: 16. 1. 2021).

67 WVZ (o. J.): Seewasserwerk Lengg, S. 3; vgl. ebenfalls: WVZ (o. J.): Seewasserwerk Moos, S. 3.

68 WVZ (o. J.): Brunnen und Quellen, S. 5.

69 WVZ (o. J.): Grundwasserwerk Hardhof, S. 8.

70 WVZ (o. J.): Seewasserwerk Lengg, S. 3.

Liter, Trinken 2 bis 3 Liter pro Tag»⁷¹ – so die kurze Aufzählung in der eingangs zitierten Broschüre. Oder im Faltblatt «Gutes Trinkwasser – Konsumententipps», auf dem prominent aufgedruckt zu lesen ist: «Der Wasserverbrauch im Haushalt pro Person und Tag beträgt in Zürich durchschnittlich 160 Liter.»⁷² Wasser ist in diesen Texten kein knappes, sondern ein in vielen Zusammenhängen und zum Teil in grossen Mengen verwendetes Gut: Trinken, Kochen, Körperhygiene und Reinigung von Geschirr, Obst/Gemüse, Putzen, Wäsche, Auto. Das Wort «Durst» erscheint hier allein im Kompositum «Durstlöscher» und qualifiziert das Wasser damit neben den vielen anderen Funktionen ebenfalls als Lebensmittel. Und auch da, wo es um den Durst als körperliches Bedürfnis geht, steht die Empfehlung einer bestimmten täglichen Verbrauchsmenge: «Trinken Sie jeden Tag mindestens 1½ bis 2 Liter Züriwasser – für Ihre Gesundheit!»⁷³ Zwar werden auch Tipps gegeben, wie der Wasserverbrauch verkleinert werden könnte,⁷⁴ der Verbrauch wird jedoch nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Durch diese quantifizierende Darstellung erscheint der Verbrauch gleichsam als Bedarf. Die vorgesehene Handlungsordnung⁷⁵ im Aufgabengebiet der Wasserversorgung ist also eine Ordnung des Verbrauchs, die als Bedarf gedeutet werden kann. Das Ende des Fliessraums bildet der «imaginierte Laie» als entpersonalisierter Konsument; fassbar wird der IL nämlich allein als quantifizierte Verbrauchsmenge, womit er eine messbare und damit kontrollierbare Funktion im Fliessraum selbst darstellt.

Die Fliessräume sind ein Netzwerk verschiedener technischer Anlagen, die sich funktional ergänzen, wobei eine weitere Abhängigkeit zwischen der städtischen Expertise und dem IL durch den Steuerungsbedarf dieser Anlagen entsteht. Deutlich wird dies zum Beispiel anhand eines grossformatigen, mehrfach ausfaltbaren Stadtpanoramas, das im Jahr 2003 herausgegeben wurde. Es zeigt Zürich aus einer von Norden in Richtung See aufgenommenen Vogelperspektive und trägt den Titel: «Auf einen Blick. Die Wasserwege». Eine dicke weisse Linie stellt schematisch die Verbindung zwischen den verschiedenen «Schauplätzen» der städtischen Wasserversorgung her: Zürichsee, Quellen im Sihl-/Lorzetal, Quellwasserfassungen, Seewasserwerke, Druckstollen, Reservoirs, Grundwasserwerk. Jede Station wird beschrieben und ist mit Fotografien illustriert. Die dominierende dicke weisse Linie folgt dem Lauf des Druckstollens, der die Wasserwerke untereinander und mit den Reservoirs verbindet. Auf der Fotografie ist keine der Anlagen direkt sichtbar, doch die Linie, die das ganze Bild durchzieht, verdeutlicht, welche räumlichen Dimensionen die meist im Boden verborgenen Wasserinfrastrukturen haben

⁷¹ Ebd., S. 2.

⁷² WVZ (o. J.): Gutes Trinkwasser – Konsumententipps.

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Dem sorgsam Umgang mit Trinkwasser ist in der Broschüre «Gutes Trinkwasser – Konsumententipps» ein Abschnitt gewidmet.

⁷⁵ Vgl. Gisler et al. 2004, S. 21–25.

und wie sie sich über die ganze Stadt verteilen. Die Komplexität der Steuerung wird in einzelnen dazugesetzten Beschreibungen deutlich, wenn es zum Beispiel unter dem Stichwort «Leitungsnetz» heisst: «Das Zürcher Wasser fliesst von den Seewasserwerken Lengg und Moos oder vom Grundwasserwerk Hardhof über Pumpwerke in die Reservoir, von den Reservoiren in die Hauptleitungen und von dort in die Haushalte und Brunnen. Dafür braucht es 29 Pumpstationen, 21 Reservoir, 1600 km Rohrleitungssystem, 1200 Brunnen und 9300 Hydranten.»⁷⁶

Steuerungsbedarf und -fähigkeit wird nicht nur mit der Beschreibung der Komplexität des gesamten Fliessraums demonstriert, sondern auch in den Darstellungen von einzelnen technischen Anlagen. In einzelnen Publikationen werden diese Anlagen schematisch dargestellt und der Übergang von der natürlichen Wasserquelle in die «gebaute Umwelt»⁷⁷ respektive «technische Umwelt» erklärt; gleichzeitig machen diese Darstellungen klar, wie die einzelne Anlage eine notwendige Funktion für den gesamten Fliessraum erfüllt.⁷⁸

Transformation und «Sakralisierung»

Die Abhängigkeit der Wasserverbraucherinnen und -verbraucher von der Betreiberin der Infrastrukturanlagen besteht nicht nur bezüglich der Sicherstellung, der Gewinnung und der Verteilung des Wassers. Broschürentitel wie «Wie Seewasser zu Trinkwasser wird»⁷⁹ oder «Wie Grundwasser zu Trinkwasser wird»⁸⁰ suggerieren, dass in den Fliessräumen eine Transformation stattfindet, dass in ihnen das «Rohwasser» zu Trinkwasser «veredelt» wird⁸¹ – was zwar nicht explizit so beschrieben, doch als Schlussfolgerung nahegelegt wird. Die Umwandlung wird bei den Seewasserwerken als naturnah qualifiziert und geschieht mit Filteranlagen, die – wie es heisst – «ähnlich funktionieren wie eine Passage durch natürlichen Boden».⁸² Mit der Suggestion einer (notwendigen) Transformation zeigt sich eine weitere Abhängigkeit der wasserverbrauchenden Bevölkerung von der Fliessraumexpertise der Wasserversorgung, nämlich diejenige bezüglich der Sicherstellung der Wasserqualität. Eine zentrale Funktion hat in diesem Zusammenhang das Labor inne, das von der städtischen Wasserversorgung betrieben wird. Die Qualitätsgarantie wird auf einer entsprechenden Informationsbroschüre mit Selbstbewusstsein vorgetragen: «Zürcher Trinkwasser ist Spitze.»⁸³ Berichtet wird von

⁷⁶ WVZ 2003: Auf einen Blick. Die Wasserwege.

⁷⁷ Van Laak 2008, S. 107.

⁷⁸ WVZ (o. J.): Grundwasserwerk Hardhof, S. 5; WVZ (o. J.): Seewasserwerk Lengg, S. 5, 7.

⁷⁹ WVZ (o. J.): Seewasserwerk Moos, S. 1.

⁸⁰ WVZ (o. J.): Grundwasserwerk Hardhof, S. 1.

⁸¹ Vgl. ebenfalls Kaika 2008.

⁸² WVZ (o. J.): Seewasserwerk Moos, S. 6.

⁸³ WVZ (o. J.): Zürcher Trinkwasser ist Spitze.

Systemen zur Überprüfung der Herkunftsgewässer, von Schutzzonen rund um die Quell- und Grundwasservorkommen, von laufenden Kontrollen der einzelnen Aufbereitungsschritte oder von Überprüfungen der Verteilnetze. «Alle diese Untersuchungen liefern genaue Resultate, mit deren Hilfe allfällige Probleme rasch erkannt werden. So kann die Wasserversorgung sicherstellen, dass nur einwandfreies Trinkwasser in die Haushalte gelangt.»⁸⁴ Auf Bildern in der Broschüre sind technische Geräte sowie Personen zu sehen, die – teilweise in weisse Kittel gekleidet – an Bildschirmen arbeiten oder mit Laborutensilien hantieren. Das Titelbild zeigt eine gläserne Karaffe, aus der ein Glas mit Wasser gefüllt wird; das Bild ist in dezenten Blau-, Weiss- und Goldtönen gehalten, im Wasser perlen Luftblasen – die Inszenierung evoziert die Vorstellung von Frische und Reinheit.

Dass die Anlagen der Wasserversorgung mehr darstellen sollen als blossе Verteilnetze, lässt sich anhand des Titelbilds einer Broschüre über das Seewasserwerk Lengg erkennen, auf welchem das Reservoir in Anlehnung an einen Sakralraum inszeniert wird: Es zeigt eine grosse Halle mit gewölbartiger Decke, die von vielen Pfeilern gestützt und mit klarem Wasser gefüllt ist.⁸⁵ In einem städtischen Kurzfilm werden Reservoirs auf ähnliche Art in Szene gesetzt, wobei der kirchenähnliche Raum noch zusätzlich mit Licht- und Schattenspielen belebt ist.⁸⁶ Als im Jahr 2018 die Zürcher Wasserversorgung ihr 150-Jahr-Jubiläum feierte, konnte der «grösste Wasserspeicher der Schweiz»⁸⁷ – das Wasserreservoir Lyren in Altstetten – an mehreren Tagen besucht werden: In den unterirdischen, kirchenschiffartigen Hallen gab es nicht nur eine Lichtshow, sondern – unter Ausnutzung der besonderen Akustik – auch Konzerte.⁸⁸ Diese Inszenierungen zielten auf eine starke emotionale Wirkung, indem sie die technische Funktionalität der Hallen mit einer geheimnisvollen, mystifizierenden Atmosphäre versahen. Ein Bildband des Fotografen Silvio Maraini, der in der ganzen Schweiz entleerte Wasserreservoirs aufgenommen hat, ist konzeptionell ganz dieser bildlichen Assoziation von Wasserreservoir und Sakralraum verpflichtet – sein Titel: «Geflutete Kathedralen».⁸⁹ Im Buchvorwort schreibt der Publizist und Journalist Benedikt Loderer: «Nüchterne Ingenieure rechnen und berechnen Netz und Reservoir. Darin herrscht Arbeitslicht. Der Fotograf hat es übernommen. Er kommt am Tage der Revision. Die Höhle wird ausgekehrt. Die Brunnenmeister sind am Putzen. Trotzdem ist Feiertag auf diesen Bildern. Sie wecken in uns eine Ahnung von Erhabenheit, und wir fragen uns: Sind es Tempel aus der Urzeit? Sind's ausgeraubte Schatzkammern? Sind's

84 WVZ (o. J.): Zürcher Trinkwasser ist Spitze, S. 3.

85 WVZ (o. J.): Seewasserwerk Lengg.

86 Stadt Zürich 2010: Zürich Backstage, Teil Wasser, Minuten: 01:07 – 01:14.

87 Swissinfo: Geheimnisvoller unterirdischer Wasserspeicher (abgerufen: 9. 5. 2021).

88 TA: Geburtsstunde des «Züriwasser» (abgerufen: 9. 5. 2021).

89 Maraini 2017. Das Buch wurde mit öffentlicher Unterstützung, wenn auch nicht von der Stadt Zürich herausgegeben.

Kirchen einer untergetauchten Gemeinde? Wir flüstern nur, wenn wir drin stehen. Ein Schauer geht uns durch's Gemüt. Das Gewicht eines verborgenen Geheimnisses drückt auf unsere Seele. Was versteckt sich hinter diesen Wänden?»⁹⁰

Funktionsautorität

Die Wasserversorgung ist ein – im Vergleich zu den beiden in den folgenden zwei Unterkapiteln besprochenen Verwaltungsbereichen – apersonales Aufgabengebiet, das sich anhand von technisierten Bezügen zwischen Sachverhalten konstruiert, die vom Expertenwissen der städtischen Stellen abhängen, und auf deren störungsfreie, pannenlose Funktionalität die Bevölkerung in existenzieller Weise angewiesen ist. Etabliert wird eine Versorgungshierarchie, die sich über eine apersonale Beziehung charakterisiert. Aber ist Hierarchie hier wirklich der richtige Ausdruck, um die Positionierung im Aufgabengebiet zu beschreiben? Es scheint bei der Wasserversorgung weniger eine über- als eine vorgeordnete Position zu sein. Sie bringt sich mit ihrer Expertise nicht in eine übergeordnete Position, sondern macht sich unentbehrlich: Sie besetzt im Aufgabengebiet die funktionalen Schlüsselpositionen.

Solche Schlüsselpositionen werden in mehrfacher Hinsicht behauptet. Die Wasserversorgung wird als zentralkontrolliertes System vorgeführt, in dem der Hardhof das «Herz»⁹¹ bildet, «wo alle Fäden zusammenlaufen».⁹² Hier befindet sich neben dem Pumpwerk, den Werkstätten mit den Magazinen, der Verwaltung mit allen technischen Diensten sowie den Labors für die Qualitätsüberwachung auch die rund um die Uhr besetzte Steuerzentrale der Wasserversorgung.⁹³ Eine weitere, diesmal zeitliche Schlüsselposition wird besetzt, indem die Garantie gegeben wird, dass die Wasserversorgung auch zukünftig sichergestellt ist. Auf einer Tafel des bereits erwähnten Wasserlehrpfads wird die Frage nach der zukünftigen Versorgung aufgenommen und entsprechende Ängste für gegenstandslos erklärt: «Wasser für immer? Dank dem Zürichsee, dem reichlichen Grundwasser und den ausgiebigen Quellen ist die Trinkwasserversorgung in der Region auch für die Zukunft gesichert.»⁹⁴

Dass die Technik beherrscht wird, das wird mit den überall eingesetzten Fotografien der Anlagen demonstriert. Der Soziologe Heinrich Popitz spricht in Zusammenhang mit technischem Handeln von datensetzender Macht: «Technisches Handeln bedeutet stets auch ein Andersmachen der Welt. [...] Im Verändern der Objektwelt setzen wir «Daten», denen andere Menschen ausgesetzt sind. Wir üben eine Art materialisierter Macht aus, eine *datensetzende Macht*, in der die Wirkung des Machthabers über die

⁹⁰ Loderer 2017, S. 8.

⁹¹ WVZ (o. J.): Grundwasserwerk Hardhof, S. 8.

⁹² Ebd.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Wasserweg, Tafel 4: Die Freude am Wasser.

Machtbetroffenen durch Objekte vermittelt ist. Diese Wirkung kann ungewollt sein, zufällig, nicht voraussehbar oder planvoll und gezielt.»⁹⁵

Dem Menschen als Veränderer der Objektwelt falle in jedem Fall ein Potenzial sozialer Macht zu, weil die anderen in der veränderten Umwelt leben müssten. Es ist eine Macht, die versteckt ist: Hinter Mauern, im Boden, in den Wänden. Die städtische Broschüre zum Seewasserwerk Moos zeigt auf der Titelseite eine gelbe Mauer mit mehreren verschlossenen Toren. Es ist nicht klar, ob das im Innern der Anlage aufgenommen wurde, oder ob es sich um eine Aussensicht handelt. Auch im Jubiläumsbuch zum Seewasserwerk Moos ist zu lesen: «Das Seewasserwerk Moos, dessen 100. Geburtstag 2014 gefeiert wird, ist nur wenig bekannt. Dies liegt zum einen daran, dass gutes Trinkwasser für uns eine Selbstverständlichkeit geworden ist, über dessen Herkunft man sich kaum Gedanken macht. Das Seewasserwerk Moos ist auch sehr diskret: Von der vielbefahrenen Albisstrasse, die von Adliswil her nach Zürich-Wollishofen führt, ist es hinter einer langen Mauer kaum zu erkennen. Obwohl das Werkareal eine sehr grosse Fläche einnimmt, fällt das Werk auch aus der Vogelperspektive kaum auf, da man auch von einem der Aussichtspunkte auf der Albiskette fast nur die grossen Wiesenflächen auf den Dächern sieht.»⁹⁶

Autorität wird auch dort zugeschrieben, wo sich Steuerungsmechanismen in ihrer alltäglichen Reproduktion bewähren; Sofsky und Paris sprechen in diesem Zusammenhang von Funktionsautorität, deren Grundlage «die «Autorität» der funktionierenden Technik selbst [ist] [...]».⁹⁷ Rufen wir uns nochmals die Darstellungen in Erinnerung, die ein untrennbares Kontinuum zwischen Natur, Wasser und Mensch behaupten, das durch die technischen Anlagen gewährleistet wird. Sie veranschaulichen die Macht der Technik und verschleiern diese zugleich, indem sie die Technik direkt mit der menschlichen Existenz verbinden. In diesen Darstellungen werden die professionelle und die rezeptive Wasserkultur zusammengeführt, wobei die verbindende Schlüsselposition nicht als technische, sondern als existenzielle vorgeführt wird.

3.1.2 Bewährung – Lehrpfad

Lehrpfad

Die metallene Informationstafel ist ungefähr 1 mal 2 Meter gross und steht an einer Wegkreuzung. Ein zweispuriges Tramtrasse und ein Fuss- und Veloweg kreuzen sich hier mit einem Fussweg, der von den Tennis- zu den Fussballplätzen und der Finnenbahn führt. Wir befinden uns im Hardhof, einem Grüngelände mit Sportplätzen im Westen der Stadt

⁹⁵ Popitz 1992, S. 166, 167 (Hervorhebung im Original).

⁹⁶ Blanc 2014, S. 10.

⁹⁷ Sofsky/Paris 1991, S. 62.

Zürich, das gleichzeitig das städtische Grundwasserwerk ist. Zwischen den Sportplätzen gibt es mehrere abgezaunte offene Betonbecken, wo Wasser aus der nahen Limmat zum Versickern eingeleitet wird. Am nördlichen Ende des Sport- und Freizeitgeländes steht das Hauptgebäude der städtischen Wasserversorgung. Die Tafel an der Wegkreuzung ist nicht allein, sondern eine von acht identisch gestalteten Exemplaren,⁹⁸ die im Herbst 2015 entlang der Hauptwege im Gelände aufgestellt wurden, und als «Wasserweg»⁹⁹ über die Wasserförderung und -nutzung informieren sollen. Ergänzt werden die acht grossen Hauptinformationstafeln von mehreren kleineren Tafeln, die jeweils direkt bei einzelnen Anlagen im Gelände angebracht sind.

Mit diesen Informationstafeln möbliert die Wasserversorgung einen «White Cube»,¹⁰⁰ das heisst, einen Ort der Begegnung zwischen sich und ihren «Imaginierten Laien». In Übertragung des IL-Konzepts auf die städtischen Kommunikationssituationen interessiert mich in diesem Unterkapitel, wie die als Interaktionsmedien eingesetzten Informationstafeln des «Wasserwegs» zu einem Moment der Begegnung zwischen Expertin und IL werden, der den Expertenstatus der Wasserversorgung stützt. Neben der Medialität (technische Mittel der Übertragung von Texten) und der Materialität (formale Sichtbarmachung und Gestaltung von sprachlichen Zeichen) gehört für Ulla Fix die «Lokalität» zu den Erscheinungsweisen von Texten, die rezipiert werden und als Textualitäts- und Textsortenhinweise fungieren: die Lokalität gehört zum vermittelten Bedeutungspotenzial, denn der «institutionalisierte – kulturell verfestigte – Ort, an dem eine Mitteilung publiziert wird, hat auch eine – kulturell verfestigte – Bedeutung, die dem Rezipienten ebenso wie Medium und Materialität etwas zu verstehen gibt».¹⁰¹ Die metallenen Informations- oder Schautafeln (und nicht etwa eine Gedenktafel oder ein Ladenschild), die von der Wasserversorgung vor Ort im Gelände platziert worden sind, bilden hier die Lokalität. Die Tafeln sind wetterfest und geben den Eindruck von langfristiger Beständigkeit (auf einigen Tafeln wurden in der Zwischenzeit Kleber angebracht, was diesen Eindruck relativiert). Informationstafeln sind eine explizit wissensvermittelnde, ja mitunter belehrende Publikationsform, mit welcher Rollenerwartungen verbunden sind. So unterstellt die Möblierung des Geländes mit Informationstafeln den Besucherinnen und Besuchern des Hardhofs auf der einen Seite Nichtwissen über die Bedeutung des

98 Die Schautafeln sind einheitlich gestaltet: Links eine Spalte mit Tafel-Nr. und -Titel. Dann ein Bild, das fast die Hälfte der Fläche füllt. Daneben eine Spalte mit einem fett gesetzten Text mit Kontaktfunktion. Darauf folgen zwei weitere, grössere Abschnitte. Zudem eine weitere Spalte mit Bildelementen und -legenden. Auf der Webseite der Wasserversorgung werden die einzelnen Tafeln als «Themeninseln» bezeichnet. Es gibt jeweils ein Hauptthema sowie drei «Nebenstories» pro Tafel. Die zwei Tafeln, die sich auf beiden Seiten des Hauptgebäudes der Wasserversorgung befinden, sind identisch; es gibt also nur sieben unterschiedliche Tafeln.

99 Vgl. WVZ MM 24. 9. 2015: Neuer Wasserweg.

100 Gisler et al. 2004, S. 17–21.

101 Fix 2013, S. 122.

Geländes für die städtische Wasserversorgung; es wird davon ausgegangen, dass Personen hierherkommen, um beispielsweise zu spazieren, Fussball oder Tennis zu spielen oder zu joggen. Auf der anderen Seite wird von einem neugierigen Publikum ausgegangen, bei dem die Infotafeln sowie die auf den ersten Blick zum Teil unverständlichen Bauten, die sich zwischen den Sportanlagen befinden, ein Interesse an den Tätigkeiten der Wasserversorgung und ihren Anlagen zu wecken vermögen.

«Sprechen» vor Ort

Auf allen Hauptinformationstafeln zieht zunächst ein grosses, farbiges Bild den Blick auf sich. Es sind diese Bilder, die den explikativen Charakter des Wasserwegs verstärken, denn sie erinnern in ihrer Gestaltung an Lehrbuchillustrationen und Schulwandbilder. Ausgeführt sind sie als in einem realistischen Stil gehaltene aquarellierte Bleistiftzeichnungen.¹⁰² Auf den Bildern finden sich viele kleine Details (im Wasser Fische, in der Luft Vögel, Flugzeuge, Luftballons usw.), die sie zu «narrativen» Bildern machen, indem sie Geschichten andeuten. Im Fall der Informationstafel an der oben beschriebenen Wegkreuzung zeigt das Bild auf den ersten Blick eine riesige Erdgrube.¹⁰³ Der daneben stehende Text lautet wie folgt: «Was auf den ersten Blick aussieht wie ein schön gestalteter Park oder eine grosszügige Erholungslandschaft, ist in Wirklichkeit eine höchst durchdachte Anlage zur Trinkwassergewinnung. Natürliche Kiesfilter waschen das Wasser rein und machen es zu unserem Lebenselixier. Aber damit es trinkfrisch ans Tageslicht kommt, braucht es ausgeklügelte Technik. Und die findet sich im Boden tief unter Ihnen.»¹⁰⁴

Mit der Informationstafel wird also ein direkter Bezug zum umliegenden Freizeit- und Sportgelände hergestellt, wobei dieses Gelände um eine verborgene Dimension erweitert wird. Auf dem Bild dargestellt ist also keine Erdgrube, sondern der schematische Aufriss eines Horizontalbrunnens, der – würde der Boden rund um die Informationstafel abgetragen – sichtbar wäre. Der Titel der Informationstafel soll die Neugier wecken und erklärt gleichzeitig das gesamte Gelände zu einem Ort von möglichen weiteren Entdeckungen: «Das Geheimnis unter dem Boden». Auf der Illustration ist dieser Boden in einem sauberen Schnitt entlang der verborgenen Brunnenanlage offengelegt und der Betrachtende dadurch gewissermassen mitten ins «Geheimnis» des Geländes hineinplatziert. Das Bild ist so aufgebaut, dass der Blick aus der Tiefe der Erde den Rohren und dem Brunnenschacht entlang nach oben geleitet wird. Der Tiefeneffekt wird dadurch verstärkt, dass ein parkierter Lieferwagen mit dem Heck über den vermeintlichen Abgrund hinausragt. Zudem stehen an der Schnittkante drei Personen, die auf die Betrachtenden herunterzuschauen scheinen. Hinter ihnen sind Baumkronen zu sehen sowie der

102 In einer mit historischen Beispielen illustrierten Typologie charakterisierte Stach diesen Schulwandbildtyp als «systematisch-strukturierende Darstellung»; vgl. Stach 1992, S. 342–345.

103 Wasserweg, Tafel 6: Das Geheimnis unter dem Boden.

104 Ebd.

obere Teil des Hauptgebäudes der Zürcher Wasserversorgung. Darüber wölbt sich ein blauer Himmel mit einigen Schönwetterwolken, von links fliegen zwei Flugzeuge ins Bild, rechts schwebt ein rot-weiss-gestreifter Ballon über der Szenerie.

Beim «Wasserweg» handelt es sich um einen «klassischen» Lehrpfad, bei dem den Besucherinnen und Besuchern die Informationen vor allem über rein rezeptiv aufzunehmende Texte vermittelt werden.¹⁰⁵ Als «Schilderpfad»¹⁰⁶ bietet der «Wasserweg» Erklärungen vor Ort und hilft dadurch ein Bild des Geländes zu gewinnen sowie Zusammenhänge zu sehen und zu verstehen.¹⁰⁷ Von der Funktion her sind die Texte auf den Informationstafeln wohl am ehesten mit Museums- respektive Ausstellungstexten zu vergleichen. Ausstellungstexte haben primär die Funktion, den Status von ausgestellten Objekten zu bestätigen oder zu bekräftigen.¹⁰⁸ Nach Stefan Nowotny sind Ausstellungstexte den ausgestellten Objekten meist nachgeordnet respektive sie geben sich als sekundär zum Objekt aus, projizieren ihre Inhalte jedoch dergestalt auf den Ausstellungsgegenstand zurück, dass dieser als die primäre Aussagequelle erscheint. Die Ausstellungstexte versuchen, «[...] die ausgestellten Objekte selbst – und zwar noch dort, wo sie uns insistierend anschweigen – <zum Sprechen>, ihren Bedeutungsreichtum zum Vorschein zu bringen und auf diese Weise ihren Rang als historische oder kulturelle Objekte zu bekräftigen. Das Objekt wird hier zum Repräsentanten einer (spezifischen) «Geschichte» oder «Kultur», die zwar AkteurInnen, nicht aber AutorInnen kennt und insofern letztlich als in bestimmtem Masse anonym bleibende Kraft einer Hervorbringung erscheint, der das Objekt – als bedeutungsvolles – seine Existenz verdankt.»¹⁰⁹

Nun haben wir es beim «Wasserweg» auf dem Hardhof mit einer «Ausstellung» zu tun, deren Objekte entweder nicht oder nur teilweise sichtbar sind. Die Texte und Bilder der Schautafeln übertragen nicht nur Sinn und Bedeutung auf Objekte. Vielmehr sind einzelne Objekte respektive die Anlagen nur auf ihnen sichtbar. In der Medienmitteilung anlässlich der Eröffnung des «Wasserwegs» heisst es: «Die Anlagen der Wasserversorgung befinden sich grösstenteils unter der Erde. Was für das Auge unsichtbar ist, zeigen die Illustrationen des neuen Wasserwegs auf.»¹¹⁰ Die Anlagen bleiben teils «Geheimnis», teils können sie von aufmerksamen Spaziergängerinnen und Spaziergängern entdeckt und betrachtet werden.

Wer sich zum Beispiel an der oben beschriebenen Wegkreuzung umschaut, kann in einiger Entfernung jenseits des Fahrwegs und der Tramschienen an einem gesicherten Tor eine

105 Megerle 2003, S. 5.

106 Ebd., S. 6. (nach Lang); im Unterschied zum «Nummernpfad», bei dem Nummern platziert sind, die in einer Begleitbroschüre o. ä. nachgeschlagen werden können (vgl. Kap. 5.3).

107 Vgl. dazu Rolf 1993, S. 188, 189.

108 Nowotny 2005, S. 86.

109 Ebd., S. 74, 75.

110 WVZ MM 24. 9. 2015: Neuer Wasserweg.

weitere Informationstafel entdecken; wer zu diesem Tor hinübergeht und die Tafel studiert, für den ist hinter dem Zaun ein Aufbereitungsbecken gut sichtbar. Wer dem Weg zwischen dem Tennis- und dem Fussballfeld hindurch folgt, der kommt an einem wild bewachsenen Hügel vorbei, der halbseitig von einer Betonmauer abgestützt ist, in die eine metallene Tür eingelassen ist. Hier gibt eine Tafel Auskunft darüber, dass sich hinter der Tür, unsichtbar im Hügel drinnen, ein Horizontalfilterbrunnen befindet. Ausstellungen können als Erzählungen im Raum verstanden werden,¹¹¹ wobei sich die Erzählung aus den Exponaten mit ihren Geschichten und den – mehr oder weniger expressiven – Inszenierungsmitteln einerseits und der räumlichen Organisation – also der Abfolge aller dieser Elemente im Raum – andererseits kreiert. So gesehen verbindet der «Wasserweg» den nahe gelegenen Fluss, das hügelige Gelände, die grossen Betonbecken und der von Zäunen umgebene Industriebau des Hauptsitzes der städtischen Wasserversorgung für die spazierenden Besucherinnen und Besucher des Hardhofs zu einer persönlich erlebbaren «Erzählung».

Inwiefern bringen die Informationstafeln des «Wasserwegs» die Expertise der städtischen Stellen zum Vorschein und können dadurch zu einer Vertrauensbeziehung beitragen? Auf den Informationstafeln wird die Betrachterin oder der Betrachter einbezogen, sei es durch die direkte Ansprache oder mittels Wir-Formulierungen. Solche Kontakttexte können als Versuch gelesen werden, wie mit den Besuchenden zusammen ein gemeinsamer Erfahrungsraum geschaffen werden soll; dazu tragen auch die auf die Lesesituation vor Ort ausgerichteten Raumadverbien in den erklärenden Texten bei. Vertrauen ist in der geschilderten Kommunikationssituation gewissermassen performativ angelegt: Es wird mehrfach die Existenz von Objekten respektive von technischen Anlagen behauptet, von denen der Betrachter oder die Betrachterin annehmen muss, dass es sie auch tatsächlich gibt.¹¹² Die in den Texten fassbar werdende Stimme wird autorisiert, weil sie vor Ort spricht und mit ihrem «Wasserwissen» die Anlagen zeigen und erklären kann. Die Stimme kann keiner als Person eindeutig fassbaren Autorinstanz zugeordnet werden, denn hinter ihnen stehen mehrere verantwortliche Personen.¹¹³ Als eindeutige Zuschreibungsinstanz findet sich auf jeder Tafel allein das städtische Logo und der Schriftzug «Stadt Zürich Wasserversorgung». Die Möglichkeit des Auftretts von kollektiven oder deanthropomorphen Handlungsträgern gilt als eines der Merkmale des faktualen Erzählens;¹¹⁴ in diesem Sinn haben wir es beim hier diskutierten Beispiel mit der «sprecherlosen»

111 Vgl. dazu bspw. Buschmann 2010.

112 Wie die Tafel 6 funktioniert auch die Tafel 5, die am Limmatufer steht und den Titel trägt: «Der Schatz zu Ihren Füßen». Im Mittelpunkt dieses Bilds stehen zwei Personen mit Hund. Sie befinden sich auf einem Kubus inmitten einer Wasserlandschaft. Der Kubus ist ein Wegabschnitt, das Wasser rund herum sind die sichtbar gemachten Grundwasserströme. Der gezeichnete Kubus entspricht einem Abschnitt des Wegs, auf dem die Betrachtenden der Informationstafel selbst stehen.

113 Auf den Tafeln 1 und 2 findet sich je ein Hinweis auf die Agentur, welche die Tafeln realisiert hat, sowie eine Liste mit Namen von Textern, Illustratoren usw.

114 Vgl. Fludernik 2015, S. 120.

Stimme einer Organisation zu tun, welche den Betrachter und die Betrachterin über die Anlagen vor Ort aufklärt und damit um Vertrauen wirbt.

Unpersönliche Vertrauensbeziehung

Der Aufbau von Vertrauen ist nicht zwingend auf eine personale Zurechnungsinstanz angewiesen, weil Vertrauen neben Personen ebenfalls abstrakten Systemen, Organisationen oder Institutionen gelten kann, wie in der Einleitung zu diesem Kapitel mit Bezug auf das Konzept des öffentlichen Vertrauens ausgeführt wurde. Gemäss Anthony Giddens sind die modernen Institutionen zutiefst mit den Mechanismen des Vertrauens in abstrakte Systeme verknüpft, vor allem mit dem Vertrauen in Expertensysteme.¹¹⁵ Das Vertrauen in die abstrakten («entbetteten») Systeme wird von Giddens als gesichtsunabhängige Bindung beschrieben, während sich Vertrauensbeziehungen, die sich durch gemeinsame Anwesenheit auszeichnen, als gesichtsabhängige Bindung bezeichnet werden. Sogenannte Zugangspunkte – damit ist die Begegnung von Laiinnen und Laien und Expertinnen und Experten gemeint – vermitteln das Vertrauen in die abstrakten Systeme, denn mit ihnen kommen gesichtsabhängige und gesichtsunabhängige Bindungen miteinander in Berührung.¹¹⁶ Das Vertrauen in abstrakte Systeme stützt sich auf die nachgewiesene Vertrauenswürdigkeit der Fachleute mit Expertise, wofür die Zugangspunkte eine wichtige Bedeutung haben: «Zugangspunkte sind Stellen, an denen eine Verbindung zustande kommt zwischen Einzelpersonen oder Kollektiven ohne Fachkenntnisse und den Vertretern abstrakter Systeme. Dies sind Orte, an denen abstrakte Systeme verwundbar sind, aber zugleich Kreuzungspunkte, an denen Vertrauen gewahrt oder aufgebaut werden kann.»¹¹⁷

Die Informationstafeln des «Wasserwegs» mit ihrer autorisierten Stimme vor Ort macht meines Erachtens das Gelände des Hardhofs zu einem auf Vertrauensbildung hin angelegten Zugangspunkt.¹¹⁸

Interessant ist, dass wir diese Art des «Kommunizierens vor Ort» zur Schaffung von Vertrauen in weiteren Publikationen der städtischen Wasserversorgung beobachten können. Die Stadt Zürich gehört mit seinen 1200 Brunnen zu den brunnenreichsten Städten der Welt.¹¹⁹ Zwischen 2009 und 2014 gab die städtische Wasserversorgung insgesamt sechs sogenannte «Brunnenguides» heraus. Das sind grosse Faltblätter (zwischen ca. 40 und 80 cm) auf denen die Brunnen – nach Stadtquartieren geordnet –

115 Vgl. Giddens 1995.

116 Giddens 1995, S. 107.

117 Ebd., S. 113.

118 Heidenreich spricht in diesem Zusammenhang von Übergangsräumen, wo sich die vornehmliche Wahrnehmung der technischen Fließräume herausbilden würde; dazu gehört z. B. auch das Badezimmer; vgl. Heidenreich 2006, S. 61, 62.

119 WVZ (o. J.): Brunnen und Quellen, S. 3.

präsentiert werden, wobei nicht nur ihre Standorte auf einem Stadtplan eingezeichnet sind, sondern eine grosse Anzahl der Brunnen auch mit einer Fotografie, ihrem Namen, Erstellungsjahr und weiteren Ausführungen zu ihrer Gestaltung und Geschichte aufgelistet sind.¹²⁰ Bereits im Jahr 1993 hatte die Wasserversorgung Zürich aus Anlass ihres 125-Jahr-Jubiläums ein Buch zu «Geschichte und Geschichten» der Stadtzürcher Brunnen publiziert. Im Vorwort dieses Werks ist zu lesen: «Nutzlose Zier jedoch sind Zürchs Brunnen auch heute nicht. Sie prägen nicht nur das Stadtbild aufs schönste und bestimmen mit dem Element Wasser die Urbanität von Zürich – aus ihren Röhren fliesst noch immer reines Trinkwasser als Durstlöcher für alle. Ausserdem dienen speziell gestaltete Brunnen der Notwasserversorgung.»¹²¹

Im Rahmen des 150-Jahr-Jubiläums der Wasserversorgung veröffentlichte die Wasserversorgung dann im Jahr 2018 eine Brunnen-App mit einem Spiel für Familien. Unter dem Titel «A Tale of Wells» leiten feenhafte Wesen zum Besuch der Brunnen in der Zürcher Innenstadt an. In historischer Betrachtung dienten die Wasserinfrastrukturen zum einen der Versorgung, daneben waren sie aber häufig ebenfalls ein sichtbares Zeichen von Macht und Herrschaft.¹²² Mit den Zürcher Brunnen wird in fast schon verschwenderischer Weise die Verfügungsmacht, ja der Überfluss an Wasser in der Stadt demonstriert, denn die Brunnen werden mit Trinkwasser gespiesen, ob ihre Konstruktion das direkte Trinken zulässt oder nicht.¹²³ Mit Bezug auf Goffman führt Giddens an den Zugangspunkten die Trennung von Darstellungen «auf der Bühne» und «hinter den Kulissen»¹²⁴ ein. Denn die Zugangspunkte bilden nach ihm Schwellen, die von Experten unter Kontrolle gehalten werden: Zugangspunkte sind Orte der «Darbietungen unübersehbarer Vertrauenswürdigkeit» gekoppelt mit einer ««Alles-läuft-normal»-Haltung»,¹²⁵ welche hier durch das stets im Überfluss vorhandene Trinkwasser zum Ausdruck kommt.

Kehren wir nochmals zum Lehrpfad auf den Hardhof zurück. Auf beiden Seiten des Hauptgebäudes der Wasserversorgung sind zwei identische Informationstafeln des «Wasserwegs» angebracht;¹²⁶ beide jeweils an einem Weg, der in das Freizeit- und Sportgelände mit den Wassergewinnungsanlagen hineinführt, womit sie den Eingang zum

120 DIB Wasserversorgung: Brunnenguide (abgerufen: 16. I. 2021).

121 WVZ 1993, S. 6, Vorwort des Stadtrats.

122 Förster/Bauch 2015, S. 15.

123 Die Wasserversorgung führt in den Sommermonaten Brunnenführungen durch. An einer Führung, an welcher der Autor der vorliegenden Studie teilnahm, wurde versichert, dass die Brunnen das Wasser nicht verschwenden würden. Der dauernde Betrieb spüle die Leitungen durch und helfe, sie in Stand zu halten. Die Frage nach der Wasserverschwendung wird offenbar häufig gestellt, weil die Erklärung ohne Nachfrage erfolgte.

124 Vgl. Giddens 1995, S. 110. Ein Film, der von der Dienstabteilung Stadtentwicklung herausgegeben wurde, trägt den Titel «Zürich Backstage»; in ihm wird auch die Wasserversorgung vorgestellt, vgl. Kap. 1.1.2.

125 Giddens 1995, S. 109.

126 Wasserweg, Tafeln 1 und 2.

grossen Übergangsraum, den das Grundwasserwerk selbst bildet, abstecken. Das Hauptbild dieser Informationstafeln besteht aus fünf collageartig angeordneten Zeichnungen, die – wie der Bildlegende entnommen werden kann – den Hauptsitz der Wasserversorgung, das Labor für Wasseranalytik, die Werkstätten, die Steuerzentrale sowie das Zonenpumpwerk zeigen. An den verschiedenen Orten sind Männer und Frauen während der Arbeit dargestellt; sie transportieren Rohrteile, hantieren an grossen Apparaten oder schauen auf Bildschirme. Über beide Tafeln hinweg ist das tatsächliche Hauptgebäude der Wasserversorgung gut zu erkennen. Durch den direkten Blickkontakt werden die dargestellten Aktivitäten in dieses Gebäude hineingedacht. Doch die Zeichnungen geben nicht den Eindruck eines direkten Einblicks. Es sind abstrahierende Zeichnungen, im Vordergrund sehr detailliert, im Hintergrund schematisierend und zusammenfassend. Die Figuren weisen kaum individualisierte Züge auf, den kleinen fehlen die Gesichter ganz. Bilden diese Tafeln einen Zugangspunkt, dann bleibt es ein unpersönlicher Kontaktpunkt. Auch im Begleittext zum Bild handeln keine Individuen; hier heisst es: «Am Hardhof befindet sich die Schaltzentrale der Zürcher Wasserversorgung. Da wird erdacht, geplant, gesteuert, geregelt. Damit das wichtigste aller Lebensgüter bei fast einer Million Menschen frisch und rein ankommt – daheim, im Gewerbe, in der Industrie, in 67 Gemeinden. Eben, wie selbstverständlich.»¹²⁷

Die existenzielle Aufgabe erledigt sich hier – gewissermassen hinter den Kulissen – ganz automatisch und ohne den fehleranfälligen Einfluss individueller Akteure und Akteurinnen.

3.2 «Was krabbelt denn da?»

«Was krabbelt denn da?»¹²⁸ – diese Frage wird im «Blickpunkt» gestellt, einem Infoblatt mit «Hygiene-, Energie- und Umwelttipps für Profis», das von der Stadt Zürich gemeinsam mit Verbänden des Gastgewerbes herausgegeben wird.¹²⁹ Auf der gleichen Seite wie die zitierte Frage ist ein grosses Bild abgedruckt, auf dem – in leichter Untersicht – eine mit einem Tuch bedeckte Tisch- oder Schrankkante sowie Butter- oder Margarineverpackungen zu sehen sind. Sowohl auf dem Tuch als auch auf den Gegenständen wimmelt es von kleinen Fliegen. «Essigfliegen – ihre Entwicklung dauert unter «günstigen» Bedingungen lediglich eine Woche!»¹³⁰ warnt die Bildlegende. Und im zugehörigen Text ist zu lesen: «Wer mit Lebensmitteln arbeitet, kennt die Gefahr: Wo Esswaren lagern oder herumstehen, sind auch die lästigen Tierchen nicht fern. Das üppige Nahrungsangebot

¹²⁷ Wasserweg, Tafeln 1 und 2.

¹²⁸ Blickpunkt 5/2004, S. 1.

¹²⁹ Erscheint erstmals im Jahr 2002.

¹³⁰ Blickpunkt 5/2004, S. 1.

zieht sie unwiderstehlich an. Und wenn es dann erst noch warm und feucht ist, vermehren sie sich rasch, ja explosionsartig!»¹³¹

Die Frage zielt im Zusammenspiel mit dem Bild und den Erklärungen auf eine affektive Reaktion ab. Herumkrabbelnde Tiere in Küchen sind ekelerregend¹³² und gelten als unhygienisch. «Schädlinge raus!» lautet denn auch der Titel, der den gesamten Artikel überschreibt. Im Artikel selbst erklärt eine Mitarbeiterin der städtischen Beratungsstelle für Schädlingsbekämpfung, was bei einem Schädlingsfall zu tun ist und wie er verhindert werden kann. Für Restaurants und andere Lebensmittelbetriebe sei wirksames Vorbeugen nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen wichtig, sondern auch gesetzlich vorgeschrieben. Um das zu verdeutlichen, wird aus dem entsprechenden Artikel des Lebensmittelgesetzes zitiert: «Wer Lebensmittel herstellt, behandelt, lagert, transportiert oder abgibt, muss dafür sorgen, dass diese möglichst nicht durch Schädlinge oder Parasiten beeinträchtigt werden.»¹³³ Die zitierte Eingangsfrage ist vor diesem Hintergrund gleichzeitig Feststellung, Mahnung und Drohung in einem.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Unterkapitels stehen Orte, wo bestimmte Zustände und Verhaltensweisen als potenzielle Gefahrenquellen für die Gesundheit der Stadtbevölkerung bewertet werden. Betrachtet werden Publikationen zweier Fachabteilungen: des Lebensmittelinspektorats¹³⁴ und der Beratungsstelle für Schädlingsbekämpfung. Sowohl die «peurs alimentaires»¹³⁵ als auch die krabbelnden «heimlichen Untermieter»¹³⁶ begleiten die Menschheit seit jeher. Die in den Publikationen geschilderten Zustände verweisen auf menschliche «Urängste», nicht zuletzt, wenn es beispielsweise um Ratten¹³⁷ geht, die historisch mit Seuchengefahren verbunden werden.

Die Historikerin Beatrix Mesmer hat gezeigt, wie im ausgehenden 19. Jahrhundert die Angst vor dem krankmachenden «Unhygienischen» gesellschaftlich etabliert wurde, und wie sich die Vorstellungen von Schmutz und Unmoral oder Devianz zu verschränken begannen.¹³⁸ Damals wurde eine enge Verknüpfung zwischen Sauberkeit und Rechtschaffenheit hergestellt. Solche moralisierenden Verbindungen scheinen anzuklingen, wenn in einem anderen Artikel des «Blickpunkts»¹³⁹ die Trennung zwischen «reinen» und «unrei-

¹³¹ Ebd., S. 1.

¹³² Im «Gewimmel und Gekribbel» von Ungeziefer macht Aurel Kolnai in seiner Phänomenologie feindlicher Gefühle ein Merkmal des Ekelhaften aus; Kolnai 2007, S. 34.

¹³³ Blickpunkt 5/2004, S. 2.

¹³⁴ Die Kontrolle im Bereich der Lebensmittel obliegt den Kantonen, wurde im betrachteten Zeitraum aber von der Stadt Zürich selbst wahrgenommen. Die Lebensmittelkontrolle gehört seit 2020 nicht mehr zur städtischen, sondern zur kantonalen Verwaltung. Die Stelle für Schädlingsprävention besteht in der Stadt Zürich seit 1930.

¹³⁵ Ferrières 2015.

¹³⁶ Preibisch/Herger/Pfrunder 1992.

¹³⁷ Vgl. Brednich 2004.

¹³⁸ Vgl. Mesmer 1982.

¹³⁹ Blickpunkt 16/2010, S. 1.

nen» Lebensmitteln mit explizitem Bezug auf die Bibel thematisiert wird: «Bereits das Alte Testament unterscheidet zwischen «reinen» und «unreinen» Lebensmitteln. Verboten war es zum Beispiel, mit gewissen Tieren oder Dingen in Berührung zu kommen. Geschah dies trotzdem, musste man sich einer Reinigung unterziehen. In dieselbe Richtung geht auch die heutige Gesetzgebung.»¹⁴⁰

Es folgt eine umfangreiche Liste mit «reinen» und «unreinen» Lebensmitteln respektive «reinen» und «unreinen» Arbeitsgängen, die es zu beachten und richtig auszuführen gilt. Bereits einer Ausgabe des «Blickpunkts» aus dem Jahr 2004 lag das Merkblatt «Die 10 Gebote der Lebensmittelhygiene» bei. Es bringt jene zehn Hygienegebote auf den Punkt, «bei denen in lebensmittelverarbeitenden Betrieben am meisten gesündigt wird».¹⁴¹ In diesem Sinn haben wir es hier mit einem stark affektiv und assoziativ besetzten sowie moralisierten Gebiet zu tun. Grundlage der folgenden Ausführungen bilden die Tätigkeitsberichte des Gesundheits- und Umweltschutzes sowie Merkblätter, die von den beiden oben genannten Abteilungen herausgegeben worden sind.

3.2.1 Aufgabengebiet – Kontrolle

Es ist ein gewichtiges Vertrauensgut,¹⁴² das die hier betrachteten Verwaltungsabteilungen für sich reklamieren: die Gesundheit der städtischen Bevölkerung. «Die Beratungsstelle Schädlingsbekämpfung (BSB) ist unterwegs im Dienste der Stadthygiene.»¹⁴³ So umschreibt die Abteilung ihre Aufgabe im Tätigkeitsbericht 2001. Und in derselben Ausgabe heisst es, das Lebensmittelinspektorat kümmere sich darum:

- «- die Konsumentinnen und Konsumenten vor Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen zu schützen, welche die Gesundheit gefährden können,
- den hygienischen Umgang mit Lebensmitteln sicherzustellen,
- die Konsumentinnen und Konsumenten im Zusammenhang mit Lebensmitteln vor Täuschungen zu schützen.

Kurzum: Für sichere Lebensmittel für alle Konsumentinnen und Konsumenten zu sorgen.»¹⁴⁴

Mit dieser Umschreibung führt das Lebensmittelinspektorat eine Dreieckskonstellation ins Aufgabengebiet ein, denn soziologisch betrachtet nimmt der Konsument eine Komplementärrolle ein: ihr gegenüber steht diejenige des Produzenten.¹⁴⁵ Die

¹⁴⁰ Ebd., S. 1.

¹⁴¹ Blickpunkt 4/2004, S. 4.

¹⁴² Vgl. Baier 2001 sowie die Ausführungen in der Einleitung des vorliegenden Kapitels.

¹⁴³ UGZ Jahresbericht 2001, S. 17 (ab 2003: UGZ Tätigkeitsbericht).

¹⁴⁴ Ebd., S. 14.

¹⁴⁵ Hellmann 2010, S. 238, 239.

Lebensmittelkontrolle positioniert sich mit ihrer Aufgabe also zwischen den Produzierenden und den Konsumierenden, womit sie selbst im Aufgabengebiet eine Stellvertreter- oder Delegiertenrolle einnimmt. Diese Zwischenstellung führt nach Sofsky und Paris zwangsläufig zu einem Rollendilemma. Dies, weil die Rolle des Delegierten zwei Handlungszonen zu überbrücken hat. Mit der einen Handlungszone verbindet sie das Mandat, mit der anderen der Konflikt, wobei in jeder Zone andere Regeln und Verkehrsformen gelten.¹⁴⁶ Im hier betrachteten Fall geht es also um die Handlungszone der Gäste von Restaurants oder beispielsweise der Kundschaft von Bäckereien, Metzgereien usw. sowie um die Handlungszone der Wirte und Wirtinnen, Bäckerinnen und Bäcker, Metzger und Metzgerinnen usw. Die Verwaltung steht dazwischen, wobei die Kontrollen der städtischen Stellen bei Letzteren zugunsten der Ersteren stattfinden.

Verborgene städtische Gefahrenräume

Die Dreieckskonstellation des Aufgabengebiets der Kontrolle ist explizit bürokratisch strukturiert. Bürokratie meint hier – im Anschluss an die Ausführungen in Kapitel 2 – zweierlei: erstens «Bürokratisierung», denn vor allem das Aufgabengebiet des Lebensmittelinspektorats ist stark von rechtlichen Vorgaben bestimmt; zweitens Bürokratie als «Relation», also als Beziehung zwischen Verwaltungsmitarbeitenden und Verwaltungsbetroffenen in der Gastronomie und weiteren lebensmittelverarbeitenden Betrieben. Die Reichweite der bürokratisch-rechtlichen Grundlagen zeigte sich auf der städtischen Webseite. Hier waren die gesetzlichen Vorgaben beim Lebensmittelinspektorat in langen Listen sowie mit kurzen Inhaltsangaben aufgeführt.¹⁴⁷ Die bürokratischen Aufgaben der Verwaltungsstelle selbst wurden unter der Überschrift «Auftrag» zusammengefasst: Sie reichten von unangemeldeten Inspektionen und Probenahmen in «kontrollpflichtigen» Betrieben, über Beratungen bis zu Bauabnahmen. Unter der Überschrift «Inspektion» wurde angegeben, was bei den Betriebskontrollen geprüft wird:

- «- Sauberkeit und Ordnung: Gerätschaften, Werkzeuge, Maschinen, Apparate, Einrichtungen, Räume, Fahrzeuge etc.
- Umgang mit Lebensmitteln: Lagerung, Kühlhaltung, Lebensmittelhygiene, Betriebs- hygiene und Personalhygiene
- Zustand der Lebensmittel: Sinnesprobe (Aussehen, Geruch, Geschmack, Veränderungen, Verunreinigung, Alter, Genussstauglichkeit, Verderb, Gesundheitsrisiko)
- Baulicher Zustand: Wände, Böden, Decke, etc.
- Technische Einrichtungen: Grundausrüstung, Zustand und Funktion

¹⁴⁶ Sofsky/Paris 1991, S. 112 (Hervorhebung im Original).

¹⁴⁷ GUD Lebensmittelinspektorat: Rechtliche Grundlagen (abgerufen: 21. 2. 2015); die Webseite wurde seither überarbeitet.

- Prüfung von Kennzeichnung: Datierung, Speisekarte, Getränkekarte, Anpreisung, etc.
- Selbstkontrolle: Prüfung der Unterlagen für Qualitätssicherung und Selbstkontrolle»¹⁴⁸

Ähnliches gilt für die Beratungsstelle Schädlingsbekämpfung. Ihr Auftrag umfasst die «Verbesserung der Stadthygiene bezüglich Schädlinge», und war auf einer älteren Version der städtischen Webseite ebenfalls mit dem Hinweis auf eine gesetzliche Vorgabe versehen.¹⁴⁹ Die Aufgabengebiete der beiden Verwaltungsstellen überschneiden sich, wenn es um «Schädlinge in Lebensmittelbetrieben» ging. Ein entsprechendes, von beiden Stellen gemeinsam herausgegebenes Merkblatt mit diesem Titel konnte auf der städtischen Webseite heruntergeladen werden.

Betrachten wir das Aufgabengebiet der Kontrolle aus dem Blickwinkel des Konsumenten oder der Konsumentin, dann ergibt sich eine wichtige Abhängigkeit in Zusammenhang mit dem Kontrollauftrag der beiden städtischen Stellen: Wie häufig werden die Lebensmittelbetriebe oder die schädlingsbefallenen Orte kontrolliert? Der Kontrollauftrag der beiden Stellen unterscheidet sich. Während die Kontrollen bei der Stelle für Schädlingsbekämpfung lediglich im Bedarfsfall durchgeführt werden, sind sie beim Lebensmittelinspektorat vorgeschrieben und müssen in festgelegten Zeitabständen stattfinden.¹⁵⁰ Regelmässig stattfindende Kontrollen verweisen auf einen Generalverdacht, weil sie nur dann nötig sind, wenn den Produzentinnen und Produzenten potenziell gefährliche, unhygienische Verhaltensweisen oder täuschende Absichten unterstellt werden. In Anlehnung an Endress können wir diesen Generalverdacht als institutionalisiertes Misstrauen deuten, das zugunsten der Konsumentinnen und Konsumenten im Aufgabengebiet etabliert wurde und letztlich zur Vertrauensbildung in die städtischen Verwaltungsabteilungen genutzt werden kann.¹⁵¹ Als Stellvertreterin übernimmt die städtische Stelle den Part derjenigen, die – im Namen der Konsumierenden – den Produzierenden misstraut und diese regelmässig kontrolliert. Seitens der Stadt und der Lebensmittelbetriebe ist klar geregelt, wer der Kontrollpflicht untersteht und in welchen Zeitabständen Kontrollen durchgeführt werden. Seitens des Konsumenten oder der Konsumentin ist das Aufgabengebiet hingegen räumlich diffus, denn in den städtischen Berichten bleiben die Lebensmittelbetriebe und die schädlingsbetroffenen Haushalte anonym und ohne genaue Ortsangaben (auch wenn die Konsumentinnen und Konsumenten davon ausgehen können, dass alle Betriebe irgendwann kontrolliert werden, wissen sie nicht, wann diese Kontrollen tatsächlich stattfinden). Damit entsteht das Bild eines zwar inhaltlich definierten, letztlich jedoch «ortlosen» Stadtraums ohne klar fixierbare Referenzpunkte.

¹⁴⁸ GUD Lebensmittelinspektorat: Auftrag (abgerufen: 21. 2. 2015).

¹⁴⁹ Auf der aktuellen Webseite wird nur noch die Beratung erwähnt.

¹⁵⁰ Vgl. UGZ 2009: Umwelt- und Gesundheitsschutz.

¹⁵¹ Endress 2002, S. 77–80.

Die Aufgabe der beiden hier betrachteten Verwaltungsabteilungen bezieht sich also auf Teile der Stadt, die ich als «versteckte städtische Gefahrenräume» bezeichnen werde. Gefahren und Risiken können wir mit Bezug auf Niklas Luhmann anhand der Zurechenbarkeit allfälliger Schäden respektive den mit diesen in Verbindung stehenden Entscheidungen unterscheiden. So charakterisieren sich Risiken durch Selbstzurechnung, Gefahren hingegen durch Fremdzurechnung. Risiken werden bewusst eingegangen und daher gelten auch ihre Schäden als Folge eigener Entscheidungen; bei anderer Entscheidung wären sie vielleicht zu vermeiden gewesen. Bei Gefahren stehen die Schäden hingegen ausserhalb der eigenen Kontrolle; ihre Ursachen liegen in Naturereignissen oder in den Entscheidungen anderer Personen oder Organisationen.¹⁵² Die Beurteilung, ob etwas als Gefahr oder als Risiko angesehen wird, ist also abhängig von der Frage, welcher Einfluss auf mögliche Schäden genommen werden kann. Während die versteckten städtischen Gefahrenräume für die Konsumentenschaft so betrachtet tatsächlich eine Gefahr darstellen, weil sie diese Räume nicht selbst kontrollieren können, werden sie für die Produzierenden und für die Verwaltung zu Risikoräumen. Treten Schäden ein, fallen diese nämlich nicht nur auf die verursachenden Produzenten und Produzentinnen zurück, sondern ebenfalls auf die Verwaltung, weil sie womöglich ihre Aufgabe nicht oder nicht genügend gut erledigt hat. Je nach Position, welche die Akteure innerhalb der Dreieckskonstellation des hier betrachteten Aufgabengebiets einnehmen, strukturiert sich das Aufgabengebiet also entweder als Gefahrenraum oder als Risikoraum.

Solange die Lebensmittelbetriebe nicht kontrolliert sind, stellen sie für die Konsumentinnen und Konsumenten eine Gefahr dar, wodurch sich eine weitere Abhängigkeit im Aufgabengebiet ergibt: die Abhängigkeit vom Vollzug der rechtlichen Vorgaben vor Ort. Die Gäste sehen die unhygienischen und unappetitlichen Zustände in Küchen und Vorratsräumen nicht¹⁵³ und sind ihnen ausgeliefert; sie sind also abhängig von den städtischen Fachleuten, weil nur diese neben den dort arbeitenden Personen Zugang zu den mutmasslichen Gefahrenorten haben. In den Betrieben kontrolliert das Lebensmittelinspektorat gewissermassen «standardisierte» Gefahren, insofern vielfach vorgefundene Mängel – zum Beispiel eine «mangelhafte Grundreinigung» oder der «unsachgemässe Umgang mit Lebensmitteln» – in den Publikationen als häufige Verstösse genannt werden.¹⁵⁴ Bei der Schädlingsbekämpfung ist das Gefahrenpotenzial zunächst unbekannt, von zentraler Bedeutung ist vielmehr dessen Identifikation, denn nur «was man genau identifiziert hat, kann man auch gezielt und wirkungsvoll bekämpfen. Oder erleichtert aufatmen, weil es sich um harmlose Insekten han-

¹⁵² Luhmann 1990, S. 22–23.

¹⁵³ Vgl. UGZ TB 2008, S. 27.

¹⁵⁴ Vgl. z. B. UGZ TB 2002, S. 19.

delt [...]».¹⁵⁵ Die Stelle für Schädlingsbekämpfung ist auch darauf angewiesen, dass die Bevölkerung Hinweise gibt und gefangene oder gefundene Tiere vorbeibringt.¹⁵⁶ Im Tätigkeitsbericht 2005 wird das Beratungsangebot mit der humorvollen Aufforderung beworben: «Zeigen Sie uns den Käfer!»¹⁵⁷

Persönliches Verhalten

Im Unterschied zum Unterkapitel «Wasserversorgung», wo technische Anlagen im Zentrum des Aufgabengebiets stehen, ist das Aufgabengebiet der Kontrolle personalisiert: Es geht um Personen und ihr Verhalten. Zwar ist das Vertrauen in Institutionen gemäss dem Soziologen M. Rainer Lepsius eine unpersönliche oder nichtpersonalisierte Form des Vertrauens, das heisst aber nicht, dass die städtischen Angestellten keine Rolle bei der Vertrauensbildung spielen würden. Sie stellen eine Bezugseinheit dar, auf die sich das Vertrauen richten kann, denn «Institutionen werden stets durch Personen repräsentiert, ohne dass sie dadurch selbst personalisiert würden».¹⁵⁸ Es geht um den Grad, mit dem die Personen die Leitideen der Institutionen realisieren.¹⁵⁹

Die Kontrolle der Gefahrenräume verlangt von den Fachleuten zum Beispiel viel Spürsinn. Im Tätigkeitsbericht 2008 ist im Beitrag der Stelle für Schädlingsbekämpfung ein vergleichsweise grossformatiges Bild abgedruckt, auf dem – vor einer weiss gekachelten Wand in einer Duschkabine – eine halbknien Frau zu sehen ist, die mit einer Taschenlampe die Halterungen verchromter Badezimmerarmaturen ableuchtet. Die Frau macht einen konzentrierten Eindruck und scheint etwas zu beobachten oder zu suchen.¹⁶⁰ Der Titel des Beitrags weist auf die Schwierigkeiten hin, die bei der Suche und der Bekämpfung von Schädlingen auftreten: «Grossflächiger Einsatz gegen ein kleines Tier»;¹⁶¹ es geht ums Suchen und – ganz wörtlich – «Licht-ins-Dunkle-bringen».¹⁶² Auch bei der Lebensmittelkontrolle ist die Taschenlampe ein unentbehrliches Utensil: Sie wird in Aufzählungen der Arbeitswerkzeuge genannt¹⁶³ und ist verschiedentlich auf Bildern zu sehen.¹⁶⁴ Im Tätigkeitsbericht 2007 wird anhand der Taschenlampe sogar explizit der Bezug zum Kriminalfilm hergestellt: «Man wähnt sich in der Krimiserie CSI Las Vegas. Ein Mann

¹⁵⁵ UGZ TB 2005, S. 26.

¹⁵⁶ Das war zum Beispiel im Jahr 2021 der Fall, als die Stadtzürcher Bevölkerung dazu aufgerufen wurde, Sichtungen von Tigermücken zu melden; vgl. Tagblatt 12. 5. 2021: Stadt bläst erneut zur Jagd.

¹⁵⁷ UGZ TB 2005, S. 26.

¹⁵⁸ Lepsius 1997, S. 289.

¹⁵⁹ Ebd., S. 290.

¹⁶⁰ UGZ TB 2008, S. 28.

¹⁶¹ Ebd.

¹⁶² Vgl. dazu bspw. UGZ TB 2003, S. 20.

¹⁶³ UGZ TB 2005, S. 22; UGZ TB 2004, S. 17.

¹⁶⁴ UGZ TB 2009, S. 27; UGZ TB 2007, S. 27; UGZ TB 2006, S. 25; UGZ TB 2003, S. 20; UGZ TB 2002, S. 22; GUD UGZ: Gesundheitsschutz (abgerufen: 5. 5. 2017).

mit Taschenlampe leuchtet bis in die hintersten Winkel, schaut in Schränke, unter Gestelle, kriecht auf dem Boden herum. Doch er sucht nicht etwa nach irgendwelchen mikroskopischen Partikeln, die einen Täter überführen könnten. Die Jagd gilt Schmutz, falsch gelagerten Lebensmitteln und ungewaschenen Händen.»¹⁶⁵

Die Inspektionen beschränken sich nicht nur auf die Oberfläche, in den Betrieben werden auch Proben entnommen. Die Gefahren selbst sind schwer zu fassen und zu bekämpfen, weil sie – im Fall von Krankheitserregern – von bloßem Auge nicht zu erkennen sind, oder weil sie sehr agil, sehr potent und manchmal auch sehr schlau sind, wie die in einem Beitrag der Schädlingsbekämpfung erwähnten Ratten.¹⁶⁶ Das Aufgabengebiet der Kontrolle verlangt von den städtischen Fachleuten Hartnäckigkeit und Durchsetzungsvermögen. Sie können auf abweisende, feindselige und zunächst uneinsichtige Gastwirte treffen (was in einem Zwischentitel im Tätigkeitsbericht einmal so zusammengefasst wird: «Langes Gesicht und Geknurre»)¹⁶⁷ und brauchen Fingerspitzengefühl,¹⁶⁸ um den rechten Ton zu treffen.

Eine weitere, personenbedingte Abhängigkeit zeigt sich bei der Komplementärfigur der städtischen Fachleute, nämlich bei den «Hygienesünderinnen» und «Hygienesündern»: Die Gefahr ist erst gebannt, wenn ihre Verursacherinnen und Verursacher sich zukünftig korrekt verhalten werden. Hygiene ist eine lernbare Technik und ihre Anwendung hat mit Disziplin zu tun. Wenn die städtischen Stellen auf die Meldungen von Betroffenen angewiesen sind, wird die stigmatisierende Wirkung, die mit als unhygienisch qualifiziertem Verhalten oder derartig qualifizierten Zuständen einhergehen kann, zu mildern versucht. Bei der Schädlingsbekämpfung wird zum Beispiel in Zusammenhang mit dem Auftreten von Schaben betont, dass ein Befall nichts mit den Hygieneverhältnissen zu tun habe: «Schaben entstehen nie aus Schmutz, noch sind sie ein Zeichen mangelnder Sauberkeit. Aber das Auftreten von Schaben ist unhygienisch.»¹⁶⁹ Bezüglich hygienischer Disziplinierung erstreckt sich das Aufgabengebiet über die Lebensmittelbetriebe hinaus und in die Haushalte der Stadtbevölkerung hinein. Denn – wie es auf der städtischen Webseite heisst – bei «der Frage nach der häufigsten Quelle von Lebensmittelvergiftungen denken die meisten Personen nicht an die eigene Küche.» Die Ursache für lebensmittelbedingte Erkrankungen sei jedoch oft im Privathaushalt zu finden. «Daher sind auch in der eigenen Küche für einen hygienischen Umgang mit Lebensmitteln grundlegende Regeln zu beachten.»¹⁷⁰ Verwiesen

165 UGZ TB 2007, S. 26; die Assoziation mit Kriminalliteratur taucht auch in einem Medienbericht auf, der den Titel «Der Sherlock Holmes der Küche» trägt; TA 12. 10. 2001.

166 UGZ TB 2004, S. 21.

167 Ebd., S. 18.

168 UGZ TB 2007, S. 27; UGZ TB 2008, S. 27.

169 UGZ MB Schädlingsbekämpfung: Deutsche Schabe (Version 2010).

170 GUD Gesundheitsschutz: Lebensmittelkontrolle (abgerufen: 5. 5. 2017).

wird auf die Internetseite des Bundesamts für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen, auf welcher unter der Überschrift «Richtig zubereiten – sicher geniessen» verschiedene Lehrvideos zu finden sind, zum Beispiel zum Grillieren, zur richtigen Zubereitung von Fleischfondue oder dem richtigen Waschen von Gemüse.¹⁷¹

Amts- und Sachautorität

Fragen wir auch in diesem Aufgabengebiet nach dem professionellen Stil, also der Art und Weise, wie die Fachleute sich gegenüber ihren «Imaginierten Laien» positionieren, dann lassen sich zwei verschiedene Formen der überordnenden Positionierung ausmachen. Die erste Art der Positionierung ergibt sich aus der rechtlichen Strukturierung des Aufgabengebiets. Die Gefahren-/Risikoräume können nur mit spezifischen Befugnissen erschlossen werden, denn der Zugang zu ihnen ist rechtlich geregelt. Entsprechend sind auch die Interaktionen zwischen den städtischen Fachleuten und den Personen in den kontrollierten Betrieben rechtlich strukturiert. Die rechtliche Strukturierung hat zudem eine zeitliche Dimension, die über die einzelne Inspektion hinausgeht, weil diese Sanktionen nach sich ziehen kann: Weicht der Zustand an einem Gefahrenort von den geforderten hygienischen Bedingungen ab, hat die Lebensmittelkontrolle nämlich die Befugnis, Anpassungen zu verlangen, einzelne Güter und Werkzeuge zu beschlagnahmen oder den Betrieb sogar zu schliessen.¹⁷² Ähnliches gilt in dieser Beziehung auch bei der Schädlingsbekämpfung.¹⁷³ Exemplarisch dazu ein im Präsens verfasstes Fallbeispiel des Lebensmittelinspektorats aus dem Tätigkeitsbericht 2003, bei dem es um einen wegen Salmonellenverdachts kontrollierten Betrieb geht: «Verdorbene Lebensmittel, erkrankte Mitarbeiter, offensichtlich vernachlässigte Sorgfaltspflicht – da bleibt uns nichts anderes mehr übrig, als den Betrieb vorübergehend zu schliessen! [...] Konsumentinnen und Konsumenten müssen geschützt werden!»¹⁷⁴

Hier wird Durchsetzungskraft kraft Amtsautorität demonstriert; Amtsautorität ist personenunabhängige Autorität, die jemand durch seine Stellung erhält.¹⁷⁵ Im zitierten Beispiel beginnt der Chef des Betriebs, nachdem für ihn sowie für seine Mitarbeitenden eine Stuhluntersuchung verfügt und eine Strafanzeige angekündigt worden ist, zu schimpfen und die Kontrolleure anzuschreien. Die Arbeit der Kontrolleure wird durch diesen verbalen Ausbruch jedoch nicht beeinflusst: «Aber es nützt alles nichts. Der Betrieb bleibt geschlossen, bis die Ordnung wieder hergestellt ist, die notwendigen Abklärungen gemacht sind und die Resultate vorliegen.»¹⁷⁶

¹⁷¹ BLV Lebensmittelsicherheit: Hygiene (abgerufen: 5. 5. 2017).

¹⁷² UGZ TB 2008, S. 26; UGZ TB 2004, S. 20.

¹⁷³ Vgl. UGZ TB 2007, S. 29.

¹⁷⁴ UGZ TB 2003, S. 16.

¹⁷⁵ Vgl. Sofsky/Paris 1991, S. 35–40.

¹⁷⁶ UGZ TB 2003, S. 16.

Die rechtliche Positionierung ist nicht einseitig, denn die kontrollierten Lebensmittelproduzenten und -produzentinnen haben ebenfalls Rechte, die sie einfordern können. So wird zum Beispiel darauf hingewiesen, dass die Möglichkeit besteht, die Kontrollen rechtlich anzufechten.¹⁷⁷ Die Kontrolleure und Kontrolleurinnen unterstehen der Schweigepflicht und dürfen weder Kontrollresultate noch die Namen von Betrieben mit mangelhafter Hygiene weitergeben.¹⁷⁸

Eine zweite Art der Positionierung zeigt sich im inszenierten Wissensvorsprung der städtischen Fachleute. In diesem Zusammenhang wird in einer «Blickpunkt»-Ausgabe explizit darauf hingewiesen, dass alle Kontrollierenden über eine abgeschlossene Lehre mit Meisterprüfung oder über eine vergleichbare Ausbildung im Lebensmittelbereich verfügen.¹⁷⁹ Die Fachleute wissen um das korrekte Verhalten und abweichende Verhaltensweisen werden als defizitär beschrieben. Diesbezüglich heisst es im Tätigkeitsbericht 2008 exemplarisch: «Werden Hygienestandards in Bäckereien, Restaurants oder an Take-away-Ständen nicht eingehalten, so steht dahinter nicht unbedingt böser Wille, sondern oft einfach Unwissen und/oder Unfähigkeit.»¹⁸⁰

In der gleichen Ausgabe des Tätigkeitsberichts wird darüber informiert, dass sogenannte «Hygienegespräche» eingeführt worden sind, in deren Rahmen die Resultate von Lebensmittelproben diskutiert und erklärt werden. Dieses Hygienegespräch ist letztlich eine Erziehungsmassnahme, welche «die Möglichkeit [gibt], Aussagen und Realität direkt zu konfrontieren». Eine Konfrontation, die als nötig erachtet wird, denn – wie im Bericht zu lesen ist – glaubt «man den Betreiberinnen und Betreibern der Restaurants, Bäckereien, Take-away-Stände oder Metzgereien, so ist in allen Betrieben alles in bester Ordnung. [...] Schaut man sich dann in der Küche um, sieht vieles anders aus».¹⁸¹

Expertise stützt sich auf eine komplementäre Figurenkonstellation: Experteninszenierungen zeigen nie nur die Fähigkeiten des Experten oder der Expertin, sondern gleichzeitig immer auch die Bedürfnisse seines oder ihres Gegenübers.¹⁸² Autorität, die sich auf Fachkenntnisse stützt, nennen Sofsky und Paris Sachautorität.¹⁸³ Sachautorität ist im hier betrachteten Fall eine informierende, unterstützende Autorität, in Beratungssituationen verbunden mit Empathie. So heisst es bezüglich der Schädlingsberatung: «Ob Schädling oder nicht hängt oft von der betroffenen Person, aber auch von der Anzahl Tiere und dem Befallsort ab. Viele dulden weder Spinne noch sonst ein Krabbeltier in ihrer Wohnung. Andere hingegen finden es spannend, mit Silberfischchen im Badezimmer oder Hornissen im Dach

177 UGZ TB 2002, S. 20; UGZ TB 2004, S. 20.

178 Vgl. dazu Blickpunkt 10/2007, S. 3; UGZ TB 2009, S. 26.

179 Blickpunkt 10/2007, S. 3.

180 UGZ TB 2008, S. 26.

181 Ebd., S. 27.

182 Vgl. Paris 2005a.

183 Sofsky/Paris 1991, S. 41.

zusammenzuleben. Wir berücksichtigen bei der Beratung die individuellen Besonderheiten und versuchen, Ihnen auf Sie zugeschnittene Lösungsmöglichkeiten aufzuzeigen.»¹⁸⁴

In einer Ausgabe von «Blickpunkt» wird von einer Lehrveranstaltung berichtet, bei der die Rollen getauscht werden: «Gastro-Profis» spielen mit Taschenlampe und Thermometer ausgerüstet Lebensmittelinspektoren.¹⁸⁵ Die Lehrveranstaltung sei eine Augenöffnerin, die für Verständnis Sorge. Im Bericht findet sich denn auch folgende Aufforderung: «Schon heute verwenden die Lebensmittel-Inspektoren sehr viel Zeit für das Beraten. Aber eins können sie ihren Partnern aus dem Gastgewerbe leider nicht abnehmen: Das Umsetzen ihrer Hinweise und Ratschläge in den praktischen Alltag!»¹⁸⁶

Der professionelle Stil im Feld der Kontrolle baut auf Imperativ und Information.

3.2.2 Bewährung – Tätigkeitsbericht und Merkblätter

Tätigkeitsbericht

Zur Analyse der kommunikativen Vermittlung von Expertise der hier betrachteten Verwaltungsabteilung kehren wir zum Publikationsständer im Amtshaus an der Walchestrasse zurück, der ganz zu Beginn der vorliegenden Studie beschrieben worden ist. In diesen Publikationsständern war bis vor einigen Jahren neben vielen weiteren Publikationen auch der Tätigkeitsbericht des Umwelt- und Gesundheitsschutzes aufgelegt.¹⁸⁷ Die Tätigkeitsberichte sind im A4-Format (quer) erschienen, mit vielen Fotografien und Schemata illustriert und durchgehend vierfarbig. Der erste Bericht bezieht sich auf das Jahr 2001, das erste Tätigkeitsjahr der neu geschaffenen Verwaltungsabteilung Umwelt- und Gesundheitsschutz (UGZ).¹⁸⁸ Der Tätigkeitsbericht wurde mehrfach überarbeitet, was sich bereits an seinem Umfang zeigt, der im zweiten Jahr von 32 Seiten auf 40 Seiten erhöht und danach im Jahr 2010 auf 20 Seiten reduziert wurde. Im Jahr 2014 erschien der letzte Tätigkeitsbericht des UGZ.¹⁸⁹

Nach Eckard Rolf gehört der Tätigkeitsbericht zu den assertiven, registrierenden Textsorten, mit denen der Textproduzent die Absicht verfolgt, einen Überblick über von ihm selbst realisierte Tätigkeiten zu verschaffen.¹⁹⁰ Eingeleitet werden alle Ausgaben des

¹⁸⁴ UGZ TB 2005, S. 27.

¹⁸⁵ Blickpunkt 2/2003, S. 1–3.

¹⁸⁶ Ebd., S. 2, 3.

¹⁸⁷ Der Umwelt- und Gesundheitsschutz verliess im Sommer 2020 das Amtshaus an der Walchestrasse und ist nun in Zürich-Seebach an der Eggbühlstrasse einquartiert.

¹⁸⁸ GB 2000, Teil GUD: Auf den 30. September 2000 wurde das Amt für Gesundheit und Umwelt aufgelöst und auf den 1. Oktober 2000 eine neue Dienstabteilung mit der Bezeichnung «Umwelt- und Gesundheitsschutz Zürich» geschaffen.

¹⁸⁹ UGZ MM 24. 4. 2014: Blick hinter die Kulisse.

¹⁹⁰ Rolf 1993, S. 186.

UGZ-Tätigkeitsberichts mit dem Vorwort des Amtsdirektors, in einigen Ausgaben findet sich zudem ein Gruppenbild des gesamten Kaders oder ein Organigramm der Verwaltungsabteilung. Der Tätigkeitsbericht ist kein durchgehender Text, er besteht aus vielen einzelnen, voneinander unabhängigen Berichten der verschiedenen Verwaltungsabteilungen. Jeder Beitrag umfasst in der Regel mehrere Seiten und ist zum Teil von grossformatigen Bildern begleitet. Geschäftsberichte können als «jährliche Pflichtpublikationen von Unternehmen und anderen Organisationen»¹⁹¹ charakterisiert werden, deren Zweck über die Berichterstattung hinausgeht: «Texte in Geschäftsberichten werben um die verschiedensten Stakeholder, und rufen dazu auf, das Unternehmen als besonders attraktiv wahrzunehmen.»¹⁹² Sie erfüllen aber noch weitere Zwecke: Funktionierende Institutionen können über den langfristigen Nachweis ihrer Leistungsfähigkeit Vertrauen in der Zeit kumulieren.¹⁹³ Als jährliche Dokumentation der eigenen Tätigkeiten zielen die Berichte auf einen solchen kumulativen Effekt ab.

Sich «in Aktion» inszenieren

Mit den Geschäftsberichten bzw. Tätigkeitsberichten können sich die städtischen Stellen in Szene setzen. Metaphorisch ausgedrückt: Diese Art von Berichten lassen sich als Bühnen betrachten, auf welchen sich die Akteure und Akteurinnen aus Regierung und Verwaltung in je unterschiedlichen Rollen und Figurenkonstellationen inszenieren können.¹⁹⁴ Hier interessiert vor allem die Frage, wie städtische Expertise inszeniert wird, um das Vertrauen in die Verwaltung und ihre Mitarbeitenden zu fördern. Dazu genügt die selbstinszenatorische Kompetenzbehauptung allein nicht; vielmehr muss die Kompetenzvermutung aktiviert werden, wie Stefan Kühl in seiner Kritik der dramatologischen Expertenanalyse anmerkt.¹⁹⁵ In dieser Hinsicht kann die Experteninszenierung eine Gratwanderung sein, denn allzu offensichtliche Selbstwerbung gilt als verpönt.¹⁹⁶ Eine diesbezüglich unverfängliche Art der Berichterstattung dürfte diejenige in Form von Zahlen sein, insofern Zahlen als Mittel einer objektiven Dokumentation gelten (vgl. dazu auch Kap. 4.2.2): «In den 4219 kontrollpflichtigen Betrieben wurden im Jahr 2006 insgesamt 6216 Inspektionen durchgeführt. Die bei den Inspektionen angetroffenen Missstände hatten in 54 Fällen eine Strafanzeige und in 49 Fällen ein Benützungsverbot oder eine Betriebsschliessung zur Folge. Von 574 kontrollierten und beprobten Betrieben mussten

191 Rudolf 2011, S. 19.

192 Ebd., S. 30.

193 Lepsius 1997, S. 286.

194 Zum Theater als «Modell-Gerüst» für die Beschreibung alltäglicher Interaktionen: vgl. Willems 1998, S. 24–26.

195 Kühl 2010, S. 276, 277.

196 Ebd., S. 278–280.

97 aufgrund von verdorbenen Lebensmitteln verzeigt werden. Das bedeutet, dass etwa jeder sechste Betrieb, in dem Proben erhoben wurden, verzeigt werden musste.»¹⁹⁷

Bei der Schädlingsbekämpfung werden ebenfalls die verschiedenen Einsatzarten in quantifizierter Form aufgelistet.

Wie im Einleitungsteil dieses Kapitels mit Bezug auf Schützeichel ausgeführt wurde, steht der Expertenstatus unter dem Vorbehalt der praktischen Bewährung.¹⁹⁸ Praktische Bewährung wird in den Tätigkeitsberichten nicht nur anhand von Zahlen belegt, sondern auch vorgeführt, indem über einzelne Einsätze berichtet wird oder Fotos abgedruckt werden, die den Arbeitsalltag der städtischen Mitarbeitenden zeigen. Die Kompetenz der Fachleute wird in diesen Fällen über ihr Tun zu vermitteln versucht und fast ausnahmslos¹⁹⁹ nicht über formale Qualifikationen oder Titel «behauptet». Die Berichte können als Versuch gedeutet werden, einen Einblick in die Verwaltungsarbeit zu geben, um damit die fehlende direkte Interaktions- oder Erfahrungsgeschichte zwischen Leserschaft des Tätigkeitsberichts und den städtischen Angestellten, die zur Vertrauensbildung eigentlich als notwendig erachtet wird, zu kompensieren; im «Ich-Hier-Jetzt-System»²⁰⁰ des Tätigkeitsberichts «erleben» wir – also die Leserin, der Leser – die städtischen Fachleute in Aktion.²⁰¹

In den Beiträgen wird auf Genres und Gattungen unterschiedlichster Art zurückgegriffen. So finden sich Fallbeispiele des Lebensmittelinspektorats, die in der Wir-Form verfasst sind.²⁰² Der diesbezügliche Beitrag aus dem Tätigkeitsbericht 2003 beginnt folgendermassen: «Eines Abends rief ein Zürcher Arzt beim LMI an: Fünf seiner PatientInnen seien an einer Salmonellose, einer durch Salmonellen verursachten Lebensmittelvergiftung erkrankt. Wir sollten bitte abklären, wie es dazu habe kommen können.»²⁰³

In der Folge wird der Einsatz aus Sicht der Kontrolleure geschildert: «Wie in solchen Fällen üblich, rückten zwei unserer Lebensmittelkontrolleure aus, um die Proben zu beschaffen.»²⁰⁴ Die Wendung «wie in solchen Fällen üblich» hebt das Exemplarische dieses Einsatzes hervor. Dieses wird noch unterstrichen, indem die nachfolgende Kontrolle im Restaurant und die Reaktionen des Wirts, Kochs etc. im Präsens geschildert werden. Dies wirkt einerseits unmittelbarer, andererseits hebt es das Exemplarische des Beispiels hervor, weil es dadurch zeitloser wirkt. Es sind Darstellungen zwischen Report und Reportage, die das Engagement der städtischen Mitarbeitenden zu vermitteln versuchen. So, wenn zum Beispiel eine Lastwagenkontrolle des Lebensmittelinspekto-

197 UGZ TB 2006, S. 23.

198 Schützeichel 2007, S. 549.

199 UGZ TB 2007, S. 29.

200 Vgl. Weber 1998, S. 43, 44.

201 Das ist vor allem bis zum UGZ TB 2009 der Fall.

202 Vgl. z. B. UGZ TB 2003 und UGZ TB 2005.

203 UGZ TB 2003, S. 15.

204 Ebd., S. 15.

rats im Modus der internen Fokalisierung, also aus der Sicht der Beteiligten geschildert, wird: «Ein kurzer Zwischenhalt im Büro. Haben wir alles? Lampe, Thermometer, Rapport-Blätter, Beschlagnahmeband? OK, alles komplett, los geht's. Mit ein wenig Kribbeln im Bauch und Fragen wie: «Was erwartet uns da alles?» im Kopf fahren wir mit unserem Dienstwagen an den Einsatzort, eine grosse Durchgangsstrasse in Züri-West. Ziel: Fahrzeuge, die Lebensmittel in die Stadt bringen, ganz speziell kleinere Lieferwagen!»²⁰⁵

Die Zwischentitel – «Letzte Vorbereitungen», «Wie machen wir es? Kurze Standortbesprechung», «Der Erste naht», «Ein Verdächtiger», «Eine Bombe?», «Der Letzte», «Und dann ein wärmender Kaffee» – fassen den chronologischen Ablauf der Kontrolle im Sinn eines Spannungsbogens zusammen.²⁰⁶ Im Tätigkeitsbericht 2006 wird ein fiktives Fallbeispiel als Dialogszene mit erklärenden Zwischenbemerkungen gestaltet:

«Guten Morgen, Herr Krütli. Wir sind vom Lebensmittelinspektorat und führen heute bei Ihnen die ordentliche Betriebsinspektion durch!»

Herr Krütli, leicht angespannt, begrüsst uns freundlich. Wir fahren fort:

«Heute möchten wir Ihr Selbstkontrollkonzept etwas genauer unter die Lupe nehmen, Sie wissen ja, die neue Gesetzgebung verlangt unter anderem auch eine Gefahrenanalyse ...»

«Was ist das nun wieder?»

«Jeder Betrieb, der Lebensmittel herstellt, behandelt, lagert, transportiert, abgibt, einführt oder ausführt, sorgt im Rahmen seiner Tätigkeit dafür, dass die Waren den gesetzlichen Anforderungen entsprechen. Darum sollten Sie auch für Ihren Betrieb eine Gefahrenanalyse erstellen.»

Herr Krütli scheint wenig erfreut.

«Das gibt nur noch mehr Papierkram, vor lauter Papier kommen wir gar nicht mehr zum Arbeiten!»

Solchen Reaktionen begegnen wir häufig, unsere Aufgabe ist dann, die Wichtigkeit der Gefahrenanalyse und deren Notwendigkeit überzeugend aufzuzeigen.

«Herr Krütli, stellen Sie sich mal Folgendes vor: Nach dem Verzehr von Ihren gebratenen, nicht durchgegartem Poulets erkrankten mehrere Leute an Salmonellen, und Sie wären nicht in der Lage nachzuweisen, dass alles unternommen wurde, um diesen Fall auszuschliessen!»

«Da wäre mein guter Ruf schnell im Eimer! – Aber können Sie mir erklären, wie ich eine solche Gefahrenanalyse erarbeite und woher ich die nötigen Informationen nehme?»

«Im Internet, bei den Berufsverbänden und im Buchhandel finden Sie zahlreiche Vorlagen, mit deren Hilfe es möglich sein wird, eine Gefahrenanalyse durchzuführen.»

205 UGZ TB 2005, S. 22.

206 Ebd., S. 22–24.

Nachdem wir noch mehr Vorteile eines solchen Konzepts aufgezählt haben, sieht Herr Krütli die Notwendigkeit ein und verspricht uns, dass wir bei der nächsten Inspektion seine Gefahrenanalyse einsehen können.»²⁰⁷

Häsner et al. unterscheiden zwischen der strukturellen und der funktionalen Performanz von Texten. Strukturelle Performanz bezeichnet nach ihnen die Machart von Texten respektive die textuellen Strategien und Strukturen, die auf die Inszenierung von Körperlichkeit, sinnlicher Präsenz oder ereignishaftem Vollzug abzielen.²⁰⁸ Obige Zitate können mit solchen Absichten in Verbindung gebracht werden. Der Begriff funktionale Performanz richtet sich hingegen darauf, «was ein Text auslöst»;²⁰⁹ er bezieht sich auf die Wirkungen an der Schnittstelle zwischen Text und Rezipierenden.²¹⁰ Funktionale Performanz manifestiert sich in den Tätigkeitsberichten in einer affektiven Positionierung gegenüber dem Aufgabengebiet, die sich darin zeigt, dass die Gefahren- und Risikoräume – zwar meist implizit – als «Ekelräume» qualifiziert werden.

«Ekelgemeinschaft»

Im Tätigkeitsbericht 2004 folgt der Text des Lebensmittelinspektorats einer Steigerungslogik: Je weiter der Kontrolleur in die verschiedenen Arbeitsräume eines Restaurants vordringt, desto schlimmer sind die hygienischen Zustände. Werden Küche und Kühlraum noch als soweit in Ordnung taxiert, präsentiert sich der Tiefkühlraum schliesslich als «unbeschreiblich», wörtlich ist zu lesen: «Der Fussboden ist völlig verdreckt. Unter den Gestellen liegen Gipfeli, Früchte, Tortelloni. Brot wird in Kehrachtsäcken gelagert. Auf einem Gestell liegt Fleisch offen herum. Mit sichtbarem Gefrierbrand. Unverschlossene Gemüsesäcke sowie zwei ungebackene, ineinander gestellte Wähen runden das Bild ab.»²¹¹

Höhepunkt der Schilderung ist die Kontrolle der Personaltoilette: «Als die Tür aufgeht, stockt sogar dem Profi-Kontrolleur der Atem: Eine stark mit Kot verschmierte WC-Schüssel. Toilettenpapier fehlt. Überall liegen Zigarettenskippen herum. Händewaschen ist auch unmöglich, der Abguss ist mit Papier verstopft. Flüssigseife und Papierhandtücher fehlen. «Das kann doch nicht wahr sein!», entfährt es dem Kontrolleur.»²¹²

Im Tätigkeitsbericht 2007 beginnt das Fallbeispiel der Beratungsstelle für Schädlingsbekämpfung mit dem Satz: «Ein Gast geniesst sein Mittagessen in der Sonne, dabei fällt ihm eine Made in die Suppe.»²¹³ Diese Schilderung ist gleichzeitig ekelregend und unheim-

207 UGZ TB 2006, S. 23, 24, 25 (Hervorhebungen im Original).

208 Häsner/Hufnagel/Maassen/Traninger 2011, S. 83.

209 Ebd., S. 84.

210 Ebd., S. 84, 85.

211 UGZ TB 2004, S. 18.

212 Ebd., S. 18.

213 UGZ TB 2007, S. 28.

lich. Die Insektenlarve taucht nicht nur in einer unangebrachten Situation, sondern mit ihrem Sturz ins Essen auch aus einer unerwarteten Richtung auf. Sie «ist nicht etwa vom Himmel gefallen, sondern stammt von einem Balkon». Für die städtischen Fachleute ist ihr Auftauchen die Rechtfertigung zur Gesamtkontrolle eines Hauses, das von einer früher durchgeführten Schädlingsbekämpfung bereits bekannt ist. Dabei stellt sich heraus, dass die Made von Knochen stammt, die der Hund einer Mieterin übriggelassen hat, und die Fliegen angelockt haben. Bei der erneuten Hauskontrolle wird neben dem Herkunftsort der «Made in der Suppe» zudem ein weiterer «Ekelraum» entdeckt. «Im Stock oberhalb der Hundewohnung öffnet ein Mann die Türe nur einen Spalt. Er verwehrt den Zutritt. Auf seiner Lederjacke sieht Schmidt Kakerlaken herumkrabbeln. [...] Der Verdacht erhärtet sich. Die Wohnung ist voller Kakerlaken und Müll.»²¹⁴

Die unerwartete Begegnung mit dem Unheimlichen und Ekelerregenden im Alltag ist ein Muster, das sich auch im Horror-Genre findet. Mit der affektiven Positionierung werden die unhygienischen Zustände als unhaltbar markiert und die «Hygienesünder» auch in einem gewissen Mass stigmatisiert.

Ekel ist ein elementares Gefühl der Ablehnung, das einerseits prägnant gegenwärtig und bewusst wahrgenommen wird, anderseits unangemeldet und unkontrollierbar überfällt.²¹⁵ Diese unkontrollierbare Gefühlsregung ist ein Anstoss, der genutzt werden kann, um die städtischen Kontrollen zu rechtfertigen und als notwendig darzustellen. Er bietet zudem die Möglichkeit, eine Komplizenschaft mit dem Publikum einzugehen. Häsner et al.²¹⁶ weisen in ihren Überlegungen zur Performativität von Texten auf solche Arten der Gefühlsübertragung zwischen Text und Leserschaft hin; im Anschluss daran kann von der Konstitution einer «Ekelgemeinschaft» gesprochen werden. Über die starke Gefühlswirkung positioniert sich die Verwaltung zusammen mit dem Publikum gegenüber unhygienischen Produzenten und Produzentinnen.

Erzählen meint nicht nur das Herstellen von Geschichten, sondern ist ebenfalls eine soziale Handlung.²¹⁷ Beim Erzählen als kommunikativem Akt werden soziale Beziehungen hergestellt, die hier auch eine stark affektive Dimension aufweisen. Die Tätigkeitsberichte dokumentieren, was in einem bestimmten Zeitraum von den städtischen Angestellten zugunsten der Konsumentinnen und Konsumenten getan wurde. Im Rahmen der eingangs geschilderten Dreieckskonstellation der Stellvertretung fungieren die Erzählungen ebenfalls als Rechenschaftsberichte. «Jede Stellvertretung ist ein Handeln für Publikum. Der Delegierte spricht für andere und er spricht zu anderen. Seine Aktivität gewinnt Sinn auch durch das Zuschauen derer, die er vertritt. Dass die Vertretenen Publikum in eigener Sache sind, ist in der Struktur der Stellvertretung selbst begründet. [...]

²¹⁴ Ebd., S. 28.

²¹⁵ Menninghaus 1999, S. 8.

²¹⁶ Häsner/Hufnagel/Maassen/Traninger 2011, S. 87.

²¹⁷ Scheffel 2004, S. 129–131.

Das Publikum handelt nicht, es schaut dem Handeln zu. Es beobachtet und beurteilt das Geschehen auf der sozialen Bühne. Während es seine Aufmerksamkeit den Darstellern zuwendet, handeln diese direkt zu- und gegeneinander.»²¹⁸

Gleichzeitig arbeitet die Verwaltung selbst mit ihren Darstellungen an der Institutionalisierung des Misstrauens, weil sie vorführt, wie nötig die Kontrollen der Gefahrenräume sind. Vertrauen wird damit zur notwendigen Beziehungsgrundlage, weil – wie oben bereits ausgeführt – diese Gefahrenorte für die Bevölkerung nicht zugänglich sind und sie deshalb auf das erfolgreiche Tun der städtischen Fachleute angewiesen ist. Der Bericht erhält dadurch ebenfalls eine selbstobligative Funktion, indem er die Fachleute zur erfolgreichen Bewährung im «Ekelbereich» anhält.

Der Tätigkeitsbericht richtet sich nicht nur an ein Publikum ausserhalb der Verwaltung, er ist auch an die Mitarbeitenden der Stadtverwaltung selbst adressiert. Die Lektüre wird als Einladung verstanden, die eigene Verwaltungsabteilung neu zu entdecken und mit «Spass» auf unbekannte Seiten des eigenen Engagements zu blicken.²¹⁹ Implizit scheinen die zitierten Beispiele auf die Anerkennung für die Arbeit im «Ekelbereich» abzielen. In den betrachteten Beispielen agieren die städtischen Fachleute gemäss ihrem Auftrag, wobei die damit verbundenen Unannehmlichkeiten von ihnen nicht gemieden werden. Diese Einsatzbereitschaft wird zum Beispiel im Tätigkeitsbericht 2007 mit einem Bild illustriert, auf dem ein Mitarbeiter der Schädlingsbekämpfungsstelle im Schutanzug und mit Atemmaske zu sehen ist, was den prekären Zustand des von ihm kontrollierten «Ekelraums» erahnen lässt. Die zugehörige Bildlegende lautet: «Nichts für heikle Gemüter: Oft findet Marcus Schmidt in verwahrlosten Wohnungen unglaubliches Chaos vor.»²²⁰ Und im gleichen Tätigkeitsbericht heisst es in Zusammenhang mit einem nächtlichen Einsatz des Lebensmittelinspektorats und den für einen solchen Einsatz nötigen psychischen, physischen und fachlichen Voraussetzungen: «So eine Nachtschicht geht an die Substanz. Die verbalen Attacken sind meist höchst beleidigend. Deshalb ist der Rückhalt im Team wichtig. Neben einer harten Schale und Nerven wie Drahtseilen erfordert diese Aufgabe auch Menschenkenntnisse. Man sollte wissen, was man selber wert ist. Das Auftreten ist wichtig, man muss sich durchsetzen können und situationsbezogen und individuell reagieren. Daneben sind auch Fachwissen und ein gewisses Hygienebewusstsein erforderlich.»²²¹

Merkbblätter

Kehren wir nochmals zu den Publikationsständen im Amtshaus zurück. Hier stehen – neben den bereits erwähnten Publikationen wie dem Tätigkeitsbericht – verschiedene Merkbblätter zur Verfügung, die von der Stelle für Schädlingsbekämpfung und vom Lebensmittel-

218 Sofsky/Paris 1991, S. 145, 146.

219 Begleitbrief zum UGZ TB 2007, abgegeben durch die Direktion des UGZ.

220 UGZ TB 2007, S. 28.

221 Ebd., S. 27.

inspektorat herausgeben werden. Die Merkblätter sind beidseitig bedruckte A4-Blätter mit Erklärungen. Alle weisen ein einheitliches Layout in den Corporate-Design-Farben der Abteilung auf; der Kopf enthält das städtische Logo mit dem Zürcher Wappen, am Ende des Textes findet sich jeweils die Adresse der Amtsstelle. Das Merkblatt als Textsorte vermittelt Informationen, von denen der Verfasser annimmt, dass sie die Adressierten im Hinblick auf den Vollzug einer Handlung benötigt.²²² Als Informationsmittel, das man sich bei Bedarf besorgen kann, lässt sich das Merkblatt im weiten Sinne – denn bei näherer Betrachtung wird sich das nur teilweise bestätigen – der Ratgeberliteratur zuordnen. Das Angebot von Merkblättern kann als Kommunikationssituation mit Beratungscharakter verstanden werden. Beratung bietet Entscheidungshilfen und Lösungsvorschläge bei Problemlagen.²²³ Die Grundkonstruktion des Genres lässt sich eingängig zusammenfassen: Suggestion von Defizit, Möglichkeit der Abhilfe.²²⁴ Der Problem- und Entscheidungsbezug ist auch im Fall der städtischen Merkblätter ein interessanter Ansatzpunkt für die Analyse, denn die Beziehung zwischen städtischen Fachleuten und den Merkblatt-Nutzenden organisiert sich in Beziehung zu einem Problem. Die zentralen Fragen dabei sind, wer dieses Problem definiert und inwiefern es gelöst werden muss. Wir können diesbezüglich drei Perspektiven unterscheiden: die «Perspektive der Ratsuchenden», die «Perspektive der Ratenden» und die «Perspektive der Sache».²²⁵ Aus welcher Sicht besteht ein Problem und wer will, dass das Problem gelöst wird? Wie sich zeigt, weisen die Merkblätter der beiden Verwaltungsstellen bezüglich dieser Fragen unterschiedliche Muster auf.

Entscheidungsfreiheiten oder -vorgaben

Auf den Merkblättern der Stelle für Schädlingsbekämpfung ist es der Leserschaft überlassen, ob sie die Folgen, die mit dem Auftreten von bestimmten Tieren verbunden sein können, als Probleme auffasst oder nicht. So werden auf einem Merkblatt über Essigfliegen mögliche Probleme bei einem Befall zum Beispiel folgendermassen zusammengefasst: «Im Haushalt sind Essigfliegen bei massenhaftem Auftreten sehr lästig, weil sie uns vor dem Gesicht herumfliegen und in Getränken und Esswaren landen. An reifen Früchten beschleunigen sie die Fäulnisbildung, richten aber sonst keinen Schaden an.»²²⁶

Ausgangspunkt bildet also die Perspektive des Ratsuchenden, dem die Beschreibung helfen soll, die möglichen Gefahren eines Schädlingsbefalls selbst einzuschätzen. Die

222 Rolf 1993, S. 179, 182.

223 Vgl. Paris 2005a, S. 357, 358.

224 So eingängig bei Helmstetter 2012, S. 961. In der Forschung zur Ratgeberliteratur wird allerdings darauf hingewiesen, dass aus diesen Texten nur mit grossen Vorbehalten auf die tatsächliche Alltagspraxis der Leserschaft geschlossen werden darf. Timo Heimerdinger sieht in der Ratgeberliteratur denn auch weniger eine Instanz der Normvermittlung, als ein Ausdruck aktueller kultureller Diskussions- und Verunsicherungslagen; vgl. Heimerdinger 2006, S. 61.

225 Vgl. Paris 2005a, S. 362.

226 UGZ MB Schädlingsbekämpfung: Essigfliegen (Version 2011).

Merkblätter des Lebensmittelinspektorats sind hingegen sachorientiert und lassen keine freien Problemdefinitionen zu: Was als Problem gilt, entscheidet sich allein anhand der rechtlichen Vorgaben. Auf einem Merkblatt, das allgemeine Anforderungen für Lebensmittelbetriebe auflistet, ist zum Beispiel zu lesen: «Die Räume und Einrichtungen sind sauber und stets in Stand zu halten. Es müssen ausreichende Arbeitsflächen vorhanden sein, die hygienisch einwandfreie Arbeitsgänge ermöglichen.»²²⁷ Oder: «Offen angebotene Lebensmittel dürfen z.B. durch Konsumentinnen und Konsumenten nicht nachteilig beeinflusst werden (Spuckschutz).»²²⁸

Auffallend beim zitierten Text ist, dass keine Probleme genannt werden, sondern nur «Problemlösungen» in Form der rechtlich fixierten Hygieneanforderungen. Die Probleme – so ist aus den Anforderungskatalogen zu schliessen – ergeben sich für den Betrieb nämlich erst dann, wenn die amtlichen Vorgaben von ihm nicht eingehalten werden.

Die Unterschiede, die sich bei der Problemdefinition zeigen, lassen sich auch bezüglich des geforderten Verhaltens bei der Problemlösung beobachten. Grundsätzlich zielen die Merkblätter auf bestimmte Handlungen oder Entscheidungen seitens ihrer Leserschaft ab. Sie tun dies jedoch sehr unterschiedlich, denn ihre Inhalte reichen vom Hilfsangebot bis zur generalisierten, normativen Forderung. In seinen soziologischen Ausführungen zur Beratung unterscheidet Schützeichel drei kommunikative Gattungen, die mit Entscheidungs- und Akzeptanzproblemen befasst sind: Neben der Beratung nennt er ebenfalls die Belehrung und die Betreuung.²²⁹ Die drei Gattungen unterscheiden sich voneinander in Bezug auf die Entscheidungsfreiheit, die sie ihren Adressatinnen und Adressaten einräumen. Im Fall der Betreuung wird deren Entscheidungsfreiheit beschnitten, weil eine andere Person die Entscheidung an ihrer Stelle trifft. Auch die Belehrung unterbindet die Entscheidungsfreiheit, insofern sie anhand eines Massstabs von «richtig» oder «falsch» vorzugeben versucht, welche Situationsdefinitionen und spezifischen Handlungen übernommen werden sollen. Die Beratung hingegen überlässt den Ratsuchenden die Entscheidungsfreiheit. Die Betreuung spielt in Zusammenhang mit den diskutierten Merkblättern keine Rolle, die beiden anderen Gattungen hingegen sind vertreten.

Neben den entomologischen Informationen enthalten die Merkblätter der Schädlingsbekämpfung ebenfalls praktische Handlungsanleitungen. Ihr Problembezug ist sowohl prospektiv als auch retrospektiv, denn es gibt sowohl Empfehlungen zur Vorbeugung als auch zur Bekämpfung. Zu beiden Arten von Massnahmen findet sich jeweils ein eigener Abschnitt auf den Merkblättern. Als Beispiel nochmals ein Auszug aus dem Merkblatt über Essigfliegen: «Wenn Sie keine Essigfliegen-Zucht in Ihrem Abfallsack wollen, sollten Sie Gemüse- und Fruchtabfälle während der warmen Jahreszeit

227 UGZ MB Lebensmittelinspektorat: Anforderungen an Lebensmittelbetriebe (Version 2011).

228 Ebd.

229 Folgendes nach Schützeichel 2004, S. 274–280.

getrennt vom Abfall in einem geschlossenen Behälter sammeln und diesen ausserhalb der Wohnung lagern. [...] Haben Sie Gärten mit Komposthaufen oder Fruchtbäumen in der Nähe, können die Fliegen beim Lüften über Fenster in die Wohnung eindringen. Insektengitter mit einer Maschenweite von 0.6 x 0.6 mm verhindern den Einflug der Fliegen.»²³⁰

Wenn das Essigfliegen-Problem mit den vorbeugenden Massnahmen nicht verhindert werden kann, dann gibt es verschiedene Möglichkeiten der Bekämpfung: «Sie können mit einer enghalsigen Flasche auch selbst eine Falle basteln. Lassen sie einen Zentimeter Wein, Bier, Most oder Essig mit einem Tropfen Abwaschmittel, zur Senkung der Oberflächenspannung, in der Flasche stehen. Wenn die Essigfliegen nun auf der Flüssigkeit landen wollen, sinken sie ein und ertrinken. Je kleiner die Öffnung desto weniger Fliegen finden wieder heraus.»²³¹

Mit solchen Angaben werden dem ratsuchenden Leser oder der ratsuchenden Leserin Interpretations- und Handlungsspielräume zugestanden. Diese Merkblätter können aber keiner der beiden oben genannten kommunikativen Gattungen eindeutig zugeordnet werden. Die Übergänge sind eher gradueller Natur zwischen der Beratung, welche die Entscheidung den Ratsuchenden überlässt, und der Belehrung, die klarmacht, welche Entscheidungen als akzeptabel gelten. Gerade vorbeugend-präventive Ratschläge helfen zwar Schäden zu vermeiden, sie nehmen das Gegenüber aber auch in die Pflicht, insofern sie ihm nahelegen, gar keine Schäden zuzulassen.

Während die Merkblätter der Schädlingsbekämpfung eher Entscheidungsvorschläge im Sinn von Kann- und Soll-Normen geben (z.T. allerdings auch sehr stark formuliert), finden sich auf den Merkblättern der Lebensmittelhygiene belehrende Entscheidungsvorgaben in Form von Muss-Normen. Die Vorgaben werden mit viel Nachdruck formuliert, vor allem dort, wo auf gesetzliche Grundlagen verwiesen wird – was fast immer der Fall ist.²³² Da heisst es zum Beispiel: «Wer Lebensmittel herstellt, lagert, transportiert und abgibt hat dafür zu sorgen, dass diese so gelagert, transportiert oder abgegeben werden, dass sie nicht von gesundheitsgefährdenden Stoffen oder sonst wie nachteilig beeinflusst werden können (LMG Art. 15).»²³³

«Empathische» und «hierarchische» Beziehungszeichen

Die Merkblätter der beiden Verwaltungsabteilungen des Gesundheitsschutzes haben den Doppelcharakter, der in der Publikationsbezeichnung «Merkblatt» (resp. in den Synonymen wie Erläuterung, Erklärung) drinstecken: Sie sind sowohl informativ und explikativ als auch appellativ. Bei der Beratungsstelle für Schädlingsbekämpfung zielen

²³⁰ UGZ MB Schädlingsbekämpfung: Essigfliegen (Version 2011).

²³¹ Ebd.

²³² Blickpunkt 21/2012, S. 2; UGZ MB Lebensmittelinspektorat: Spuckschutz (Version 2011).

²³³ UGZ MB Lebensmittelinspektorat: Spuckschutz (Version 2011).

sie – als Beziehungszeichen gelesen – aber durchaus auf eine empathische Beziehung zwischen Verwaltungsstelle und Informationssuchenden ab. Alfred Messerli hat in seiner historischen Betrachtung der Ratgeberliteratur die «inszenierte Mündlichkeit» als eines ihrer Merkmale herausgearbeitet.²³⁴ Wir können solche Strategien, die auf eine personalisiert-persönliche Beziehungsgestaltung abzielen, wiederum mit Häsner et al. als strukturelle Performanz bezeichnen: Strukturelle Performanz meint Textstrukturen, welche Performanz fingieren. Zwar gibt es auf den Merkblättern keine expliziten Dialoge; doch verwandte Formen finden sich, wenn die Leserin oder der Leser direkt angesprochen werden:²³⁵ «Wir helfen Ihnen weiter», so die Beratungsstelle Schädlingsbekämpfung auf ihren Merkblättern, und weiter: «Rufen Sie uns an, schicken oder bringen Sie uns die Insekten zur Bestimmung. Unsere Beratung ist kostenlos und nur für BewohnerInnen der Stadt Zürich.»²³⁶ Auch im Amtshaus an der Walchestrasse wurde versucht, eine persönliche Beziehung zu inszenieren. Vis-à-vis des Büros der Beratungsstelle, wo die Sprechstunden jeweils stattfanden, war an der Wand ein kleiner Briefkasten angebracht, in dem die Insektenfunde deponiert werden konnten, die man bestimmen lassen wollte; auf der Tür des Briefkastens prangte ein grosses Fragezeichen. Gleich darunter stand eine Tonne, auf der Merkblätter auflagen, beschwert wurden sie von einem rund zehn Zentimeter grossen metallenen Käfer. Das Arrangement hatte etwas Verspieltes und schien darauf abzuzielen, die unpersönliche Atmosphäre im Amtsgebäude etwas aufzulockern.

Die Merkblätter der Lebensmittelkontrolle sind in manchen Fällen mittels Fragen strukturiert, was ebenfalls auf ein personalisiertes Gegenüber zielt, das sich informieren will.²³⁷ Mit der Frage- und Antwort-Struktur wird aber auch die Asymmetrie zwischen Amt und Leserschaft markiert und eine hierarchische Positionierung etabliert. Gestaltung und Formulierungen der Merkblätter sind meist so gewählt, dass die Kommunikationssituation nicht als persönliche Beziehung interpretiert werden kann. Die Beziehung zwischen Adressatenkreis und Amt ist sachlich, dies zum Beispiel, wenn die Texte aus einer unpersönlichen Aussenperspektive formuliert sind: «Kinderkrippen und Kinderhorte fallen unter das Lebensmittelgesetz, wenn für die Kinder selbst gekocht oder aber Essen angeliefert wird. Kinderkrippen und -horte unterstehen dem eidgenössischen Lebensmittelgesetz und werden vom Lebensmittelinspektorat der

²³⁴ Messerli 2010, S. 32.

²³⁵ Das ist jeweils am Ende der Merkblätter der Stelle für Schädlingsbekämpfung der Fall oder z. B. auf den Merkblättern des Lebensmittelinspektorats «Die 10 Gebote der Lebensmittelhygiene» und «Die 10 Gebote der Lebensmittelhygiene im Haushalt» (Version 2009).

²³⁶ UGZ MB Schädlingsbekämpfung: Essigfliegen (Version 2011).

²³⁷ Z. B. UGZ MB Schädlingsbekämpfung/Lebensmittelkontrolle: Schädlinge in Lebensmittelbetrieben (Version 2011); UGZ MB Lebensmittelinspektorat: Anforderungen an Lebensmittelbetriebe (Version 2011); UGZ MB Lebensmittelinspektorat: Einschränkung Abgabe alkoholischer Getränke (Version 2011).

Stadt Zürich kontrolliert.»²³⁸ Auf diesen Merkblättern gibt es in der Regel keine weiteren Hilfsofferten und auch die Adresse steht da als blosser Angabe der Absenderin, ohne weitere Aufforderungen oder Angebote.

Unterschieden werden kann also summarisch zwischen «weichen» Merkblättern, die sich durch mehr oder weniger gegenseitige «Strukturen der Imagination»²³⁹ auszeichnen und auf eine Beratungssituation abzielen, sowie «harten» Merkblättern, die eine einseitige «Struktur der Imagination» aufweisen, klare Vorgaben machen, Verantwortlichkeiten bezeichnen und zum Teil auch Sanktionen androhen. Ob «weiches» oder «hartes» Merkblatt: Beide müssen sich im Alltag ihrer Nutzerin oder ihres Nutzers bewähren. In den Merkblättern fallen Expertise und Bewährung zusammen. Sie sind bezüglich Vertrauensbildung funktional,²⁴⁰ ja sogar eher «akut» performativ. Wird die mit ihnen ausgeübte Informationstätigkeit nämlich selbst als praktische Verwaltungsarbeit angesehen, dann werden die Merkblätter zu einer Form der «praktischen Bewährung», insofern sich mit ihrem Gebrauch so etwas wie eine gemeinsame Erfahrungsgeschichte zwischen Verwaltungsstelle und Informationssuchenden herstellt, was zum Prüfstein der Expertise der Verwaltungsstelle und für das von ihr gesuchte Vertrauen werden kann.

3.3 «Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich.»

«Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich.» lautet der Titel einer Broschüre, die im Jahr 2008 von der Stadt herausgegeben wurde.²⁴¹ Sie entstand im Rahmen des Legislaturschwerpunkts «Planen und bauen für die Stadt von morgen», welcher sich der Stadtrat für die Amtsperiode 2006 bis 2010 gesetzt hatte.²⁴² Mit den Legislaturschwerpunkten sollen zu Beginn einer neuen Amtszeit jeweils die wichtigsten städtischen Handlungsfelder definiert werden.²⁴³

Auf den ersten Blick scheinen die Aussagen der beiden Sätze nicht vereinbar, denn werden sie als Aussagen über die bauliche Entwicklung und damit als Aussage über städtische Veränderungen gelesen, widersprechen sie sich: Entweder die Stadt verändert sich oder sie verändert sich nicht. Die Auflösung des blickfängerischen Paradoxes erfolgt auf der ersten Doppelseite der Broschüre. Sie ist überschrieben mit: «Ver-

238 UGZ MB Lebensmittelinspektorat: Einhaltung des Lebensmittelgesetzes in Kinderkrippen und Kinderhorten (Version 2011).

239 Vgl. Graeber 2016, S. 57–127.

240 Vgl. Häsner/Hufnagel/Maassen/Traninger 2011, S. 84, 85.

241 Stadt Zürich 2008: Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich.

242 STR 2006: Legislaturschwerpunkte 2006–2010.

243 Ebd., S. 3.

änderung – eine städtische Konstante».²⁴⁴ Damit wird im hier betrachteten Feld eine städtische Metanarration eingeführt. Marcus Llanque sieht die Funktion von (Meta-) Narrationen in der Politik im Rahmen rhetorischer Überzeugungsarbeit: «Narrationen vergegenwärtigen Wirklichkeit für ein bestimmtes Publikum und behaupten sich zugleich gegen konkurrierende Narrationen, jeweils mit Blick auf eine gemeinsam zu fällende Entscheidung bzw. ein Urteil.»²⁴⁵

Wie jede Interpretation sei die Narration eine Konstruktion, deren Besonderheit darin liege, «dass sie aus ihrer eigenen Struktur heraus dem Geschehen eine Einheit unterlegt. Sie überträgt die in sich stimmige Einheit der Erzählung auf die Wirklichkeit, von der sie berichtet.»²⁴⁶ Mit ihr wird ein Deutungsrahmen für Argumentationen geschaffen.²⁴⁷ Die städtische Metanarration im obigen Beispiel ist sehr einfach und besagt: Die Stadt verändert sich, wobei dieser Wandel unausweichlich ist. Diese einfache Aussage, welche strukturell lediglich auf die Markierung einer zeitlichen Veränderung²⁴⁸ setzt, bildet eine in vielerlei Hinsicht anschlussfähige Rumpferzählung.

Die Veränderung der Stadt wird je nach Zeitpunkt anders gewertet – oder mit Llanque gesprochen – erhält eine andere ethische Färbung.²⁴⁹ So herrschte zum Beispiel in einer Publikation zu Beginn der 1990er-Jahre eine kritische Bewertung vor.²⁵⁰ Diese Beurteilung kehrt sich im neuen Jahrtausend ins Gegenteil um. So wird in einer Studie aus dem Jahr 2004 zum Thema Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich erklärt, «dass die Vorstellung einer sozial abgewerteten A-Stadt aus den 1980er-Jahren nicht mehr gültig ist»;²⁵¹ das «A» bezieht sich auf sozial schwache Bevölkerungsgruppen wie Alte, Arme, Arbeitslose, Abhängige oder Auszubildende.²⁵² Oder in einem städtischen Strategiepapier von 2010 heisst es schlicht: «Zürich hat sich zu einer bedeutenden Weltstadt entwickelt – trotz einer vergleichsweise geringen Bevölkerungszahl und räumlichen Ausdehnung.»²⁵³ In einem Aufsatz, verfasst von einem Mitarbeiter der Dienstabteilung Stadtentwicklung, wird die Entwicklung von Zürich mit ihren Höhen und Tiefen während der vergangenen Jahrzehnte folgendermassen zusammengefasst: «Nach einer stetigen Bevölkerungsabnahme seit den 1960er-Jahren im Zuge der Sub- und Periurbansierung haben insbesondere die 1990er-Jahre die Limmatstadt arg gebeutelt: Bedingt durch Strukturwandel und Rezession gingen in dieser Krisenphase über 40 000 Arbeitsplätze

244 Stadt Zürich 2008: Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich, S. 1.

245 Llanque 2014, S. 14.

246 Ebd., S. 16.

247 Ebd., S. 21.

248 vgl. Schmid 2014, S. 1–6.

249 Llanque 2014, S. 17.

250 Vgl. Bauamt II der Stadt Zürich 1992, S. 7–11.

251 SSZ Info 5/2004, S. 1.

252 Ebd., S. 1; Arber 2014, S. 24.

253 AFS 2010: RES 2010, S. 9.

verloren, und die Wohnbevölkerung erreichte 1997 nach einer Periode von Verlusten und Stagnation mit knapp 359 000 einen Tiefpunkt. Ende der Neunzigerjahre hat der einsetzende konjunkturelle Aufschwung eine Erholung eingeleitet, die der Stadt zu einer bis heute fortdauernden Prosperität verhalf.»²⁵⁴

Auch in der oben zitierten Broschüre wird die Richtung der städtischen Entwicklung positiv beurteilt. Dennoch, oder gerade weil die Stadt derzeit als so erfolgreich gesehen wird, besteht Planungsbedarf: Die Stadt wandle sich, weil sich Bedürfnisse, Ansprüche und Lebensumstände verändern würden. «Auch wenn die Veränderungen auf unzähligen, teils internationalen Rahmenbedingungen beruhen, auf die wir kaum Einfluss haben, sind wir den Entwicklungen nicht ausgeliefert. Wir haben grossen *Gestaltungsspielraum*.»²⁵⁵

In diesen Sätzen wird eine selbstbewusste Erzählerstimme fassbar, die sich mit der Wir-Formulierung nicht nur mit dem Gegenüber identifiziert, sondern das «Wir» gleichzeitig zu einem Kollektivsubjekt²⁵⁶ «Stadt Zürich» hypostasiert: «Zürich stellt sich engagiert der Herausforderung, die Zukunft zu planen.»²⁵⁷ Das bedeute nicht, dass die Vergangenheit der Stadt negiert oder ihre Spuren ausgelöscht würden, sondern im Gegenteil: «Die Zukunft der Stadt baut sorgsam auf der *gebauten Vergangenheit* auf. Und darum gilt, bei allem Wandel: *Zürich bleibt Zürich*.»²⁵⁸ Der letzte Satz ist ein Versprechen: Trotz aller Veränderungen garantieren die städtischen Behörden, dass die Stadt – nicht zuletzt dank weitsichtiger Planung – ihre Identität behalten wird.

Im vorliegenden Unterkapitel geht es um das Aufgabengebiet der baulichen Planung. Die Ausführungen stützen sich hauptsächlich auf Publikationen des Amts für Städtebau.

3.3.1 Aufgabengebiet – Planung

Das Aufgabengebiet der Planung ist nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich orientiert, denn Planung ist prospektiv: Der Blick richtet sich in der Zeit nach vorn. Es geht um «die Vorwegnahme eines in der Zukunft zu realisierenden Zustands»,²⁵⁹ dessen Inhalte und Umsetzung konkretisiert und koordiniert werden. Das Amt für Städtebau beschreibt seine Aufgabe selbst wie folgt: «Im Amt für Städtebau (AfS) planen wir heute das Zürich von morgen. Nur wenn wir die Stadt in ihrer Gesamtheit verstehen, können wir den unbestrittenen Wert Zürichs erhalten, stärken und weiterentwickeln.

254 Arber 2014, S. 24.

255 Stadt Zürich 2008: Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich, S. 1 (Hervorhebung im Original).

256 Vgl. Llanque 2014, S. 17, 18.

257 Stadt Zürich 2008: Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich, S. 1.

258 Ebd., S. 1 (Hervorhebungen im Original).

259 Schäfers 2000, S. 526.

Unsere Aufgabe ist es, die Grundlagen für städtebauliche und architektonische Qualität in Zürich zu schaffen.»²⁶⁰ Die Aufgabe des Amts für Städtebau ist also die Qualität der baulichen Zukunft der Stadt.

Nach Luhmann plant noch nicht, «wer sich sein künftiges Verhalten überlegt, und sei es noch so lange, noch so sorgfältig, noch so gründlich. Sondern Planen ist Festlegung von *Entscheidungsprämissen* für künftige Entscheidungen, oder kürzer formuliert: Planen heisst über Entscheidungen entscheiden.»²⁶¹ Planung ist nach Luhmann ein reflexiver Mechanismus: ein auf sich selbst angewandter Prozess, der durch diesen Selbstbezug potenziert werden kann. Im systemtheoretischen Verständnis des politischen Systems wird mit der politischen Planung die Grenze zwischen Politik und Verwaltung überschritten, denn die politische Planung lässt sich in der Innengliederung des politischen Systems nicht eindeutig einer Seite zuordnen. Übertrage ich das auf die im Eingangskapitel gemachten Ausführungen zur Beziehung zwischen Regierung und Verwaltung, dann heisst das, dass der Stadtrat die Programme bestimmt, nach denen die Verwaltung in der Folge Entscheidungen trifft. Das Aufgabengebiet steht so betrachtet in Abhängigkeit von (politischen) Entscheidungen, welche die bauliche Qualität und damit letztlich eben auch die Identität der Stadt sichern sollen. Allerdings lassen sich übergeordnete, programmatische Vorgaben und nachgeordnete Umsetzungsprogramme in den hier betrachteten Publikationen nicht immer klar trennen: Politik und Verwaltung greifen ineinander. Expertenvertrauen meint in diesem Aufgabengebiet also vor allem auch, Vertrauen in die Programme, welche von der Politik der Verwaltung aufgegeben werden; oder umgekehrt: Vertrauen in die Entscheidungsgrundlagen, welche die Verwaltung der Politik unterbreitet.

Zieldefinitionen

Im Aufgabengebiet der Planung besteht eine erste, allgemeine Abhängigkeit von den Zielen, welche für die bauliche Zukunft der Stadt formuliert werden. Dabei zeigt sich, dass die städtischen Zielformulierungen sich an die oben eingeführte metanarrative Rumpferzählung knüpfen lassen. Das ist zum Beispiel der Fall bei den sogenannten «Entwicklungsgebieten», welche die Metanarration als Imperativ bereits in ihrem Namen tragen; es sind als entwicklungsbedürftig charakterisierte Gebiete, deren Veränderung angestossen wird oder angestossen werden soll. Als «Entwicklungsgebiete» bezeichnet wurden zum Zeitpunkt, als auch die eingangs zitierte Broschüre erschien, verschiedene von ihrer Nutzung und baulichen Struktur her sehr unterschiedliche Stadtgebiete, die vor allem im Westen und Norden von Zürich lagen und grosse Landreserven bildeten. Sie galten damals als die «dynamischsten Entwicklungszonen der Stadt»²⁶² und erhielten

260 AFS 2012: Planungsinstrumente, S. 2; vgl. AFS 2012: Bauen an der Stadt, S. 8.

261 Luhmann 2007, S. 67 (Hervorhebung im Original, mit Verweis auf Simons).

262 HBD AFS; TED TAZ 2009: Entwicklungsgebiete der Stadt Zürich, S. 5.

ihre Bedeutung dadurch, dass ein argumentativer Bezug zwischen ihrer Entwicklung und derjenigen der Gesamtstadt hergestellt wird: «Dass sie eigene Identitäten besitzen oder erwerben, ist für die gesamte Stadt von zentraler Bedeutung.»²⁶³

Wie anhand von verschiedenen städtischen Leitbildern mit Planungszielen für Quartiere und Entwicklungsgebiete abgelesen werden kann, zeichnet sich die metanarrative Rumpferzählung durch einen äusserst flexiblen Massstab aus und lässt sich problemlos auf kleinere städtische Räume übertragen. Sie ist so allgemein gefasst, dass sie zu einem gebietsspezifischen Planungsnarrativ umformuliert werden kann, was gleichzeitig erlaubt, den jeweiligen Gebieten Planungs- oder Optimierungsbedarf einzuschreiben. Im Leitbild zum Gebiet «Manegg» heisst es zum Beispiel: «Das bis anhin industriell geprägte Gebiet Manegg befindet sich im Umbruch. Durch die Abwanderung von Industriebetrieben wie beispielsweise der «Sihlpapier» werden grosse Flächen frei für neue Nutzungen. Die Manegg wird sich zu einem durchmischten und attraktiv gestalteten Stadtquartier wandeln [...]»²⁶⁴

Die städtischen Leitbilder schliessen die Zukunft als etwas prinzipiell Offenes auf ein Ziel hin und geben der Entwicklung eines Gebiets oder eines Stadtquartiers einen qualitativen Horizont. Anders als utopische Stadtentwürfe, die Alternativen zum Bestehenden formulieren oder allgemein anwendbare Musterlösungen entwerfen,²⁶⁵ proklamieren die Leitbilder die Weiterentwicklung im Rahmen der historisch gewachsenen Gegebenheiten. Manchmal reicht ein einziger Satz, der all dies zusammenfasst: «Schwamendingen ist ein beliebtes Wohnquartier und soll es auch bleiben.»²⁶⁶

Mit der Formulierung von Zielen werden also erwünschte Qualitäten in der Stadt verortet. Um zu verstehen, wie dies geschieht, soll hier an die Darstellungsverfahren von Städten angeknüpft werden, die Andreas Mahler in literarischen Texten ausgemacht hat.²⁶⁷ Sein Modell ist zwar nur bedingt auf die Leitbilder anwendbar. Da die Leitbilder als zukunftsgerichtete Entwürfe jedoch an der Schnittstelle zwischen bestehendem Stadtraum und imaginierten Zukunftsvorstellungen stehen, lohnt sich der Versuch. Mahler zeigt, wie in Stadttexten unterschiedliche Referenzierungsverfahren verwendet werden, um die Textstädte zu konstituieren. Er unterscheidet dabei zwischen semantischer und referenzieller Konstitution: Erstere bezieht sich auf allgemeine, als urban konnotierte Verweise, Letztere bezeichnet Referenzen auf Orte in bestehenden Städten.²⁶⁸ Solche Referenzierungen sind in den Leitbildern zu beobachten, allerdings als kombiniertes Verfahren: In den Planungstexten geht es um allgemein erwünschte Qualitäten für Zürich,

263 Ebd., S. 5.

264 AFS 2009: Kooperative Entwicklungsplanung Manegg Zürich-Wollishofen, S. 8.

265 Vgl. Eaton 2001, S. 16, 17, sowie Becker 1998, S. 123.

266 AFS 2005: Leitbild Schwamendingen (ohne Seitenangabe).

267 Mahler 1999.

268 Ebd., S. 14–20.

die an bestimmten Stellen in der Stadt «verortet», das heisst, referenziert werden. Diese Referenzierung ist dabei nicht nur räumlich, sondern vor allem auch zeitlich zu verstehen, weil sich die verorteten Qualitäten auf einen (ehemals) existierenden Stadtraum sowie den geplanten zukünftigen oder neu verwirklichten Stadtraum beziehen. Die Verschränkung von Raum, Zeit und Qualitäten kommt exemplarisch auf dem Umschlag des Themenhefts «Dichter» von 2015 zum Ausdruck.²⁶⁹ In dieser Publikation werden 30 Projekte vorgestellt, bei denen Siedlungen mittels Ersatzneubauten verdichtet wurden, das heisst, dass die bestehenden Häuser abgerissen und durch neue, in der Regel grössere ersetzt wurden. Auf dem Heftumschlag sind mehrere dieser Siedlungen in gezeichneter Form abgebildet; zu sehen sind Parzellen, auf welchen sich jeweils das alte und das neue Bauvolumen als kompakte, verschiedenfarbige Flächen überlagern. Qualitative Veränderungen, die innerhalb von bestimmten Räumen in der Stadt stattgefunden haben, werden mit diesem Umschlagbild anschaulich nachvollziehbar.

Wie oben ausgeführt, zeichnet sich das Aufgabengebiet der Planung durch unterschiedliche Zeitbezüge aus. Um diese zu erfassen, können wir an die unterschiedlichen Geltungsansprüche von Wirklichkeitserzählungen anknüpfen.²⁷⁰ Dabei zeigt sich, dass deskriptive, normative und vorausschauende Wirklichkeitserzählungen nicht immer klar zu trennen sind; im hiesigen Zusammenhang scheinen sie eher ein Kontinuum zu bilden. Auf einem Faltblatt wird zum Beispiel das Stadtquartier Affoltern beschrieben – auf der Aussenseite «Affoltern heute», auf der Innenseite «Affoltern morgen»; Letzteres folgendermassen: «Die *Wehntalerstrasse* hat ihr Gesicht gewandelt. Auf dem attraktiven städtischen Boulevard mit Tram rollt der Verkehr immer noch. Aber viele Fussgängerquerungen unterbrechen den Strom. Unter einem üppigen Blätterdach, umgeben von einer sorgfältigen Strassengestaltung und begleitet von schön gestalteten Möblierungselementen lässt es sich flanieren. Nachts sorgt das neue Beleuchtungskonzept für eine angenehme, stellenweise poetische Stimmung. Die *Bahnlinie* dagegen gibt sich sportlicher. Auf den Wegen links und rechts des Trassees joggt, skatet, radelt die Bevölkerung um die Wette. Grösster Anziehungspunkt ist aber die neue Adresse von Affoltern, die «*Nordküste*». Der grosszügige zusammenhängende Erholungsraum zieht Menschen aus der ganzen Stadt an. [...] Quer zu diesen drei längs verlaufenden Elementen spannt sich zwischen ETH-Hönggerberg und «*Nordküste*» das *Zentrumsgebiet* auf. Dort trifft man sich am Samstag beim Einkaufen oder abends im Restaurant. Neue Läden und öffentliche Einrichtungen entstehen und werden von der wachsenden Quartierbevölkerung rege genutzt. Der Zehntenhausplatz kann oberirdisch überquert werden, neue Lichtelemente

269 AFS 2015: Themenheft «Dichter».

270 Vgl. Klein/Martínez 2009, S. 6, 7.

und Bepflanzungen prägen den Platz. [...] Affoltern bleibt unverwechselbar Affoltern, aber es ist noch grüner, wohnlicher, lebendiger geworden.»²⁷¹

Dadurch, dass dieser und ähnliche Texte zwar meistens im Präsens formuliert sind, sich aber auf die Zukunft beziehen, verschränken sich in ihnen die Zeitebenen, wodurch sie Entscheidungen über die zukünftige Gestaltung dieser Gebiete rhetorisch vorwegnehmen: Ein geplanter zukünftiger Zustand wird als bereits bestehender dargestellt. Ich nenne solcherart verwendete Sätze «programmatische Planungssätze», die – um nochmals die von Klein und Martínez eingeführte Unterscheidung von Wirklichkeitserzählungen nach Geltungsmodus aufzugreifen – die Eigenschaften der voraussagenden und der normativen Variante verbinden.²⁷² Aus Sicht der städtischen Behörden dürfte es sich eher um voraussagende Texte handeln, aus Sicht der bauenden Grundeigentümerinnen und -eigentümer eher um normative, welche ihr Handeln respektive ihre Entscheidungen in richtige oder falsche Entscheidungen unterteilen.

Intertextualität und Koordination

Im Gegensatz zu den beiden in den vorhergehenden Unterkapiteln betrachteten Beispielen der Versorgung und der Kontrolle, zeichnet sich das Aufgabengebiet der Planung durch eine sehr explizite Intertextualität aus. Die Expertise der Planung stützt sich auf unterschiedliche rechtliche und strategische Grundlagen, die in komplexen, häufig hierarchischen Verweisungsverhältnissen stehen.²⁷³ Diese – für Laiinnen und Laien sehr unübersichtlichen – intertextuellen Bezüge schaffen eine weitere Abhängigkeit von der städtischen Expertise, der zugetraut werden muss, dass sie sich in diesem komplexen Dickicht aus Verweisen auskennt und es überblickt. Einer der zentralen intertextuellen Knotenpunkte – und damit ein exemplarisches Beispiel für die hier diskutierte Form der Abhängigkeit – bildet die «Räumliche Entwicklungsstrategie» (RES).²⁷⁴ Als die Strategie im Jahr 2010 an einer Medienkonferenz vorgestellt wurde, sprach die zuständige Stadträtin von einem «Kompass für Zürichs Weg in die nahe Zukunft».²⁷⁵ Auf rund 120 Seiten werden verschiedene Teilstrategien entwickelt und Umsetzungsprozesse definiert. Die RES wird als das Bindeglied zwischen der politischen Gesamtstrategie des Stadtrats und den nachfolgenden Planungsebenen bezeichnet.²⁷⁶ Als Knotenpunkt eines intertextuellen Netzwerkes stützt sich die RES auf Vorgängertexte, kennt Paralleltexte und benötigt Nachfolgetexte.

²⁷¹ AFS 2004: Städtebau und öffentlicher Raum Zürich-Affoltern (Hervorhebungen im Original).

²⁷² Vgl. Klein/Martínez 2009, S. 6, 7.

²⁷³ In einem Themenheft zur Geschichte der Bau- und Zonenordnung sowie in der RES findet sich je eine Übersichtsdarstellung; vgl. AFS 2013: Themenheft «Gerechter», S. 9; AFS 2010: RES.

²⁷⁴ Die RES wurde von zahlreichen internen und externen Fachleuten erarbeitet und hat den Status einer Handlungsanweisung für die Verwaltung; vgl. STRB 549/2010, S. 3.

²⁷⁵ TA 27. 3. 2010: Zürich ist noch nicht gebaut.

²⁷⁶ AFS 2010: RES, S. 9.

Ein zentraler vorausgehender Grundlagentext der RES sind die «Strategien Zürich 2025», die der Stadtrat bereits drei Jahre zuvor beschlossen hatte. In diesem Strategiepapier werden für verschiedene Bereiche des städtischen Lebens Handlungsfelder skizziert und Ziele formuliert, um in Zukunft erwartete Herausforderungen zu meistern.²⁷⁷ Als ebenbürtige Paralleltexte wird in der RES auf verschiedene weitere städtische Grundsatz-, Strategie- und Konzeptpapiere Bezug genommen, beispielsweise auf ein Strategiepapier zur Gestaltung des öffentlichen Raums («Stadträume 2010»), auf die Grundlagen der städtischen Verkehrspolitik («Mobilitätsstrategie»), auf das bereits im Einleitungskapitel erwähnte Strategiepapier von Grün Stadt Zürich («Grünbuch der Stadt Zürich»), auf die Strategie für die Planung des öffentlichen Verkehrsnetzes («VBZ Netz 2025»), auf die oben erwähnten Leitbilder der Entwicklungsgebiete oder auf die Gemeindeordnung der Stadt Zürich, in der das Ziel der «2000-Watt-Gesellschaft» verankert ist.²⁷⁸ Im Stadtratsbeschluss zur RES heisst es zudem, dass auch weitere Texte überprüft und angepasst werden sollten, damit die RES wirkungsvoll umgesetzt werden kann, so die damals gültige Bau- und Zonenordnung (kurz: BZO).²⁷⁹

Damit werden die Abhängigkeitsverhältnisse gewissermassen potenziert, denn die Expertise in diesem Aufgabengebiet stützt sich nicht allein auf die Kenntnis von vernetzten strategischen und rechtlichen Grundlagen, die ein für alle Mal fixiert wären, sondern diese Grundlagen werden immer wieder überarbeitet und neuen Gegebenheiten angepasst. Wie solche Adaptionen in Zusammenhang mit der städtischen Entwicklung gebracht werden, zeigt sich anhand eines Hefts über die Geschichte der Bau- und Zonenordnung. Im Jahr 2013 erscheint die dritte Ausgabe einer Heftreihe des Amts für Städtebau unter dem Titel «Gerechter» mit einer «Biografie» der städtischen Bau- und Zonenordnung aus «der Feder [...] des Amts für Städtebau».²⁸⁰ Die Bau- und Zonenordnung regelt parzellengenau und grundeigentümergebunden, was und wie gebaut werden darf.²⁸¹ Im Heft wird die Geschichte der Stadt mit der Geschichte der BZO verbunden, denn beide «lassen sich nicht voneinander trennen: Jede BZO [...] musste und wollte auf die Entwicklung der Stadt reagieren.»²⁸² Alle bisherigen BZO-Versionen werden – mit Informationen zur jeweiligen Zeit versehen – je in einem eigenen Beitrag vorgestellt; die erste datiert aus dem Jahr 1946. Die Geschichte der BZO erscheint dadurch als langfristiger Optimierungsprozess.

277 STR (o. J.): Strategien Zürich 2025; PRD MM 5. 2. 2007: Strategien Zürich 2025.

278 AFS 2010: RES, S. 16.

279 STRB 549/2010, S. 3.

280 AFS 2013: Themenheft «Gerechter», S. 7. In Zürich wurde erstmals im Jahr 1946 eine Bau- und Zonenordnung in Kraft gesetzt, danach folgten weitere in den Jahren 1963, 1974, 1992, 1995 und 1999. Das Themenheft erschien anlässlich der Teilrevision der BZO 1999.

281 AFS 2013: Themenheft «Gerechter», S. 78.

282 Ebd., S. 7.

Damit kommen wir zu einer weiteren Abhängigkeit im Aufgabengebiet: die Koordination der strategischen und rechtlichen Vorgaben mit den verschiedenen am Städtebau beteiligten und/oder von baulichen Entwicklungen betroffenen Akteuren – und deren eigenen Interessen. In einer Broschüre des Amts für Städtebau mit dem Titel «Planungsinstrumente» aus dem Jahr 2012 heisst es diesbezüglich: «Das Amt für Städtebau schafft mit [...] Planungsinstrumenten die Grundlage für gute, qualitativ hochstehende Stadtstrukturen und Bauten. Das Fachteam Planungsinstrumente berät Bauwillige, koordiniert, moderiert, leitet die Planungsverfahren und vermittelt zwischen unterschiedlichen Interessen. Damit städtebaulich gute Entwicklungsabsichten umgesetzt werden können und damit Zürich auch in Zukunft Zürich bleibt.»²⁸³

Auf zwei Doppelseiten wird der Ablauf für spezielle Typen von Planungsverfahren von den ersten Beratungsgesprächen über Konzeptphasen, öffentliche Auflagen, Vernehmlassungen und so weiter bis zum Baustart als etappierter Prozess aufgezeigt. Zudem werden die Rollen einzelner Beteiligten wie der Grundeigentümerschaft, dem Gemeinderat oder der kantonalen Baudirektion umschrieben. Ein begleitender Bildstreifen mit Fotografien und Plänen, die verschiedene Konzeptphasen der Planung von Zürich-West zeigen, illustriert einzelne der beschriebenen Etappen beispielhaft.

Versuchen wir, die in solchen Papieren angelegten oder implizierten Erzählungen²⁸⁴ noch etwas genauer zu erfassen. Für Markus Arnold ist «[e]ine der vielleicht wichtigsten Eigenschaften von Erzählungen [...] ihre Fähigkeit, etwas Gegebenes in etwas Begründbares zu verwandeln».²⁸⁵ Wie dies erzähltechnisch funktioniert, erläutert Arnold unter anderem am Aktantenmodell nach Greimas.²⁸⁶ In Anlehnung an jenes relationale Erzählmodell lassen sich die bereits mehrfach erwähnten Leitbilder zu einzelnen Entwicklungsgebieten in ihrer Anlage – also anhand von Überschriften, Funktionsbezeichnungen, Beschreibungen und den erwähnten Beteiligten – als narrativierte Begründungen der städtischen Koordinationstätigkeit lesen. Als begehrtes Objekt fungiert jeweils ein spezifisches städtisches Gebiet, das sich – angetrieben durch den stetigen städtischen Wandel – bereits in einem Transformationsprozess befindet. Das Amt für Städtebau, als Subjekt, sieht sich im Auftrag der Stadt Zürich bestimmten Qualitäten verpflichtet, die dieses Gebiet zukünftig prägen sollen. Doch verschiedene Widersacher bedrohen diese Qualitäten, zum Beispiel die Grundeigentümerinnen und -eigentümer, die unterschiedliche Absichten verfolgen. In den (kooperativen) Planungsverfahren gelingt es dem Amt, diese Widersacher zu Helfern zu machen, die es letztlich in seinem Sinn unterstützen. Die aus diesem Prozess hervorgegangenen Leitbilder stehen nun ihrerseits als «Grenzobjekte»²⁸⁷ an der

283 AFS 2012: Planungsinstrumente (Faltblatt ohne Seitenangabe).

284 Fludernik 2010, S. 17, 18; vgl. Kap. 1.1.1.

285 Arnold 2012a, S. 18.

286 Nach Arnold 2012a, S. 20–25.

287 Vgl. Star/Griesemer 1989.

Schnittstelle zwischen den verschiedenen Interessengruppen. So wird zum Beispiel im Faltblatt mit den Grundsätzen für das Entwicklungsgebiet «Manegg» versichert: «Im Rahmen eines kooperativen Planungsprozesses erarbeiteten die Grundeigentümerinnen und Grundeigentümer gemeinsam mit der Stadt Zürich die Entwicklungsgrundsätze für die Manegg.»²⁸⁸ Oder im Faltblatt für das Entwicklungsgebiet «Zürich West»²⁸⁹ ist zu lesen: «In der kooperativen Entwicklungsplanung Zürich West erarbeiteten Grundeigentümerinnen und Grundeigentümer zusammen mit der Stadt Zürich die Planungsvorgaben.»²⁹⁰ Der Beitrag der Stadtplanung wird als zeitlich begrenzter Eingriff in den stetigen Wandel der Stadt begriffen: «Planung und Städtebau sind nicht mehr per se die Lokomotiven der Stadtentwicklung, sondern sie springen in der Regel auf bereits rollende Züge auf und begleiten sie ein Stück auf der Fahrt durch den Raum und die Zeit.»²⁹¹

Demonstration von Übersicht und Verfügungsgewalt

Wir können auch hier wieder nach dem professionellen Stil fragen, nach der Art und Weise, wie sich die städtischen Expertinnen und Experten in ihrem Aufgabengebiet positionieren. Mir scheint, dass die Positionierung in diesem Aufgabengebiet durch eine Demonstration der Übersicht zum Ausdruck gebracht wird, die mit einer Rhetorik der Verfügbarkeit verbunden ist. Ausdruck findet diese Positionierung in Sätzen wie: «Der Fachbereich Städtebau und Architektur des Amts für Städtebau sorgt mit einer übergeordneten Betrachtung über die ganze Stadt für die Qualität der baulichen Veränderung in Zürich.»²⁹²

Auch die vielen eingesetzten Karten und Pläne präsentieren die Stadt aus einer Perspektive der Übersicht und der Verfügbarkeit und verweisen damit auf eine städtische Deklarationshierarchie: Mit ihnen wird demonstriert, dass die Planung aufgrund von städtischen Zielsetzungen erfolgt, die festlegen, welche Stadtteile sich in Zukunft baulich wie entwickeln sollen.

Die Verschränkung von Übersichtsdemonstration und planerischem Anspruch ist zum Beispiel bei der grafisch-bildnerischen Gestaltung des Faltblatts zum Entwicklungskonzept «Zürich-West» zu beobachten. Auf ihm verläuft in der Seitenmitte ein Band mit aneinandergereihten Gebietsplänen, darüber sind in keiner erkennbaren Ordnung viele kleinformatige Fotografien aus dem Entwicklungsgebiet abgedruckt.²⁹³ Zusammen mit diesen fotografischen Aufnahmen wirken die Pläne zunächst wie ein abstraktes Farb-

288 AFS 2009: Kooperative Entwicklungsplanung Manegg Zürich-Wollishofen, S. 8.

289 Die bereits erwähnte Gebietsentwicklung von Zürich-West wird auch in anderen Publikationen als Beispiel für (gelungene) städtisch koordinierte Planungsverläufe angeführt; vgl. Eberhard/Lüscher 2007, S. 136–151; AFS 2013: Themenheft «Weiter», S. 34–37).

290 AFS 2000: Entwicklungskonzept Zürich West (Faltblatt ohne Seitenangabe).

291 Eberhard/Lüscher 2007, S. 136.

292 AFS 2012: Bauen an der Stadt, S. 2.

293 AFS 2000: Entwicklungskonzept Zürich West (Faltblatt ohne Seitenangabe).

und Formenspiel. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sie jeweils genau diejenigen «städtebaulichen Prinzipien» illustrieren, die in den Begleittexten beschrieben werden. Die farbigen Linien und Flächen sind also nicht nur ein abstraktes Gestaltungselement, sondern ebenfalls raumorganisierende und -gestaltende Zeichen. Karten und Pläne helfen, sich selbst im Raum zu verorten.²⁹⁴ Mit ihnen werden aber auch die in den Strategien formulierten Vorstellungen über die Qualitäten der räumlichen Gestaltung in die Stadt selbst rückverortet. Vom Übersichts- und Verfügbarkeitsanspruch zeugen ebenfalls die zahlreichen Flugaufnahmen, die in den Publikationen des Amtes für Städtebau abgedruckt sind.²⁹⁵ Dies vor allem in den Fällen, bei denen kein näherer Bezug zum übrigen Inhalt der Publikation hergestellt werden kann und die Flugaufnahmen hauptsächlich auf eine emotionale Wirkung abzielen scheinen.

Exemplarisch zeigt sich die Expertenattitüde der Planung in der Auftakts- und Schlusssequenz eines Films, der vom Amt für Städtebau im Jahr 2008 veröffentlicht wurde. Die Eingangssequenz beginnt mit einer Luftaufnahme, welche die Zürcher Innenstadt in Richtung Grossmünster zeigt. Eine Sprecherstimme setzt ein: «Aufbruchstimmung im Grossraum Zürich.»²⁹⁶ Während weitere Flugbilder fließend ineinander wechseln, fährt der Sprecher fort: «Quartiere werden modernisiert, neue Lebensräume geschaffen. An vielen Orten entstehen neue Stadtteile mit Wohn- und Arbeitsraum für hohe Lebensqualität.»²⁹⁷ An dieser Stelle sind Gebäude in Zürich-West zu sehen, wobei das Flugbild allmählich mit einer Aufnahme vom grossen hölzernen Stadtmodell, das in einem Zürcher Amtshaus steht, überblendet wird.²⁹⁸ Das Modell wird dabei ebenfalls aus einer Übersichtsperspektive und mit einer langsamen, kreisförmigen Kamerabewegung erfasst, so dass der Eindruck entsteht, der Flug setze sich fort. Die Eingangssequenz endet mit der Einblendung von Haupt- und Untertitel des Films: «Zürich. Baukultur in einer weltoffenen Stadt.» Die Schlusssequenz des Films spielt ebenfalls mit der Überblendung dieser beiden Räume, wobei diesmal vom Keraschwenk über das Stadtmodell in eine Luftaufnahme überblendet wird, welche die Stadt limmataufwärts in Richtung See zeigt. Die verwendeten Flugaufnahmen zeigen die Grösse des Stadtraums und seine detailreiche, komplexe Baustruktur. Das Stadtmodell, das als Abbild des realen Stadtraums erkennbar ist, suggeriert dessen Kontrollier- und Verfügbarkeit. Der Anfang wie das Ende des Films führen den realen städtischen Raum und seine verkleinerte, abstrahierte Verdopplung in

294 Vgl. Krämer 2007, S. 73–82.

295 Vgl. AFS 2016: Auszeichnung für gute Bauten, S. 1–4; Eberhard/Lüscher 2007, im Umschlag und S. 98, 99, 116, 117, 134, 135, 214, 215; Stadt Zürich 2008: Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich, S. 14, 15; AFS 2013: Themenheft «Weiter», S. 26.

296 AFS 2008: Zürich. Baukultur in einer weltoffenen Stadt, Minute: 00:07–00:10.

297 Ebd., Minute: 00:12–00:24.

298 Das im Film gezeigte hölzerne Stadtmodell ist im Amtshaus IV öffentlich zugänglich und kann besichtigt werden.

einer souveränen Geste zusammen respektive wieder auseinander. Souverän meint hier die Demonstration des mühelosen Wechsels zwischen Bestehendem und Geplantem, Konkretem und Abstraktem, Realem und Virtuellem. Die musikalische Untermalung des Films mit Jazz verstärkt diesen Eindruck von Leichtigkeit.

Publikationen wie das oben zitierte Themenheft zur Geschichte der Bau- und Zonenordnung oder das anfangs des vorliegenden Kapitels erwähnte Buch über konzeptionellen Städtebau präsentieren das Amt für Städtebau als selbstreflexive Organisation. Expertise ist hier die Fähigkeit, sich in seinem Umfeld zu behaupten, über sich selbst nachzudenken, sich zu verändern und dies auch – um an die eingangs gemachten Überlegungen anzuschliessen – innerhalb eines Ermessensspielraums. Aus wissenssoziologischer Sicht haben wir es erst in diesem Aufgabengebiet mit der Sozialfigur des «Experten» zu tun; die in den beiden vorherigen Unterkapiteln beschriebenen Formen von Expertise sind aus wissenssoziologischer Perspektive eher mit der Figur des «Spezialisten» zu verbinden. Denn während Spezialisten und Spezialistinnen über Spezialwissen verfügen, um ein Problem zu lösen, sind Expertinnen und Experten «Personen, die in der Lage sind, die Lösung eines Problems zu wissen».²⁹⁹ Expertenwissen bezieht sich nach Rainer Schützeichel auf ein breiteres Problemfeld als das Spezialwissen und zeichnet sich durch eine grössere Deutungshoheit aus: «Ein wesentlicher Unterschied zum Spezialisten besteht darin, dass ein Experte ein grösseres Deutungsmonopol über die Problemsituation verfügt. Der Experte definiert, was Sache ist. [...] Er kann alternative Möglichkeiten der Problemdefinition vornehmen.»³⁰⁰

Dem bereits oben in Zusammenhang mit einem Film erwähnten hölzernen Stadtmodell im Amtshaus IV kommt bezüglich des Expertenhabitus im Aufgabengebiet der Planung eine symbolhafte Bedeutung zu. Als im Jahr 2016 der Direktor des Amts für Städtebau sein Amt abgab, veröffentlichte der «Tages-Anzeiger»³⁰¹ einen ausführlichen Artikel mit einem langen Interview über seine Arbeit der letzten Jahre. Im Zentrum des Artikels steht eine grossformatige Fotografie, die den ehemaligen «Stadtbaumeister»³⁰² in nachdenklicher Pose inmitten des Stadtmodells zeigt: ein Riese inmitten einer Miniaturstadt.³⁰³ Bereits einige Jahre zuvor hat der Schriftsteller Peter Weber dieses Bild in einer städtischen Publikation eindrücklich beschrieben: «Die öffentliche Hand greift ein, erfahre ich. Von oben. Um zu verstehen, was damit gemeint sei, müsse man in die

299 Schützeichel 2007, S. 549.

300 Ebd., S. 549 (mit Verweis auf Paris); vgl. dazu ebenfalls Hitzler 1994, S. 26.

301 TA 15. 10. 2016: Wenn Zürich wächst.

302 Einen offiziellen Stadtbaumeister hat Zürich seit den 1990er-Jahren nicht mehr (vgl. NZZ 15. 11. 2016: Lieber wieder Architekt). Wegen einer fehlenden anderen passenden Bezeichnung wird sie hier trotzdem verwendet.

303 Vgl. ebenfalls TA 8. 11. 2014: Gebe Tarif durch; in diesem Artikel ist ein Stadtrat in der gleichen Pose fotografisch abgebildet.

Lindenhofbrücke. Die Brücke sei hohl, sie enthalte einen grossen Raum, aus dem man auf die Strasse blicke, die sie überbrücke ... Tritt man in besagte Brücke, so sieht man tatsächlich das bekannte saalgrosse Modell der Stadt Zürich mit allen Hügeln, Strassen und Gebäuden. Die Häuser: kleine Holzklötze. Wo immer die Stadt plant, baut, umbaut oder gebaut hat, stehen weisse Klötze und Quader. Man sieht – öffentlich, er versteckt sich nicht – den städtischen Riesen. In Filzpantoffeln und mit Samthandschuhen (manchmal mit Zange) nimmt er die Eingriffe vor. Er setzt die neuen Klötze aus massivem Ahornholz und spricht unentwegt folgenden Text: Bauet schön, selbst an den Rändern! Bauet nachhaltig und mit guten Materialien!»³⁰⁴

3.3.2 Bewährung – «Ausstellungskatalog» und Architekturführer

«Ausstellungskatalog»

Februar 2017, Lichthof des Zürcher Stadthauses. Ein Bau des ausgehenden 19. Jahrhunderts im Stil der Neurenaissance. Hier hält die Regierung von Zürich, der Stadtrat, seine Sitzungen ab. Das Gebäude beherbergt zudem einen Teil des Präsidialdepartements, diejenige Verwaltungsabteilung, die von der Stadtpräsidentin oder dem Stadtpräsidenten geleitet wird. Das Eingangsportal führt in eine grosse, mehrstöckige Halle mit Säulengalerien. Im Säulengang auf der zweiten Etage findet die Ausstellung «Auszeichnung für guten Bauten der Stadt Zürich 2011–2015» statt.³⁰⁵ Die Ausstellung ist den Bauwerken gewidmet, die im Rahmen eines städtischen Architekturwettbewerbs eine Auszeichnung erhalten haben. Zwischen den Säulen des Lichthofs prangen in Leuchtkästen grossformatige Bilder der zwölf prämierten Gebäude, seitlich daneben sind Tafeln mit Würdigungen, weiteren Fotografien sowie Plänen angebracht. Zur Ausstellung gehört ebenfalls eine Computerstation, die ermöglicht, die Bauten auf einer Karte zu lokalisieren und weitere Informationen zu ihnen abzurufen. In auf eine Leinwand projizierten Kurzvideos werden die Gebäude aus persönlicher Sicht präsentiert, zum Beispiel von Bewohnerinnen und Bewohnern oder dem Hauswart. Ausstellungen im Stadthaus haben eine jahrzehntelange Tradition und finden jeweils zu «gesellschaftspolitischen Themen» von «allgemeinem Interesse» statt.³⁰⁶ Mit der Ausstellung über die ausgezeichneten Bauten sollte die Auseinandersetzung mit Architektur und Städtebau in der Öffentlichkeit gefördert werden.³⁰⁷

304 Weber 2008, S. 13. Das Zitat stammt aus dem Buch «Bauen für Zürich», das vom Amt für Hochbauten herausgegeben wurde.

305 Die Ausstellung dauerte von September 2016 bis Februar 2017.

306 Stadt Zürich Kultur: Ausstellungen Stadthaus (abgerufen: 4. 6. 2021).

307 Stadt Zürich Kultur: Ausstellungen Stadthaus / Rückblick / 2016 / Auszeichnungen für gute Bauten (abgerufen: 4. 6. 2021).

Wie das in Ausstellungen häufig der Fall ist, liegt auch hier auf einer Sitzbank eine Begleitpublikation zur Ansicht auf: Es ist eine rund 80-seitige Publikation im A4-Format mit grauem Kartonumschlag, das den Architekturwettbewerb dokumentiert und damit gleichzeitig auch die Inhalte, die im Stadthaus präsentiert wurden.³⁰⁸ Die Publikation selbst besteht aus sehr heterogenen Elementen: Neben den üblichen Buchbestandteilen wie Inhaltsverzeichnis oder Impressum umfasst es auch mehrere Seiten mit unkommentierten Luftaufnahmen, einen doppelseitigen Stadtplan, einen Text des zuständigen Stadtrats sowie einen Text des Direktors des Amts für Städtebaus. Hauptteil der Publikation bilden zwölf jeweils vierseitige Porträts der prämierten Bauwerke; sie enthalten alle einen erklärenden Text, mehrere Fotografien sowie schematische Zeichnungen der Gebäude. Weiter werden im Katalog auch die acht im Rahmen des Architekturwettbewerbs mit einer Anerkennung bedachten Bauten mit Text und Fotografie präsentiert sowie, ebenfalls bebildert, sämtliche zum Wettbewerb eingereichte Bauten aufgelistet. Im Folgenden wird diese Publikation zur Abgrenzung gegenüber anderen erwähnten Publikationen «Ausstellungskatalog» genannt.

Paratexte

Literaturwissenschaftlich betrachtet lassen sich die meisten der aufgezählten Elemente des Ausstellungskatalogs dem Paratext zuordnen, dem «Beiwerk», das nach Gérard Genette einen Text zu einem Buch werden lässt. Gemeint sind damit alle Elemente eines Buchs, die sich um dessen Hauptteil herum gruppieren und die Rezeption mitsteuern. Sie tun dies zum Beispiel, indem sie eine Publikation als einer bestimmten Gattung zugehörig markieren oder indem sie helfen, die Publikation in einem Kommunikationskontext zu verorten. Nach Gérard Genette sind die Paratexte nicht als feste Grenzen zu sehen, sondern sie bilden Übergänge³⁰⁹ zwischen den verschiedenen Inhalten der Publikation und den Diskursen, an welchen das Werk teilhat: «Dabei handelt es sich weniger um eine Schranke oder eine undurchlässige Grenze als um eine *Schwelle* oder [...] um ein «Vestibül», das jedem die Möglichkeit zum Eintreten oder Umkehren bietet; um eine «unbestimmte Zone» zwischen innen und aussen, die selbst wieder keine feste Grenze nach innen (zum Text) und nach aussen (dem Diskurs der Welt über den Text) aufweist [...]»³¹⁰

Das kritische Potenzial des Paratext-Konzepts wird darin gesehen, dass es die Frage nach der Grenze des Textes stellt respektive diese Grenze selbst zum Thema macht.³¹¹ Der Paratext hat mit der Organisation von Kommunikation zu tun respektive mit der Frage, wie

308 Das Buch kann in der Eingangshalle des Stadthauses beim Informationsschalter gekauft werden und ist auch im regulären Buchhandel erhältlich.

309 Paratexte können als Übergangszonen begriffen werden, vgl. dazu z. B. Parr 2008, S. 24–27.

310 Genette 2001, S. 10 (Hervorhebungen im Original).

311 Stanitzek 2013, S. 200.

kommunikative Einheiten verbunden oder hergestellt werden.³¹² Mit der «paratextuellen» Dramaturgie einer Publikation rückt eine weitere Möglichkeit des Kompetenz- und Expertisenachweises ins Blickfeld, der im Folgenden nachgegangen wird. Welche Rolle spielt der Aufbau einer Publikation für die Demonstration von Kompetenz und Expertise sowie für den Nachweis der Bewährung? Wie formt sich der hier betrachtete Ausstellungskatalog zu einer Einheit im Rahmen der städtischen Expertenkommunikation und wie wird er als Publikation zu einem «Begegnungsort» mit städtischer Expertise? Analytisch unterschieden werden können bei Paratexten gemäss der Terminologie von Genette Peritexte und Epitexte. Peritexte beziehen sich auf Elemente, die wie der Titel oder das Vorwort direkt zum Werk gehören; Epitexte meinen Elemente, die in gewisser Entfernung zum Werk stehen, zum Beispiel Autoreninterviews.³¹³

Mit dem Konzept der Paratexte lässt sich eine Publikation nach Kriterien von «Zentrum» und «Peripherie» ordnen und analysieren.³¹⁴ Im vorliegenden Ausstellungskatalog zeigt sich zum Beispiel eine explizite Markierung von Zentrum und Peripherie in der Farbwahl der eingesetzten Fotografien. Die Porträts der zwölf prämierten Bauwerke, also der Hauptteil des Katalogs, sowie die acht mit einer Anerkennung bedachten Bauwerke sind in Farbe abgebildet, während alle übrigen Fotografien im Katalog in schwarz-weiss gehalten sind. Die farbliche Gestaltung markiert aber nicht allein eine Abgrenzung zwischen unterschiedlichen Katalogteilen. In Bezug auf die im vorliegenden Kapitel interessierende Frage nach der Inszenierung von Expertise hebt er zwei diesbezüglich zu unterscheidende Räume voneinander ab: Der Raum der Expertinnen und Experten vom Raum ihrer Expertise. Die durch die Farbgebung der Fotografien implizierte Hierarchie zwischen (farbigem) Hauptteil des Katalogs und seinem hierarchisch untergeordneten (schwarz-weissen) Paratext wird so betrachtet fragwürdig. Die hierarchische Unklarheit verstärkt sich noch, weil die schwarz-weissen Luftbilder, die am Anfang der Publikation stehen, in den obigen Ausführungen zur Positionierung als Bildtyp bestimmt worden sind, der als Zeichen für beanspruchte Deklarationshierarchie gelesen werden kann. Der Weg von der Peripherie ins Zentrum der Publikation scheint hier aber keine simple lineare Bewegung zu sein, sondern muss vielmehr als eine Abfolge von gegenseitigen Verweisen studiert werden.

Um die Beziehungen zwischen dem Hauptteil des Katalogs und seinem umfangreichen peri- und epitextuellen Beiwerk in seinen gegenseitigen Verweisstrukturen besser erfassen zu können, nehme ich hier Bezug auf die Überlegungen von Uwe Wirth. Er analysiert Vorworte als Rahmungen respektive als Rahmungsprozesse.³¹⁵ Ausgangspunkt bildet die paradoxe Wirkung von Rahmungen, die immer gleichzeitig nach innen und aussen wirken; sie ermöglichen erst den Zugang zum Gerahmten, sind aber nicht als starr, son-

³¹² Vgl. ebd., S. 12.

³¹³ Vgl. Genette 2001, S. 12, 13.

³¹⁴ Stanitzek 2013, S. 199.

³¹⁵ Vgl. Wirth 2004, S. 603–628, sowie Wirth 2013, S. 15–57.

dern als fließend zu betrachten.³¹⁶ Im Sinn einer nach innen und aussen wirkenden Rahmung können die paratextuellen Elemente als Weichenstellungen verstanden werden, welche die Anschlussfähigkeit einer Publikation nach innen und aussen zu steuern versuchen und damit die Inhalte nach innen zusammenhalten und gegen aussen öffnen. Im Folgenden wird versucht, diese Doppelbewegung zu erfassen. Dabei wird sich zeigen, dass zwischen inhaltlich-diskursiven und sozialen Rahmungen unterschieden werden kann, die – auf verschiedene Publikationsteile verteilt – letztlich gemeinsam die Publikation als Ganzes zusammenhalten und die städtische Expertisebehauptung stützen.

«Jurierung»

«Die Auszeichnung für gute Bauten stützt sich auf das Urteil einer jeweils neu zusammengesetzten Fachjury sowie von Vertreterinnen und Vertretern aus der Verwaltung.»³¹⁷ Dieser Satz, der meines Erachtens als Schlüsselsatz zur Analyse der inhaltlich-diskursiven Rahmungen zur Stützung von städtischer Expertise gelesen werden kann, findet sich auf Seite 8 des Ausstellungskatalogs. Er steht in einem der Peritexte, nämlich im Einleitungstext des Stadtrats, dem Vorsteher des Hochbaudepartements. Im zitierten Satz benennt der Stadtrat die Expertinnen und Experten, die hinter den im Katalog versammelten Inhalten stehen. Wir können diesem Verweis auf die personalisierte Expertise nun – im Sinn des oben skizzierten Rahmenkonzepts – in zwei Richtungen nachgehen: durch weitere Peritexte hindurch in Richtung des Zentrums des Ausstellungskatalogs oder umgekehrt, hinaus in die epitextuelle Sphäre des Katalogs. Beginnen wir mit Letzterem, wobei wir weit ausgreifen.

Ein (epitextueller) inhaltlich-diskursiver Anfangspunkt der Publikation bildet ein Stadtratsbeschluss vom 16. Dezember 2015.³¹⁸ Mit ihm wird der hier betrachtete Ausstellungskatalog in die rund 70-jährige Tradition der städtischen Preisvergabe für gute Architektur eingebunden. Der Stadtratsbeschluss setzt nämlich das (Beziehungs-)Prinzip in Gang, das die Auswahl der Inhalte des Katalogs bestimmt:³¹⁹ den Wettbewerb. Mit dem Stadtratsbeschluss werden die Jurymitglieder gewählt und die Kriterien für die Beurteilung der Bauten festgelegt. Der Wettbewerb ist ein Typ von Spiel, den wir – wiederum mit Rückgriff auf Roger Caillois (vgl. Kap. 2) – als «Agon» bestimmen können.³²⁰ Es geht um ein regelgeleitetes rivalisierendes Kräfteressen mit dem Ziel, einen oder mehrere Gewinnerinnen und Gewinner zu ermitteln. Soziologisch betrachtet ist der Wettbewerb eine besondere Form der Konkurrenzbeziehung. Thomas Kirchhoff versteht unter Kon-

316 Wirth 2004, S. 604.

317 AFS 2016: Auszeichnung für gute Bauten, S. 8.

318 STRB 1079/2015.

319 Erstmals wurden von der Stadt Zürich Auszeichnungen für die Periode 1945–1947 vergeben; vgl. HBD Städtebau: Ausgezeichnete gute Bauten (abgerufen: 5. 3. 2022).

320 Vgl. Caillois 2017, S. 35–39.

kurrenz (in Anlehnung an Simmel) eine indirekte Interaktion zwischen verschiedenen Beteiligten, welche sich durch den Bezug auf ein Drittes konstituiert.³²¹ Den Wettbewerb sieht er als eine spezifische Form der Konkurrenz an, die durch Regeln geleitet ist: «Wettbewerb ist Konkurrenz, die darauf ausgerichtet ist, im Rahmen ritualisierter oder institutionalisierter Regeln eine optimale oder zumindest bessere Lösung für eine Aufgabe zu realisieren [...]»³²² Wettbewerb stellt für Kirchhoff deshalb einen normativen Begriff dar, weil er auf soziale Zielsetzungen verweist.³²³ Im Rahmen des städtischen «Agons» wird dieses Bestreben den ausgewählten Bauwerken rückwirkend zuerkannt: Sie stellen im Vergleich zu anderen in der gleichen Zeitspanne erstellen Bauten eine bessere Lösung von architektonischen Aufgaben dar. Der Wettbewerb ist das Beziehungsprinzip, welches die Zusammenstellung der Inhalte erklärt. Die städtischen Expertinnen und Experten haben die geltenden Regeln des Wettbewerbs bestimmt.

Bewegen wir uns nun vom Einleitungstext des Stadtrats auf Seite 8, in dem sich der oben ausgemachte Schlüsselsatz findet, in den Ausstellungskatalog hinein. Auf Seite 11 findet sich ein Text mit dem Titel «Jurierung»; er gehört immer noch zu den Peritexten, also zu den Rahmungen des Hauptteils. Dieser Text rahmt den Inhalt des Hauptteils narrativ, indem mit ihm erklärt wird, wie viele Wettbewerbsbeiträge eingegangen sind und wie die Jurierung – also der Prozess der wertenden Auslese – abgelaufen ist. Mit dem Hinweis, dass die Bauten anhand der Kriterien Städtebau, Architektur, Gesellschaft, Ökologie und Ökonomie zu bewerten waren,³²⁴ werden zudem nochmals die «Spielregeln» des Wettbewerbs in Kurzform zusammengefasst. Bezüglich der Jurymitglieder ist von einem «interdisziplinären Preisgericht» die Rede, das sich aus «renommierten Expertinnen und Experten sowie Vertreterinnen und Vertretern des Stadtrats und der Verwaltung» zusammensetzt.³²⁵ Im linearen Aufbau des Katalogs gehen diese Erklärungen zum Ablauf der Jurierung dem Hauptteil mit den Porträts der prämierten Bauten unmittelbar voraus. Die namentliche Auflistung der Jurymitglieder folgt im linearen Aufbau der Publikation hingegen erst im Anschluss an den Hauptteil. Die Listen sind auf einer Doppelseite gesetzt, wobei die eine Hälfte von einer schwarz-weißen Flugaufnahme eingenommen wird und die andere von den Namen der bewertenden Expertinnen und Experten. Beim Ausstellungskatalog handelt es sich um eine stark «durchdramatisierte» Publikation, so dass dieser Aufbau mit den prominent gestalteten Namenslisten nach dem Hauptteil

321 Kirchhoff 2015, S. 13–17.

322 Ebd., S. 16–17.

323 Ebd., S. 17.

324 AFS 2016: Auszeichnung für gute Bauten, S. 11.

325 Ebd., S. 11. Die Jurymitglieder – darunter bekannte Architektinnen und Architekten – sind in allen Publikationen zum Architekturwettbewerb seit 2002 aufgeführt. In der Ausgabe für die Periode 2006–2010 waren sogar Referenzbauten der Jurymitglieder angegeben (vgl. AFS 2011: Auszeichnung für gute Bauten, S. 81).

unwillkürlich die Assoziation mit dem Abspann eines Films weckt oder an die bestätigende, namentliche Signatur am Ende eines Dokuments erinnert.

Die mit Fotos und Plänen versehenen Würdigungen der ausgezeichneten Bauten, also der Hauptteil respektive das Zentrum der Publikation, erhält seine Bedeutung durch die zitierten Peritexte, die eine beidseitige inhaltlich-diskursive Rahmung darstellen. Erst diese Rahmung lässt die Aussagen, die über die Bauten gemacht werden, als Ergebnisse einer Jurierung durch Expertinnen und Experten lesbar werden. Zur Illustration ein Auszug aus der Würdigung der «Wohnüberbauung Klee»: «Mit ihrer kleeblattförmigen Grossform verfeinern die Architekten die Grundidee des Quartierplans um folgende Aspekte: Die städtebauliche Setzung schafft einen präzisen Ort, der sich vielfältig mit dem Quartier verzahnt. So entstehen attraktive Ankunftsräume gegen die Strasse hin und hochwertige Aufenthaltsräume im Inneren des Blockrands. Die präzise Verformung des Blocks bricht geschickt seine Massstäblichkeit. [...] Die Grossform der Wohnüberbauung steht in einem deutlichen Kontrast zu üblichen Bebauungsstrukturen an Siedlungsrändern und schafft durch die befreite Form eine unerwartete Urbanität. Mit ihrer Übersetzung einer innerstädtischen Geste am Siedlungsrand leistet sie einen kraftvollen Beitrag zur Stadtentwicklung.»³²⁶

Was «attraktive Ankunftsräume», «hochwertige Aufenthaltsräume» oder «geschickt gebrochene Massstäblichkeit» sind, wurde durch das Expertengremium der Jury bestimmt, welches die Regeln des Wettbewerbs auf eine Auswahl von Bauten angewendet hat. Der Hauptteil der Publikation verweist damit auf den Raum der Expertise; er versammelt Bauwerke, die von stadtinternen und -externen Expertinnen und Experten selektioniert worden sind.

Präsentation von Beispielen

Wie aber wird der Ausstellungskatalog zum Bewährungsnachweis von städtischer Expertise? Um diese Frage zu beantworten, bewegen wir uns zunächst wieder weg vom Hauptteil des Katalogs zurück zu den Peritexten, namentlich zu den Einleitungstexten von Stadtrat und Amtsdirektor. Mit ihnen wird der Architekturwettbewerb in grössere städtebauliche Zusammenhänge eingebunden und damit für weiterführende politische und architektonische Diskurse geöffnet. So heisst es zum Beispiel im Text des Stadtrats:³²⁷

326 AFS 2016: Auszeichnung für gute Bauten, S. 22.

327 Auch diese Begründung folgt den Konventionen, sie findet sich ebenfalls in allen Vorworten: «Ein Gebäude gehört uns allen. Es steht im öffentlichen Raum, wir sehen es. Wir müssen es betrachten. Damit ist ein Bau nicht einfach Privatsache, der Bau betrifft uns. Gute Baukultur ist darum ein gesellschaftlicher Wert, den es zu schützen und zu fördern gilt.» (Stadträtliches Vorwort in: AFS 2011: Auszeichnung für gute Bauten, S. 9); «Die Bedeutung von Bauwerken für die Allgemeinheit und deren Lebensqualität kann kaum hoch genug eingeschätzt werden. Bauten dienen nicht nur privaten Interessen, sondern formen durch ihre dauernde Präsenz das Stadtbild und geben ihm eine Identität. Und natürlich auch eine bestimmte Qualität. [...] Für Zürich ist es darum äusserst wichtig, dass alle, die hier bauen, ihre

«Architektur prägt das Gesicht unserer Stadt. Die Gebäude, in denen wir wohnen und arbeiten, die Häuser, die sich in unserer unmittelbaren Umgebung befinden, haben einen Einfluss darauf, wie wir uns in unserer Stadt fühlen und uns in ihr zurecht finden. [...] Städtebau und Architektur leisten einen wichtigen Beitrag zur Qualität unserer Stadt.»³²⁸

Oder im Text des Direktors des Amts für Städtebau, in Zusammenhang mit zahlreichen Volksabstimmungen: «Die Zürcher Stadtseele mag keine laute Architektur, sondern diskret und leise muss sie sein. Dafür ist eine hohe und umfassende Qualität umso wichtiger: Ein Gebäude soll differenziert gestaltet und hochwertig gebaut sein, seiner Umgebung oder seinem Quartier neue Impulse geben, soziale Vielfalt und das gesellschaftliche Leben fördern, Identität stiften, eine hohe Wertigkeit haben, die Ressourcen schonen oder seine Energie aus erneuerbaren Quellen schöpfen. Und es unterstützt übergeordnet auch den politischen Willen, eine Stadt für alle zu sein. Neue Einwohnerinnen und Einwohner drängen nach Zürich. Die Stadt wächst. Gerade in diesen Zeiten des Wachstums ist das Einfordern dieser Qualitäten unabdingbare Pflicht. Trotz immer härter werdenden wirtschaftlichen Bedingungen und dem Ruf nach weniger Vorschriften und Regeln müssen wir für unsere bestehende, aber auch zukünftige Baukultur eintreten. Dies sind wir den heute in Zürich lebenden und arbeitenden Bewohnerinnen und Bewohnern schuldig.»³²⁹

Mit dem Ausschreiben eines Wettbewerbs und der Wahl einer Jury reklamieren die städtischen Behörden die Pflicht und die Kompetenz für sich, darüber zu urteilen, welche Architektur die Stadt braucht.

Zum Nachweis der Bewährung von Expertise wird der Ausstellungskatalog, weil die städtebaulichen Diskurse mit den prämierten Bauten auf eine spezifische Art und Weise verbunden werden. Der diesbezügliche Schlüsselsatz findet sich wiederum im Einleitungstext des Stadtrats: «Die Jury hatte angesichts der reichhaltigen Periode keine leichte Wahl.»³³⁰ Mit diesem Satz werden die im Ausstellungskatalog dokumentierten prämierten Bauwerke zu einer Auswahl erklärt, die zum einen aus einer wesentlich grösseren

kulturelle Verantwortung wahrnehmen.» (Stadträtliches Vorwort in: AFS 2006: Auszeichnung für gute Bauten, S. 3); «Eine vorzügliche architektonische Qualität zu bieten, ist nicht nur eine Visitenkarte für eine Stadt. Es ist ein Ausdruck kulturellen Leistungswillens.» (Stadträtliches Vorwort in: AFS 2002: Auszeichnung gutes Bauen, S. 5).

328 AFS 2016: Auszeichnung für gute Bauten, S. 8.

329 Ebd., S. 9.

330 Ebd., S. 8. Dieser Satz findet sich in ähnlicher Form in allen seit 2002 erschienen Publikationen zum Architekturwettbewerb. «Die Jury hat es sich nicht leicht gemacht, intensiv diskutiert und anschliessend die einzelnen Bauten vor Ort besichtigt, um sich von deren Qualität zu überzeugen.» (Stadträtliches Vorwort in: AFS 2011: Auszeichnung für gute Bauten, S. 9); «Für die Jury war es angesichts dieser hohen Leistungsdichte nicht einfach, unter den Eingaben die besten zu identifizieren.» (Stadträtliches Vorwort in: AFS 2006: Auszeichnung für gute Bauten, S. 3); «Nach einer Vorauswahl, die anhand von Lichtbildern und eingesendetem Planmaterial getroffen wurde, konnte sich die Jury auf einer Besichtigungstour von dem hohen Niveau der breit gefächerten Zürcher Baukultur vor Ort überzeugen.» (Stadträtliches Vorwort in: AFS 2002: Auszeichnung gutes Bauen, S. 5).

Zahl von ebenfalls guten Bauten hervorgegangen ist, zum anderen – unter dem Dach des Architekturwettbewerbs – für die bauliche Qualität in der Stadt Zürich im Allgemeinen steht. Ein Beispiel ist immer etwas «weniger Allgemeines», das sich auf etwas «Allgemeineres» bezieht.³³¹ Betrachten wir die präsentierten prämierten Bauwerke dergestalt als Beispiele für die städtebauliche Qualität im Allgemeinen, dann werden sie zu einem Nachweis der städtischen Expertise. Es sind gerade die rahmenden Ausführungen zur Bedeutung von guter Architektur in der Stadt oder zu architektonischen Qualitätskriterien, welche die Beispielhaftigkeit der prämierten Bauwerke deutlich machen. Sie skizzieren den grösseren städtebaulichen Zusammenhang und stellen die einzelnen Bauwerke in Relation dazu. Das Nennen von Beispielen ist letztlich auch eine Aneignungsstrategie, die zum Nachweis der eigenen Bewährung eingesetzt werden kann. Im Einleitungstext des Amtsdirektors ist dazu unter anderem Folgendes zu lesen: «Das ausserordentlich hohe Niveau aller 159 Eingaben der diesjährigen Auszeichnungen zeugt beispielhaft vom städtebaulichen und architektonischen Können meiner Kolleginnen und Kollegen und steht für die gepflegte und gehegte Baukultur der Bauherrinnen und -herren, der Investorinnen und Investoren und nicht zuletzt der Politik und der öffentlichen Hand der Stadt Zürich.»³³² Fast noch eingängiger stellt der Titel des Einleitungstexts diese Abhängigkeit her; er lautet: «Vom Säen und Ernten.»

Architekturführer

Wie mit der Präsentation einer Auslese von Einzelfällen der Anspruch auf ein Gesamtes zum Ausdruck gebracht werden kann, lässt sich an einer weiteren Publikation zum Thema städtische Architektur beobachten. Im Folgenden geht es um die Publikationsreihe «Baukultur in Zürich». Der erste Band der Reihe erscheint im Jahr 2002, bis ins Jahr 2013 folgen acht weitere Bände. Jeder Band ist als Architekturführer für mehrere städtische Quartiere angelegt. Ähnlich wie der Ausstellungskatalog bestehen auch diese Bücher aus heterogenen Elementen: verschiedene Einleitungstexte, Texte zur Geschichte der Siedlungsentwicklung in den Stadtquartieren, Fotografien sowie Karten und Plänen. Das Zentrum des Buchs bildet jeweils ein Katalogteil mit alphabetisch nach Adressen respektive Strassennamen geordneten Einträgen zu denkmalgeschützten sowie weiterer Bauten. Die Einträge bestehen alle aus einer kleinformatigen Fotografie des Bauwerks sowie einem mehrzeiligen Begleittext mit teilweise standardisierten Angaben, beispielsweise zu Baujahr, Bauherrschaft oder Architekt.³³³

Anlass für die Buchreihe war die Veröffentlichung des Inventars der kunst- und kulturhistorischen Schutzobjekte. Der Stadtrat hatte die Denkmalpflege in den 1980er-Jahren mit

³³¹ Gottschlich 2010, S. 130.

³³² AFS 2016: Auszeichnung für gute Bauten, S. 10.

³³³ Band 6 ist inhaltlich anders aufgebaut.

der Erstellung dieses Inventars beauftragt, das seit seiner Festlegung zwar auf dem Amt für Baubewilligungen einsehbar, aber nie auf einfache Art zugänglich gemacht worden war. Ein Unterlassen, das nun korrigiert worden sei, wie es im ersten Band im Vorwort der zuständigen Stadträtin heisst: «Ein zentrales Element der Zürcher Baukultur wird nun endlich publiziert.»³³⁴ Die Reihe will die städtische Baukultur aber nicht nur dokumentieren, sie stellt sie gleichzeitig in den Rahmen des am Anfang dieses Unterkapitels definierten Metanarrativs der städtebaulichen Planung. Dazu nochmals ein Auszug aus dem Vorwort der Stadträtin: «[Das Inventar] umfasst alle jene Bauten, die das Gesicht der Stadt Zürich bilden. Es sind Bauernhöfe, Wohnhäuser, Kirchen, Fabriken, Bürohäuser, öffentliche Toiletten, Tramwarthallen, Badeanstalten und viele weitere Gebäude, die die Summe der Baukultur bilden. Ohne diese wäre Zürich nicht Zürich. Nicht das einzelne Haus bildet das Gesicht der Stadt – es ist der Gesamtbestand der einzelnen Häuser.»³³⁵

Rund zehn Jahre später, im letzten Band der Reihe, heisst es im Vorwort ihres Nachfolgers – vielleicht sogar mit beabsichtigtem Verweis auf das Vorwort im ersten Band: «Mit dieser in der Schweiz einzigartigen Reihe bekamen die rund 7000 architekturhistorisch wertvollsten Gebäude unserer Stadt ein Gesicht, eine Geschichte, eine Wertschätzung.»³³⁶ Das Gesicht steht als Metapher für das eingelöste Identitätsversprechen: Die inventarisierte und damit potenziell geschützte Auswahl an Bauwerken bezeugt die langfristige, identitätswahrende Entwicklung der Stadt und verweist damit implizit ebenfalls auf die dementsprechend als erfolgreich zu bewertende Arbeit der städtischen Instanzen.

Die im Architekturführer dokumentierten Gebäude haben – analog zu den prämierten Bauten im oben betrachteten Ausstellungskatalog – Beispielcharakter. In der Einleitung, die im ersten Band der Reihe vom Direktor des Amts für Städtebau sowie vom Leiter der städtischen Stelle für Archäologie und Denkmalpflege gezeichnet ist, heisst es diesbezüglich: «Der Architekturführer bildet alle Gebäude ab, die sich im Inventar der kunst- und kulturhistorischen Objekte befinden, jene Bauten also, die exemplarisch das Gedankengut verschiedener Epochen in den Quartieren materialisieren.»³³⁷

Auch im Architekturführer geht es also um eine beschränkte Anzahl von Objekten, die aufgrund bestimmter Kriterien aus einer Gesamtheit ausgewählt worden sind und sich gleichzeitig aufgrund ausgewählter Merkmale «beispielhaft» in eine Gesamtheit einordnen. Die Einträge beziehen sich nie ausschliesslich auf bemerkenswerte architektonische Einzelwerke, sondern die eingetragenen Bauwerke stehen beispielhaft für eine bestimmte Bauepoche oder einen bestimmten Bautyp. Die aufgelisteten Merkmale sind Qualitätsmerkmale, die als Verweis eines «weniger Allgemeinen» auf ein «Allgemeineres» gelesen werden wollen. So beim Schulhaus, das für «bemerkenswerte 50er-Jahre-Architek-

334 AFS 2002: Baukultur in Zürich. Affoltern, Oerlikon, Schwamendingen, Seebach, S. 5.

335 Ebd., S. 5.

336 AFS 2013: Baukultur in Zürich. Hottingen, Witikon, S. 5.

337 AFS 2002: Baukultur in Zürich. Affoltern, Oerlikon, Schwamendingen, Seebach, S. 6.

tur» steht: «Rasterartige Fassade mit differenzierter Farb- und Detailgestaltung: Weisse Betonrahmen umfassen die Fenster. Grosszügig verglaste Treppenhallen unterbrechen den Fassadenraster. Durchdachtes Farbkonzept im Innern.»³³⁸

Oder die angegebenen Merkmale werden im Rahmen des identitätsversprechenden Metanarrativs zum beredten Zeugnis einer vergangenen Bauepoche, wie das bei einer Villa aus den 1890er-Jahren der Fall ist, die sich von aussen bescheiden gibt, in deren Innern es aber Bemerkenswertes zu entdecken gibt: «Das von der Strasse aus bescheiden wirkende Wohnhaus [...] gleicht einem französischen Neurenaissance-Schlösschen. Die beiden stadtseitigen Türmchen, Risalite, Erker und Veranden, das steil aufragende, mit Giebellukarnen besetzte Schieferdach und die Natursteinfassaden mit gezielt eingesetztem Bauschmuck verleihen dem Bau einen eleganten Charakter, der im Innern durch eine über alle Geschosse reichende Halle und bemerkenswerte Malereien des bedeutenden italienischen Künstlers Antonio de Grada unterstrichen wird.»³³⁹

«Belegende» Beispiele zielen auf Zustimmung ab und ihre Wirkung ist von ihrer Glaubwürdigkeit abhängig.³⁴⁰ Beim Ausstellungskatalog haben wir die inhaltlich-diskursive Rahmung betrachtet, die zur Beispieldefinition eingesetzt wird. Hier soll nun noch die soziale Rahmung betrachtet werden, die ebenfalls zur Autorisierung von Beispielen genutzt werden kann.

Hierarchisierte Rahmungen

Bei Genette werden der Text sowie die Peri- und Epitexte durch die Autorinstanz zusammengehalten. Auf die Problematiken dieser Konzeption weist David-Christopher Assmann hin.³⁴¹ Im Rahmen seiner Reformulierung des Konzepts schlägt Assmann vor, auf die Orientierung an einer Autorinstanz zu verzichten. Stattdessen nimmt er die Peri- und Epitexte als Kommunikationsfunktionen in einem sozialen System in den Blick.³⁴² Werden seine Ausführungen frei für die hier interessierenden Fragen zusammengefasst, kann unterschieden werden zwischen dem vom Autor verfassten «Haupttext» (als primäre Form) und den um ihn herum angeordneten Peri- und Epitexten (sekundäre Formen), die ihre Funktion mit Blick auf den Haupttext erhalten, ohne dass sie deswegen in Zusammenhang mit derselben Autorinstanz stehen müssten. Im hiesigen Fall müssen wir diese Verhältnisse aber umkehren: Der Hauptteil der Publikation mit den Baudokumentationen ist gewissermassen «autorlos», weil die einzelnen Einträge bloss mit Kürzeln versehen sind (und die Namen der Verfasserinnen und

³³⁸ Ebd., S. 64.

³³⁹ AFS 2013: Baukultur in Zürich. Hottingen, Witikon, S. 115.

³⁴⁰ Gottschlich 2010, S. 37, 38.

³⁴¹ Vgl. Assmann 2018, S. 41–43.

³⁴² Er führt mit Bezug auf Luhmann die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Formen ein; Letztere dienen dazu, die Beobachtung von Ersteren zu präparieren; vgl. Assmann 2018, S. 45–48.

Verfasser allein im Impressum aufgelistet sind), während die Peritexte (Vorwort, Einleitung) mit den vollständigen Namen der Autorinstanzen signiert sind. Eine solche Zurücknahme der namentlich genannten Autorschaft zeigt sich auch bei der oben betrachteten Ausstellungspublikation, wo die Verfasserin der Texte zu den ausgezeichneten Bauten allein im Impressum aufgeführt wird. Zudem sind die Peritexte von Personen signiert, deren Namen – im Gegensatz zu den Namen der Verfasserinnen und Verfasser der Einträge – als allgemein bekannt vorausgesetzt werden können (z.B. der Name eines Stadtrats). Wie bereits in Kapitel 2 ausgeführt, sind es nicht die Texte, sondern die Aussagen in den Texten, die auf eine Autorinstanz angewiesen sind. Wann also wird die Angabe einer Autorschaft für notwendig erachtet und wann nicht? Generell sind es die reflektierenden Aussageinstanzen, die bei fortschreitender Lektüre von Vorwort zum Hauptteil der Publikation hin von fachlich fokussierten und «anonymer» werdenden Instanzen abgelöst werden. Wir können uns fragen, ob mit dieser Abnahme von Personalisierung und Bekanntheitsgrad von der Peripherie zum Zentrum der Publikation hin gleichzeitig eine Verallgemeinerung der Inhalte einhergeht, weil diese gewissermassen aus reflektierten Zusammenhängen herausgelöst und zunehmend für sich alleinstehend präsentiert werden.

Die mit bekannten Namen versehenen Vorworte und Einleitungen haben eine statusregulierende Funktion: Sie geben dem Folgenden Gewicht und Bedeutung, denn sie funktionieren als hierarchische Rahmungen. Ihre Autorinnen und Autoren haben «Einsetzungsriten»³⁴³ hinter sich, und es sind die dadurch erlangten sozialen Positionen, welche die einzelnen Publikationselemente für bestimmte Diskurse öffnen oder verschliessen. Sie geben Bewertungsmuster für den gebauten Stadtraum vor, rechtfertigen dadurch die Auswahl der präsentierten Beispiele und markieren sie als Resultat einer guten Planung. Die Buchreihe über die städtische Baukultur bringt darüber hinaus einen Anspruch auf Vollständigkeit zum Ausdruck, denn die neun Bände decken letztlich sämtliche Quartiere ab. Im Band, der im Jahr 2013 als letzter der Reihe erschienen ist, heisst es im stadträtlichen Vorwort: «Baukultur in Zürich» ist eine Schatztruhe zwischen 2 bzw. 18 Buchdeckeln, die eine riesige Auswahl an baulichen Schmuckstücken zur Schau stellt. Sie bildet nicht nur für Architekten, Architekturhistoriker, Bauherren, Eigentümer oder Politiker ein wichtiges und heute nicht mehr wegzudenkendes Vademecum. Sie zeigt auch den Bewohnern und Bewohnerinnen der Stadt die Baukultur in ihrem Quartier. Das ist der erste Schritt, sie zu schätzen und ihr Sorge zu tragen. Denn die Geschichte soll fortgeschrieben und an unserer Stadt soll weiter gebaut werden – innerhalb des wertvollen Bestandes, unter Berücksichtigung des Quartiercharakters, mit derselben Qualität und Nachhaltigkeit.»³⁴⁴

343 Vgl. Bourdieu 1990, S. 84–93.

344 AFS 2013: Baukultur in Zürich. Hottingen, Witikon, S. 5.

Die Publikationsreihe wird zur Dokumentation des eingelösten Identitätsversprechens, welches das Vertrauen in die städtischen Entscheidungsvorgaben und -programme rechtfertigt. Im Begleittext vom Direktor des Amts für Städtebau steht: «In neun Bänden sind die für die Stadt, für ein Quartier städtebaulich, typologisch, baukünstlerisch, architekturhistorisch, wirtschafts- und sozialgeschichtlich wertvollen Bauten festgehalten. Vor allem sie sind es, die uns Geborgenheit, Zugehörigkeit und Identität geben.»³⁴⁵

In welchen Situationen «traten» die Publikationen «vor die Öffentlichkeit»?³⁴⁶ Die Publikation «Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich 2011–2015» wurde im Rahmen einer Ausstellung zur Ansicht aufgelegt, konnte bei der Stadt bezogen (oder heruntergeladen) werden und war im Buchhandel erhältlich. Auch die Buchreihe «Baukultur in Zürich» wurde von der Stadt Zürich herausgegeben, erschien im Verlag der Neuen Zürcher Zeitung und war im Buchhandel erhältlich (inzwischen sind die meisten Bände vergriffen). Im gleichen Jahr, wie die Ausstellung im Stadthaus stattfand, standen einige Bände der Buchreihe in der grössten Buchhandlung der Stadt Zürich in der Abteilung für Architektur zwischen anderen Architekturbüchern, aber auch neben dekorativ zur Schau gestellten Bildbänden, beispielsweise einem Buch über die «weltweit aufregendsten Pools namhafter Designer und innovativer Newcomer».³⁴⁷ Vis-à-vis des Bücherregals, in dem die Bände der Baukulturreihe zu finden waren, befand sich ein kleiner Tisch, auf dem DVDs des Films «La La Land» aufgeschichtet waren – der mehrfache Oscargewinner von 2017. Das sind zum einen Hinweise, gegen welche Konkurrenz sich die städtischen Publikationen im Rahmen eines marktförmigen Vertriebs zu behaupten haben. Zum anderen zeigt das Beispiel dieser Buchreihe eindrücklich, wie sich durch die «Popularisierung» von amtlichen Inhalten die «Staats-» respektive «Verwaltungsfiktionen» (vgl. Kap. 2) unauffällig in unseren Alltag schleichen.

³⁴⁵ AFS 2013: Baukultur in Zürich. Hottingen, Witikon, S. 7.

³⁴⁶ Vgl. Genette 2001, S. 10.

³⁴⁷ Braun Programm: Cool off (abgerufen: 8. 5. 2021).

4. Ordnung

Die «verwaltete Stadt» ist eine auf bestimmte Art *geordnete* respektive eine auf bestimmte Art *zu ordnende* Stadt. Entsprechend werden die städtischen Publikationen als Ordnungstexte verstanden, welche Ordnung(en) und deren politisch-administrative Herstellung problematisieren. Der Frage, wie die Ordnungsvorstellungen vermittelt werden, gehe ich im Folgenden anhand exemplarischer Publikationsbeispiele zum Thema «Vielfalt» nach.

Vielfalt als Ordnungsbegriff

«Zürich – Millionärin der Vielfalt»¹ lautet der Titel eines Artikels in einer Stadtzürcher Zeitschrift namens «Stadtblick»² aus dem Jahr 2006. Nicht zuletzt seiner deklamatorischen Rhetorik wegen, die den mangelnden Plural von Vielfalt wettmacht, setze ich ihn an die Spitze meiner Ausführungen, in deren Rahmen Vielfalt «in der Mehrzahl» abgehandelt wird. Vielfalt ist eine positiv konnotierte Pluralität und der Begriff hat in diesem Sinn Konjunktur.³

In seinem Essay «Plastikwörter» ging der Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen in den 1980er-Jahren der Verwendungsweise von «konnotativen Stereotypen»⁴ in der Umgangssprache nach. Plastikwörter sind dem Autor nach Begriffe, die aus der Wissenschaft in die Umgangssprache (zurück)gefunden haben und hier als abstrakte, ahistorisch anmutende Worthülsen in allen möglichen Zusammenhängen verwendbar werden. An diese überaus anregenden sprach- respektive wortkritischen Überlegungen anknüpfend kann auch heute nach den «Diskursräumen» gefragt werden, die sich durch – auf den ersten Blick – unauffällige Wortverwendungen öffnen, und die dazu eingesetzt werden können, um unsere Wahrnehmung zu ordnen und zu organisieren.⁵ So stammt «Diversität», ein Begriff, der häufig synonym für Vielfalt verwendet wird, zum Beispiel ursprünglich aus der Pflanzenbiologie und wurde in die Soziologie übernommen.⁶ Steven Vertovec beschreibt «Vielfalt» (resp. Diversity) als Teil unserer sozialen Imagination.⁷ Nach ihm ist der Vielfaltsdiskurs mit dem Prozess der sozialen Diversifikation verbunden und zielt von Anti-Diskriminierung bis zu positiver Akzeptanz.⁸ Der oben zitierte Titel überschreibt denn auch einen Arti-

1 Stadtblick 13/2006, S. 4.

2 Der «Stadtblick» war die Zeitschrift der Abteilung für Stadtentwicklung, die zwischen 2000 und 2016 halbjährlich herausgegeben wurde.

3 Vgl. Salzbrunn 2014.

4 Pörksen 1992, S. 11.

5 Roth 2009, S. 90.

6 Vgl. Salzbrunn 2014, S. 8.

7 Vertovec 2012 («Social Imaginaries» in Anlehnung an Charles Taylor).

8 Vertovec 2012, S. 296, 297.

kel über die städtische Integrationspolitik. «In Zürich wohnen seit je Menschen anderer Herkunft. Sie haben zur sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Eigenständigkeit dieser Stadt beigetragen», beginnt das dazugehörige Lead, und weiter heisst es: «Zürichs ausländische Bevölkerung ist nicht einfach eine zu integrierende Minderheit, sondern ein selbstverständlicher Bestandteil der Gesellschaft. Zürich ist vielfältig, und das ist gut so.»⁹

Der letzte zitierte Satz kann im wörtlichen Sinn als positive Wertung gelesen werden sowie (zusätzlich) als Paraphrase eines bekannten Ausspruchs des deutschen Politikers Klaus Wowereit, der sich im Vorfeld seines Wahlkampfes ums Bürgermeisteramt von Berlin im Jahr 2001 mit dem Satz outete: «Ich bin schwul – und das ist auch gut so.»¹⁰ Deute ich die städtische Textstelle «Zürich ist vielfältig, und das ist gut so» – die Gefahr einer Überinterpretation in Kauf nehmend¹¹ – als Paraphrase und im Sinn eines dramatologischen Kulturverständnisses, dann steht sie exemplarisch für die Thematik, die im Folgenden diskutiert werden soll. In einem übertragenen Sinn wird von Outing gesprochen, wenn Privates, Geheimes, vielleicht auch Verbotenes oder Tabuisiertes, etwas, was mit einem Stigma verbunden sein kann, im Sinn eines öffentlichen Bekenntnisses ausgesprochen wird. Der Kulturosoziologe Wolfgang Lipp sieht in der Selbststigmatisierung eine Strategie gesellschaftlicher Aussenseiterinnen und Aussenseitern, mit welcher das eigene Stigma zur Norm erhoben wird, um damit herrschende Norm- und Machtinstanten aufzubrechen, also letztlich eine Strategie, um Werthaltungen zu verändern.¹² Dass kaum alle politischen Parteien die positive Einschätzung einer stark heterogen zusammengesetzten Stadtbevölkerung teilen, muss nicht weiter ausgeführt werden. Die städtische Verwaltung ist auch keine Aussenseiterin, die in auflehrender Selbstbehauptung auf gesellschaftliche Veränderungen hinarbeiten muss. Weshalb also das «Outing» bei einem Sachverhalt, der von kaum jemandem bestritten wird? Weshalb dieser fast trotzig positive Satz, wenn Vielfalt – wie vorausgehend gesagt wird – eine Selbstverständlichkeit darstellt?

Machttheoretisch betrachtet ist Vielfalt ein kritisch zu hinterfragendes Konstrukt, denn Vielfalt wird hergestellt.¹³ Gemäss Wolf-Dietrich Bukow kann Vielfalt als Verständigungsprozess gesehen werden, «in dem Vertrautes mit Nicht-Vertrautem in Beziehung gesetzt, ja gemischt wird».¹⁴ Im zitierten Beispiel geschieht dies, indem kein Unterschied gemacht wird zwischen der bereits in Zürich ansässigen und der neu zugezogenen Bevölkerung respektive, indem erklärt wird, dass die Vielfalt aus dem Zusammenleben aller Bevölkerungsgruppen resultiert. Betrachten wir Vielfalt auf diese Art als Ordnungswort, dann rückt neben der Integrationspolitik ein weiterer Politikbereich in den Fokus, in dem Vielfalt in

9 Stadtblick 13/2006, S. 4.

10 Taz.de 3. 10. 2012 (online): «Und das ist gut so» (abgerufen: 15. 12. 2019).

11 Vgl. Eco 1992, S. 47–55.

12 Vgl. Lipp 1994.

13 Vgl. Bukow 2011.

14 Bukow 2011, S. 38.

analoger Weise als städtischer Reichtum betrachtet wird: der Naturschutz. Einige Jahre nach dem oben zitierten Artikel wurde in der gleichen Zeitschriftenreihe eine eigene Ausgabe zum Thema «Vielfalt» herausgegeben. Ein Artikel in diesem Heft war mit dem Titel überschrieben: «Biodiversität – Reichtum für Zürich.»¹⁵ Zürich ist dank ihrer Vielfalt eine reiche Stadt – so lassen sich die beiden zitierten Titel in eine Aussage fassen. Um den städtischen Ordnungsvorstellungen auf die Spur zu kommen, die sich hinter solchen Titeln und Leads verbergen, wird eine parallele Lektüre von Publikationen aus beiden Politikbereichen vorgeschlagen. In beiden Fällen verspricht «Vielfalt» zum einen eine Fülle an Verschiedenem. Zum anderen kann Vielfalt auch eine Form der Unübersichtlichkeit bedeuten sowie Bilder von Unordnung und – im schlimmsten Fall – Chaos evozieren. Das, wenn es zum Beispiel im erwähnten Biodiversitätsartikel heisst: «Ob wir wollen oder nicht: Natur wird sich immer auf die eine oder andere Weise manifestieren: Moose an feuchten Mauern, Spinnen an beleuchteten Hauswänden und Unterführungen, Mauerlaten, Glockenblume oder Farne in den Fugen am Strassenrand.»¹⁶

Im Feld der Politik kann das Verhältnis von Ordnung und Chaos nicht auf ein Entweder-Oder reduziert werden. Der Politikwissenschaftler Andreas Anter spricht in diesem Zusammenhang von der Paradoxie der Ordnung, weil es die Ordnung selbst ist, welche die Ordnung gefährdet: «Ordnung ist kein Zustand, den man ein für allemal herstellen könnte, sondern etwas, das stets gesichert oder wiederhergestellt werden muss.»¹⁷ Es braucht Unordnung, damit Ordnung stabilisiert und auf Dauer gestellt werden kann, denn Ordnung und Unordnung sind funktional aufeinander bezogen und stützen sich gegenseitig.¹⁸ Zur Durchsetzung von Ordnungsvorstellungen kann der Bezug zwischen Ordnung und Unordnung fruchtbar gemacht werden. So ertönt der Ruf nach einer Ordnungsautorität gern dort, wo Unordnung herrscht.¹⁹ Soziologisch gesehen gilt die Garantie von Ordnung – oder wie es beim Soziologen Heinrich Popitz heisst: von Ordnungssicherheit – als wichtige Grundlage zur Stabilisierung von Machtverhältnissen. Ordnungssicherheit meint: «Man muss mit einem Wort wissen, woran man ist.»²⁰ Erst die Ordnungssicherheit bringt die Menschen dazu, in «Gesellschaft» zu investieren; damit sichert sich die Ordnung weiter, weil – selbst wenn eine Ordnung ungerecht ist – Investitionskosten mitverrechnet werden müssen.²¹ Wie also werden Ordnungsbedürfnisse im Rahmen von Stadtzürcher Publikationen mittels des Begriffs der Vielfalt gleichzeitig konstruiert, bedient und/oder instrumentalisiert?

¹⁵ Stadtblick 29/2014, S. 9.

¹⁶ Ebd., S. 10.

¹⁷ Anter 2005, S. 24, 25.

¹⁸ Ebd., S. 24.

¹⁹ Sofsky/Paris 1991, S. 31, in Zusammenhang von Autoritätsstrukturen in Organisationen.

²⁰ Popitz 1992, S. 223 (nach Geiger).

²¹ Vgl. ebd., S. 224–227.

Struktur der folgenden Analyse

Grundlage der hier präsentierten Ausführungen bildet eine Auswahl an Publikationen, die von der Stadtverwaltung und dem Stadtrat der Stadt Zürich in den vergangenen drei Jahrzehnten herausgegeben wurden.

Die städtischen Publikationen setzen sich aus sehr unterschiedlichen Textsorten zusammen: neben eher journalistisch aufgemachten Artikeln, geht es um Berichte, Strategiepapiere, Infoflyer etc. Für Jakob Ossner gehören Texte nicht in dem Sinn einer Textsorte an, «dass die Textsorte ein Merkmal eines Textes ist, sondern sie werden einem kommunikativen Feld zugeordnet. Dabei spielen der Text und seine Ordnungsmuster eine wichtige Rolle».²² In Anlehnung an Luckmann spricht Ossner von kommunikativen Gattungen, die als eine Art semantischer Felder zu denken sind. So sind nach ihm im narrativen Feld zum Beispiel verschiedene Formen des Erzählens zusammengefasst (unterhaltend, psychotherapeutisch etc.), im deskriptiven Feld wird Wissen in kategorialen Ordnungen expliziert und im argumentativen Feld finden sich Meinungen, Überzeugungen und Wissen, die im Text schrittweise erzeugt werden.²³ Als wichtiges Kriterium bei der Einteilung der kommunikativen Felder wird von Ossner die Bezugnahme zur Welt verwendet: Im narrativen Feld wird die Welt als Abfolge von in der Zeit ablaufenden Ereignissen gesehen; im deskriptiven Feld zeigt sich die Welt als Nebeneinander von Dingen, Sachverhalten oder auch Ereignissen; im argumentativen Feld wird die Welt als aufeinander bezogene Sachverhalte verstanden.²⁴ In freier Anlehnung an diese Überlegungen werden im Folgenden verschiedene Textauszüge aus den Bereichen Naturschutz und Integrationspolitik unter der Perspektive der drei oben genannten kommunikativen Felder betrachtet: Als «Erzählung», indem der Genese der Ordnung der Vielfalt nachgegangen wird; als «Beschreibung», indem nach den Darstellungsmustern der mittels «administrativer Formen» wie Listen und Statistiken erfassten Vielfalt gefragt wird; als «Argumentation», wobei auf die Instrumentalisierung von Vielfalt im jeweils entsprechenden Politikbereich fokussiert wird.

²² Ossner 2005, S. 64.

²³ Ebd., S. 62.

²⁴ Ebd., S. 63.

4.1 «Der Fuchs im Wäschekorb»

Ein Fuchs in den eigenen vier Wänden? Von dieser Begegnung erzählen Haupt- und Untertitel eines Artikels in der «Grünzeit»²⁵ aus dem Jahr 2002: «Der Fuchs im Wäschekorb. Unsere Nachbarn, die Reinekes.»²⁶ Problematisiert wird eine Grenzüberschreitung: Das Eindringen eines Wildtiers in den häuslichen Bereich. Das evozierte Bild wirkt stark, weil der Fuchs nicht nur die Schwelle einer menschlichen Behausung überschritten hat, sondern bis in einen intimen Bereich hinein vorgedrungen ist. Ein wildes Tier in der Wäsche ist nicht nur ärgerlich wegen der Mehrarbeit – wer denkt nicht, dass die Wäsche im Korb, sollte sie denn sauber gewesen sein, nochmals gewaschen werden muss? – nein, es ist auch eine potenzielle Gefahr. Während Jahrzehnten war der Fuchs Träger der Tollwut gewesen, einer für den Menschen tödlichen Krankheit.²⁷ Wildnis – und das scheint die Kernaussage des Haupttitels zu sein – kann in der Stadt unangenehm nahekommen, ja zur Bedrohung werden.

Diese Aussage wird mit dem Untertitel, der das Raubtier im menschlichen Heim als Nachbarn definiert und mit einem bekannten Namen versieht, auf eine eigenwillige Art kontrastiert. Nachbarschaften sind soziale Gruppen, die primär wegen der Gemeinsamkeit des Wohnorts interagieren, denn «NachbarIn ist man [...], ob man will oder nicht, und unabhängig davon, ob man seine NachbarInnen mag».²⁸ Der Untertitel behauptet also erstens eine räumlich determinierte Beziehung zwischen dem wilden Tier und dem Menschen. Zweitens anthropomorphisiert²⁹ er durch die Namensgebung den Fuchs. Reineke, der Rotfuchs, ist ein faszinierendes, weil sehr anpassungsfähiges Tier. Die Unverfrorenheit, mit der er sich in der städtischen Umgebung bewegt, verweist auf die literarische Darstellungstradition des listigen und opportunistischen Fabeltiers.³⁰ Was in der Artikelüberschrift in knappster Form erzählt wird, ist die Geschichte eines Fremdlings, der sich in die Stadt eingeschlichen und dort wohnlich eingerichtet hat und mit dem sich die Stadtbewohnerinnen und -bewohner in der Folge zu arrangieren haben.

Im Bereich des Umwelt- und Naturschutzes werden diejenigen Tierarten als «Flagship species» bezeichnet, die im öffentlichen Diskurs um das Artensterben und den Schutz

25 Die Zeitschrift «Grünzeit» wurde ab 2002 von der Dienstabteilung Grün Stadt Zürich herausgegeben, ab der dritten Ausgabe zusammen mit dem Verbund Lebensraum Zürich, der im gleichen Jahr gegründet worden war. Im Jahr 2011 wurde die Zeitschrift nach 38 Ausgaben aus Kostengründen eingestellt.

26 Grünzeit 1/2002, S. 14.

27 Der häufigste Träger und Überträger von Tollwut ist in Westeuropa der Fuchs. Die Schweiz gilt seit Ende der 1990er-Jahre als tollwutfrei. In den letzten Jahren wird der Fuchs als Überträger der Fuchsbandwürmer immer wieder thematisiert; vgl. BLV Tierseuchen: Tollwut (abgerufen: 12. 3. 2021).

28 Hamm 1998, S. 173.

29 Vgl. Brednich 1977; Löfgren 1986, S. 142.

30 Vgl. Uther 1987, S. 457–463; von Matt 2009, S. 251–346.

der Biodiversität einen Symbolcharakter erhalten haben.³¹ Als «charismatische»³² Tierarten werden sie eingesetzt, um die Öffentlichkeit für den Artenschutz zu sensibilisieren und zu mobilisieren. Der Stadtfuchs ist eine solche charismatische Tierart – allerdings mit umgekehrten Vorzeichen: Er verkörpert nicht den Artenschwund, sondern den unerwarteten Reichtum der städtischen Natur. Die Geschichte des urbanen Fuchses dürfte in diesem Zusammenhang die bekannteste sein, sie steht jedoch nicht allein, denn ähnliche Geschichten werden von Igel³³, Steinmardern³⁴ sowie weiteren Tieren und Pflanzen erzählt. Ich habe die Geschichte des Stadtfuchses³⁵ an den Anfang dieses Unterkapitels gestellt, weil sie exemplarisch für die in diesem Unterkapitel untersuchten städtischen Ordnungsmuster steht, bei dem es um die Frage geht, wie Vielfalt – ein zentrales Merkmal von Urbanität – über das menschliche Zusammenleben hinaus auf die Tier- und Pflanzenwelt erweitert wird. Die Inszenierung charismatischer Tierarten ist eine Art, wie – um mit Bukow zu sprechen – der Verständigungsprozess um diesen Aspekt der städtischen Vielfalt eingeleitet wird: Wie wird im Bereich des städtischen Naturschutzes «Eigenes» und «Fremdes» in Beziehung gesetzt? Das Unterkapitel beruht hauptsächlich auf städtischen Publikationen wie der bereits im Eingangsteil erwähnten Zeitschrift «Grünzeit» oder dem städtischen Umweltbericht. Zudem werden Publikationen beigezogen, bei denen die Stadt als Herausgeberin beteiligt war sowie – vereinzelt – Texte von kantonalen oder eidgenössischen Stellen.

4.1.1 Genese der Stadtnatur

Die Frage nach der Ordnung der Vielfalt beginnt im Bereich des städtischen Naturschutzes mit einer Irritation. Im Jahr 1993 richtete die städtische Fachstelle für Naturschutz anlässlich der Erlebniswoche «Der Kreis 5 lebt»³⁶ zwischen Limmatplatz und Fischerweg einen «Stadt-

³¹ Vgl. Heise 2010, S. 47–77.

³² Das Charisma funktioniert primär auf emotionaler, nicht auf kognitiver Ebene; vgl. Home et al. 2009: S. 139, 140.

³³ Grünzeit 21/2007, S. 9, 10; UB 1992/93, S. 68; Gartenbau- und Landwirtschaftsamt 2000.

³⁴ GSZ/UGZ 2006: Steinmarder.

³⁵ Der Stadtfuchs war seit Mitte der 1990er-Jahre Gegenstand eines breit angelegten Forschungsprojekts und verschiedener Informationskampagnen. Die Füchse hatten damals die Stadt als neuen Lebensraum entdeckt, und ihre Zahl nahm stark zu, was zu «ambivalenten» Reaktionen in der Bevölkerung führte (vgl. SWILD: Stadttökologie (abgerufen: 12. 3. 2022)). Bereits Ende der 1990er-Jahre gab es zum Beispiel eine Ausstellung zum Thema «Füchse im Siedlungsraum» im Tierpark Langenberg, 2004/05 standen die Stadtfüchse dann auch im Mittelpunkt einer Ausstellung im Zoologischen Museum der Universität Zürich. Weiter erschien ein entsprechendes Sachbuch, es wurde eine Internetplattform eingerichtet und die Wissenschaftssendung des Schweizer Fernsehens strahlte Beiträge aus.

³⁶ Die Erlebniswoche fand im Juni 1993 bereits zum zweiten Mal statt. Mit ihr sollte ein Zeichen gesetzt werden, dass der damals «weitherum als Drogenumschlagplatz bekannte beziehungsweise berüchtigte

natur-Weg» ein.³⁷ Der Parcours umfasste 14 Stationen mit Tafeln, die auf eher unscheinbare Pflanzen- und Tierarten als «spektakuläre Alltäglichkeiten»³⁸ hinwiesen, zum Beispiel auf Gräser in Mauer- oder Pflasterritzen oder auf die weit verbreiteten Stadtauben. In der Begleitpublikation werden diese vermeintlich überraschenden Naturfunde folgendermassen kommentiert: «Denken wir bei Spaziergängen in der Natur nicht zuerst an unberührte, weite Landschaften? Aber nicht nur in der Ferne, sondern auch in unmittelbarer Nähe vor unserer Haustüre können wir ein Stück spannende und unerwartete Natur erleben.»³⁹ Die Entdeckung der Natur in der Stadt ist eine Geschichte der Irritation; Irritation deshalb, weil Natur an einem Ort vorgefunden wird, wo sie nicht erwartet und vielleicht auch nicht als hingehend oder stimmig empfunden wird: «Eine Stadt ist eigentlich eine Erfindung des Menschen. Trotzdem gibt es in der Stadt Zürich rund 1200 wildwachsende Pflanzen- und nahezu 100 Brutvogelarten! [...] Wie kommt es, dass eine solche Vielfalt von Lebewesen im eher «naturfeindlichen» Siedlungsgebiet existieren kann?»⁴⁰

So lautet die erstaunte Frage in der Broschüre «Vögel in der Stadt», die 1994 in Zusammenarbeit mit der Ornithologischen Gesellschaft Zürich herausgegeben wurde. Auf dem Titelblatt lenkt ein stilisiertes Fernglas den Blick der Leserschaft auf vier Graureiher, die nicht wie zu erwarten in der Nähe eines Gewässers zu sehen sind, sondern auf einem Ziegeldach inmitten von Häusern. In diesem Sinn zu irritieren vermag auch das Titelbild eines Flyers, mit dem 2010 für die Zürcher Umwelttage geworben wurde (vgl. Bild S. 189).⁴¹ Im Vordergrund des Bildes ist eine der im Zentrum gelegenen Limmatbrücken zu sehen, im Hintergrund das Grossmünster, ein Wahrzeichen von Zürich. Auf der steinernen Brücke sind keine Menschen unterwegs, sondern ein Fuchs und ein Igel, da gibt es einen Apfel, zwischen den Pflastersteinen wächst eine Pflanze empor und in der Luft flattert ein Schmetterling. Es sind Tiere und Pflanzen, die nicht in dieser urbanen Kulisse erwartet, sondern mit «Natur» assoziiert werden.⁴²

Gebräuchliche räumliche und semantische Relationen werden in diesen Beispielen übers Kreuz miteinander kurzgeschlossen; bildlich ausgedrückt ist die Stadt in den zitierten Textpassagen weder ausschliesslich «grau» noch die Natur ausschliesslich «grün» – das in städtischen und anderen Publikationen verwendete Kompositum Stadtnatur⁴³ bringt

Zürcher Stadtkreis 5» (NZZ 11. 6. 1993: Solidarität) eben auch Lebens- und Bildungsort ist; die Aktion wurde als «exemplarische Solidarität» bezeichnet; vgl. ebenfalls TA 4. 6. 1993: Chreis 5; TA 12. 6. 1993: Kreis 5.

37 GB 1993, Teil Bauamt I, S. 10.

38 Gartenbauamt Zürich 1993, S. 3.

39 Ebd., S. 1.

40 Ornithologische Gesellschaft Zürich, Gartenbauamt Zürich 1994, S. 6.

41 Die Umwelttage fanden zwischen 2004 und 2012 statt; in ihrem Rahmen präsentierten unter anderem Verwaltungsstellen in der Zürcher Innenstadt an Ständen verschiedene Projekte.

42 Vgl. ebenfalls Fenske 2013, S. 126.

43 Die Bezeichnung Stadtnatur wird in städtischen, aber auch in wissenschaftlichen und populärwissen-

dieses Weder-Noch eingängig zum Ausdruck. Das veränderte Verhältnis von Stadt und Natur wird in einer Ausgabe der «Grünzeit» aus dem Jahr 2003 thematisiert: «Naturschutz, das hiess früher meistens: Hier Natur, alles andere ist verboten! Dagegen galt im städtischen Raum vielerorts auch: Hier Urbanität, alles andere ist egal! Das hat sich verändert», ist im Editorial zu lesen. Und weiter: «Naturschutzfachleute sehen sich heute eher als eine Art MediatorInnen, die zwischen den Interessen aller StadtbewohnerInnen vermitteln und zu letzteren eben auch Wildtiere und -pflanzen zählen. Für StadtplanerInnen und andere urbane Geister andererseits sind Natur und Stadt längst auch kein unauflösbarer Widerspruch mehr.»⁴⁴

Das Irritationspotenzial der zitierten Texte liegt in der je unterschiedlichen Sichtweise der Natur in der Stadt. Auf der einen Seite haben wir Ansätze, welche die Natur und die Stadt als komplementäre Gegensätze beschreiben. Nach dem Philosophen Gernot Böhme hat sich die Beziehung zwischen Stadt und Natur in einem doppelten Sinn zu einer «Aussenbeziehung»⁴⁵ entwickelt: Die Natur wurde im Lauf der Zeit nämlich nicht nur räumlich (z.B. mit der Verlegung der Gemüsegärten vor die Stadtmauern), sondern auch funktional aus der Stadt ausgegrenzt und dabei zusehends als ein komplementäres Aussen wahrgenommen. Dies geschieht auch dort, wo die Natur punktuell wieder in die Stadt eingeschlossen (z.B. die Parks ehemaliger vorstädtischer Residenzen und Villen), in sie hereingeholt wird (z.B. funktionalistische Grünräume moderner Stadtplanung) oder sich selbständig in der Stadt entwickelt (z.B. Biotope auf Brachflächen).⁴⁶ Auf der anderen Seite steht die stadtoökologische Sichtweise, die den Stadtraum von menschlichen Funktionen abstrahiert und beispielsweise anhand von klimatischen Bedingungen oder der Bodenbeschaffenheit beschreibt.⁴⁷ Zusammenfassend lassen sich Städte aus stadtoökologischer Sicht als Wärme-, Trockenheits- und Kalkinseln charakterisieren,⁴⁸ was auch zu spezifischen Artenkombinationen führt. Das Verhältnis zwischen Stadt und Natur, also zwischen den in der Stadt lebenden Menschen und den ebenfalls in diesem Raum lebenden Tieren und Pflanzen, wird also je nach Sichtweise anders definiert: Während in der ersten Sichtweise eine klare Grenze zwischen zwei unterschiedlichen Räumen gezogen wird, löst die zweite diese Grenze auf respektive verzichtet auf sie.

Ordnungssätze und Grenzverläufe

Im strukturalistischen Ansatz des Literaturwissenschaftlers Jurij M. Lotman kommt der Grenze zwischen semantisch gegensätzlich besetzten Räumen eine zentrale erzähltheore-

schaftlichen Büchern, Studien etc. verwendet, z. B.: Gloor et al. 2010; Reichholf 2007.

⁴⁴ Grünzeit 7/2003, S. 1.

⁴⁵ Böhme 1989, S. 64.

⁴⁶ Ebd., S. 70.

⁴⁷ Sukopp 2003, S. 17–22.

⁴⁸ Ebd., S. 20.

Bildquelle: Stadt Zürich: Zürcher Umwelttage. Zürich 2010.



tische Funktion zu.⁴⁹ Ein Text wird dramatisiert – in Lotmans Terminologie «sujethaft» – wenn eine Figur, die einem bestimmten Raum zugeordnet ist, trotz eines normativen Verbots die Grenze zu einem anderen Raum übertritt. Während der sujetlose Text,⁵⁰ also der Text ohne Grenzüberschreitung, eine bestimmte Welt und ihren Aufbau/ihre Ordnung bestätigt, stellt der sujethafte Text diese Ordnung in Frage. Karl N. Renner hat in seiner Rekonstruktion der Grenzüberschreitungstheorie den Lotmanschen Raumbegriff durch den mathematischen Begriff der Menge ersetzt,⁵¹ was erlaubt, den Ansatz ohne Metaphorisierung in einem weiteren Sinn auf jedwede Regelverletzungen anzuwenden. Die Grenze ergibt sich bei Renner durch die Konfiguration einer Menge und ihrer Komplementärmenge; die Unüberschreitbarkeit der Grenze wiederum leitet sich daraus ab,

49 Lotman 1973, S. 347–367; vgl. Martínez/Scheffel 2012, S. 156–160.

50 Ebd., S. 355–358.

51 Renner 2004, S. 363–365.

dass der oder die «Grenzverletzer/in» als Teilmenge der Ersteren definiert sind. Zudem führt Renner in das räumlich organisierte Konzept eine zeitliche Komponente ein, weil eine Grenzverletzung nur im Rahmen einer bereits bestehenden Ordnung stattfinden kann. Für ihn ist nun nicht mehr wesentlich, dass eine Grenze überschritten wird, sondern dass zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Ordnungssatz in Frage gestellt wird. Nach ihm liegt ein Ereignis dann vor, wenn eine Situationsbeschreibung und ein Ordnungssatz zueinander in Widerspruch treten;⁵² wenn es sich dabei um eine topografische Grenze handelt, dann geht es um eine Grenzüberschreitung, formuliert der Ordnungssatz eine Regel, dann ist das Ereignis eine Regelverletzung.

So betrachtet können in den städtischen Texten zwei Arten von Ordnungssätzen ausgemacht werden, die mit Situationsbeschreibungen in Widerspruch treten. Zunächst geht es um eine topografische Grenze: Pflanzen und Tiere, die nicht im städtischen Raum erwartet werden, bevölkern ihn in überraschend grosser Zahl. In den zitierten Texten scheint die komplementär-oppositionale Ordnung von Stadt und Natur allein wegen der Anwesenheit von bestimmten Tieren und Pflanzen als aufgehoben. Der zweite Widerspruch hat mit Verhaltensweisen zu tun, die den menschlichen und nichtmenschlichen Stadtbewohnerinnen und -bewohnern zugeschrieben werden. Die Stadt-Natur-Grenze ist nämlich nicht nur eine äusserliche Grenze; vielmehr haben sie alle tierischen und menschlichen Stadtbewohnerinnen und -bewohner verinnerlicht respektive sollten sie verinnerlicht haben. Dem Fuchs zum Beispiel ist eine «natürlich» gegebene, instinktive Grenze eigen: So heisst es, er habe eine «natürliche Scheu»⁵³ vor dem Menschen. Aber auch der Mensch verletzt eine Grenze, wenn er den Fuchs zähmt, ihn also dazu bringt oder darin unterstützt, seine innere, instinktiv gegebene Grenze zu überwinden. Besonders deutlich wird der Grenzverstoss markiert, wenn bei der Schilderung eines tierischen Grenzübertrets die städtischen Ordnungsautoritäten mitinszeniert werden. So ruft, wer dem Fuchs im eigenen Haus begegnet, die Polizei oder benachrichtigt einen der Wildhüter, «die unter anderem auch für Nachbarschaftsprobleme zwischen Mensch und Wildtier zuständig sind».⁵⁴ Gerade das Zähmen eines wilden Tieres ist der Verstoss gegen eine «natürlich» gegebene innere Grenze. So heisst es auch, das Zähmen eines Fuchses sei ein «Bärendienst».⁵⁵ Der Wildhüter erschiess den zahm gewordenen oder den gezähmten Fuchs, das heisst, er erschiess das Tier, wenn es seine (innere) Grenze endgültig überwunden hat.⁵⁶

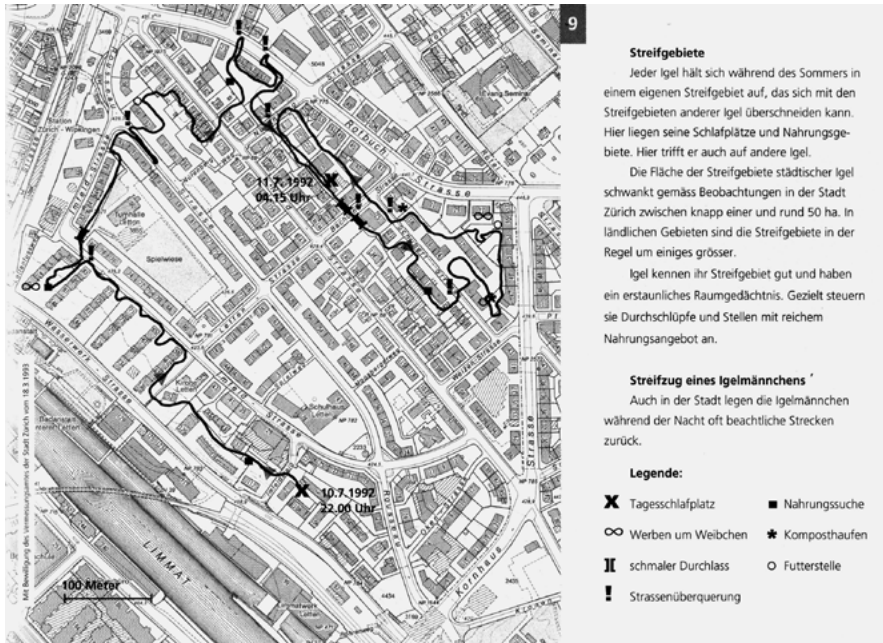
⁵² Ebd., S. 367.

⁵³ Grünzeit 1/2002, S. 16.

⁵⁴ Ebd., S. 15.

⁵⁵ Ebd., S. 16.

⁵⁶ Auf der Rückseite der «Grünzeit»-Ausgabe 11/2004 ist ein Cartoon von Mike Van Audenhove abgedruckt, das die Thematik des Fuchsfütterns aufgreift: Eine Frau fragt den Wildhüter, warum sie den Fuchs nicht füttern dürfe; der Wildhüter antwortet, dieser würde sonst aggressiv. Der Fuchs seinerseits nagt am Bein



Bildquelle: Gartenbau- und Landwirtschaftsamt der Stadt Zürich, Zürcher Tierschutz: Igel – Wildtiere als Stadtbewohner. 3. Auflage. Zürich 2000, S. 9.

Doch die Texte irritieren letztlich nicht, weil die Grenze zwischen Stadt und Natur tatsächlich negiert würde, sondern weil sie anders verläuft als erwartet – beim Beispiel des Fuchses im Wäschekorb zieht sie sich bereits entlang der Türschwelle des städtischen Heims. Die Literaturwissenschaftler Martínez/Scheffel sprechen in Auseinandersetzung mit dem Ansatz von Lotman bei einer gelungenen Grenzüberschreitung von einem «revolutionären», bei einer wiederaufgehobenen von einem «restitutiven» Text.⁵⁷ Folge ich dieser Unterscheidung, dann geben sich die erwähnten städtischen Geschichten revolutionär, sind aber meistens restitativ. Was letztlich – unter positiven oder negativen Vorzeichen – verhandelt wird, ist der Grenzverlauf zwischen Stadt und Natur. Die Stadt-Natur-Grenzen folgen nicht den nachvollziehbaren Oppositionsmustern wie privat–öffentlich, drinnen–draussen, brach–bebaut und so weiter; der Grenzverlauf erweckt vielmehr den Eindruck des Zufälligen und Willkürlichen (vgl. Bild oben).

des Wildhüters. Die Ausgabe enthält einen Artikel zum 75-Jahr-Jubiläum der Stadtzürcher Wildschonreviere. Auf der Titelseite sind die vier städtischen Wildhüter – alle mit geschultertem Gewehr – zusammen mit ihren Hunden abgebildet.

57 Martínez/Scheffel 2012, S. 158; vgl. Lotman 1973, S. 355–357.

«Herkunftsgeschichten»

Bei genauerer Betrachtung sind die Grenzverläufe jedoch nicht völlig zufällig, denn die Tiere und Pflanzen in der Stadt kennen jeweils eigene Herkunftsgeschichten, die (manchmal in eher pränarrativer Form) erklären, wie und weshalb die Tiere und Pflanzen in die Stadt gelangt sind, oder wie und weshalb sie an diesem oder jenem Ort in der Stadt leben. Es sind ursächliche Begründungen der Natur in der Stadt, die helfen, diese zu deuten und als etwas Eigenes («Stadtnatur») zu behaupten und zu rechtfertigen. Nicht selten ist es ein durch Modernisierung bedingtes Verhängnis, das den Tieren und Pflanzen zustösst und sie in der Stadt einschliesst oder das sie in die Stadt geführt hat.

Eine Variante der Herkunftsgeschichten behandelt die Stadtnatur zum Beispiel als «Reliktphänomen». «Als der Friedhof Nordheim 1899 eröffnet wurde, lag er fernab von der Stadt in einer Landschaft, wo Glühwürmchen als Selbstverständlichkeit dazugehörten»,⁵⁸ heisst es in einem «Grünzeit»-Artikel über eine Leuchtkäfer-Population. Dass die Population in der Friedhofsanlage überleben konnte, hat sie dem Umstand zu verdanken, dass die Stadt um ihr Territorium herumgewachsen ist: «In der unterdessen von Strassen und Gebäuden dominierten Umgebung sind die Leuchtkäfer oder «Scheinwürmer», wie sie früher auch genannt wurden, verschwunden, im Friedhof konnten sie sich halten.»⁵⁹

Auch in Zürich Wollishofen hat sich im Seewasserwerk Moos, das in einem ehemaligen städtischen Randgebiet liegt, über Jahrzehnte ein Stück älterer Natur unbeachtet erhalten können. Über dieses Seewasserwerk heisst es: «So ist die heute verschwundene Pflanzenwelt der ehemaligen Magerwiesen auf dem Höhenzug zwischen See und Sihl auf dem achtzig Jahre alten Flachdach der Filteranlage «Moos» in Wollishofen heimisch geworden und brachte nicht weniger als neun Orchideenarten hervor.»⁶⁰

Reliktgeschichten beleuchten Momente städtischer Entwicklung. Die Stadt wächst und umschliesst ehemals freie Naturstandorte; diese Oasen und ihre Bewohner werden als Überbleibsel beschrieben, sie sind gleichzeitig Zeugen eines einstmaligen Naturzustandes und eine Bereicherung der heutigen städtischen Umwelt.

Ein Gegenstück zu den Reliktgeschichten bilden die Herkunftsgeschichten, die unter den Stichworten «Landflucht» und «Verdrängung» zusammengefasst werden können. Sie beschreiben die Entwicklung der Stadtnatur unter einem modernisierungskritischen Blickwinkel anhand des Stadt-Land-Schemas. Stichworte dazu sind Städtewachstum, Intensivierung der Landwirtschaft, Veränderungen der Landschaft, Verschwinden von Naturnischen (Hecken) und so weiter. Die fortschreitende Zersiedelung und Verstädterung bringt die Natur allerdings nicht zwingend in Bedrängnis, sondern kann einzelnen Arten auch Vorteile bringen: «Igel brauchen einen vielfältigen Lebensraum, weshalb sie

⁵⁸ Grünzeit 13/2005, S. 4.

⁵⁹ Ebd., S. 4.

⁶⁰ Landolt 2001, S. 7 (Vorwort des Stadtpräsidenten); vgl. ebenfalls Blanc 2014, S. 106.

aus den landwirtschaftlich intensiv genutzten Gebieten verdrängt wurden.»⁶¹ Als sogenannter Kulturfolger habe der Igel den Umzug vom Land in die Stadt schon vor geraumer Zeit vollzogen, weil er hier einen vielfältigen Lebensraum vorfindet. «Die einseitig bewirtschafteten Landwirtschaftsflächen, das Verschwinden von Hecken und Bachböschungen sowie der intensive Einsatz von Dünge- und Pflanzschuttmitteln haben die Stacheltiere wahrscheinlich zur Landflucht bewogen.»⁶²

Weniger klar scheinen die Gründe zu sein, welche die Füchse in die Stadt führten: «Sind ‹Siedlungsfüchse› verdrängte Füchse vom Land oder bilden Siedlungsfüchse eine eigenständige Fuchspopulation, die sich weitgehend unabhängig entwickelt?»⁶³

Nahm die Fuchspopulation so stark zu, sodass einige der Tiere in städtische Siedlungsgebiete ausweichen mussten, oder haben sich mit zunehmender Verstädterung die Siedlungsgebiete von Mensch und Fuchs immer mehr überlagert, sodass eine eigene Fuchspopulation in der Stadt entstanden ist? «Fest steht, dass die Wohngebiete des Menschen für den Fuchs einen äusserst günstigen Lebensraum bilden.»⁶⁴ Denn hier gibt es – wie in einem Artikel der «Grünzeit» ausgeführt wird – «nicht nur viele Würste, sondern überhaupt viel, was der flexible Allesfresser verwerten kann: Fallobst im Schrebergarten, Abfälle vom Komposthaufen, allerlei Gebackenes und Gekochtes am Hintereingang eines Restaurants oder aus einer Mülltüte, Beeren am Wegrand ...»⁶⁵ In diesen Herkunftsgeschichten werden die ländlichen und städtischen Lebensräume anhand von Push- und Pull-Faktoren beschrieben und erhalten dadurch einen ambivalenten Charakter; die Stadt ist letztlich ebenso gewählter wie aufgezwungener Zufluchtsort.

In einer weiteren Variante, die unter den Stichworten «Migration» und «Einschleppung» zusammengefasst werden kann, wird der räumliche Radius deutlich vergrössert. Exemplarisch hierfür steht die Herkunftsgeschichte der Mauereidechse, die vermutlich als «blinder Passagier»⁶⁶ in die Stadt gelangte: «Spätestens in erster Hälfte des letzten Jahrhunderts in den weitläufigen Rangierbahnhof Zürich durch Materialtransport aus dem Süden oder entlang der Eisenbahnstrecke Baden–Zürich aus dem Aargauer Jura eingewandert [...]»⁶⁷

Nicht nur Tiere gelangen so in die Stadt, sondern auch Pflanzen; so zum Beispiel das ursprünglich in Nordamerika beheimatete aufrechte Traubenkraut (Ambrosia). Dessen Samen kamen «mit den Getreidevorräten der amerikanischen Armee im Zweiten Weltkrieg nach Europa und konnten vorerst nur in Tieflagen Osteuropas, Norditaliens und

61 Gartenbau- und Landwirtschaftsamt 2000, S. 5.

62 Grünzeit 21/2007, S. 9.

63 GSZ 2012: Füchse, S. 3.

64 Ebd., S. 3.

65 Grünzeit 1/2002, S. 14.

66 Grünzeit 18/2006, S. 10.

67 Ineichen/Ruckstuhl 2010, S. 335.

Südfrankreichs Fuss fassen. Von Frankreich und der Po-Ebene wanderte die Ambrosia in die Westschweiz und das Tessin ein.»⁶⁸ Diese Variante von Herkunftsgeschichten thematisiert die Stadt als Verkehrs- und Wirtschaftsraum beziehungsweise als Ort überregionaler, ja globaler Vernetzung.

Siedlermotiv

Letztlich ist Stadtnatur ein dynamisches Geschehen. Die Herkunftsgeschichten lassen sich als Variationen des Siedlermotivs lesen, denn Tiere, Pflanzen und Menschen treten als Siedlerfiguren auf und damit als «Grenzträger/innen». Oder wie Eva Horn festhält: «Der Siedler in seiner politischen Wirksamkeit ist nicht diesseits oder jenseits der Grenze, sondern er *ist* die Grenze – die Grenze in ihrem Vorrücken, ihrer Dynamik, ihrer Umkämpftheit.»⁶⁹ Die urbanen Siedlungsräume sind – gerade in historischer Perspektive – nicht fixiert, sondern wegen ihrer beweglichen Grenzen veränderlich. So betrachtet überwinden die Tiere und Pflanzen nicht nur Grenzen, sie setzen auch welche. Aber auch der Mensch besiedelt Naturräume (resp. die Stadt schliesst sich um sie wie um Inseln), setzt Grenzen und gehört damit ebenfalls zu den Siedlerfiguren. Die Besiedlung eines Gebiets ist meistens von Konflikten begleitet, weil das Land, in welches der Siedler vordringt, bereits besetzt ist und das Vorrücken mit Kämpfen und Vertreibung der Einheimischen, der bereits Anwesenden verbunden ist.⁷⁰ Innerhalb der Stadt sind die Territorien zwischen menschlichen sowie tierischen und pflanzlichen Siedlerinnen und Siedlern nicht so klar verteilt respektive die verschiedenen Siedlergruppen haben unterschiedliche Ansprüche. Das Konfliktpotenzial der Stadtnatur wird anhand des Siedlermotivs besser fassbar, weil die mit dem Motiv verbundenen Geschichten zeigen, dass die städtischen Orte aus unterschiedlichen Gründen beansprucht werden können.

Jens Lachmund hat in Zusammenhang mit der Geschichte der stadtökologischen Kartierungen von Berlin festgehalten, dass «Stadtnatur» eine Eigenschaft sei, die im Sinn von spezifischer Flora, Fauna und Biostruktur dem Stadtkörper in seiner Gesamtheit inhärent sei und mit dem Natur ebenso urbanisiert wie umgekehrt Stadt naturalisiert wurde.⁷¹ Aus ordnungsdramatologischer Sicht scheint die Stadtnatur meines Erachtens eine städtische Parallelgesellschaft von Tieren und Pflanzen zu bilden, die nicht durch räumliche Ausschlusslichkeit⁷² bestimmt wird, sondern sich in einem verwirrenden Ineinander präsentiert: Die Lebensräume von Menschen, Tieren und Pflanzen überlagern sich, was eindrücklich auf Karten und Plänen gezeigt werden kann (vgl. die abgebildete Igelkarte).

68 Grünzeit 17/2006, S. 15.

69 Horn 2006, S. 244 (Hervorhebung im Original).

70 Vgl. ebd., S. 245.

71 Lachmund 2002, S. 101.

72 Vgl. Simmel 2006.

Wildnis oder Idylle?

«Stadt und Natur gehören zusammen. Für die Tiere in der Stadt sind Häuser und Felsenmassive dasselbe, Strassenschluchten oder Runsen, begrünte Flachdächer oder Felsplatten», heisst es im Geleitwort einer Stadträtin in einem Buch über die Stadtf fauna, das von Grün Stadt Zürich mitherausgegeben wurde (und auf der städtischen Webseite beworben wurde).⁷³ Durch die Analogisierung von Stadt- und Naturraum werden einprägsame und emotional starke Bilder evoziert, darunter dasjenige der überwucherten und verwilderten Stadt. «Die Stadt ist ein Lebensraum mit fast unerschöpflich vielen Biotopen, geprägt von ständigen Veränderungen. Und die Natur ist erfinderisch. Kaum bietet sich in einer Strassen- oder Mauerritze eine Möglichkeit, können sich Pflanzen und Tiere ansiedeln.»⁷⁴

Und weiter: «Der Zürcher Schriftsteller Franz Hohler hat dies in seiner Geschichte von der Rückeroberung der Stadt so formuliert: «Aus der ganzen Stadt trafen Meldungen von neu angelegten Adlernestern ein, der ornithologische Verein erstellte ein Verzeichnis, die Biologen beschäftigten sich mit der plötzlichen Veränderung in den Gewohnheiten dieser seltenen Tiere [...]»»⁷⁵

In der zitierten Erzählung von Franz Hohler tauchen in der Stadt Zürich eines Tages Steinadler auf, später folgen Hirsche, Wölfe, Bären. Es ist weder klar, woher diese Tiere kommen, noch weshalb sie sich in der Stadt auszubreiten beginnen. Was im zitierten Vorwort der Stadträtin als Anfang einer Idylle, eines friedlichen Nebeneinanders von Mensch und Tier verstanden werden könnte, nimmt bei Franz Hohler eine andere Wendung: Mit dem Ein- und Vordringen von wilden Tieren und wuchernden Pflanzen setzt sich in der Stadt allmählich eine von der Natur bestimmte Ordnung durch, während im Gegenzug die Ordnungsmacht der menschlichen Institutionen schwindet.⁷⁶ Neben dieser bedrohlichen Variante findet sich auf der Webseite von Grün Stadt Zürich auch eine sehr idyllische Version der «verwildernden» Stadt: «In den lichten Wäldern des Uetlibergs flattern seltene Schmetterlinge, Grillen zirpen in Witikon, am Katzensee jagen Libellen und Zauneidechsen sonnen sich in Familiengartenarealen. In warmen Sommernächten jagen Fledermäuse über der Limmat, ein Grünes Heupferd singt in der Hecke, das Grosse

⁷³ Ineichen/Ruckstuhl 2010, S. 7.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Ebd., S. 7. Der Text von Franz Hohler wird auch in einer Ausgabe der Zeitschrift «Stadtblick» zum Thema Vielfalt zitiert (vgl. Stadtblick 29/2014, S. 10).

⁷⁶ Als die Kontrolle über die Tier- und Pflanzeninvasion zu entgleiten beginnt, treten die den Widerstand organisierenden städtischen Behörden zunächst Befugnisse an Private ab und ziehen sich schliesslich vollständig zurück. Einen grausigen Höhepunkt findet die Erzählung in der Szene, in der ein Rudel Wölfe über einen Schuljungen herfällt. Die Erzählung lässt sich als Szenario eines Gegenschlags der vom Menschen malträtierten Natur interpretieren, auch wenn dies ausser im Titel an keiner Stelle im Text explizit gemacht wird. Im letzten Abschnitt dämmert es dem Erzähler, dass die Geschehnisse vielleicht den Anfang von etwas sind, «das sich von hier aus uneindämmbar ausbreiten wird» (Hohler 2012, S. 20).

Glühwürmchen leuchtet im alten Parkrasen, ein Igel latscht über die Strasse, Füchse benutzen den Zebrastreifen und Steinmarder huschen unter parkierte Autos.»⁷⁷

Eher idyllisch ist auch die Variante, die sich in einem Comic im Katalog zur Ausstellung «Grün am Bau» findet, die in den Jahren 2018 und 2019 in der Stadtgärtnerei und der Sukkulenten-Sammlung der Stadt Zürich stattfand. Hier schlummert die Heldin der Geschichte auf ihrer Dachterrasse ein; im Hintergrund ist die Zürcher Skyline zu sehen: Bullingerhochhäuser, Lochergut und Primetower. Zwischen den umliegenden Häusern und Hausdächern scheinen Pflanzen zu spriessen. Das zweite Bild der Traumsequenz zeigt einen Blick auf die Altstadt mit den Kirchtürmen von Grossmünster, Fraumünster und St. Peter inmitten von grün überwucherten Häusern; im Vordergrund winden sich Ranken um Stangen, auf ihnen krabbeln Käfer, in der Luft sind Schmetterlinge.⁷⁸ Der bedrohlichen und der idyllischen Version gemeinsam ist, dass sie der Natur einen starken Expansionsdrang zuschreiben: Die Natur sucht und erobert sich ihren Lebensraum. Der – im Rennerschen Sinn zu verstehende – Ordnungssatz wird in ihnen gewissermassen von der Natur diktiert; sie ist die stärkere Kraft, der vom Menschen gestaltete Stadtraum ist bloss eine (abweichende) Situationsbeschreibung; sobald die menschliche Kontrolle nachlässt, beginnt die Natur den städtischen Siedlungsraum auf eine für den Menschen chaotische Art und Weise zu überwuchern.

Die mit diesen Texten evozierten Bilder changieren zwischen Paradies und dschungelartiger Wildnis. In diesem Sinn stellt meines Erachtens die Entdeckung der Natur in der Stadt eine spezifische Spielart der Naturästhetik dar: Gerade da, wo die Stadtnatur am Alltäglichen-Unscheinbaren festgemacht wird, muss eine Grenze inszeniert werden, damit die Natur im städtischen Umfeld überhaupt wahrnehmbar wird. «Natur ist unsichtbar» – mit dieser Feststellung wies der Soziologe und Erfinder der Spaziergangswissenschaft Lucius Burckhardt darauf hin, dass die Natur der Darbietung bedarf, um wahrgenommen werden zu können.⁷⁹ Es sind solche Grenzinszenierungen, die ein Innen und ein Aussen produzieren, «und zwar wechselweise für beide durch die Grenze getrennten Bereiche».⁸⁰ Die Ordnung der Stadtnatur braucht, gerade weil viele ihrer Spielarten so alltäglich sind, stete Impulse der Irritation. Mit dem Begriff werden nämlich nicht nur Grenzen in Frage gestellt, es ändern auch Bewertungen, indem zum Beispiel kleine, fast unscheinbare Grünflecken entlang von Wegen zur «Natur» aufgewertet werden. Stadtnatur ist zudem nicht einfach da, sie entsteht indem – ganz im Sinn des eingangs zitierten Vielfaltskonzepts von Bukow – Eigenes und Fremdes miteinander in Beziehung gesetzt wird, wobei die Stadt zwischen den Beteiligten vermittelt. So schreibt die städtische Verwaltungsabteilung über ihre eigene Arbeit: «Pflanzen und Wildtiere erobern städtische Nischen, Zwischenräume, freie Flächen oft in

77 TED GSZ: Natürliche Vielfalt / Tiere (abgerufen: 15. 12. 2019).

78 GSZ 2018: Grün am Bau, S. 21.

79 Burckhardt 2015, S. 49–56 und S. 77–81.

80 Anselm 1995, S. 197.

erstaunlicher Weise. Wir beobachten sie dabei und greifen, wenn nötig, schützend oder unterstützend ein. Und wenn es zwischen Mensch und Natur Probleme gibt, vermitteln wir. Zwischen Badegästen und Zauneidechsen, Bikern und Bäumen, Wildschweinen und Wanderern. Denn das grüne Leben ist uns wichtig. Es bereichert die Stadt, schafft Bezug zu den Kreisläufen der Natur und trägt dazu bei, dass man sich in Zürich wohl fühlt.»⁸¹

4.1.2 Erfassung – Listen

In der Stadt Zürich wurde im Januar 1990 das Inventar der Natur- und Landschaftsschutzobjekte von kommunaler Bedeutung in Kraft gesetzt.⁸² In einer Ausgabe der Zeitschrift «Grünzeit» wurde die Funktion dieses Verzeichnisses folgendermassen umschrieben: «Hinter diesem amtsdeutschen Bandwurm verbergen sich keine stockfleckigen Folianten, sondern ein topaktuelles Adressverzeichnis der Stadtzürcher Pflanzen und Tiere mit Seltenheitswert.»⁸³

Inventare sind im Planungs- und Baugesetz gefordert und dienen den Behörden als Arbeitsinstrumente, um ihre Aufgabe in Bezug auf Natur- und Heimatschutz wahrnehmen zu können.⁸⁴ Als «Instrumente der Wahrnehmung» stellen die Inventare einen beschreibenden «Zugriff auf Welt»⁸⁵ dar; sie helfen, sich in ihr zu orientieren und zurechtzufinden.⁸⁶ Im bereits zitierten Artikel aus der «Grünzeit» heisst es weiter: «Von Akelei bis Zauneidechse: Im Inventar der kommunalen Schutzobjekte (KSO) der Fachstelle Naturschutz findet man sie alle, ihre säuberlich kartierten Wohngebiete umfassen rund 600 Objekte auf 384 Hektaren Fläche insgesamt.»⁸⁷

Die listenartigen Verzeichnisse wecken nicht nur die Assoziation mit Reichtum, denn Inventare stellen Verzeichnisse des Besitzes dar, sondern stehen auch der im vorhergehenden Unterkapitel geschilderten drohenden Unordnung, die mit der Stadtnatur und ihrer Entwicklung einhergeht, komplementär gegenüber: Sie bannen das Chaos und überführen es in einen kontrollierten – oder zumindest kontrollierbaren – Zustand. Ordnung ist in diesen Erfassungssystemen doppelt präsent: Die Systeme behaupten für die aufgelisteten Gegenstände einen übergeordneten Zusammenhang und unterziehen ihrerseits die zusammengestellten Gegenstände zur Darstellung dieses Zusammenhangs einer rigiden,

81 TED GSZ: Unsere Wirkungsfelder (abgerufen: 13. 3. 2022).

82 Im Inventar waren damals insgesamt 560 Objekte erfasst, die in unterschiedlichem Grad als schutz- oder erhaltungswürdig eingestuft worden waren; vgl. STRB 288/1990.

83 Grünzeit 7/2003, S. 2.

84 STRB 1594/1987.

85 Vgl. Fix 2008b, S. 138.

86 Vgl. Klotz 2013, S. 121.

87 Grünzeit 7/2003, S. 2.

ästhetischen Formierung, nämlich der Anordnung in vertikal oder horizontal ausgerichteten Textfeldern. Die Abfolge dieser Spalten und Zeilen folgt in der Regel ebenfalls in einer klaren Struktur, zum Beispiel in alphabetischer Reihenfolge oder nach ab- oder aufsteigenden Grössenverhältnissen.

Beschreibungen gelten als atemporal, weil sie ähnlich wie das Präsens als Zeitform kein Verhältnis zwischen Ereignis- und Betrachtzeit herstellen.⁸⁸ Das heisst aber nicht, dass die Beschreibungen nicht auf zeitliche Abfolgen verweisen könnten. Sabine Mainberger weist in ihrer Studie zur Poetik des Enumerativen darauf hin, dass mit Aufzählungen nämlich auch Zeit dargestellt werden kann.⁸⁹ Gerade Inventare oder Bilanzen können Übergänge markieren;⁹⁰ einerseits bilden sie einen Endzustand ab, andererseits richtet sich mit ihnen der Blick in der Zeit auch nach vorn: «Inventare gehören zu Passagen von einem Zustand zu einem anderen, sie bilden Schwellen zwischen Vergangenheit und Zukunft.»⁹¹ Inventare haben dadurch etwas Vorläufiges, Unabgeschlossenes. Erzähltheoretisch betrachtet verweisen sie auf ein Vorher und ein Nachher und auf eine mögliche Zustandsveränderung dazwischen. Weil Inventare nachgeführt werden können respektive nachgeführt werden müssen, machen sie die städtische Natur als dynamischen Prozess sichtbar; mit ihnen wird beobachtet und kontrolliert, wie sich die Natur in der Stadt verändert. So sollte auch das oben erwähnte Inventar der Natur- und Landschaftsschutzobjekte gemäss Beschluss des Stadtrats vor seiner Publikation im Internet, die für das Jahr 2010 geplant war, umfassend überprüft und der aktuelle Zustand der «Objekte» mit dem Inventareintrag verglichen werden; Objekte, die den potenziellen Schutzstatus nicht mehr erfüllten, sollten neu umschrieben oder aus dem Inventar «entlassen» werden.⁹²

«Listenarbeit»

Listen sind in erster Linie Erfassungssysteme, mit ihnen wird der quantitative Umfang der Vielfalt bestimmt. Nach Petra Löffler bilden sie eine epistemische Latenzfigur, «ein bewegliches Scharnier zwischen dem, was sich zu einem bestimmten Zeitpunkt wissen lässt und dem, was nicht zur Positivität des Wissens gelangt».⁹³ Die Liste operiert einfach, sie unterscheidet zwischen An- und Abwesenheit.⁹⁴ In einer städtischen Medienmitteilung zu einem Vergleich der Faunakartierungen von 2009 und 2019 der Gebiete Zürichbergwald, Hönegger Wald, Oerlikon und Unterstrass ist zu lesen: «2009 kamen 90 Arten vor, 2019 waren es 98. Auffallend gewachsen ist der Bestand der Heuschrecke Punktierter

88 Vgl. Ossner 2005, S. 65–68.

89 Mainberger 2003, S. 248, 249.

90 Ebd., S. 255–262.

91 Ebd., S. 261.

92 Vgl. STRB 66/2011.

93 Löffler 2006, S. 199.

94 Ebd., S. 200.

Zartschrecke und des Schmetterlings Kaisermantel. Es gab auch einige Arten, wie beispielsweise der Mauerfuchs, die nicht mehr gefunden wurden.»⁹⁵

In den frühen Umweltberichten finden sich Hinweise auf die Erfassung von Amphibien und Fledermäusen sowie von Reptilien und Vögeln.⁹⁶ Weiter wurde zum Beispiel an einer ökologischen Bestandesaufnahme der Bäche gearbeitet oder an einer Zählung der Pflanzenarten.⁹⁷ Seit 2008 werden in der Stadt Zürich sechs Tiergruppen erfasst, wofür pro Jahr ein Zehntel des Stadtgebiets kartiert wird, das heisst, die Tiere werden im Gelände selbst unter Anwendung bestimmter Methoden gesucht und ihre Sichtungen auf Karten eingezeichnet. Zusätzlich findet alle zehn Jahre eine Erfassung der Brutvögel statt.⁹⁸

Mittels solcher im Feld erstellter Listen formiert sich die Stadtnatur induktiv aus dem städtischen Raum heraus; auf den Listen wird verzeichnet, was vor Ort vorgefunden wird. In einer Ausgabe der «Grünzeit» wird von Personen berichtet, die mit der Inventarisierung der städtischen Vogelwelt beschäftigt sind. Die Zählerinnen und Zähler sind mit Begeisterung bei der Sache, und ihre Hingabe vermittelt den Eindruck, dass sehr gründlich vorgegangen wird. Das Vögelbeobachten sei keine Tätigkeit, sondern ein Zustand, wird ein Biologe zitiert: «Auf Schritt und Tritt hört man Vogelrufe und identifiziert sie.»⁹⁹ Und seine Begleiterin erzählt, dass sie Vogelrufe wie Vokabeln einer Fremdsprache pauke: «Das geht am besten mit CDs und Zufallsgenerator – zum Beispiel beim Zugfahren.»¹⁰⁰ Aus ihrem Walkman klinge beim Reisen deshalb nicht Bach, Madonna oder Züri West, sondern Sumpfrohrsänger, Goldammer und Heckenbraunelle.¹⁰¹ Für das 2010 erschienene Buch «Stadtfauna», das bereits oben erwähnt wird, wurde auf eine Datenbank von Grün Stadt Zürich zurückgegriffen, die über 50 000 Einträge umfasste.¹⁰² «Diese Einträge bezeichnen geografisch lokalisierbare Beobachtungen von meist auf die Art bestimmten Tieren, die auf dem Gebiet der Stadt Zürich von Fachleuten oder anderen zuverlässigen Gewährsleuten beobachtet wurden.»¹⁰³

Die Literaturwissenschaftlerin Ursula K. Heise hat den Aufbau von globalen Biodiversitätsdatenbanken als «epische Unternehmen» bezeichnet.¹⁰⁴ Dies, weil sie ähnlich wie die Epen vergangener Zeiten den Anspruch erheben, die Gesamtheit der bekannten Welt zu erfassen. Einen solchen umfassenden Anspruch erheben die städtischen Listen nicht. Aber auch mit ihnen erhält die Vielfalt der Zürcher Stadtnatur eine Grössenordnung, präsen-

95 GSZ MM 20. 8. 2020: Zunahme der Tierarten.

96 UB 1986/87; UB 1988; UB 1989/90.

97 UB 1990/91; UB 1992/93.

98 TED GSZ: Kartierungen (abgerufen: 12. 1. 2022).

99 Grünzeit 18/2006, S. 2.

100 Ebd.

101 Ebd.

102 Ineichen/Ruckstuhl 2010, S. 48.

103 Ebd.

104 Heise 2010, S. 88.

Tabelle 7: Anzahl Tierarten

Tierart	Anzahl Stadt Zürich (ca.)	Anzahl Schweiz (ca.)
Säugetiere	30	60
Fledermäuse	10	30
Vögel	97	195
Reptilien	6	15
Amphibien	12	23
Fische	27	45
Libellen	42	80
Heuschrecken	31	106
Tagfalter	63	200
Zikaden	180	500
Ameisen	50	136
Landschnecken	100	231
Wasserschnecken	37	52
Muscheln	20	30
Eintagsfliegen	34	90
Steinfliegen	39	111
Köcherfliegen	110	310
Schnabelfliegen	4	8
Total Arten (ca.)	895	2227

Aus: TED GSZ: Natürliche Vielfalt / Tiere (aufgerufen 15. 12. 2019).

tiert anhand der Zahlen der vorgefundenen und geschätzten Tier- und Pflanzenarten. So gibt es in der Stadt Zürich gemäss städtischem Umweltbericht 2011 rund 1200 verschiedene Blütenpflanzen und Farne, und es wird geschätzt, dass etwa 16 000 Tierarten in der Stadt heimisch sind.¹⁰⁵ Bis vor einigen Jahren fand sich auch die folgende Aussage auf der städtischen Webseite: «Von rund 895 Tierarten sind nähere Angaben über Vorkommen und Verbreitung in der Stadt Zürich vorhanden. [...] Selbstverständlich leben weit mehr Tierarten auf dem Stadtgebiet, über die jedoch keine genaueren Informationen vorliegen.»¹⁰⁶ Die in der Stadt Zürich gefundenen Tierarten waren in tabellarischer Form aufgelistet, wobei ihre Zahl jeweils mit derjenigen der Gesamtschweiz verglichen wurde. (Vgl. Tab. 7)

¹⁰⁵ UB 2011, S. 11.

¹⁰⁶ TED GSZ: Natürliche Vielfalt / Tiere (abgerufen: 15. 12. 2019).

Die «Listenarbeit» war mit der Publikation dieser Ergebnisse damals aber nicht abgeschlossen, denn die Webseite endete mit der Aufforderung, dass Hinweise und Ergänzungen gerne entgegengenommen würden.

Listen und Verzeichnisse sind darauf ausgelegt, dass Informationen schnell gefunden werden können.¹⁰⁷ Allerdings «indizieren» die aufgelisteten Daten eher die Phänomene, die sie vermitteln sollen, als dass sie diese «darstellen» würden.¹⁰⁸ Listen, wie die oben abgebildete Tabelle, sind magere Gerüste, die sich jedoch zu umfangreicheren Darstellungen der Stadtnatur ausbauen lassen. So porträtiert das bereits erwähnte Buch über die Zürcher Stadtfafauna insgesamt rund 600 Tierarten.¹⁰⁹ Die Einträge sind einheitlich strukturiert: Jeweils eine halbe, zweigeteilte Seite: auf der einen Seite – als Blickfang – ein Foto des Tiers, darunter Icons zu den von ihm bevorzugten Lebensräumen sowie manchmal eine Karte, auf der die Orte seines Vorkommens markiert sind. Alle drei Elemente werden in Kurztexten erläutert. Die andere Hälfte des Eintrags umfasst den Namen der Tierart sowie Informationen zu Nahrungsvorlieben, Brutverhalten, Ansprüchen an Lebensraum und so weiter. Der Ausbau kann als Übergang von der «eigenständigen Beschreibung» zur «voraussetzungsschaffenden Beschreibung»¹¹⁰ gesehen werden; das heisst, mit ihm wird die Voraussetzung geschaffen, für ein weiterführendes kommunikativ-pragmatisches Ziel.¹¹¹ Informationen, wie zum Beispiel diejenigen zu den Lebensräumen, können eine appellative Funktion erhalten, weil sie auf Bedürfnisse der Tiere hinweisen und damit die Frage aufwerfen, ob diese in der Stadt überhaupt (noch) erfüllt werden können.

Gewertete Vielfalt

Listen werden in Bezug auf die Vielfalt als in- und exkludierende Kontrollinstrumente eingesetzt, denn nicht alle der vorgefundenen Tiere und Pflanzen erhalten den gleichen Stellenwert und sind gleichermassen als Teile der städtischen Vielfalt erwünscht. Im Buch «Stadtfafauna» findet sich zum Beispiel bei einzelnen Tierarten ein Hinweis auf die für sie geltende Gefährdungskategorien, das heisst, es handelt sich um Tierarten, die auf den sogenannten «Roten Listen» geführt werden. Die «Roten Listen» werden in einer Publikation des Bundesamts für Umwelt als «Fieberthermometer des Naturschutzes»¹¹² bezeichnet und sind auf Bundesebene rechtlich verankert. Es sind Listen mit normativem Charakter, welche das Leben bestimmten Bedrohungskategorien zuordnen und so die Vorstellung einer auf bestimmte Art zusammengesetzten Natur vermitteln, die es

¹⁰⁷ Rolf 1993, S. 210.

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ Vgl. Ineichen/Ruckstuhl 2010.

¹¹⁰ Vgl. Janle 2009, S. 78, 79.

¹¹¹ Ebd., S. 79.

¹¹² BAFU 2011: Gefährdete Arten, S. 7.

zu bewahren gilt.¹¹³ Der verlangte Schutz gilt in der Regel den einheimischen Tier- und Pflanzenarten, die erhalten werden müssen.¹¹⁴ Die Gegenstücke zu den Roten Listen sind die Grauen und die Schwarzen Listen, in welchen die unerwünschten Arten geführt werden, denn nicht jede Tier- und Pflanzenart wird als Bereicherung der Artenvielfalt gesehen. Eine besondere Bedrohung für die heimische Flora und Fauna stellen die (invasiven) Neophyten und Neozoen dar, vom Menschen nach Europa eingeschleppte Tier- und Pflanzenarten.¹¹⁵ Auf der städtischen Webseite hiess es über diese «nicht heimischen» Pflanzenarten: «Die meisten dieser Arten verschwinden oder fügen sich problemlos in unsere Pflanzenwelt ein. Wenige Arten verbreiten sich stark. Sie werden invasiv und verursachen dadurch Probleme. Sie müssen möglichst frühzeitig bekämpft werden. Eine von 1000 eingeführten Pflanzen wird zum Problemfall.»¹¹⁶

Zur weiteren Information wird aktuell unter anderem auf eine kantonale Broschüre verwiesen, in der erklärt wird: «Invasive Neophyten sind gebietsfremde Problempflanzen, die sich bei uns stark ausbreiten und Schäden verursachen. Sie verdrängen einheimische Arten, reduzieren die Artenvielfalt, können Schäden an Bauten anrichten sowie Probleme in der Land- und Forstwirtschaft verursachen. Einige Arten sind auch für die Gesundheit von Mensch und Tier problematisch.»¹¹⁷

Die kantonale Broschüre trägt den Titel: «Exotische Pflanzen im Garten – Was tun?» Und auf die Frage folgt der Ratschlag: «Verzichten Sie der Natur zuliebe auf gebietsfremde Problempflanzen, es gibt genügend einheimische, attraktive Alternativen!»¹¹⁸ In der Broschüre wird zudem darauf hingewiesen, dass der Umgang mit «Problempflanzen» gesetzlich verboten ist und Massnahmen zu ihrer Bekämpfung angeordnet werden können. Friedemann Schmoll sieht die teils sehr aggressive Semantik in Zusammenhang von «Multikulti» im Tierreich (und eben auch Pflanzenreich) darin begründet, dass die eingeschleppten Arten eine grobe Störung eines an einem Ursprungsideal orientierten Naturverständnisses darstellen: «[Neophyten und Neozoen] sind nicht Teil einer organisch gewachsenen Ordnung, sondern künstlich implantiert, bedrohen also die Vorstellung einer ausschliesslich aus sich selbst wirkenden natürlichen Ordnung.»¹¹⁹

Die Vielfalt der Stadtnatur ist also keine beliebige, sondern eine qualitativ gewertete und letztlich kontrollierte Mischung. Es gibt Listen mit erwünschten und solche mit nicht-erwünschten Arten, die zum kontrollierenden Abgleich beigezogen werden. Die nicht-einheimischen Tiere und Pflanzen eignen sich nicht nur als Projektionsfeld für Ängste

113 Heise 2010, S. 171.

114 Vgl. Bundesgesetz über Natur- und Heimatschutz.

115 Grünzeit 33/2010, S. 21–23.

116 TED UGZ: Invasive Neophyten (abgerufen: 21. 2. 2021).

117 AWEL (o. J.): Exotische Pflanzen.

118 Ebd.

119 Schmoll 2003, S. 56; vgl. ebenfalls Eser 2004.

aller Art, sondern auch zur Demonstration von Ordnungsautorität: Die «falschen» Tiere und Pflanzen werden ausgemerzt.¹²⁰ Dieses Schicksal ereilte in der Stadt Zürich zum Beispiel die Goldfische, die von jemandem verbotenerweise in einem städtischen Weiher ausgesetzt worden waren. Denn ähnlich wie die eingeschleppten Tierarten können sich auch ausgesetzte Haustiere, wenn sie keine natürlichen Feinde haben, ungehindert vermehren und damit andere Tiere verdrängen.¹²¹ Im Zug einer Weiher-sanierung wurden im Jahr 2004 über tausend Tiere herausgefischt und anschliessend den Bären im Wildpark Langenberg verfüttert.¹²² Dieses Fressen ist in einem Cartoon auf der Rückseite einer «Grünzeit»-Ausgabe festgehalten; die Zeichnung zeigt zwei Bären, die Fische aus einem Goldfischglas angeln, wobei der eine meint: «Klar, s'isch nöd vill dra, aber so als Amuse-Bouche findi's no witzig.»¹²³ Die Vernichtung der einen Art geschieht zum Vorteil der vielen anderen: «Jetzt kann im Dunkelhölzliweiher wieder neues, vielfältiges Leben entstehen», schliesst der Artikel über die Säuberungsaktion. «Bleibt zu hoffen, dass die falsch verstandene Tierliebe nicht wieder zu Aussetzungen im Weiher führt. Freuen würde das niemanden, höchstens die Bären, die fressen jeden Fisch.»¹²⁴

Topografie der «amtlichen» Stadtnatur

Die Artenlisten und Naturinventare machen die Vielfalt der Stadtnatur nicht nur in ihrer Gesamtheit sichtbar, dank ihrer Kleinräumlichkeit erlauben die Letzteren auch, die Natur im städtischen Raum zu verorten. So schildert der eingangs zitierte Artikel zum Beispiel eine Besichtigungstour, die zu drei der inventarisierten Örtlichkeiten führte.¹²⁵ Da das Inventar heute im Internet als interaktive Karte abrufbar ist, kann diese Tour einfach nachvollzogen oder auch in erweiterter Form selbst durchgeführt werden.¹²⁶ Die Topografie der Stadtnatur modelliert sich – dies nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Vielfalt an Pflanzen und Tieren – aus hierarchisch abgestuften Naturstandorten. Ökologisch betrachtet setzt sie sich aus bedeutenden und weniger bedeutenden Biotypen zusammen, dramatologisch betrachtet aus Haupt- und Nebenschauplätzen von (impliziten)¹²⁷ Stadtnaturgeschichten zusammen. Solche Geschichten spielen in Kellern und auf Dachstöcken, in Privat- und Familiengärten, in Parks, Friedhöfen und Wäldern, aber auch auf Bahn- oder ehemaligen Industriearealen.¹²⁸

120 Vgl. bspw. GSZ MM 14. 6. 2016: Problempflanzen.

121 Vgl. AWEL (o. J.): Invasive Neozoen.

122 Grünzeit 12/2004, S. 11.

123 Grünzeit 12/2004, vierte Umschlagseite.

124 Ebd., S. 11.

125 Vgl. Grünzeit 7/2003, S. 2–6.

126 Stadt Zürich: Inventar der Natur- und Landschaftsschutzobjekte (abgerufen: 15. 4. 2021).

127 Vgl. Fludernik 2010, S. 17, 18.

128 Vgl. Ineichen/Ruckstuhl 2010, S. 29; Landolt 2001, S. 18.

Ähnlich wie einzelne Tierarten als Symbole gesehen werden können, die für die Entdeckung der Natur in der Stadt stehen, und damit auf den menschlichen Umgang mit Natur verweisen, werden einzelne Örtlichkeiten zu Symbolen für die städtische Artenvielfalt und verweisen damit gleichzeitig auf die Attraktivität des städtischen Siedlungsraums für Tiere und Pflanzen. «Auf Zürcher Stadtgebiet, zum Teil mitten in belebtestem Umfeld, gibt es erstaunliche Naturoasen: Eidechsen, Blindschleichen und Nachtigallen im Lettenareal zum Beispiel, Feuchtbiopte am Uetliberg oder Orchideenkolonien auf den Flachdächern des Seewasserwerks in Wollishofen»,¹²⁹ schwärmt die Redaktorin der «Grünzeit». Einer der diesbezüglich wichtigsten Punkte auf der Karte der städtischen Naturstandorte ist das Gleisfeld zwischen dem Hauptbahnhof und dem Bahnhof Altstetten, das als «kleines Sizilien»¹³⁰ betitelt wird und als «Fünfsternhotel für Pflanzen und Tiere»¹³¹ gilt. Als wahre Zaubergärten der Vielfalt erweisen sich die Ruderalflächen, fürs menschliche Auge meist karge Kies- und Schotterflächen, wo «spontan seltene Pflanzen [wachsen], welche Insekten und anderen Kleinlebewesen eine wertvolle Nahrungsgrundlage bieten. Die Insekten wiederum bilden für Eidechsen und Vögel ein reichhaltiges Nahrungsangebot.»¹³² Am grössten ist die Artenvielfalt auf der Allmend Brunau am Fuss des Uetlibergs.¹³³ Auf diesem Gelände wurde bis in die zweite Hälfte der 1980er-Jahre ein Waffenplatz betrieben, wobei die teilweise brutalen menschlichen Eingriffe die Naturentwicklung nicht verhinderten, im Gegenteil: «Die Aktivitäten der Füsiliere veränderten das Gelände auf eine Weise, die der Natur zugute kam. [...] Wo Granaten einschlugen, entstand für Pionierpflanzen ein idealer Lebensraum.»¹³⁴

Natur ist ein Begriff, der nur im Verhältnis zu einem Gegensatz definiert werden kann,¹³⁵ also aus einer Oppositionskonstellation heraus entwickelt werden muss. Die Artenvielfalt wird damit ebenfalls zu einem Kriterium, um den städtischen von einem agrarwirtschaftlich geprägten Raum zu unterscheiden: «Die Stadt hat als Lebensraum auch ihre Vorteile», wird der Stadt-Land-Vergleich im Umweltbericht von 1988 eingeleitet. «Durch ihre typische, heterogene Struktur ergibt sich für Pflanzen und Tiere eine Vielzahl unterschiedlicher ökologischer Nischen. Demzufolge ist die Artenvielfalt, gegenüber einer rein landwirtschaftlich genutzten Fläche, viel grösser.»¹³⁶ In beinahe geodeterministischer Manier wird die Artenvielfalt als eine kausale Folge der Struktur des städtischen Lebens-

129 Grünzeit 7/2003, S. 2.

130 Grünzeit 18/2006, S. 1.

131 Ebd., S. 10.

132 UB 2001, S. 37.

133 Hier fanden bereits im 17. Jahrhundert militärische Übungen statt. Bis in die 1980er-Jahre wurde die Allmend als Waffenplatz genutzt. Daneben ist sie auch seit langem ein Freizeit- und Erholungsgebiet; vgl. Wegmann 2005.

134 Grünzeit 27/2008, S. 18.

135 Vgl. Schipperes 1978, S. 215.

136 UB 1988, S. 62.

raums beschrieben und zu einem Hauptmerkmal der Stadtnatur erklärt. «In strukturarmen, landwirtschaftlich intensiv genutzten Gebieten findet die Natur längst nicht so viele verschiedene Lebensräume vor wie in der Stadt Zürich, in deren Gebiet über 1200 Pflanzenarten wachsen. Bezüglich der Wildtierarten sind rund 300 nachgewiesen – die Zahl der insgesamt hier lebenden Tiere wird auf rund 10 000 geschätzt!»¹³⁷

Umberto Eco bezeichnet die Art von Listen, wie sie die Inventare oder die Roten und Schwarzen Listen darstellen, als praktische Listen.¹³⁸ Praktische Listen haben drei Eigenschaften: Sie sind referenziell und beziehen sich auf die äussere Welt; sie sind endlich, denn sie bemühen sich, an einem Ort vorhandene Gegenstände vollständig aufzuzählen; zudem sind sie «unveränderlich in dem Sinn, dass es zwecklos wäre, dem Katalog eines Museums ein Werk hinzuzufügen, das dort nicht auch aufbewahrt wird».¹³⁹ Als «administrative Formen» fixieren und beglaubigen die Artenlisten und Inventare die städtische Natur nicht allein in ihrem Umfang und in ihrem vielfältigen Reichtum, sie verfügen auch über rhetorisches Potenzial, das sich aus der Geschichte¹⁴⁰ ihrer Anwendung nährt. Als Erfassungssysteme und Darstellungsstrukturen sowie als Selektionswerkzeuge weisen die Tier- und Pflanzenlisten auf die Fragilität der Stadtnatur hin. In diesem Sinn prekarisieren sie die Ordnung der Vielfalt, weil sie zeigen, dass diese Ordnung sich nicht von allein in der erwünschten Mischung erhält, sondern immer überwacht und selektierend kontrolliert werden muss.

4.1.3 Instrumentalisierung bedrohter Tiere und Pflanzen

«Tiere und Pflanzen auf nicht versiegelten Grünflächen machen die Stadt lebendig, wohnlich und erholsam», heisst es im Lead des Kapitels «Natur und Landschaft» des städtischen Umweltberichts 2003. Und weiter: «Ihre Lebensräume schützen, vermehren und optimieren ist wichtig für Zürichs Umwelt- und Lebensqualität. Solange die Glühwürmchen nicht ganz erlöschen, besteht Hoffnung ...»¹⁴¹ Während die ersten beiden Sätze aufeinander Bezug nehmen und erklären, weshalb es Tiere und Pflanzen in der Stadt braucht und was zu tun ist, damit diese auch in der Stadt bleiben, klappt zum dritten Satz eine seltsame inhaltliche Lücke. Obschon in ihm von Hoffnung die Rede ist, bleibt der Eindruck, dass er mit seiner fragmentarischen Andeutung eher als Warnung denn als optimistische Aussicht verstanden werden will.

¹³⁷ GSZ 2006: Grünbuch, S. 80.

¹³⁸ Eco 2009, S. 113.

¹³⁹ Ebd., S. 113.

¹⁴⁰ Zur Geschichte von Listen: vgl. Goody 2012.

¹⁴¹ UB 2003, S. 36.

Diese Andeutung dürfte von den meisten Leserinnen und Lesern verstanden werden, weil sie einen impliziten Verweis auf ein Genre darstellt, das nach Ursula K. Heise während der letzten zwei Jahrhunderte das Natur- und Umweltdenken in Europa und Nordamerika geprägt hat: Die Geschichte des vom Menschen ausgelösten Verfalls und Untergangs der Natur.¹⁴² Nach Heise stellen die verschiedenen Erzählungen rund um den Artenschwund eine der Dimensionen dar, in welcher die Geschichte der menschenverursachten Zerstörung der Natur zu Beginn des 21. Jahrhunderts transportiert wird.¹⁴³ Im städtischen Umweltbericht finden sich mit Siedlungsentwicklung und Bodennutzung verbundene Varianten dieses narrativen Schemas. So wird im Bericht 2013 zum Beispiel geschildert, wie einzelne Vogelarten durch die Veränderungen des Siedlungsraums bedroht sind: «Unter den schleichenden Veränderungen der traditionellen Kulturlandschaften, insbesondere hervorgerufen durch die explosionsartige Ausdehnung der besiedelten Gebiete und die intensivierete Nutzung der Grünflächen, leiden anspruchsvolle Vogelarten [...]. Die landschaftliche Entwicklung führt in der Stadt Zürich wie auch im ganzen schweizerischen Mittelland zu einer Trivialisierung der Artenzusammensetzung.»¹⁴⁴

Oder auf der städtischen Webseite war unter dem Titel «Problempflanzen – Neophyten» eine Variante zu finden, die das oben herausgearbeitete Siedlermotiv aufnimmt. Die Stadt als Ort des menschlichen Lebens ist in diesem Beispiel nicht nur ein Ort, der ideale Lebensbedingungen für fremde Arten bietet, sondern von hier aus verbreiten sich diese auch weiter, womit der Mensch letztlich zum Förderer der invasiven Pflanzen wird: «Wo der Mensch wohnt, produziert, arbeitet und fährt, entstehen immer wieder von Neuem nackte Böden ohne natürliche Vegetation. Neophyten finden hier ideale Lebensbedingungen: keine konkurrierenden Pflanzen, viel Licht und Wärme. Ein grosser Teil der Neophyten konzentriert sich deshalb auf die Stadt, die die Quelle für die Besiedlung anderer Lebensräume wie Flussufer, Naturschutzgebiete oder zeitweilig brachliegende Landwirtschaftsflächen ist.»¹⁴⁵

Das Eingangszitat referenziert aber nicht nur die düstere Seite der Erzählung vom Artenschwund, sondern verbindet diese – unter umgekehrten Vorzeichen – auch mit einem Versprechen: Zwar ist die Natur in der Stadt immer durch den Menschen gefährdet, denn wird auf die (einheimischen) Tiere und Pflanzen nicht genügend Rücksicht genommen, verschwinden sie; wenn diese aber gepflegt werden, dann kann die Natur für die Stadt einen grossen Gewinn darstellen. Versinnbildlicht wird diese Doppelbedeutung mit dem Glühwürmchen: Einerseits ist dieser Käfer eines der Tiere, das – ähnlich wie der Fuchs – exemplarisch für den Reichtum der Natur innerhalb der Stadt steht, denn «wo

¹⁴² Heise 2010, S. 10.

¹⁴³ Vgl. ebd., S. 10; vgl. ebenfalls Bühler 2016, S. 154, 155.

¹⁴⁴ UB 2013, S. 15.

¹⁴⁵ TED GSZ: Problempflanzen (abgerufen: 25. 5. 2012).

es den Glühwürmchen wohl ist, gefällt es meist auch vielen anderen Lebewesen, Tieren und Pflanzen, sogar seltenen und gefährdeten Arten»;¹⁴⁶ andererseits würde sein möglicher Verlust gerade dadurch schwerer wiegen, weil sein Verschwinden den Verlust von weiteren Tier- und Pflanzenarten indizieren würde.

Während in den vorhergehenden beiden Unterkapiteln die Vielfalt der städtischen Natur zunächst als «Erzählung» – nämlich als Geschichte einer Ordnung – und als «Beschreibung» betrachtet wurden, geht es im Folgenden um die argumentativen Zusammenhänge, welche den Plädoyers für die städtische Vielfalt zugrunde liegen. Die drei verschiedenen «Entfaltungsformen» können nach ihrem «Bezug zur Welt» unterschieden werden, wobei sich das argumentative Feld als eine Ordnung von aufeinander bezogenen Sachverhalten präsentiert.¹⁴⁷ Die Ordnung der Sachverhalte stellt sich hier nicht als Zustand dar, sondern als Entwicklung entweder in eine positive oder in eine negative Richtung, eine Entwicklung, die sich einmal als (drohendes) Verhängnis und einmal als (vielversprechende) Verheissung präsentiert.

Drohen und versprechen

Der Soziologe Heinrich Popitz bezeichnet das Drohen und das Versprechen als instrumentelle Macht, mit der – im Fall der Drohung – durch das Erzeugen von Furcht und – im Fall des Versprechens – durch Erzeugen von Hoffnung auf andere eingewirkt werden soll.¹⁴⁸ Instrumentelle Macht stützt sich auf den Entwurf von Alternativmöglichkeiten, deren Verwirklichung letztlich vom Verhalten des Adressaten der Drohung oder des Versprechens abhängt.¹⁴⁹ Wir können die verschiedenen Varianten der Erzählung vom Artenschwund, in welchen die städtische Entwicklung als mit Befürchtungen oder Hoffnungen verknüpfte Alternativen verhandelt wird, als Rahmung sehen, die erlaubt, innerhalb eines Konfliktschemas für die städtische Position zu plädieren. Denn – wie Herrmann et al. festhalten – bildet der Interessenkonflikt den Ausgangspunkt jeder Argumentation.¹⁵⁰ Argumentation meint letztlich das Durchsetzen der eigenen Position gegen Widerstände, wobei diese durch – mehr oder weniger rhetorisch ausgefeilte – Begründungen überwunden werden sollen. Es geht darum, das (antagonistische) Gegenüber durch Ausführungen dazu zu bringen, seinen Vorteil in der ihm entgegengehaltenen Position zu erkennen und entsprechend einzulenken.¹⁵¹

Wer Drohungen (oder Versprechen) als Machtform einsetzt, der oder die manövriert sich selbst in eine – unter Umständen sehr unangenehme – Doppelrolle: als Absender oder

¹⁴⁶ UB 2003, S. 36.

¹⁴⁷ Vgl. Ossner 2005, S. 63.

¹⁴⁸ Popitz 1992, S. 79.

¹⁴⁹ Vgl. ebd., S. 82.

¹⁵⁰ Vgl. Herrmann/Hoppmann/Stölzgen/Taraman 2012, S. 13.

¹⁵¹ Ebd., S. 17.

Absenderin der Drohung und gleichzeitig als deren Exekutor oder Exekutorin.¹⁵² Zentral für den Erfolg der Drohung ist nämlich die Glaubwürdigkeit des in Aussicht gestellten Sanktionsvollzugs respektive die Glaubwürdigkeit des Exekutors oder der Exekutorin. Schliesslich geht es doch letztlich darum, dass eine Drohung nicht ausgeführt werden muss, im Bedarfsfall jedoch vollzogen werden kann.¹⁵³ Nun ist es hier jedoch nicht die Stadt selbst die droht, vielmehr handelt es sich um eine «Stellvertreterdrohung»: Die Stadt spricht als Stellvertreterin der Tiere und Pflanzen in der Stadt.

Das strategische Drohpotenzial des Verlusts der Stadtnatur baut darauf auf, dass die Tiere und Pflanzen in der Stadt «Invasoren» und Opfer zugleich sind. Sie wandern in die Stadt ein oder werden hierher verschleppt – und sind dann auf Hilfe angewiesen, weil ihre Anpassungsfähigkeit letztlich beschränkt ist. So ist die Stadt beispielsweise dem Igel als Folge der Intensivierung der Landwirtschaft zu einem Ersatzrefugium geworden, das heisst aber nicht, dass er sich deswegen in ihr sicher bewegen könnte: «Die Stadt ist eigentlich ein lebensfeindlicher Raum für Igel, da viele Gefahren drohen, insbesondere stark befahrene Strassen.»¹⁵⁴ Auch Vögel oder andere Tiere, die in oder an Häusern Nist- und Brutplätze gefunden haben, sind auf Rücksicht angewiesen. «Manchmal fallen durch Renovation oder Umbau – in unseren Augen kleine – Veränderungen an. Einige Tierarten sind jedoch sehr konservativ und haben Mühe, sich auch auf kleine Veränderungen oder Neues einzustellen.»¹⁵⁵ Die Stadt als Raum, der sich stetig verändert, überfordert sie. Das gilt auch für «sensible» Vogelarten, die unter den Veränderungen der traditionellen Kulturlandschaften und der Ausdehnung der besiedelten Gebiete sowie der intensivierten Nutzung von Grünräumen leiden.¹⁵⁶

Die Hilflosigkeit der Tiere (und Pflanzen) hat einen moralischen Impetus und stellt einen Handlungsappell an den Menschen dar, weil diese Hilflosigkeit letztlich auf den Menschen zurückverweist. Vinzenz Hediger hat in seiner Auseinandersetzung mit Tierdarstellungen im Rahmen des Naturschutzes festgehalten, dass der gefährdeten Natur moralische Autorität zugebilligt wird;¹⁵⁷ gemäss den ökologischen Argumentationsmustern hat der Mensch ein ursprüngliches, kulturvorgängiges Gleichgewicht gestört und soll nun die ursprüngliche Ordnung wieder herstellen, wobei er auch erkennen muss, wie sich die Naturzerstörung gegen ihn selbst richtet: «Die Aufgaben des Natur- und Tierschutzes bestehen für das ökologische Denken nicht einfach darin, Natur und Tier zu schützen. Vielmehr geht es zunächst darum, sie vor dem Menschen zu schützen, und

152 Popitz 1992, S. 82, 83.

153 Ebd., S. 26, 83; Paris/Sofsky 1987, S. 18.

154 UB 1992/93, S. 68.

155 Umweltschutzamt der Stadt St. Gallen/Gartenbau- und Landwirtschaftsamt 1996/1999, S. 2.

156 UB 2013, S. 15.

157 Hediger 2007, S. 287 (mit Verweis auf Daston/Vidal).

den Menschen vor sich selbst sowie beide vor den Kräften der Kultur, die der Mensch freigesetzt hat und deren Kontrolle ihm entglitten ist.»¹⁵⁸

Biodiversität – Steigerung des Drohpotenzials

Neben dem moralischen Argument wird die Dringlichkeit des Handlungsappells nach der Jahrtausendwende nicht mehr allein mit dem Begriff der Artenvielfalt, sondern auch mit demjenigen der «Biodiversität» begründet, ein Begriff, der als eine Steigerungsform der Artenvielfalt verstanden werden kann, insofern Biodiversität eben «mehr als nur Artenvielfalt»¹⁵⁹ ist. Der Begriff etablierte sich Ende der 1980er-Jahre in der Wissenschaft und erweiterte den traditionellen Begriff der Artenvielfalt enorm.¹⁶⁰ In der Zeitschrift «Grünzeit» erscheint erstmals im Jahr 2007 ein Artikel zum Thema;¹⁶¹ im Umweltbericht taucht der Begriff ab 2009 regelmässig auf, ab 2015 auch als eigene Kapitelüberschrift. Biodiversität ist ein Totalbegriff, der mit der Kurzformel «Vielfalt der Arten, Lebensräume und Gene» zusammengefasst werden kann. Die Biodiversität «garantiert nicht nur blütenreiche Wiesen, ein vielfältiges Angebot an Äpfeln in den Verkaufsauslagen oder Feriendestinationen von der Wüste bis zum Regenwald», heisst es in einem Artikel der «Grünzeit». «Der Biodiversität verdanken wird weit mehr: Nahrung, Trinkwasser, Kleidung, Baumaterialien, Energie oder Heilmittel, um nur ein paar Beispiele zu nennen.»¹⁶² Die Stadt Zürich unterschrieb im Jahr 2008 die weltweite Erklärung «Countdown 2010 – Rettet die Biodiversität» und verpflichtete «sich damit zu einer aktiven Förderung der biologischen Vielfalt»;¹⁶³ 2010 war das internationale Jahr der Biodiversität. Auf einem städtischen Merkblatt wird die Biodiversität als Lebensgrundlage und Lebensversicherung bezeichnet.¹⁶⁴ Die Städte, die sich durch eine besonders grosse Vielfalt auszeichnen, tragen bezüglich der Biodiversität eine besondere Verantwortung, denn im «Vergleich zum landwirtschaftlich geprägten Umland gelten städtische Lebensräume als Hotspots der Biodiversität».¹⁶⁵

Aus ordnungsanalytischer Sicht ist Biodiversität ein strategisch vielseitig verwendbarer Begriff, der hilft, Unübersichtlichkeit in Ordnung zu verwandeln.¹⁶⁶ Er setzt die einzelnen Tier- und Pflanzenexemplare und die verschiedenen städtischen Naturstandorte in

¹⁵⁸ Ebd., S. 287.

¹⁵⁹ Grünzeit 26/2008, S. 16.

¹⁶⁰ Lachat et al. 2010, S. 15, 16.

¹⁶¹ Grünzeit 22/2007, S. 20.

¹⁶² Grünzeit 26/2008, S. 16.

¹⁶³ Vgl. STRB 907/2010.

¹⁶⁴ GSZ MB (o. J.): Was ist Biodiversität?

¹⁶⁵ GSZ MB (o. J.): Biodiversität – Reichtum für Zürich; vgl. ebenfalls UB 2011, S. 11.

¹⁶⁶ Biodiversität kann als Gedanke verstanden werden, der Tatsachen und Werturteile miteinander kombiniert. Dies, weil die Kombination den Eindruck vermittelt, ethische Richtlinien liessen sich aus der Natur ableiten, vgl. Heise 2010, S. 27 (mit Verweis auf Takacs).

Beziehung zueinander, sodass sie mit Bezug auf ein Ganzes gedeutet werden können und dadurch einen besonderen Wert erhalten. Damit steht der Begriff für eine (komplexe) Ordnung und ermöglicht gleichzeitig Ordnung einzufordern, indem mit ihm das Drohpotenzial des Naturverlustes vergrößert wird. Drohungen, so hält Popitz fest, bedeuten immer auch die Oktroyierung von Ungewissheit. Diese Ungewissheit kann mit Absicht gefördert werden, um den psychischen Effekt der Ungewissheit zu nutzen, also um Angst zu wecken.¹⁶⁷ Betrachten wir den Biodiversitätsbegriff in diesem Zusammenhang, dann stellt er eine Steigerung der Komplexität städtischer Vielfalt¹⁶⁸ dar. Bildlich gedacht wird mit dem Begriff gewissermassen von der Listen- oder Linearlogik in die Systemlogik gewechselt, womit sich auch die «argumentative» Drohgebärde potenziert: Vielfalt wird zur systemischen Vielfalt. Wurde davor einfach ein Name aus einer Liste entfernt, fehlt nun ein Knoten in einem komplexen Netzwerk. Die Folgen sind gravierender respektive nicht vorhersehbar. In der «Strategie Biodiversität Schweiz» heisst es: «Der Verlust der Biodiversität erfolgt schleichend und wird deshalb von der Gesellschaft kaum wahrgenommen. Die Gesellschaft gewöhnt sich an die Veränderung, bevor sie wahrnimmt, was sie an wesentlichen Funktionen und Leistungen verloren hat.»¹⁶⁹

StadtNatur – und das ist ein Paradox – bietet gerade hier einen Ausweg. Der Mensch hat mit der Stadt einen Ort geschaffen, in dem die Natur in einem gewissen Rahmen auch eine Zuflucht findet, denn in den «dicht bebauten Gebieten mit ihren heterogenen Strukturen, ihren vielseitigen Nutzungen und ihren oft kleinräumlichen, mosaikartigen Aufteilungen leben durchaus nicht nur Allerweltsarten, sondern auch Tiere und Pflanzen, die gerade hier oder nur hier Bedingungen finden können, die sie zum Leben oder zum Überleben benötigen.»¹⁷⁰

Die Erzählung vom menschenverursachten Untergang der Natur erhält so ihre städtische Gegenerzählung: Die Natur ist nicht nur vom Menschen bedroht, es ist auch der Mensch, der die Natur schützen und fördern kann und dies gerade im urbanen Raum, der sogar reichhaltiger sein kann als das Umland.

Handlungsaufforderungen

Eine Drohung stellt eine Beziehung zwischen einem geforderten und einem abweichenden Verhalten her, wobei die Alternativen ungleichgewichtig belastet werden: Eine Alternative ist mit einer Sanktionsdrohung verbunden, während die andere den Sanktionsverzicht verspricht.¹⁷¹ Durch die Schilderung unangenehmer Konsequenzen wird nahegelegt, sich für die «richtige» Alternative zu entscheiden. Die Drohung setzt so

¹⁶⁷ Popitz 1992, S. 84.

¹⁶⁸ Vgl. Bukow 2011, S. 41–44.

¹⁶⁹ BAFU 2011: Strategie Biodiversität Schweiz, S. 5.

¹⁷⁰ UB 1989/90, S. 65.

¹⁷¹ Popitz 1992, S. 81, 82.

betrachtet einen Interpretationsrahmen für das Tun des Bedrohten, wobei es diesem überlassen ist, sich zu fügen oder nicht zu fügen.¹⁷² Hinweise auf städtische sowie weitere politische Massnahmen zum Schutz der Natur in der Stadt und zur Förderung der Biodiversität finden sich in den städtischen Publikationen immer wieder – von ganz allgemeinen Hinweisen bis zu konkreten Verhaltenstipps. So ist zum Beispiel in einem Umweltbericht zu lesen: «Um die Vogelwelt zu schützen und zu fördern, ist es notwendig, die immer stärker unter Druck stehenden Grünflächen zu erhalten.»¹⁷³ Ebenfalls im Zusammenhang mit der Versiegelung von Böden heisst es im «Grünbuch», dem bereits mehrfach zitierten Strategiepapier der Stadt: «Zürich bietet nicht nur den Menschen, sondern auch den Pflanzen und Tieren vielfältige Lebensräume. Diese werden durch die bauliche Verdichtung und die erhöhte Nutzung der Grün- und Freiräume beeinträchtigt, die Biodiversität im Siedlungsgebiet gerät unter Druck. Es ist notwendig, die ökologischen Qualitäten der Grün- und Freiräume gemäss den Vorgaben, Strategien und Konzepten von Bund, Kanton und Gemeinde zu optimieren und zu bewahren, um damit die Biodiversität zu fördern.»¹⁷⁴

Es gibt auch Aufforderungen an den Einzelnen, sich «richtig» zu verhalten. So wird in einer Broschüre dazu aufgefordert, bei Renovationen, Umbauten und Neubauten auf die Bedürfnisse von Tieren zu achten.¹⁷⁵ In diesem Zusammenhang gibt es auf der städtischen Webseite ebenfalls rechtliche Belehrungen und Beratungsangebote, dies zum Beispiel bezüglich Gebäudebrütern, die geschützt werden müssen. Es werden Förderprogramme¹⁷⁶ vorgestellt oder praktische Tipps gegeben, wie derjenige, dass Neophyten nicht mit der Grünabfuhr entsorgt werden dürfen.¹⁷⁷ Im Jahr der Biodiversität fand sich auch in der «Grünzeit» eine Aufforderung, im privaten Bereich die Biodiversität zu fördern: «Das Schicksal des privaten Grüns liegt in der Hand von uns allen. Jede Stadtbewohnerin und jeder Stadtbewohner kann mithelfen, die Biodiversität auch im ganz privaten Bereich mit qualitativ attraktiver Lebensraumvielfalt zu fördern. Wertvolle Lebensräume lassen sich auf Balkon und Terrasse, auf dem Fenstersims und an der Hausfassade, im Garten und auf dem Dach schaffen.»¹⁷⁸

In einer anderen Ausgabe im gleichen Jahr wird «Lohn statt Spott und Hohn» versprochen. Berichtet wird unter diesem Titel von einer Preisverleihung, an der eine Stadträtin das Engagement von Gärtnerinnen und Gärtnern für mehr Biodiversität verdankte. Ihre Rede wird zitiert: «Auch sei ihr zu Ohren gekommen, dass einige von ihnen bis in

¹⁷² Ebd., S. 81.

¹⁷³ UB 2013, S. 15.

¹⁷⁴ GSZ 2019: Grünbuch, S. 15.

¹⁷⁵ Umweltschutzamt der Stadt St. Gallen/Gartenbau- und Landwirtschaftsamt 1996/1999, S. 2.

¹⁷⁶ TED GSZ: Förderprogramm «Mehr als Grün» (abgerufen: 4. 4. 2021).

¹⁷⁷ TED GSZ: Neophyten (abgerufen: 15. 3. 2022).

¹⁷⁸ Grünzeit 33/2010, S. 3.

die jüngste Vergangenheit des Öfteren hätten Kritik einstecken müssen, weil ihre Parzelle nicht unbedingt dem Ordnungssinn der Arealverantwortlichen entsprach. Wenn der Wettbewerb dazu beitrage, dass ein Umdenken stattfindet, dann habe sich schon deswegen die Durchführung gelohnt.»¹⁷⁹

Die Aufforderung zur geordneten Unordnung in privaten Gärten findet sich auch auf städtischen Merkblättern: «Lob der Faulheit, oder: Aufhören mit Aufräumen! Lassen Sie mehr «Unordnung» zu und unterstützen Sie damit die Biodiversität.»¹⁸⁰ Die Stadtbewohnerinnen und -bewohner werden unter dem Titel «Haufenweise Äste, Laub und Steine» eingeladen oder aufgefordert, an der Stadt-Natur-Grenze mitzuarbeiten: «Sind Skulpturen von Picasso, Giacometti & Co zu teuer für Ihren Geldbeutel? Dann lassen Sie Ihrer persönlichen künstlerischen Ader freien Lauf und unterstützen Sie damit erst noch die Biodiversität!»¹⁸¹ Kunstvoll aufgeschichteten Asthaufen mit geschnittenem Holz und Herbstlaub sind Kunstwerke, die «[u]nzählige Kleintiere [...] zu schätzen wissen».¹⁸²

Reziprokes Tauschgeschäft

Die Drohung und das Versprechen folgen aufeinander, sie sind miteinander verbunden. Zunächst droht der Verlust der Natur in der Stadt, wenn nichts für sie getan wird; darauf folgt das Versprechen: Wenn aber etwas für die Natur getan wird, dann gibt sie auch etwas zurück. Der Einsatz für die Natur in der Stadt ist kein Gnadentakt, keine Geste des Mitleids; es ist ein Tausch nach dem Reziprozitätsprinzip: Wer der Natur hilft, der wird belohnt. Die Tiere und Pflanzen erhalten Lebensraum – begrenzt und kontrolliert. Und gemäss dem Reziprozitätsprinzip¹⁸³ darf eine Gegengabe oder -leistung erwartet werden. Die oben zitierten moralischen Appelle, aber auch die Verweise auf die Biodiversität als Lebensprinzip zielen auf die Beziehung zwischen Mensch und Natur und fordern zum Tausch(-geschäft) oder zur Schenkung auf.¹⁸⁴ Argumente für den Tausch gibt es viele, denn die Gegengaben der Natur sind mannigfaltig. Da gibt es zum Beispiel die nützlichen Tiere. Der Fuchs erfüllt gesundheitspolizeiliche Aufgaben, weil er tote Kleintiere in städtischen Grünräumen frisst.¹⁸⁵ Oder der kaum sichtbare, weil nachtaktive Igel, der mithilft, «die in den Gärten als Schädlinge angesehenen Schneckenpopulationen in Grenzen zu halten».¹⁸⁶ Weiter gibt es das ästhetische Argument: Die Natur ist schön. Diesbezüglich ist beispielsweise in einer Broschüre zu lesen: «Nach der langen Stille des Winters

179 Grünzeit 35/2010, S. 12.

180 GSZ MB (o. J.): Lob der Faulheit.

181 GSZ MB (o. J.): Haufenweise Äste, Laub und Steine.

182 Ebd.

183 Reziprozität ist ein (universell gültiges) Prinzip, das Beziehungen herstellt, erhält, festigt und strukturiert, vgl. Stegbauer 2011.

184 Vgl. Stegbauer 2011, S. 33–38, 55, 56.

185 Grünzeit 1/2002, S. 14.

186 UB 1992/93, S. 68.

fällt es auf, wenn am frühen Morgen, noch vor den ersten Autos, plötzlich wieder Vogelstimmen zu hören sind. [...] Oft sind wir uns gar nicht bewusst, dass sich diese Zeichen auch in der Stadt auf unser Wohlbefinden und unsere Stimmung auswirken.»¹⁸⁷

Das Hauptargument scheint jedoch der Beitrag der Natur respektive der Biodiversität zur städtischen Lebensqualität zu sein. So heisst es bereits in einer Broschüre Ende der 1990er-Jahre, dass die Erhaltung von Tierarten, die mit dem Menschen unter einem Dach wohnen, nicht nur den Tieren helfe, sondern auch unser Leben spannender mache und zur Lebensqualität in der Stadt beitrage.¹⁸⁸ In den Umweltberichten von 2001 und 2003 ist daraus die einfache Formel geworden: «Mehr Natur für mehr Lebensqualität.»¹⁸⁹ Und im aktuellen Umweltbericht heisst es auf der städtischen Webseite: «Eine hohe Biodiversität sorgt für Lebensqualität [...].»¹⁹⁰ Die Lebensqualität ist das von der Stadt vermittelte und von den Tieren und Pflanzen eingelöste Versprechen, wenn sie denn Raum in der Stadt erhalten. Und so verwundert es nicht, wenn fünf Jahre nach dem zu Beginn dieses Unterkapitels zitierten Fuchsartikel ein weiterer Artikel in der «Grünzeit» erscheint, der unter anderem den Stadtfuchs als Träger des krankheitsverursachenden Fuchsbandwurms thematisiert und ihn gleichzeitig als ein «Indikator für die Lebensqualität»¹⁹¹ bezeichnet.

4.2 «Wir leben Zürich. Gemeinsam.»

«Wir leben Zürich» war der Stadtzürcher Werbeslogan für die Fussball-Europameisterschaft 2008. Dieser sportliche Grossanlass wurde an verschiedenen Standorten in Österreich und der Schweiz ausgetragen, insgesamt drei Fussballspiele der Vorrunden fanden in der Stadt Zürich statt.¹⁹² Der Zürcher Werbeslogan war erstmals im Januar 2007 vom Stadtpräsidenten der Öffentlichkeit vorgestellt worden.¹⁹³ Er sollte ein selbstbewusstes Statement sein, mit dem sich die Stadt lebendig und multikulturell präsentiert,¹⁹⁴ um sich «als dynamischen, kreativen Erlebnis-, Wirtschafts- und Innovationsstandort zu positionieren».¹⁹⁵

187 Umweltschutzamt der Stadt St. Gallen/Gartenbau- und Landwirtschaftsamt 1996/1999, S. 2.

188 Ebd.

189 Vgl. UB 2001, S. 36; UB 2003, S. 36.

190 GUD Umweltbericht: Biodiversität (abgerufen: 13. 3. 2022).

191 Grünzeit 22/2007, S. 13, 14.

192 Die Europameisterschaft war nicht nur eine der grössten Sportveranstaltungen in der Schweiz gewesen, sondern auch ein Grossereignis für die Stadt Zürich: Das offizielle UEFA-Public-Viewing-Areal am Bellevue besuchten gemäss städtischem Geschäftsbericht 725 000 Personen, vgl. GB 2008, Teil PRD, S. 30, 31; UEFA: Euro 2008 (abgerufen: 15. 11. 2012).

193 GB 2007, Teil PRD, S. 32; PRD MM 29. I. 2007: Neues Motto für Stadtmarketing.

194 Vgl. TA 29. I. 2007 (online): Wir leben Zürich (abgerufen: 15. 10. 2012).

195 PRD MM 29. I. 2007: Neues Motto für Stadtmarketing.

Auch wenn sich der Sinn des Werbespruchs letztlich nicht eindeutig erschliessen lässt – dank des Personalpronomens «Wir» appelliert er integrativ, und in der Werbesprache ist das Verb «leben» allemal positiv konnotiert.¹⁹⁶ Werbeslogans zielen auf Wiedererkennung und Imagebildung, sie sind semantisch offen und können je nach Kontext variierend interpretiert werden.¹⁹⁷ Im Herbst 2009, also mehr als zwei Jahre nach der Lancierung der Werbekampagne für die Fussball-Europameisterschaft, veröffentlichte die Stadt Zürich einen im Auftrag des Gemeinderats verfassten Integrationsbericht. Der Bericht beleuchtet die Lebenssituation der zugewanderten Bevölkerung und bilanziert die städtische Integrationspolitik. Er trägt den Titel: «Wir leben Zürich. Gemeinsam.»¹⁹⁸ Der Fussball-Werbeslogan, dessen Integrationsappell durch den Zusatz noch verstärkt wurde, ist damit explizit auch zum Motto der städtischen Vielfalt geworden, denn der Bericht bringt – wie es in den Einleitungstexten heisst – die «gelebte Vielfalt zum Ausdruck».¹⁹⁹

Integration meint die Herstellung oder die Wiederherstellung eines Ganzen durch das Einbeziehen aussenstehender Elemente;²⁰⁰ es geht um die Eingliederung in ein grösseres Ganzes, politisch gesehen zum Beispiel in eine Herrschaftsordnung oder wirtschaftlich betrachtet in die arbeitsteilige Gesellschaft. Bereits im Jahr 2007 hatte der Leiter der städtischen Integrationsförderung in einem Artikel in der Zeitschrift «SozialAktuell» erklärt, weshalb das Motto der Europameisterschaft ein Leitfaden für die Integrationsarbeit bilden kann: «Einerseits wird [mit dem Slogan] auf die Lebendigkeit der Stadt hingewiesen. Und andererseits wird deutlich gemacht, dass es die BewohnerInnen sind, welche die Stadt ausmachen. «Wir leben Zürich» ist zudem ein Motto, das die Stadt nicht verordnen und das niemand alleine umsetzen kann. Denn es geht um etwas, das nur gemeinsam angegangen und gelebt werden kann.»²⁰¹

Die Wiederaufnahme des Slogans im Titel des Integrationsberichts begründet sich also darin, dass auf hohem Abstraktionsniveau ein ähnliches Ordnungsproblem gesehen wird: Ob es ums Managen einer temporären Festgemeinschaft oder um die Organisation einer multinationalen Stadtgesellschaft geht, in jedem Fall muss eine Vorstellung davon vermittelt werden, wie der oder die Einzelne sich ins Ganze einfügt oder einzufügen hat.

In einem Grundlagenpapier zur städtischen Integrationspolitik aus dem Jahr 1999 wird die diesbezügliche Problematik zusammengefasst: «Das Ziel der Politik besteht seit jeher im guten und friedlichen Zusammenleben. Auch wenn der politische Alltag dem Ideal-

196 Einige Beispiele – Möbelhaus Ikea: «Wohnst du noch oder lebst du schon?»; Getränkehersteller Coca-Cola Deutschland: «Lebe die Vielfalt» resp. «Wir leben Vielfalt»; Automarke Opel: «Wir leben Autos»; Bäckerei Ströck: «Wir leben Handwerk»; Logistikunternehmen Leimgruber: «Wir leben Logistik».

197 Vgl. Janich 2010, S. 59–62.

198 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht.

199 Ebd., S. 6.

200 Schmidt 2010, S. 364.

201 SozialAktuell 11/2007, S. 19.

bild oft wenig entspricht, gehört es dennoch zur ursprünglichen Aufgabe der Politik, den Zusammenhalt zu fördern, den Gemeinsinn zu stärken und trotz aller gesellschaftlichen Vielfalt die Einheit zu erhalten.»²⁰²

Integration und Vielfalt stehen in einem konfliktiven Verhältnis, denn Vielfalt gibt es nur, wenn der oder die Einzelne nicht in der Einheit aufgeht, Einheit nur, wenn die oder der Einzelne sich ihr einpasst. Das Paradox von «Wir leben Zürich» ist also, dass die Einheit wie die Vielfalt im «Wir» steckt. Das Déjà-vu mit dem Fussball-Werbeslogan führt mitten ins Thema dieses Unterkapitels hinein: Wie wird als Einheit dargestellt, was als plural verstanden werden soll? Wie lässt sich der oder die Einzelne in das vielfältige Ganze integrieren, ohne dass die Ressource Vielfalt dabei verloren geht?

Im Folgenden werden mehrere Publikationen der Stelle für Integrationsförderung sowie Artikel aus der Zeitschriftenreihe «Stadtblick», die zwischen 2000 und 2016 von der Dienstabteilung für Stadtentwicklung herausgegeben wurde, analysiert. Weiter werden Publikationen der städtischen Statistikstelle beigezogen sowie Strategiepapiere des Stadtrats. Die «Ordnung der Vielfalt» wird – wie bereits im vorhergehenden Unterkapitel – als Erzählung mit Blick auf ihre Genese, als Beschreibung mit Blick auf ihre Erfassung und als Argumentation mit Blick auf ihre Instrumentalisierung für politische Ziele betrachtet.

4.2.1 Genese – Stadt als offener Ort des Zuzugs

Grossformatige Porträts von Personen unterschiedlichen Geschlechts, Alters und Hautfarbe, jedes mit dem – teilweise schweizerisch, teilweise ausländisch klingenden – Namen der abgebildeten Person versehen sowie mit dem Zusatz «Zürcherin» oder «Zürcher» – diese Bilder wurden im Jahr 2001 zum Blickfang einer Plakatkampagne gemacht. Die Plakate waren Teil einer Sensibilisierungskampagne im Rahmen der städtischen Integrationspolitik, die von der Stadt zusammen mit privaten Partnern durchgeführt wurde.²⁰³ Der Historiker Valentin Groebner nennt solche seriellen Porträtplakate, die Personen mit Angaben zu sozialer oder regionaler Herkunft vor einem neutralen Hintergrund zeigen: «Ich-Plakate».²⁰⁴ Es sind Bilder, die zu (fiktiven) Identifikationsvorgängen einladen sollen.²⁰⁵ Der Betrachter oder die Betrachterin ist aufgefordert, die Gesichter mit anderen,

202 STR 1999: Integrationspolitik der Stadt Zürich, S. 4.

203 Die zweiteilige Kampagne lief unter dem Motto: «Nur eine weltoffene Stadt ist eine Weltstadt.» Sie umfasste auch Inserate, Bierdeckel, Kino- und TV-Spots und stand in Zusammenhang mit dem städtischen Integrationsleitbild von 1999, in dem eine stadträtliche Sensibilisierungskampagne als Massnahme vorgesehen war, vgl. STR 1999: Integrationspolitik der Stadt Zürich, S. 33; STR 2001: Legislatur 1998–2002. Rechenschaftsbericht, S. 36; GB 2001, Teil PRD, S. 19; aber auch: NZZ 15. 11. 2000: «Stellen Sie sich vor ...»; NZZ 12. 9. 2001: Alles Zürcherinnen und Zürcher; TA 12. 9. 2001: Für mehr Weltoffenheit.

204 Vgl. Groebner 2015, S. 144, 145.

205 Vgl. ebd., S. 150.

ihm oder ihr (vermeintlich) bekannten «typus-ähnlichen» Gesichtern in Verbindung zu bringen.²⁰⁶ Es geht darum, dass «Jemand, über den oder die man abgesehen von seinen Gesichtszügen nichts weiss und auch nichts wissen kann, [...] Vertrauen erzeugen [soll], Zustimmung, Sympathie».²⁰⁷

Auf den Kampagnenplakaten wird – um mit Bukow zu sprechen – (vermeintlich) Fremdes und (vermeintlich) Eigenes miteinander in Beziehung gesetzt. Die Repräsentation des Fremden oder Anderen geht mit der Kennzeichnung von Differenz einher, wobei diese häufig emotional aufgeladen und mit Wertungen verbunden ist.²⁰⁸ Die Plakate präsentieren (vermeintlich) Anderes als Eigenes, denn alle Merkmale – auch solche, die als different angesehen werden könnten – werden mittels des Zusatzes «Zürcher» oder «Zürcherin» als Eigenes gekennzeichnet. Die Betrachtenden werden aufgefordert, die Bilder nach Merkmalen abzusuchen, die sie typischerweise dem Eigenen oder dem Anderen zuordnen, um diese Zuordnung in Frage zu stellen. Mit den Plakaten soll eine Beziehung hergestellt werden, wobei der oder die Abgebildete nicht zum «Spektakel»²⁰⁹ werden soll, aber dies für die Dauer der Kampagne paradoxerweise werden muss.

Mit der Kampagne sollte ein positives Zeichen gesetzt werden für ein vielfältiges Neben- und Miteinander, wird der Stadtpräsident in den Medien zitiert.²¹⁰ «Sie sei ein Bekenntnis zu einem «offenen, toleranten und farbigen Zürich» und zeigt, dass sich alle Menschen, ungeachtet ihrer Herkunft, hier zu Hause fühlen können.»²¹¹ Während die Ordnung der Stadtnatur sich anhand von Siedlungsgeschichten konstruiert, in deren Rahmen An- und Abwesenheiten innerhalb von räumlichen Grenzen erklärungsbedürftig werden, zeichnet sich hier eine andere Ordnungslogik ab. Zwar bedeutet Migration, «bestehende Grenzen zu überschreiten»;²¹² in der Kampagne geht es aber nicht um Bewegungen zwischen Räumen und damit verbundene Grenzübertritte, sondern um Menschen, die – zum Teil schon seit längerem – in der Stadt Zürich angekommen sind und hier leben: «In unserer Stadt leben Menschen verschiedenster Herkunft. Ein Teil ist hier geboren, andere sind aus den verschiedensten Gründen zugezogen: aus Luzern, Chur oder aber auch aus Lissabon, Ostanatolien oder dem Kosovo. Viele fühlen sich hier zu Hause, alle bereichern auf ihre Weise unsere Stadt. Zürich ist eine offene Stadt.»²¹³

Die auf den Plakaten abgebildeten Personen blickten direkt in die Kamera, eine Darstellungsart, die durch den Einbezug der Betrachtenden Selbstsicherheit zum Ausdruck

206 Vgl. ebd., S. 145.

207 Ebd., S. 150.

208 Vgl. Hall 2004.

209 Vgl. den Titel des Aufsatzes von Stuart Hall, vgl. Hall 2004.

210 TA 12. 9. 2001: Für mehr Weltoffenheit.

211 Ebd.

212 Holenstein/Kury/Schulz 2018, S. 12.

213 Stadt Zürich (o. J.): Nur eine weltoffene Stadt ist eine Weltstadt.

bringt und damit die Kampagnenbotschaft stützt: Migrantinnen und Migranten sind ein Teil unserer Gesellschaft.

Offener Ort des Zuzugs

In Anlehnung an die Erweiterung des Konzepts von Lotman durch Renner (vgl. Kap. 4.1.1) können wir aus diesen Ausführungen einen Ordnungssatz ableiten, der lautet: Städte sind offene Orte des Zuzugs. Dieser Satz wird zusätzlich verdeutlicht, wenn zum Beispiel im städtischen Integrationsbericht mehrfach versichert wird, dass die Zuwanderung im städtischen Kontext als normal zu betrachten ist: «Der vorliegende Bericht geht von der Normalität der Anwesenheit von Zugezogenen aus [...]»²¹⁴ Normalität bezeichnet den Zustand des Gewöhnlichen und Unspektakulären und muss in der Regel nicht erklärt werden. Solche «Normalitätsversicherungen» sind eine rhetorische Strategie der Entdramatisierung, denn wo alles normal läuft, da braucht auch niemand beunruhigt zu sein oder sich zu sorgen. Allerdings sind Normalitätsversicherungen nie nur beschreibend, sondern immer auch wertend: Sie bezeichnen gleichzeitig «Ist-Werte» und «Soll-Werte».²¹⁵ In den städtischen Texten werden diese verschmolzen, denn mit der städtischen Normalitätsversicherung wird ein (topografischer) Ordnungssatz formuliert, aber keine davon abweichende Situationsbeschreibung. Mit Lotman gesprochen haben wir es mit einem sujetlosen Text zu tun, weil das, was als Grenzverletzung gesehen werden könnte, gerade nicht zu einer solchen erklärt wird: Eine offene Stadt ist eine Stadt ohne Grenzen; folglich kann auch keine Grenzverletzung stattfinden.

Die städtische Vielfalt entsteht also nicht aus dem Eigenen, dem Bekannten und bereits Vorhandenen, sondern durch den Einbezug des Aussenstehenden und Andersartigen²¹⁶ – Vielfalt ist eine Qualität, die von aussen kommt. Vielfalt manifestiert sich in Gestalt der in Zürich lebenden Menschen unterschiedlicher Herkunft respektive in dem qualitativen Etwas, das diese Frauen und Männer in die Stadt mitbringen oder mitgebracht haben. Spielt im Stadtnaturdiskurs die Figur des Siedlers eine wichtige Rolle – eine dynamische Sozialfigur, die sich ihren Lebensraum unter Umständen auch gegen den Widerstand der bereits Ansässigen erobert und aneignet – rekuriert der städtische Vielfaltsdiskurs auf die Figur des Fremden – «der heute kommt und morgen bleibt»²¹⁷ – und beschreibt ein Zustand des Zusammenlebens unter dem Zeichen der Differenz. «In Zürich wohnen Menschen aus rund 170 Herkunftsnationen», heisst es zum Beispiel im präsidialen Vor-

214 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 3.

215 Waldschmidt 2004, S. 191.

216 Fremdes und Eigenes können als relationale Kategorien verstanden werden, mit welchen versucht wird, der Welt eine Ordnung aufzuerlegen, die Zonen der Vertrautheit und des Unvertrauten voneinander scheidet; Lösch 2012, S. 27.

217 So die bekannte Definition von Georg Simmel, vgl. *Sociology in Switzerland* / Georg Simmel Online: Exkurs über den Fremden (abgerufen: 15. 4. 2021).

wort des städtischen Integrationsberichts von 2009. Und weiter: «Mit ihrer Arbeit, ihren sozialen und familiären Kontakten und ihrem persönlichen Engagement füllen sie unsere Stadt mit Leben. Sie gestalten hier ihren Alltag und sie tun dies sehr verschieden: mit unterschiedlichen Vorlieben, unterschiedlichen Fähigkeiten, unterschiedlichem Erfolg. Dieses Mit- und Nebeneinander von Biografien und Traditionen macht die von uns allen geschätzte urbane Vielfalt aus.»²¹⁸

Soziologisch betrachtet ist der Fremde eine ambivalente Sozialfigur, die ebenso ängstigt wie fasziniert.²¹⁹ Es ist der Blick von aussen, der eine andere, alternative Sichtweise impliziert, die letztlich auch das kreative Potenzial des Fremden ausmacht: «Stadt ist immer Ziel von Migration. Ohne Zuzug von Fremden würde jede Stadt sich langsam entvölkern. Ohne die Auseinandersetzung mit dem Fremden verlöre die Stadt ihre innovative Kraft. Und schliesslich begegnet jeder Stadtbewohner dem anderen im öffentlichen Raum der Stadt als ein Fremder. Fremdheit ist die Metapher des Urbanen, und zivilisierter Umgang mit Fremdheit ist der Kern des urbanen Verhaltensstils. Urbanität beinhaltet das Versprechen auf Integration des Fremden ohne Vernichtung von Fremdheit.»²²⁰

Seit den 1990er-Jahren ist eine Veränderung des Migrationsregimes²²¹ in der Schweiz zu beobachten, wobei die «Integration» zu einem Leitbegriff der schweizerischen Ausländerpolitik geworden ist.²²² Der Erfolg des Begriffs scheint in seiner definitorischen Offenheit respektive in seiner Anschlussfähigkeit für politische Diskurse unterschiedlicher Ausrichtung begründet zu sein.²²³ Im Sinn der hiesigen Ordnungsanalyse umschreibt er, wie das Eigene und das Fremde in der Stadt zusammentreffen sollen; dieses Zusammentreffen benötigt einen ordnenden Rahmen, denn die Begegnung mit dem Fremden kann nämlich durchaus konfliktreich sein: «Zwar hat sich die Migration stabilisiert, und die Akzeptanz des Fremden in unserer Stadt hat zugenommen. [...] Aber es gibt nach wie vor Reibungsflächen und Konflikte [...]. Um die Entwicklung nicht dem Zufall zu überlassen, braucht es eine nachhaltige Integrationspolitik. In Zürich haben wir dafür verschiedenste Schritte unternommen und Massnahmen eingeleitet.»²²⁴

Hindernisse überwinden

Zu lesen ist das obige Zitat in einer städtischen Broschüre aus dem Jahr 2002 mit dem programmatischen Titel: «Gute Beziehungen schaffen». Mit dieser Publikation sollte

218 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 3.

219 Vgl. Lösch 2012, S. 29.

220 Stadtblick 8/2003, S. 8.

221 Gemeint sind damit die formellen und informellen Werte, Regeln und Normen beim Umgang mit geografischer Mobilität, vgl. Holenstein/Kury/Schulz 2018, S. 14 (nach Hoerder/Lucassen/Lucassen).

222 Die Stadt Zürich gehörte in den 1990er-Jahren neben Basel und Bern zu den Städten, deren integrationspolitischen Leitbilder zu dieser Entwicklung beitrugen, vgl. Wicker 2009, S. 23, 24.

223 Vgl. Wicker 2009, S. 24.

224 PRD, Fachstelle für Stadtentwicklung 2002: Gute Beziehungen schaffen, S. 6, 7.

damals «der Öffentlichkeit gezeigt werden, wie vielfältig die Ansätze und konkreten Projekte im Bereich der Integrationsarbeit sind».²²⁵ Eine ähnliche Zielsetzung wurde auch mit dem 2009 veröffentlichten städtischen Integrationsbericht²²⁶ verfolgt, der «einen umfassenden Einblick in die Grundsätze, die Themen und die Problemstellungen der Integrationspolitik Zürichs»²²⁷ geben sollte. Neben einem Überblick über die städtische Integrationspolitik sowie statistische Angaben zur ausländischen Bevölkerung werden in beiden Publikationen verschiedene städtische Integrationsprojekte vorgestellt. In der Art und Weise, wie dies gemacht wird, unterscheiden sich die zwei Berichte zwar, im «normalisierenden» oder «entdramatisierenden» Effekt gleichen sie sich jedoch.

Der erste Bericht ist thematisch orientiert und geht von einzelnen möglichen Problemfeldern aus. Dabei inszenieren die Projektberichte jedoch keine Grenzverletzungen, sondern beschreiben korrigierbare respektive optimierbare Abweichungen. So heisst es zum Beispiel über «Infodona – Beratungsstelle für Migrantinnen und ihre Familien»: Das Leben in der Schweiz ist für viele Migrantinnen von Verständigungsproblemen, Unsicherheiten, Isolation und Identitätskrisen geprägt. Erhalten die Männer oft Hilfe und Antworten im Betrieb, im Berufsverband oder nach Arbeitsschluss im Gasthaus von ihren Kollegen, sind die Frauen als Erziehungsverantwortliche viel stärker an das Haus gebunden. [...] Die Beratungsstelle klärt mit den Klientinnen erzieherische, persönliche und soziale Fragen. Durch die Beratung und Information soll die soziale Handlungskompetenz der Klientinnen verbessert werden.»²²⁸

Der zweite hier betrachtete Integrationsbericht von 2009 ist zum Teil «biografisch strukturiert»;²²⁹ das heisst nicht, dass in ihm individuelle Lebensläufe behandelt würden, sondern dass er von einzelnen institutionalisierten Lebensphasen ausgeht, um so «wichtige Berührungspunkte des städtischen Handelns mit der aus dem Ausland zugewanderten Bevölkerung»²³⁰ aufzuzeigen. Auch hier können die lebensgeschichtlichen Ereignisse im Integrationsbericht als Rennersche Ordnungssätze gelesen werden. Im Kapitel «Familie» lauten die allgemeinen Ordnungssätze zum Beispiel: «Die eigene Familie ist für ihre Mitglieder vielfach das wichtigste soziale Netz. Sie vermittelt Geborgenheit und Vertrauen. Sie gewährleistet Bildung und Entwicklung. Und sie sorgt – auch wirtschaftlich – für Sicherheit. Doch nicht alle Familien haben zur Wahrnehmung dieser auch für die Inte-

225 Vgl. PRD MM 30. 1. 2002: Gute Beziehungen schaffen. Die Broschüre konnte von Interessierten gegen einen Druckkostenbeitrag bei der Stelle für Stadtentwicklung bezogen werden.

226 Der Integrationsbericht war aufgrund eines gemeinderätlichen Postulats verfasst worden; vgl. STRB 419/2009; GR 2009/396.

227 Vgl. STR MM 23. 9. 2009: Integrationsbericht 2009.

228 PRD, Fachstelle für Stadtentwicklung 2002: Gute Beziehungen schaffen, S. S. 27.

229 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 4.

230 Ebd., S. 6.

gration relevanten Aufgaben die gleichen Voraussetzungen, und nicht alle können die damit verbundenen Ansprüche gleichermaßen erfüllen.»²³¹

Da diese allgemein gehaltene Ordnungsbeschreibung bereits ein gewisses Mass an Abweichung mitumfasst, erscheinen die danach folgenden Spezifizierungen für die Migrationsbevölkerung nicht als grenzverletzende Situationsbeschreibungen. «Die städtischen Unterstützungen für Familien ist vielfältig und umfasst neben der wirtschaftlichen Hilfe auch ergänzende Betreuungsangebote, soziokulturell ausgerichtete Aktivitäten und persönliche Beratungen. Sie richten sich in aller Regel an die Gesamtbevölkerung bzw. an alle in der Stadt Wohnenden mit einem entsprechenden Bedarf. Dieser ist bei Migrantinnen und Migranten teilweise höher. Deren Familien bilden deshalb einen relevanten Teil der konzeptuell vorgesehenen Zielgruppe – allerdings einen, der in der Praxis manchmal nur ungenügend erreicht wird [...]»²³² In diesen Texten verletzt niemand Regeln, sondern es werden Hindernisse auf dem Weg zu einem optimalen Zustand überwunden.

Nach Esteban Piñeiro weist heute nicht das Bild einer norm- und werthomogenen Bevölkerung die Richtung der Integration, «sondern das Ideal einer sozialen und kulturellen Vielfalt der Bevölkerung. Es ist diese gewollte und geschützte Pluralität, die das Programm in den Vordergrund stellt und nicht die individuelle Anpassung oder disziplinäre Normierung.»²³³ Auch in Zürich richten sich die Orientierungspunkte der Integrationspolitik nicht speziell auf Migrantinnen und Migranten aus, sondern gelten als «Ausdruck einer Diversitätspolitik, die von der gegebenen Gesamtbevölkerung ausgeht und spezifische Massnahmen für aus dem Ausland Zugewanderte nur dann vorsieht, wenn sich diese aufgrund eines speziellen Bedarfs begründen lassen».²³⁴ Im Jahr 2018 fand die Zürcher Migrationskonferenz zum Thema «Eine Stadt ohne Mehrheitsgesellschaft» statt. Die Ordnung der Vielfalt erhält dadurch nochmals eine neue Facette, insofern nicht die zugewanderte Bevölkerung im Mittelpunkt der Veranstaltung gestanden ist, sondern eine Altersgruppe: Die in der Stadt Zürich lebenden 30- bis 39-jährigen Personen. Es handelt sich dabei um die grösste 10-Jahres-Altersgruppe in der Stadt und in ihr stellen Personen, die im Ausland geboren sind, die Mehrheit. Diese Altersgruppe gilt nicht nur in sich als vielfältig, sondern für viele dieser Gruppe stelle die Vielfalt auch «ein wich-

²³¹ Ebd., S. 23.

²³² STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 23.

²³³ Piñeiro 2015, S. 323. Piñeiros Diskursanalyse ordnet sich in die Gouvernamentalitätsforschung ein. Nach ihm zielt die Politik der Integration nicht auf eine Humanisierung des Ausländeraufenthalts ab, sondern ist als eine Reaktion auf die Erfahrung der Nichtregierbarkeit von Bevölkerung im Zug der Personenfreizügigkeit für Staatsbürgerinnen und -bürger aus dem EU/EFTA-Raum zu verstehen. Zur Regierung wird nun die Differenz zwischen Integrierten und Nicht-Integrierten wirksam (vgl. Piñeiro 2015, S. 330, 337).

²³⁴ STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 8.

tiger Aspekt städtischer Lebensqualität» dar.²³⁵ Es sind Personen, die «massgeblich zur wirtschaftlichen Stärke der Stadt bei(tragen)»;²³⁶ neun von zehn sind erwerbstätig, jede zweite Person arbeitet in einem akademischen Beruf, knapp ein Drittel gehört oberen oder obersten Lohnklassen an.

Was zeigen die zitierten Berichte bezüglich der «Ordnung der Vielfalt»? Berichte gehören zu den Textsorten, mit denen ein Textproduzent einen Überblick über von ihm selbst ausgeführte Tätigkeiten gibt.²³⁷ Während eine Erzählung den Verlauf eines Geschehens akzentuiert, betont ein Bericht dessen Ergebnis.²³⁸ Wir können uns fragen, ob die zitierten Berichte in diesem Sinn nicht eher einen Gesellschaftszustand beschreiben, als dass sie vom Weg hin zu diesem Zustand erzählen würden. Die inhaltlich am Lebenslauf orientierte Struktur des Integrationsberichts von 2009 fokussiert auf die möglichen Problemlagen der in der Stadt anwesenden Bevölkerung und nicht auf deren Herkunft und Beweggründe des Zuzugs. Das ist keine Perspektive der Dynamik, sondern der Statik. Es geht nicht darum, wie die verschiedenen städtischen Bevölkerungsgruppen zusammengekommen sind, sondern um deren (bereits) bestehende Heterogenität in der Stadt. Im gleichen Bericht wird auch explizit auf zukunftsgerichtete Empfehlungen und die durchgehende Nennung von Quellen verzichtet,²³⁹ womit dem Text eine zentrale Diskussionsgrundlage entzogen wird; viel stärker lässt sich eine assertive Textfunktion kaum markieren. Die Allgemeingültigkeit der Aussagen wird zudem dadurch unterstrichen, dass hauptsächlich Kollektivakteure auftreten: Bevölkerung, Migrantinnen und Migranten, Altersgruppen und so weiter.

Abweichungen korrigieren

Während das Konzept der Integrationspolitik gemäss Piñeiro die «juridische Zäsur» zwischen schweizerischer und ausländischer Bevölkerung auf der einen Seite verwischt, etabliert es auf der anderen Seite als neues, die Integration bedrohendes Gegenbild die Parallelgesellschaft der nichtintegrierten Ausländerinnen und Ausländer.²⁴⁰ Dabei stützt sich die Integrationspolitik auf eine liberale Regierungsweise, die als Regelfall ein moralisches Subjekt in den Blick nimmt, «das in der Lage ist, sich selber zu führen. Dazu adressiert sie den Ausländer als eigene Bevölkerung. Integrationspolitik zielt entsprechend darauf ab, den Ausländer zu einem Einheimischen werden zu lassen, zu einem Citoyen. Auch wenn er kein Schweizer Staatsbürger ist, soll er sich als Mitglied der Gesellschaft, als Teil der hiesigen Bevölkerung erleben. Er soll sich mit der Umgebung identifizieren, in der er lebt. Die Inte-

²³⁵ STEZ 2019: ZRH3039, S. 4.

²³⁶ Schindler 2018: ZRH3039 – Eine Altersgruppe im Fokus (abgerufen: 15. 5. 2021).

²³⁷ Rolf 1993, S. 186.

²³⁸ Vgl. Weber 1998, S. 62.

²³⁹ STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 13.

²⁴⁰ Piñeiro 2015, S. 336.

grationspolitik adressiert diesen «einheimischen Ausländer» nicht als ein abstraktes Element der Statistik, nicht als ein Rechtssubjekt, dem gegenüber sie verordnet und Regeln durchsetzt, sondern als ein sich selbst realisierendes, selbstwirksames Subjekt.»²⁴¹

In diesem politischen Regime bedeutet sich zu integrieren oder integriert zu sein «für eine Form der Selbstregierung, der Selbstmotivierung, der Selbstresponsibilisierung anschlussfähig zu sein».²⁴² In den oben zitierten Berichten wird mit der Präsentation von Integrationsprojekten gezeigt, dass die städtischen Stellen eingreifen, wenn innerhalb des als «normal» deklarierten Rahmens zu grosse Abweichungen auftreten. Neben den assertiven Texten finden sich unter den städtischen Publikationen auch solche, mit denen in direkter Absicht auf die Integration der Bevölkerung eingewirkt werden soll.

So startete die Stadt in den Jahren 2007 und 2008 zusammen mit grossen Wohnungsanbietern die Kampagne «Hallo Nachbarin, hallo Nachbar»,²⁴³ in deren Rahmen Plakate mit einer Hausordnung zum Aufhängen abgegeben wurden. Bei der Hausordnung handelt es sich um eine verhaltensbezogene Textsorte, die unter der Kontrollgewalt der Textproduzenten und -produzentinnen steht.²⁴⁴ In einem Bericht heisst es, das Projekt diene der Verbesserung des respektvollen Zusammenlebens in der Stadt: «Mit dem erarbeiteten Plakat werden Personen bei der «Erstintegration» in die direkte Nachbarschaft unterstützt, damit diese nicht aus Unkenntnis gegen vorhandene Regeln verstossen und dadurch unnötige Irritationen auslösen.»²⁴⁵ Die erste Auflage von 34 000 Exemplaren wurde im Februar 2008 lanciert. Das Plakat wurde in die zehn häufigsten in der Stadt gesprochenen Sprachen übersetzt und in Hunderten von Hauseingängen aufgehängt, Tausenden von Mieterinnen und Mietern zugestellt oder neuen Mietverträgen beigelegt.²⁴⁶ Auf dem Plakat sind – mit Piktogrammen illustriert – verschiedene Ordnungssätze fürs nachbarschaftliche Zusammenleben aufgelistet; es sind keine Befehle, die Regeln sind im Infinitiv formuliert, zum Beispiel: Miteinander reden; Nachbarschaft pflegen; Sorge tragen zu Haus und Umgebung; Wohnung kurz und regelmässig lüften; Keine Gegenstände ausserhalb der Wohnung hinstellen; Im Treppenhaus und in der Garage nicht spielen; Waschküche sauber hinterlassen.²⁴⁷

Ordnungssätze direkter Art finden sich auch auf einem Flyer mit Werbung für Sprachkurse, welche von den städtischen Stellen abgegeben werden. Der Spracherwerb ist einer der Punkte mit sehr hoher Priorität, der auch im Schweizer Ausländergesetz festgehalten

241 Ebd., S. 328, 329.

242 Ebd., S. 331.

243 Vgl. ebenfalls STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 31.

244 Vgl. Rolf 1993, S. 225, 229.

245 STEZ 2009: Schlussbericht Projekt «Hallo Nachbarin, hallo Nachbar».

246 Ebd.

247 STEZ Integrationsförderung MM 27. 2. 2008: Hallo Nachbarin, hallo Nachbar (Anhang).

ist.²⁴⁸ Kenntnisse der deutschen Sprache als Voraussetzung, um sich im Alltag selbstbestimmt bewegen zu können, fordert auch das städtische Grundlagenpapier von 1999.²⁴⁹ Im ganzstädtisch verteilten Leporello von 2001 heisst es in unmissverständlicher Form: «Von neuzugezogenen, fremdsprachigen Personen wird erwartet, dass sie die deutsche Sprache erlernen, um sich im Alltag selbstbestimmt bewegen und verständigen zu können.»²⁵⁰ Die Sprache ist die Schlüsselkompetenz, die die Integration erleichtert oder sogar erst ermöglicht. «Die Sprache bildet einen Schwerpunkt [der Integrationsmassnahmen], da Integrationsprobleme in allen anderen Bereichen nicht zuletzt auf fehlende Sprechkenntnisse zurückzuführen sind.»²⁵¹ Sprachkurse sind eine anschmiegsame Strategie oder Massnahme: «Mithilfe der Formel ‹Sprache als Schlüssel zur Integration› wird die Integrationspolitik in die Diskursformation um Selbstdisziplinierung und Eigenverantwortung hineingeholt.»²⁵² Ein Flyer für Neuzugezogene weist auf das in Zürich bestehende Angebote von mehr als 350 Sprachkursen hin. Die vielen verschiedenen Kurse zeigen, dass sehr unterschiedliche Bedürfnisse zu bestehen scheinen, die Auflistung zeigt aber auch, dass die Lebenssituation keine Ausrede sein kann, um sich nicht um den Spracherwerb zu kümmern, besteht doch für alle erdenklichen Situationen ein spezifisches Angebot: «In der Stadt Zürich gibt es eine grosse Vielfalt von Deutschkursen: Kurse in allen Preislagen, Einstiegskurse in Ihrer Nähe, Kurse mit Kinderbetreuung, Kurse, die vormittags, nachmittags, samstags oder abends stattfinden etc.»²⁵³ Darüber steht grösser gedruckt: «Wir kennen den auf Ihre Bedürfnisse zugeschnittenen Deutschkurs.» Folgen wir hier den Überlegungen von Renner, die im vorhergehenden Unterkapitel zusammengefasst wurden, weiter: Ordnungsverletzungen – damit sind Widersprüche zwischen Figuren und semantischen Räumen gemeint – müssen im Verlauf einer Geschichte wieder behoben werden. Renner nennt dies – mit Verweis auf Todorov – Konsistenzprinzip.²⁵⁴ In unserem Fall können wir uns nun nicht nur fragen, wer eine Ordnungsverletzung begeht, sondern auch, wer in welchen Zusammenhängen für die Wiederherstellung (möglicher) Ordnungsverletzungen respektive für die Korrektur (möglicher) Abweichungen zuständig ist respektive für zuständig erklärt wird. Mit der Aufzählung oder Beschreibung von Integrationsangeboten wird signalisiert, dass mögliche Abweichungen bearbeitet und potenziell korrigiert werden. Die Verhaltenserwartungen betreffen neben dem zugewanderten Bevölkerungsteil auch den einheimischen. Die am Anfang des Kapitels vorgestellte Kampagne sowie der erwähnte, an die

248 Bundesgesetz über die Ausländerinnen und Ausländer vom 16. 12. 2005, Art. 4 Abs. 4.

249 STR 1999: Integrationspolitik der Stadt Zürich, S. 19.

250 Stadt Zürich (o. J.): Nur eine weltoffene Stadt ist eine Weltstadt.

251 BFM 2008: Migrationsbericht 2007, S. 36.

252 Mateos 2009, S. III.

253 STEZ MB (o. J.): Über 350 verschiedene Deutschkurse.

254 Vgl. Renner 2004, S. 371–375.

städtischen Haushalte verteilte Leporello sind Appelle an die hiesige Bevölkerung, mit welchen um Verständnis für die Lebenssituation der Neuzugezogenen geworben wird. Im Bericht über die 30- bis 39-jährige Bevölkerung wird die Frage nach den gegenseitigen Integrations(an)forderungen zudem um eine politische Dimension erweitert, indem die Möglichkeiten der Mitbestimmung andiskutiert werden: «Ein Thema, das in diesem Zusammenhang förmlich unter den Nägeln brennt, ist die Tatsache, dass in dieser Altersgruppe ökonomische und politische Integration zusehends auseinanderdriften. Dass beinahe die Hälfte der 30- bis 39-Jährigen in Zürich von der politischen Mitsprache ausgeschlossen ist, ist für viele stossend. [...] Die Mitsprache in städtischen Angelegenheiten muss verbessert werden, sei dies mit der Nutzung bestehender oder der Schaffung neuer Partizipationsinstrumente. Denn eine Stadt, in der so viele Menschen politisch nicht mitreden können, hat eine Holschuld.»²⁵⁵

«Ankunftsgeschichten»

In mehreren der bereits genannten städtischen Publikationen finden sich Statements oder Interviews mit Personen, die als Migrantinnen oder Migranten nach Zürich gekommen sind. In diesen Texten berichten die Zugewanderten über ihre Erfahrungen als Grenzgänger und Grenzgängerinnen. Während der Zuzug von Fremden aus Sicht der Stadt keine Grenzverletzung darstellt, werden die Ankunft und das Leben in einer fremden Stadt für die Migrantinnen und Migranten durchaus zum Ereignis, das auch mit negativen Erfahrungen der Fremdheit und der Anfeindung verbunden sein kann. Im bereits erwähnten Leporello erzählen alle Interviewten – mit Ausnahme von zwei Schulmädchen – von negativen Erfahrungen. Ein aus Griechenland eingewanderter Mann erzählt: «Direkten Rassismus habe ich noch nie erlebt. Höchstens unterschwellig. So war es für mich schon schwierig, eine gute Wohnung zu finden. Und es regt mich auch auf, dass die Telefongesellschaften von mir ein Depot verlangen.»²⁵⁶ Eine Frau mit schweizerischen und südafrikanischen Wurzeln: «Mit negativen Anspielungen lernt man mit der Zeit umzugehen und sieht darüber hinweg – obwohl dies nicht immer einfach ist.»²⁵⁷ Oder ein Migrant aus Ghana: «Mich stört, dass viele Leute denken, alle Schwarzen seien gleich. Dieses Vorurteil spüre ich oft, wenn mich die Leute nicht kennen.»²⁵⁸

Im Jahr 2005 ist eine Ausgabe des «Stadtblicks» zum Thema «Meinungen zu Zürich» erschienen. Auf einer Doppelseite, die mit dem Titel «Zürich aus anderem Blickwinkel» überschrieben ist, kommen drei Frauen und drei Männer in Form von Kurzberichten

²⁵⁵ STEZ 2019: ZRH3039, S. 4.

²⁵⁶ Stadt Zürich (o. J.): Nur eine weltoffene Stadt ist eine Weltstadt.

²⁵⁷ Ebd.

²⁵⁸ Ebd.

in Ich-Form zu Wort, alle mit Porträtaufnahmen abgebildet.²⁵⁹ Die Kurzberichte drehen sich um Erfahrungen bei der Kinderbetreuung, bei der Arbeitssuche, dem Erlernen der Sprache, wobei auch durchaus Kritik geübt wird. Das Lead fasst die Texte folgendermassen zusammen: «Alltägliche Dinge werden zu kleineren oder grösseren Herausforderungen, wenn man neu aus dem Ausland nach Zürich kommt. Sechs Migrantinnen und Migranten schildern, wie sie ihren Weg zur Integration in der Stadt Zürich persönlich erlebt haben. Neben positiven Befunden zur Stadt Zürich wird auch Kritik an Behörden laut.»²⁶⁰ Die Texte verweisen von den Themen her auf Überindividuelles, vermitteln von der Form her aber jeweils eine persönliche Sicht, die keine eindeutige Verallgemeinerung zuzulassen scheint.

Haben wir beim Thema Stadtnatur verschiedene erklärende Herkunftsgeschichten ausmachen können, finden wir hier «Ankunftsgeschichten»; der Fokus ist weniger auf den Herkunftsort oder die Migrationsgründe gerichtet, sondern auf das Leben vor Ort in Zürich. Die letzte Ausgabe der Zeitschrift «Stadtblick», die im Jahr 2016 herausgegeben worden ist, hat das «Ankommen in Zürich» sogar explizit zum Thema gemacht, denn «Zürich ist seit Jahrzehnten eine Ankunftsstadt für Menschen aus Europa und aus aller Welt».²⁶¹ Porträtiert werden im Heft mehrere Frauen und Männer, die der Liebe wegen nach Zürich gekommen sind. Auch wenn alle der Porträtierten Schwierigkeiten zu meistern hatten, sind sie keine Fremden, die als Grenzgestalten «nicht mehr *dort*, aber *hier* eben auch noch nicht angekommen sind, die sich weder in der einen noch der anderen Bezugsgruppe wirklich heimisch fühlen, die zwar physisch nah, aber kognitiv weit entfernt erscheinen und damit umgehen müssen».²⁶² Die Porträts zeigen selbstbewusste Menschen, welche die Sprache lernen, sich weiterbilden, arbeiten oder eine Arbeit suchen, und dies zum Teil noch neben der Kinderbetreuung. Die Texte sind lebensgeschichtliche Erzählungen in Form von Interviews oder paraphrasierten Interviews, welche verschiedenste Erfahrungen in der Stadt Zürich zusammenbringen, wobei sich zeigt, dass Zürich – ganz im Sinn des Heftthemas – durchaus nicht immer die letzte Ankunftsstadt im Leben der Migrantinnen und Migranten sein muss.

Auch in der erwähnten Studie zur Altersgruppe der 30- bis 39-jährigen Zürcherinnen und Zürcher finden sich kurze Statements. Sie stammen von Schweizerinnen und Schweizern ebenso wie von Personen anderer Nationalität. Lediglich zwei Statements nehmen Bezug auf die Themen «Fremdheit» und «Integration». Das eine ist von einem Mann aus Serbien und thematisiert Erfahrungen oder Erlebnisse, die als restriktiv erlebt wurden: «Nein, also manchmal habe ich wirklich das Gefühl gehabt, dass ich eine Art Vertrag mit der Schweiz unterschrieben habe. Du kommst hierher zum Arbeiten, das sind deine

259 Stadtblick 12/2005, S. 22, 23.

260 Stadtblick 12/2005, S. 22.

261 Stadtblick 33/2016, S. 4 (Ankunftsstadt mit Bezug auf Doug Saunders).

262 Reuter 2010, S. 170 (Hervorhebungen im Original).

Tätigkeiten, das sind deine Verantwortungen [...]. Also hier darfst du dich einmischen und hier darfst du nicht.»²⁶³ Das andere von einer Schweizer Frau verbindet eine kritische Selbstreflexion mit der Forderung nach mehr Rechten für alle Stadtbewohnerinnen und -bewohner: «Weshalb nicht eine viel offenere Mitsprache von Leuten, die am Ende hier wohnen? [...]. Ich habe das Gefühl, wir sind immer noch eine Gesellschaft von «wir und andere.»»²⁶⁴

Die insgesamt 19 Zitate sind in einem Abschnitt zur Thematik «Lebenswelten» aufgeführt und scheinen auf die Vermittlung eines Lebensgefühls, einer emotionalen Wirkung abzielen. Es sind Fragmente, die auf individuelle Erfahrungen und persönliche Ansichten verweisen, ohne diese weiter zu kontextualisieren. Die Statements fügen sich zu keiner Geschichte zusammen, denn es gibt – gesamthaft betrachtet – keine Entwicklung, kein Anfang oder Ende.

4.2.2 Erfassung – Statistiken und Diagramme

Vielfalt ist eine objektive Tatsache, das sagen die amtlichen Statistiken, auf die auch Politikerinnen und Politiker gerne zurückgreifen. So der Stadtpräsident in einer Ausgabe des «Stadtblick»: «In Zürich leben Menschen aus über 160 Ländern. Die Stadt ist so farbig und vielfältig wie die Welt.»²⁶⁵ Statistik gilt als eine der objektivsten Formen der Wirklichkeitsdarstellung und auch die oben zitierten Berichte sind alle statistikdurchsetzt. Sollten ihre politischen Aussagen und Forderungen jeweils Anlass zu Diskussionen gegeben haben, bin ich mir ziemlich sicher, dass dabei nicht die benutzten Zahlen in Frage gestellt worden sind. Ähnlich wie im vorhergehenden Unterkapitel dem «dramatologischen» Potenzial von Listen nachgegangen worden ist, wird hier nach der rhetorischen Leistung gefragt, welche die scheinbare «emotionslose Faktizität» der Vielfalt begründet.

Die umfassendsten statistischen Informationen liefern in der Stadt Zürich die statistischen Jahrbücher;²⁶⁶ das gilt auch für die gesamte Schweiz, wo diese seit 1891 vom Bundesamt für Statistik herausgegeben werden.²⁶⁷ Zu Beginn des neuen Jahrtausends war der Schriftsteller Urs Widmer vom «Tages-Anzeiger» eingeladen worden, das Statistische Jahrbuch der Schweiz durchzusehen und in einer mehrteiligen Artikelserie zu kommentieren. Im ersten Text der Serie vermerkt er ironisch: «Wie alle grosse Literatur ist auch das «Statistische Jahrbuch» anonym, hat keine namentlich festzumachenden Verfasser,

263 STEZ 2019: ZRH3039, S. 23 (Auslassung im Original).

264 Ebd. (Auslassung im Original).

265 Stadtblick 17/2008, S. 5.

266 Das statistische Jahrbuch der Stadt Zürich erschien erstmals im Jahr 1905. Die Reihe wurde im Jahr 2017 eingestellt; SSZ: Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich (abgerufen: 28. 5. 2021).

267 BFS: Statistisches Jahrbuch der Schweiz (abgerufen: 28. 5. 2021).

wie die Bibel, das Gilgamesch-Epos und die Werke Shakespeares, dessen Name ja auch nur ein Kürzel für ein namenloses Rätsel ist.»²⁶⁸

Widmer spielt hier unter anderem auf die fraglose Akzeptanz der statistischen Berichterstattung an; das Jahrbuch bietet seinem Publikum kein personalisiertes Gegenüber an, an welches Fragen oder Kritik gerichtet werden könnte.²⁶⁹ Knüpfen wir nochmals an die Überlegungen von Felix Steiner an (vgl. Kap. 2.1), dann haben wir es beim Jahrbuch mit einem Text zu tun, für dessen Aussagen keine reflektierende personale Autorinstanz als nötig erachtet wird. Im Integrationsbericht 2009 gibt es bei den statistischen Angaben auch keine direkt genannte Autorinstanz, sondern nur eine allgemeine Quellenangabe mit Verweis auf die Statistikstelle bei den verwendeten Grafiken.

«Normalerzählung der Statistik»

Mit dem statistischen «Zugriff auf Welt»²⁷⁰ erfolgt eine Übersetzung in eine nichtsprachliche Textwelt: in Zahlen. Es ist eine Übersetzung mit dem Ziel der vermeintlichen Vereinfachung, denn die «Quantifizierung bringt eine unübersichtliche und komplexe Welt in die standardisierte Sprache der Zahlen, in welcher eindeutige Ordnungsverhältnisse von grösser oder kleiner (oder von mehr oder weniger) herrschen».²⁷¹ Mit der Übersetzung geht auch eine rhetorische Transformation der dargestellten Sachverhalte einher, weil das Kommunikationsmittel «Zahl» gemeinhin als «objektiver» eingestuft wird als die Sprache. Die Soziologin Bettina Heintz sieht in der Objektivität von Zahlen keinen Sachverhalt, sondern eine Zurechnung, die an spezifische Bedingungen geknüpft ist. Wissenschaftssoziologisch unterscheidet sie zwischen der Produktion von Zahlen einerseits und ihrer Kommunikation andererseits. Zahlen erhalten ihre Bedeutung, weil sie auf einen externen Referenten verweisen, wozu ein Messverfahren benötigt wird.²⁷² Die Zuschreibung von Objektivität hängt von der Akzeptanz der angewendeten Messverfahren ab; sie stellt sich gewissermassen dann ein, wenn die Messung selbst als objektives Merkmal der Aussenwelt zugeschrieben wird und nicht als Artefakt des Messverfahrens gilt.²⁷³ Seitens der Kommunikation hat die Überzeugungskraft von Zahlen nach Heintz unter anderem damit zu tun, dass Zahlen «nicht über das durch sie Beschriebene hinausweisen und Informationen in hochverdichteter Form darstellen. Während ein Satz seine Negationsmöglichkeit immer in sich trägt, sind Zahlen [...] tendenziell affirmativ [...]. Um Alternativen sichtbar zu

²⁶⁸ Widmer 2001, S. 5.

²⁶⁹ Abgedruckt fand sich im Vorwort des Statistischen Jahrbuchs einzig die Unterschrift und der Name des damaligen Direktors des Bundesamts für Statistik, vgl. Widmer 2001, S. 5.

²⁷⁰ Vgl. Fix 2008b, S. 138.

²⁷¹ Mau 2017, S. 27.

²⁷² Heintz 2007, S. 66.

²⁷³ Ebd., S. 75.

machen, müssen neue Zahlen generiert werden, und dazu braucht es Ressourcen und ein Wissen darüber, wie die ursprünglichen Zahlen zustande kamen.»²⁷⁴

Mittels Zahlen erfolgt also ein «Zugriff auf Welt», der schwer zu hinterfragen ist, weil er letztlich eine hochgradig asymmetrische Form der Kommunikation darstellt; die Quantifizierung ist eine Übersetzungsleistung, die dazu führt, dass die statistischen Resultate meist nur von Spezialistinnen und Spezialisten überprüft und kritisiert werden können und so betrachtet noch stärker als andere Formen der Expertenkommunikation im Spannungsfeld von «Wissen» und «Glauben» stehen.²⁷⁵ Das Vertrauen in die statistischen Texte stellt sich denn im ausserwissenschaftlichen Bereich hauptsächlich durch soziale Arrangements her,²⁷⁶ das heisst, durch «gesellschaftliche Stützungsmaßnahmen», welche die Zahlenkommunikation begleiten.

Ein solches Arrangement stellt das die Geschichte der Statistik begleitende Versprechen dar, dass sich mittels des quantifizierenden Zugriffs auf Welt hinter der wahrnehmbaren chaotischen Wirklichkeit eine verborgene, weil den menschlichen Sinnen entzogene, natürliche Ordnung entdecken lässt. Felix Keller bezeichnet statistische Diagramme als «Ikonen der Moderne»; analog zu den religiösen Bildern, die auf ein Unsichtbares hinter dem Wahrnehmbaren verweisen, machen die statistischen Darstellungen eine sich verflüchtigende Gesellschaft sichtbar. «Das statistische Diagramm ist bei Wirklichkeitsdarstellungen omnipräsent. Wo Flüchtigkeit das Erkennen verunmöglicht, vermag es eine ästhetische Form des Erkennens zu liefern: sei es angesichts von Finanzströmen oder Menschenströmen, Epidemien oder epidemisch sich äussernden Meinungen, Kriminalität und Tod. Stets sind ikonographische Mittel da, das Unkenntliche doch erkenntlich zu machen: über die visuelle Konstruktion von Harmonien und Symmetrien zu zeigen, dass die Ordnung der Gesellschaft präsent ist, dass sie erkennbar ist wie ehemals das unsichtbare Wirken der religiösen Sphäre: Das statistische Diagramm hat die Funktion von Ikonen des gesellschaftlichen Realen übernommen.»²⁷⁷

Das Prinzip der amtlichen Statistik als eine der gesellschaftlichen Institutionen der Moderne besteht nach Benedikt Köhler darin, dass gesellschaftliche Entwicklungen mittels Statistiken sichtbar gemacht werden sollen, um politische Interventionen zu ermöglichen. Statistik ist «keine reine *Wissenstechnik*, sondern eine *politische Technologie*, mit deren Hilfe politische Planungen und Entscheidungen ermöglicht, rationalisiert und legitimiert werden sollen».²⁷⁸ Köhler charakterisiert die «Normalerzählung» der Statistik

²⁷⁴ Ebd., S. 81.

²⁷⁵ «Wer nichts weiss, muss alles glauben» ist der Titel eines Buchs des österreichischen Kabarets «Science Busters», das Wissenschaft auf humorvolle Weise vermitteln will. Das Zitat stammt von Marie von Ebner-Eschenbach.

²⁷⁶ Heintz 2007, S. 81, 82.

²⁷⁷ Keller 2005, S. 100.

²⁷⁸ Köhler 2008, S. 75 (Hervorhebungen im Original).

als stark selbstreferenzielle Geschichte, die den wirklichkeitskonstruierenden und -reproduzierenden Charakter des amtlichen Zählens ebenso ausblendet wie ihre legitimatorische Funktion für die Ausübung politischer Herrschaft.²⁷⁹ In ihrer Kurzfassung lautet diese Normalerzählung nach Köhler: Unordnung/Chaos/Intransparenz → Statistik stellt Sichtbarkeit her → Verfügbarkeit über amtliche Wirklichkeit.²⁸⁰

Bildhafte Textwelten

Ging es im vorhergehenden Unterkapitel im Zusammenhang mit der amtlichen Form der Listen vor allem um die An- oder Abwesenheit spezifischer Arten, so stehen bei der statistischen Arbeit vor allem die Grössen- und Mischverhältnisse in und zwischen Bevölkerungsgruppen im Mittelpunkt. Menschen treten in den statistischen Beschreibungen nicht als mit individuellen Merkmalen ausgestattete Personen auf, sondern als Figuren mit Merkmalen, die – wie Geschlecht, Alter oder Bildungsstatus – der gesamten Bevölkerung eigen sind. Mit Blick auf die Vielfalt, die ja im vorliegenden Kapitel im Mittelpunkt steht, bedeutet das, dass sich die statistische Vielfalt immer als nach amtlichen Kriterien erfasste²⁸¹ und geordnete Vielfalt präsentiert. Verspricht der Begriff Vielfalt idealtypischerweise mannigfaltige Unterschiede, so zeigen die Statistiken ausschliesslich unterschiedliche Verteilungen von Gemeinsamkeiten und reduzieren damit Vielfalt auf das (amtlich) Bekannte. Da die Merkmale jedoch nach bestimmten Regeln miteinander kombiniert werden können, lassen sich innerhalb dieses geordneten Gesamtrahmens durchaus – merkmalspotenzierte – Darstellungen einer vielfältigen Bevölkerung erzeugen.

Bei den statistischen Texten kommen Verfahren zur Anwendung, die auf eine simultan organisierte Textwelt abzielen,²⁸² wodurch auch so etwas wie Bildhaftigkeit entsteht – nach Peter Klotz eines der zentralen Charakteristika von Beschreibungen.²⁸³ Anhand der oben genannten Merkmale und ihrer Kombinationen lassen sich Gesamtheiten aufteilen oder neu zusammensetzen. So heisst es im Integrationsbericht: «380 499 Menschen lebten Ende 2008 in der Stadt Zürich. Sie sind gemäss ihrem Wohnsitz Zürcherinnen und Zürcher.»²⁸⁴ Die festgehaltene Gesamtheit wird danach gemäss bestimmten Kategorien²⁸⁵ weiter unterteilt: «117 904 davon hatten keinen Schweizer Pass. Dies entspricht einem Ausländeranteil von 31 Prozent.»²⁸⁶ Die statistischen Texte entwickeln sich in der Regel nicht als Handlungsverlauf, sondern als Vergleichsstruktur, die sich immer mehr

279 Ebd., S. 80.

280 Ebd., S. 80.

281 Vgl. ebd., S. 87, 88; Bourdieu 2014, S. 253, 254.

282 Vgl. Klotz 2013, S. 200.

283 Vgl. ebd., S. 27, 205.

284 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 10.

285 Vgl. Ossner 2005, S. 68–72.

286 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 10.

verdichtet. Vergleiche sind ein konstitutives Moment sozialer Ordnung und stellen als Beobachtungsinstrumente Beziehungen zwischen Einheiten oder Ereignissen her,²⁸⁷ um Unterschiede oder Übereinstimmungen zu finden.²⁸⁸ Das kann zum Beispiel in der räumlichen Dimension geschehen, wenn Stadtquartiere in Abhängigkeit von Nationalitätengruppen miteinander verglichen werden. Oder in der zeitlichen Dimension, wenn Ausländeranteile verschiedener Jahre in Beziehung zueinander gesetzt werden: «Lebten 1962 noch 376 285 Schweizer Staatsangehörige in der Stadt Zürich, sind es momentan über 100 000 weniger (2008: 262 595). Gegenläufig dazu hat sich die Zahl der Ausländerinnen und Ausländer entwickelt. Sie ist zwischen 1962 (63 895 Personen) und 2008 um rund 54 000 Personen gestiegen.»²⁸⁹

Zwar zeigt sich im Zitat eine zeitlich organisierte Textstruktur, allerdings kann kaum von einer Veränderung im narratologischen Sinn gesprochen werden; vielmehr geht es um Zustände zu zwei verschiedenen Zeitpunkten, die miteinander in Beziehung gesetzt werden, ohne dass eine erklärende Verbindung eingeführt würde: Am Anfang und am Ende geht es ums Gleiche, das in kleinerer oder grösserer Zahl vorhanden ist. Die Bildhaftigkeit der statistischen Texte hat Bewegungscharakter: Abstände werden kleiner oder grösser, Mengen bewegen sich aufeinander zu oder voneinander weg.

Beschreibungen sind immer als Inszenierungen zu begreifen, weil sie das Ergebnis von Fokussierungen sind und eine Auswahl darstellen.²⁹⁰ Für Peter Klotz ist dabei der Rahmen wesentlich, womit er die Grenze meint, welche die Auswahl der «Objekte» der Beschreibung markiert; Beschreibungen sind reduktiv und somit relational zu einem Ganzen.²⁹¹ Bei den statistischen Publikationen zeigen sich solche Grenzen anhand expliziter räumlicher und zeitlicher Bezüge, ohne welche die statistischen Zahlen keine Bedeutung erlangen. Die Grenzen liegen aber letztlich in den statistischen Methoden, welche die Beziehung zwischen den einzelnen Daten und einem Ganzen bestimmen: Sie geben an, wie die präsentierten Zahlen zu lesen, zu verstehen und zu interpretieren sind. Die methodischen Grenzen werden – wenn sie nicht in den Texten selbst thematisiert werden – in Quellenangaben und Verweisen sichtbar; die Grenze der statistischen Beschreibung findet sich im paratextuellen Beiwerk expliziert: So gibt es beispielsweise Glossars mit Begriffsdefinitionen, Steckbriefe von Erhebungen²⁹² oder Literaturlisten.

287 Heintz 2010, S. 163.

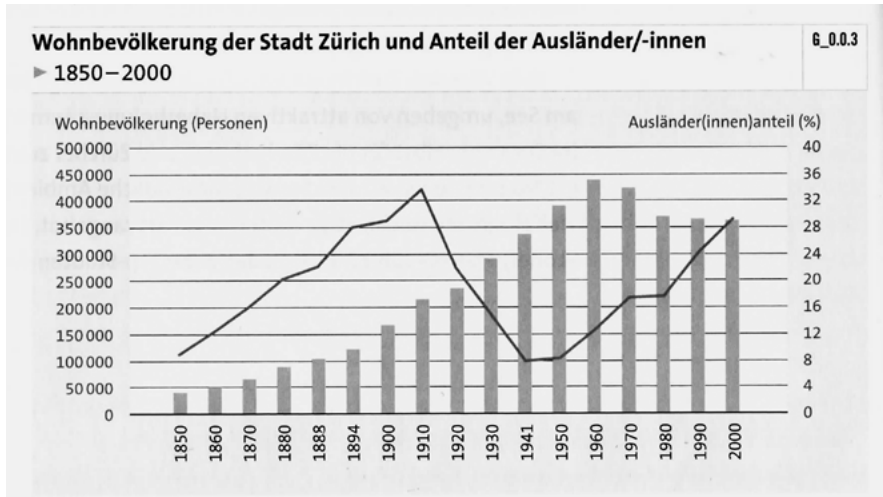
288 Bibliographisches Institut / Duden: Vergleichen (abgerufen: 15. 4. 2021).

289 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 10.

290 Vgl. Klotz 2013, S. 28.

291 Ebd., S. 27, 32, 33.

292 BFS: Erhebungen, Statistiken (abgerufen: 15. 4. 2021).



Bildquelle: Statistik Stadt Zürich: Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich 2010. 104. Jahrgang. Zürich 2010, S. 14.

«Normalisierungsappell»

Für die Vermittlung der statistischen Informationen werden neben den Texten auch grafische Datenvisualisierungen²⁹³ verwendet. Die Komplexität von Text und Bild geht in den statistischen Publikationen (scheinbar) auseinander. Während in den Texten die Inhalte in komplexen Vergleichsstrukturen entfaltet werden, wird bei der bildlichen Umsetzung auf anschauliche, elementare Formen zurückgegriffen: Punkte, Striche und Flächen. Die oben abgebildete Grafik findet sich erstmals in den frühen 1990er-Jahren im Statistischen Jahrbuch der Stadt Zürich, danach in weiteren Jahrbuch-Ausgaben sowie einer statistischen Analyse zur ausländischen Bevölkerung in Zürich.²⁹⁴ Sie ist ebenfalls im städtischen Integrationsbericht zu finden.²⁹⁵ Sybille Krämer spricht in Zusammenhang solcher Diagramme von «operativer Bildlichkeit», durch die Wissen generiert und Einsichten ermöglicht werden.²⁹⁶ Ein zentrales Merkmal der Diagramme ist ihr Fremdbezug, insofern sie etwas darstellen, auf etwas referenzieren;²⁹⁷ beim angegebenen Beispiel sind dies die Menschen, die innerhalb der Gemeindegrenzen der Stadt Zürich wohnen. Das Diagramm

²⁹³ Vgl. Weber 2019, S. 2–4.

²⁹⁴ SSZ Analysen 3/2011, S. 6.

²⁹⁵ STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 10.

²⁹⁶ Krämer 2016, S. 85.

²⁹⁷ Ebd., S. 78.

basiert auf der Kulturtechnik der «Verflachung»,²⁹⁸ das heisst auf der flächigen, zweidimensionalen Darstellung. Durch die «Verflachung» entsteht ein artifizieller Sonderraum, der es ermöglicht, zeitliche und räumliche Sachverhalte simultan und aus einer kontrollierenden Vogelperspektive überschauen zu können.²⁹⁹ Die Diagramme zeigen jedoch nicht die referenzierten Gegenstände selbst, sondern die Verhältnisse zwischen ihnen.³⁰⁰ Das Säulendiagramm zeigt die Anzahl der Einwohnerinnen und Einwohner von Zürich in absoluten Zahlen, während das Kurvendiagramm den Anteil der Ausländerinnen und Ausländer an der gesamten städtischen Wohnbevölkerung abbildet. Anhand der Säulenhöhe kann abgelesen werden, dass die Stadtbevölkerung bis 1960 gewachsen ist und danach bis zur Jahrtausendwende wieder abnahm. Die Kurve zeigt, dass der Ausländeranteil bis 1910 stark zunahm, danach bis in die 1940er-Jahre deutlich sank und ab dann wieder anstieg.

Das angeführte Beispiel besteht aus zwei übereinander gelegten Diagrammen, die durch die gewählte Darstellungsform optisch aufs Engste miteinander verbunden werden. Dabei handelt es sich um Diagramme, die zwar inhaltlich zusammenhängen, methodisch betrachtet jedoch Unterschiedliches zeigen, nämlich einmal eine Mengenangabe in absoluten Zahlen und einmal eine Relation zwischen zwei Kennzahlen. Die beiden Diagramme sind so skaliert, dass ihre Extremwerte beinahe die gleiche Höhe erreichen. Die Entwicklung des Ausländeranteils in der Stadt Zürich wird damit stark dynamisiert und überhöht: Wäre die ausländische Wohnbevölkerung nämlich nicht relational, sondern in absoluten Zahlen angegeben und als Teilmenge der Bevölkerungssäulen eingetragen, würde sie 1910 etwa einen Drittel der Säulenhöhe ausmachen, während im abgebildeten Beispiel die Spitze der Kurve die entsprechende Jahressäule weit überragt.

Den statistischen Zahlenbildern wird eine suggestive Kraft mit emotionaler Wirkung attestiert, weil in ihrer Sachlichkeit nicht selten ein Appell steckt,³⁰¹ der auch mit Absichten verbunden sein kann; so schreibt Uwe Pörksen: «Das Diagramm weist in eine Richtung, ist eine in einen Pfeil umgewandelte Zahl. Der Pfeil weist meist nach oben oder unten, auf Wachstum oder Schwund, Fallen oder Steigen, erzeugt Druck in einer bestimmten Richtung. Er ist ein Trendsignal. Daher seine Eignung zur Herstellung von Sachzwang.»³⁰² Den Appellcharakter des obigen Beispiels können wir mit Bezug auf die Normalisierungsforschung weiter vertiefen.³⁰³ Diese Forschungsrichtung versteht unter

298 Ebd., S. 15.

299 Ebd., S. 66.

300 Ebd., S. 70.

301 Pörksen 1998, S. 12.

302 Ebd., S. 12.

303 Im Rahmen dieser Forschungsrichtung wird zwischen «Normativität» und «Normalität» unterschieden. Normativität bezieht sich auf (normative) Vorschriften für Handeln und Verhalten und ist in allen Kulturen und zu allen Zeiten verbreitet. «Normalität» hingegen wird als historisches Phänomen verstanden, das seit etwa 1800 in den westlichen Gesellschaften an Bedeutung gewinnt; vgl. Gerhard/Link/Schulte-Holtey 2001, S. 7; Jäger/Jäger 2007, S. 61–69.

«Normalität» ein statistisch gefärbtes Orientierungswissen, das auf Verdattung gründet,³⁰⁴ und geht der Frage nach, wie in unserem Alltag «Normalität» produziert wird, indem statistisch ermittelte Grössen – innerhalb von mehr oder weniger fixen Bandbreiten mit unterschiedlich grosser Toleranz für Abweichungen³⁰⁵ – zu «Normalitätswerten» erklärt werden. Diagrammatische Kurvendarstellungen haben in diesem Ansatz paradigmatische Bedeutung: Nach Jürgen Link senden sie positive oder negative Subjektappelle aus, insofern in ihrer Linienführung Bewertungen zu den aufgezeigten Entwicklungsrichtungen kondensieren (steigende Kurven werden in der Regel positiv bewertet, sinkende Kurven negativ etc.).³⁰⁶ Im angeführten Beispiel wird allerdings nicht ein Subjekt, sondern ein Kollektiv «normalisiert»: Die Ausländerinnen und Ausländer als «normaler» Bestandteil der Stadt.

Die Normalisierung geschieht durch «relationale Historisierung»; so ist im städtischen Integrationsbericht die abgebildete Grafik mit folgendem, bereits oben einmal zitierten Kommentar versehen: «380 499 Menschen lebten Ende 2008 in der Stadt Zürich. [...] 117 904 davon hatten keinen Schweizer Pass. Dies entspricht einem Ausländeranteil von 31 Prozent. Dieser Wert erreicht zwar noch nicht den bisherigen Spitzenwert von 34,2 Prozent im Jahre 1912, liegt aber deutlich höher als in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts [...].»³⁰⁷ Und in der statistischen Publikation mit dem Titel «Von Afghanistan bis Zypern», welche eine Analyse der ausländischen Bevölkerung enthält und in der diese Grafik ebenfalls zu finden ist, heisst es in der Einleitung: «Knapp ein Drittel der Zürcherinnen und Zürcher hat einen ausländischen Pass. Ist dies nun viel oder wenig? Vor 100 Jahren war der Anteil jedenfalls höher [...].»³⁰⁸ Die dynamische (diagrammatische) Kurve schafft eine Verbindung zwischen Gegenwart und Vergangenheit und kreiert gleichzeitig eine Toleranzgrenze, indem sie zeigt, dass Ausländerinnen und Ausländer bereits vor rund 100 Jahren einen ähnlich grossen Anteil der Stadtbevölkerung stellten und somit ein «normaler» Teil der städtischen Bevölkerung sind.

Der Historiker Herbert Mehrrens sieht die Normalisierung als eine Kontrolltechnik, insofern «Normalisierungen als Wahrnehmungstechnik immer auf Kontrolle orientiert sind».³⁰⁹ Kontrolle ist nach Mehrrens ein bewusstes Handeln oder eine bewusst hergestellte Vorrichtung, «die einen realen Prozess zu einem Zweck oder mit einem Ziel mit einem mentalen oder materialen <Sollbild> vergleicht. Dieser Vergleich führt im Prin-

304 Gerhard/Link/Schulte-Holtey 2001, S. 7.

305 Der Diskursforscher Jürgen Link unterscheidet zwischen dem «Proto-Normalismus», bei dem enge Bandbreiten definiert sind, und dem «Flexiblen-Normalismus», der weite Bandbreiten setzt und auf sich selbst regulierende Subjekte zielt.

306 Link 2002, S. 115–118.

307 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 10.

308 SSZ Analysen 3/2011, S. 5.

309 Mehrrens 1999, S. 46 (im Anschluss an Foucault und Link).

zip zur Entscheidung über Eingriffe oder Nichteingriffe in den Prozess.»³¹⁰ Es geht also um normativ orientierte Vergleiche zum Beispiel mittels Statistiken, die dem Entscheid über politische Massnahmen vorausgehen. Im Bereich der Integration zeigen sich solche Verfahren normativer Kontrolltechnik; so hat Piñeiro festgestellt, dass die Abweichungen der ausländischen Bevölkerung an der Schweizer Bevölkerung gemessen werden, die dadurch zum Massstab für Integration gemacht wird.³¹¹ Im Schweizer Migrationsbericht 2007 hiess es beispielsweise diesbezüglich: «Integration gilt dann als erreicht, wenn zugewanderte Personen die gleichen Chancen haben wie Schweizerinnen und Schweizer, welche sich in der gleichen gesellschaftlichen Situation befinden. [...] Der Bericht zeigte, dass die Integration ausländischer Personen im Grossen und Ganzen als erfolgreich bezeichnet werden kann. Dennoch ist in verschiedenen Bereichen der Anspruch nicht erfüllt, dass die statistischen Werte von Personen ausländischer Herkunft vergleichbar mit denjenigen von Schweizerinnen und Schweizern sind.»³¹²

Auch im Zürcher Integrationsbericht sollen die statistischen Zahlen auf gesellschaftliche Probleme hinweisen und politisches Handeln leiten: «Statistiken, Indikatoren und Monitoringinstrumente können dabei helfen, spezielle Problematiken zu erkennen, allfällige Massnahmen zu planen und das Erreichen von gesetzten Zielen zu überprüfen. Aber sie und ihre Kennzahlen dürfen nicht mit der Integration als solcher verwechselt werden.»³¹³

Sich als Teil einer Gesamtheit sehen

In statistischen Publikationen werden Mengen oder Massen «individualisiert»: Sie sind nichts Allgemeines, sondern eben eine spezifische Masse oder Menge, indem sie auf einmalige Art und Weise zusammengesetzt sind und sich in einer eigenen Weise entwickeln. Statistiken «individualisieren» aber nicht nur, sie «vermassen» respektive «vermengen» auch Individuen: Sie setzen den Einzelnen oder die Einzelne unter bestimmten Prämissen in Bezug zu einem Ganzen. Solche statistisch ermittelten Zugehörigkeiten brachte in der Stadt Zürich im Jahr 2012 die Künstlergruppe «Rimini Protokoll» unter anderem mit Unterstützung der städtischen Statistikstelle auf die Bühne.³¹⁴ 100 Personen, die aufgrund von Kriterien ausgewählt worden waren, die sie zu einer repräsentativen Stichprobe der städtischen Bevölkerung machten, stellten sich nach unterschiedlichen Fragestellungen zu immer neuen Gruppenbildern zusammen.³¹⁵ Im Begleitheft des Theaterstücks heisst es metaphorisch über diese «statistischen» Gruppenbilder: Ein Darsteller mit hundert Köp-

³¹⁰ Mehrtens 1999, S. 55.

³¹¹ Piñeiro 2015, S. 325, 326.

³¹² BFM 2008: Migrationsbericht 2007, S. 35.

³¹³ STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 7.

³¹⁴ GB 2012, Teil PRD, S. 43.

³¹⁵ Rimini Protokoll: 100% Stadt (abgerufen: 15. 5. 2021).

fen.³¹⁶ Vielleicht müsste es jedoch eher heissen: Hundert Köpfe für einen Darsteller. «Niemand ganz, aber alle ein bisschen» – mit diesen Worten wurde im Jahr 2008 ein Artikel in der Zeitschrift «Beobachter» über die statistische ermittelte helvetische Durchschnittsfamilie zusammengefasst.³¹⁷ Damit wurde auf den Punkt gebracht, dass statistische Durchschnittswerte irritieren (können), weil sie in der Regel – salopp ausgedrückt – immer knapp am Einzelnen vorbei gehen. Oder wie es im Rahmen einer Statistikausstellung in Luzern hiess: «Die Durchschnittsluzernerin, den Durchschnittsluzerner gibt es nicht. Oder doch? Er oder sie ist ein Stück von uns allen, denn in der einen oder anderen Zahl findet sich wohl jede und jeder abgebildet. Der Durchschnittsmensch zeigt niemanden individuell, sondern alle zusammen in Form eines Einzelnen.»³¹⁸

Gerade «personalisierte» Darstellungen von Durchschnittswerten scheinen mir am augenscheinlichsten auf diese spezifische «(teil-)integrative» Dimension von Statistiken zu verweisen. Auf der Webseite von Statistik Stadt Zürich fanden sich vor einigen Jahren animierte Infografiken zum Thema «Durchschnittszürcher» (der allerdings gar kein Mann, sondern eine Frau ist).³¹⁹ Am Ende einer dieser Animationen wurde erklärt: «Wahrscheinlich hast du es dir schon gedacht: aber man hat statistisch bewiesen, dass es keinen einzigen durchschnittlichen Zürcher gibt. Es leben nämlich Leute aus 168 Länder in Zürich, alle irgendwo zwischen 0 und 106. Es gibt alle möglichen Religionen, sexuelle Orientierungen, Jobs und was man sich sonst noch vorstellen kann. Zürich ist mehr als der Durchschnitt.»³²⁰

Die statistischen Zahlen schaffen also einerseits Distanz zu einer Gesamtheit, andererseits aber auch Nähe, weil sie ermöglichen, sich überhaupt erst mit einer Gesamtheit in Verbindung zu bringen und sich selbst als Teil von bestehenden und gefestigten Ordnungsstrukturen wahrzunehmen. Die verwendeten Kategorien wie «Schweizer/innen», «Ausländer/innen», «Mann», «Frau» oder «Alter» bieten dafür Anknüpfungspunkte und Vergleichsmöglichkeiten. Mit sehr eigener Ironie weist der Systemtheoretiker Niklas Luhmann in seiner Schrift zu den Massenmedien auf den Nachrichtenwert von Quantitäten hin, mit denen ein substanzloser Aha-Effekt erzielt werden kann, insofern Quantitäten immer informativ sind, «weil eine bestimmte Zahl keine andere ist als die genannte – weder eine grössere noch eine kleinere».³²¹ Im hiesigen Zusammenhang

316 Gessnerallee Zürich 2012, S. 13.

317 Ruchti/Hinden 2008, S. 22.

318 «Mehr als Zahlen – Luzerner Statistikgeschichten» (Ausstellung in der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern, Standort Sempacherstrasse, 23. 9.–31. 10. 2014).

319 Die Animationen wurden von Studierenden der Zürcher Hochschule der Künste im Jahr 2014 erstellt, wobei die städtische Statistikstelle ins Projekt involviert war; PRD Statistik: Animierte Infografiken (abgerufen: 9. 3. 2021).

320 Cast Audiovisual: Mehr als Durchschnitt, Minute: 01:34–01:55 (Original in Mundart) (abgerufen: 9. 3. 2021).

321 Luhmann 2004, S. 59, 60.

kann der Aha-Effekt aber durchaus zusätzlich mit dem Appell verbunden sein, sich als Teil einer Gesamtheit wahrzunehmen, die sich aus unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen zusammensetzt.

4.2.3 Instrumentalisierung – Vielfalt als Ressource

«Unsere Stadt zieht Menschen aus aller Welt an, weil es hier hervorragende Hochschulen gibt, weil unsere Firmen international bestehen können oder weil wir ein interessantes Kulturleben haben.»³²² Zu diesem Erfolg haben alle Zürcherinnen und Zürcher – mit und ohne Schweizer Pass – beigetragen, heisst es sinngemäss zusammengefasst in einer Kolumne der Stadtpräsidentin in einer Ausgabe von «Stadtblick», die 2014 zum Thema «Vielfalt» erschienen ist. Und weiter: «Vielfalt, das ist das Geheimrezept unseres Erfolgs. Die Fähigkeit, unabhängig von Pass, Herkunft oder Religion ein friedliches Zusammenleben zu gestalten und gut zusammenzuarbeiten, macht unsere Stadt liebenswert. Darauf dürfen wir auch stolz sein.»³²³

Um Vielfalt in argumentativen Zusammenhängen zu erschliessen, können wir nun wiederum die Frage stellen, welche Sachverhalte hier zu welchen Zwecken aufeinander bezogen werden.³²⁴ Wie im entsprechenden Abschnitt des vorhergehenden Unterkapitels werden wir im Folgenden beobachten können, dass die Vielfalt als Ordnungsbegriff den Bezugspunkt von (potenziellen) Konflikten bildet und sich die Plädoyers für Vielfalt ebenfalls auf Drohungen und Versprechungen abstützen. Anders als im vorhergehenden Unterkapitel scheint es hier aber nicht darum zu gehen, Veränderungen herbeizuführen, sondern etwas zu bewahren, was sich bisher bewährt hat.

«Realität» und «Potenzial»

Hinter der oben zitierten Erklärung der Stadtpräsidentin von Zürichs Erfolg kann letztlich ein Gedanke ausgemacht werden, der sich auch im Integrationsbericht 2009 findet, in dem es heisst, die städtische Integrationspolitik verstehe urbane Vielfalt als «Realität» und als «Potenzial».³²⁵ Als «Realität und Potenzial» erhält Vielfalt einen ordnungspolitischen Doppelcharakter, der bereits im Kern einen Argumentationszusammenhang darstellt, insofern die «Realität» der städtischen Vielfalt gleichzeitig die Grundlage ihres «Potenzials» für die Stadt bildet, also beides funktional aufeinander bezogen wird.

322 Stadtblick 29/2014, S. 5.

323 Stadtblick 29/2014, S. 5.

324 Vgl. Ossner 2005, S. 63.

325 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 7.

Programmatisch ausformuliert findet sich dieses Verständnis von Vielfalt in einem städtischen Strategiepapier, das der Stadtrat erstmals im Jahr 2007 veröffentlichte.³²⁶ Der Zeithorizont des Papiers bezieht sich auf das Jahr 2025 und es dreht sich im weitesten Sinn um die Frage, wie das städtische Leben in Zukunft finanziert und organisiert sein soll, damit die Stadt Zürich weiterhin prosperieren kann; das Strategiepapier wurde 2011 aktualisiert und 2015 vollständig überarbeitet sowie mit dem Zeithorizont 2035 versehen. In allen drei Papieren ist Vielfalt ein Thema, wobei dieser Begriff sich nicht allein auf die Struktur der städtischen Bevölkerung oder die Heterogenität ihrer Lebensweisen bezieht, sondern ebenfalls eine Ressource meint, die sich – ganz im Sinn des Eingangszitats – für städtische Ziele nutzen lässt. So findet sich in der ersten Version von 2007 der folgende Satz: «Die kulturelle Vielfalt ist eine innovative Triebkraft und ein zentrales Merkmal von Zürichs Urbanität.»³²⁷ In der Version von 2011 heisst es dann unter der «Vision» zur zukünftigen Stadt: «Im Jahr 2025 ist Zürich [...] eine Stadt, welche die Vielfalt der Einwohnerinnen und Einwohner zur Gestaltung der gemeinsamen Zukunft nutzt.»³²⁸ Und auch in der Version von 2015 stellt die Vielfalt – nun implizit an Eigenschaften der Bevölkerung festgemacht – eine Grundlage für weiterreichende politische Ziele dar: «Es ist eine grosse Chance für die Stadt Zürich, die vielfältigen Kompetenzen und Erfahrungen ihrer Bevölkerung zugunsten der Wirtschaft, der städtischen Kultur und dem sozialen Frieden nutzen zu können.»³²⁹

Eckard Rolf charakterisiert die Textsorte «Programm» – worunter die zitierten Strategie-papiere als politische Programme eingeordnet werden können – als assertive, indizierende und orientierende Textsorte, bei welcher es um die Verwirklichung grossangelegter Gestaltungsvorhaben geht, «die das Leben einer Gemeinschaft [...] in der näheren oder entfernteren Zukunft bestimmen, prägen, vielleicht auch verändern», wobei angekündigt wird, wie diese Pläne in die Realität umgesetzt werden sollen.³³⁰ Mit der Veröffentlichung einer Strategie wird zum Ausdruck gebracht, dass Bestehendes nicht gesichert ist, dass Optimierungsbedarf besteht, dass an der Zukunft gearbeitet werden muss, weil sonst Ungemach droht. Auch in den städtischen Strategien wird ein Programm vor dem Hintergrund drohender Veränderungen formuliert, das sich wie folgt zusammenfassen lässt: Zürich ist erfolgreich, was auch so bleiben soll; das Umfeld wird aber schwieriger, weshalb heute darauf reagiert werden muss.

In den Strategiepapieren erscheint die Vielfalt zunächst einmal selbst als ein potenzielles Risiko für die städtischen Zukunftspläne. In allen Versionen ist die «Vielfalt» – respektive

326 Diese Strategie-Papiere gehören eher in den Bereich der politisch-strategischen Regierungskommunikation und bilden den grossen Orientierungsrahmen für die Verwaltungskommunikation.

327 STR (o. J.): Strategien Zürich 2025, S. 14.

328 STR 2011: Strategien Zürich 2025, S. 7.

329 STR 2015: Strategien Zürich 2035, S. 20.

330 Rolf 1993, S. 208.

das, was sie ausmacht – durch sich selbst bedroht. So treffen zum Beispiel unterschiedliche Lebensentwürfe und Wertvorstellungen aufeinander³³¹ oder es gilt in Zusammenhang mit einer «akzentuierten internationalen Zuwanderung» Verdrängungsängsten entgegenzuwirken.³³² Mit den Strategien soll diesen Vielfaltsrisiken unter anderem durch die Förderung «einer weltoffenen und internationalen Grundhaltung» und des «guten Zusammenlebens» begegnet werden.³³³ «Integration» bezieht sich dabei – ganz im Sinn von Piñeiro – nicht allein auf die Bevölkerung mit Migrationshintergrund oder den gesellschaftlichen Umgang mit ihr, sondern auf die Gesamtbevölkerung. Im Vordergrund stehen Problematiken, die sich durch die zunehmende gesellschaftliche Individualisierung oder die unterschiedlichen Bedürfnisse der Generationen ergeben sowie die sozialen Spannungen aufgrund schwieriger Lebenslagen, dies zum Beispiel in Zusammenhang mit Langzeitarbeitslosigkeit oder dem vermehrten finanziellen Druck auf den Mittelstand.³³⁴

Versuchen wir diese Massnahmen in Bezug auf den eingangs festgestellten Doppelcharakter von Vielfalt zusammenzufassen, dann zielen sie unter anderem auf die Herstellung von Vielfalt als strategisch verwendbare Ressource ab: Ziel ist eine möglichst friedlich zusammenlebende heterogene Bevölkerung, die sich auch gegen «aussen» funktionalisieren lässt, das heisst mit Blick auf die übergeordneten Strategieziele und Visionen hin.

Drohhorizont der Globalisierung

Der sich von aussen abzeichnende Drohhorizont – in den Strategiepapieren euphemistisch als «Herausforderungen» bezeichnet – ist von globalem Massstab. So wird im Papier von 2011 unter anderem folgende Leitfrage vorangestellt: «Wie kann Zürich als Global City bestehen – angesichts einer Konkurrenz unter Städten, die durch die fortschreitende Globalisierung und transnationale Mobilität akzentuiert wird?»³³⁵ In der Strategie von 2015 ist zu lesen: «Der *Standortwettbewerb* zwischen den Metropolen findet zunehmend auf globaler Ebene statt. Zürich steht mit anderen Standorten im Wettbewerb um Firmen, Ideen und Talente.»³³⁶

«Globalisierung» wird als «zeitdiagnostischer Terminus» in Politik und Alltag gebraucht, dies insbesondere dann, «wenn ein epochaler Veränderungsdruck beschworen werden soll».³³⁷ Allgemein steht der Begriff für weltweite Märkte und international verflochtene Volkswirtschaften.³³⁸ Nach Dominik Schreiber wird die Globalisierung häufig im narrati-

331 STR 2011: Strategien Zürich 2025, S. 26.

332 Ebd., S. 24.

333 Vgl. ebd., S. 24, 26.

334 Vgl. STR 2015: Strategien Zürich 2035, S. 20.

335 STR 2011: Strategien Zürich 2025, S. 4.

336 STR 2015: Strategien Zürich 2035, S. 12 (Hervorhebung im Original).

337 Görg 2004, S. 105.

338 Bundeszentrale für politische Bildung: Globalisierung (abgerufen: 11. 6. 2021).

ven Modus verhandelt, wobei er in seiner Literaturanalyse zwei dominante, miteinander konkurrierende Varianten herausgearbeitet hat: Das Narrativ der globalen Gerechtigkeit und dasjenige der globalen Konkurrenz.³³⁹ In Letzterem erscheint die wirtschaftliche Globalisierung hauptsächlich als Prozess, «der den Wettbewerb zwischen [...] Interessengruppen auf ein globales Niveau angehoben und damit insgesamt verschärft hat».³⁴⁰ Im Zitat aus dem städtischen Strategiepapier wird ein an ein solches Narrativ gemahnender Zustand der Konkurrenz beschrieben. Zwar hat sich Zürich bisher erfolgreich in dieser Konkurrenzsituation behauptet; damit das jedoch auch in Zukunft so bleibt, gilt es seine Ressourcen – darunter die Vielfalt – weiterhin geschickt zu nutzen. So heisst es in der Strategie 2035: «Ein einzigartiger Mix aus Lebensqualität, Stabilität, hoch qualifizierten und motivierten Arbeitskräften, hervorragenden Bildungs- und Forschungsinstitutionen sowie ausgezeichneten Infrastrukturen – dies macht die internationale Standortattraktivität Zürichs aus. [...] Zürich ist ein starker Wirtschaftsstandort und gleichzeitig eine attraktive Wohnstadt. Dies soll so bleiben. Sicherheit, Weltoffenheit und eine gute gesellschaftliche Integration tragen dazu bei [...]».³⁴¹

Die Verbindung zwischen der Attraktivität sowie dem Erfolg von Zürich und der städtischen Vielfalt, die sich in einer synthetisierenden Lesart der Strategiepapiere abzeichnet, wird im städtischen Integrationsbericht von 2009 explizit ausformuliert: «Das Zusammenleben zwischen der einheimischen und der ausländischen Bevölkerung in der Stadt Zürich funktioniert gut. Dies zeigt sich unter anderem an der Gleichzeitigkeit eines mit über dreissig Prozent eher hohen Ausländeranteils und der sowohl von der Stadtbevölkerung als auch von international vergleichenden Bewertungen überdurchschnittlich hoch beurteilten Lebensqualität. Und obwohl der Zusammenhang dieser beiden Tatsachen offen bleiben muss, bestehen ausreichend Gründe zur Annahme, dass die Weltoffenheit und die gelebte kulturelle Vielfalt Zürichs Standortvorteile sind, denen es Sorge zu tragen und die es auch in Zukunft zu nutzen gilt.»³⁴²

Die Ausgabe des «Stadtblicks», aus welcher der eingangs zitierte Leadtext «Zürich – Millionärin der Vielfalt» stammt, war der Frage gewidmet: Ist Zürich eine Weltstadt oder nicht? Die Frage wird von der damaligen Direktorin der Abteilung für Stadtentwicklung bereits im Editorial mit explizitem Verweis auf wissenschaftliche Studien bejaht. Zürichs Bevölkerung werde internationaler, was ein Ausdruck von Weltläufigkeit sei. Interna-

339 Nach Schreiber geht es in diesem Zusammenhang um die Deutungshoheit des «Narrativs der Globalisierung»; dieses ist zwar weit verbreitet, ihm ist jedoch kein Handlungsimpetus inne, weil es keine Antagonisten kennt. Das «Narrativ der globalen Gerechtigkeit» und das «Narrativ der globalen Konkurrenz» sind nach Schreiber sekundäre Narrative, die das Globalisierungsnarrativ als Sockel nutzen, vgl. Schreiber 2015, S. 34–37.

340 Schreiber 2015, S. 148.

341 STR 2015: Strategien Zürich 2035, S. 12.

342 STEZ Integrationsförderung 2009: Integrationsbericht, S. 4.

tionalität werde mittlerweile auch nicht mehr als Bedrohung, sondern zunehmend als Standortvorteil empfunden: «Vielfalt, neu auch Diversity genannt, ist ein weltstädtisches Konzept, das für global ausgerichtete Firmen und gut ausgebildete Menschen aus der ganzen Welt eine zunehmende Attraktivität darstellt.»³⁴³ Es ist also mitunter die Vielfalt, die bei Zürichs internationaler Positionierung hilft und Vorteile verschafft beim Werben um multinationale Unternehmen sowie bei der Rekrutierung von gut ausgebildeten Arbeitskräften.

Normalitätsversicherung

Strategien sind immer auch Versprechen: Sie bringen den Anspruch zum Ausdruck, dass die Zukunft nach den eigenen Vorstellungen gestaltet werden kann und die eigenen Interessen in einem zum Teil schwierigen Umfeld durchgesetzt werden sollen und können. Mit den Strategien will die Stadt gut für künftige Herausforderungen gerüstet sein, Stärken weiterentwickeln und Schwächen beseitigen.³⁴⁴ Sozialwissenschaftlich betrachtet steht hinter einer Strategie eine Strategin oder ein Stratege, womit eine Zukunftsautorität «besonderer Ausprägung» gemeint ist: Eine Strategie präsentiert hierarchisches und agonales Zukunftswissen, weil dieses Wissen sich auf die Führung von Menschen richtet und ebenfalls auf die Übervorteilung von Widersacherinnen und Widersachern zielt.³⁴⁵ Doch während im Unterkapitel zur Artenvielfalt das Geschehen in der Stadt mit der Rahmenerzählung des durch den Menschen verursachten Naturverlusts eine zeitliche Entwicklung beschworen wird, entfalten sich hier die Argumentationszusammenhänge weniger als zeitliche Abfolge von Ereignissen, denn als Konstellation in einem entgrenzten Zustand. So heisst es zum Beispiel in der Strategie 2035 im Abschnitt über die strategischen Ziele, mit denen die Attraktivität des Wirtschaftsstandorts Zürich gesichert werden soll, dass «der Stadtrat grossen Wert darauf [legt], im urbanen Raum Platz für vielfältige Lebensentwürfe zu sichern».³⁴⁶ Der Erfolg ist in Zukunft also gesichert, wenn alles so bleibt, wie es ist; das heisst, wenn das Zusammenleben weiterhin so gut funktioniert wie bisher.

Ähnlich wie im Bereich der Stadtnatur können wir auch hier eine Komplexitätssteigerung der Vielfalt beobachten. Im bereits oben zitierten Bericht «ZRH3039»³⁴⁷ heisst es, dass die Stadt Zürich in den vergangenen zehn Jahren ihr Gesicht grundlegend gewandelt habe, so sei die Stadt jünger geworden und die Migrationsmuster hätten sich verändert, indem die Migration komplexer und vielschichtiger geworden sei. Die Entwicklung gehe in die Richtung, dass die «migrantische» Bevölkerung als Ganzes eine Mehrheit bilde, es aber

³⁴³ Stadtblick 13/2006, S. 3.

³⁴⁴ STR 2011: Strategien Zürich 2025, S. 3.

³⁴⁵ Willer 2016, S. 245.

³⁴⁶ STR 2015: Strategien Zürich 2035, S. 13.

³⁴⁷ STEZ 2019: ZRH3039, S. 10.

letztlich keine «homogenen» Mehrheiten mehr gäbe, heisst es in der Begrüssungsrede der Stadtpräsidentin zur Migrationskonferenz 2018. Und weiter: «Zürich ist zu einer Stadt geworden, die mehrheitlich aus Minderheiten besteht und die angesichts ihrer inneren Vielfalt mit dem Begriff der Superdiversität beschrieben werden kann.»³⁴⁸

«Superdiversität» ist ein Konzept des oben zitierten Soziologen Steven Vertovec, der damit das Komplexitätsniveau der Sozialformationen zu umschreiben versucht, das die neueren Migrationsströme kennzeichnet.³⁴⁹ Denn anders als die grossen Einwanderungsgruppen zwischen den 1950er- und 1970er-Jahren, sind die heutigen Einwanderergruppen kleiner, sozial stärker geschichtet, weniger organisiert und rechtlich differenzierter.³⁵⁰ Mit der Steigerung von Vielfalt zur «Superdiversität» wird allerdings nicht das Drohpotenzial der heterogen zusammengesetzten Bevölkerung verstärkt, sondern die Normalitätsversicherung der städtischen Vielfalt weiter potenziert.

«Willkommenskultur»

Im Umgang mit Vielfalt wird der Stadtverwaltung und den politischen Behörden eine Vorbildfunktion zugesprochen.³⁵¹ Zu den auf soziale Anerkennung abzielenden städtischen Massnahmen gehört die sogenannte «Willkommenskultur».³⁵² In der Strategieverision von 2011 wird sie explizit erwähnt: «Die Stadt pflegt eine aktive Willkommenskultur; Neuzugezogene werden begrüsst und über Wissenswertes der Stadt Zürich informiert.»³⁵³ Die Willkommenskultur wird nicht als Aktivität verstanden, sondern als Haltung, die unter anderem «zum Gelingen einer gemeinsamen Zukunftsgestaltung» beitragen soll.³⁵⁴ Es geht darum, dass «sich Neuzugezogene am neuen Ort schnell zurechtfinden und sich aktiv am Gestalten und an der Weiterentwicklung der bestehenden Gesellschaft beteiligen».³⁵⁵ Freundlichkeit, Respekt und Wertschätzung sowie eine geeignete Infrastruktur schaffe dazu die Rahmenbedingungen, wie es in einem städtischen Geschäftsbericht heisst. Und weiter: «[Willkommenskultur] basiert auf liberalen und solidarischen Werten sowie auf Weltoffenheit und wird gelebt im Kontakt mit Mitarbeitenden, Kundinnen und Kunden, der Stadtbevölkerung und Besuchenden. Willkommenskultur verhindert Ausgrenzung und ermöglicht gesellschaftlichen Zusammenhalt.»³⁵⁶

In der bereits oben zitierten «Stadtblick»-Ausgabe zum Thema «Vielfalt» wird die Willkommenskultur explizit im Rahmen eines Interviews mit zwei städtischen Mitarbeiten-

348 STEZ Integrationsförderung 2018: Begrüssung durch Stadtpräsidentin, S. 2.

349 Vgl. Vertovec: Superdiversität (abgerufen: 22. 7. 2019).

350 Ebd.

351 STR 2015: Strategien Zürich 2035, S. 21.

352 Vgl. Stadtblick 23/2011, S. 16, 17.

353 STR 2011: Strategien Zürich 2025, S. 24.

354 Vgl. Stadtblick 23/2011, S. 16.

355 GB 2012, Teil PRD, S. 32.

356 Ebd.

den des Kreisbüros 4 angesprochen; der Stadtkreis 4 in Zürich galt damals als der «multikulturellste» aller Stadtkreise, in dem Personen aus 125 von insgesamt 174 in der Stadt vertretenen Nationen lebten. Auf die Frage, wie sie Vielfalt im Alltag erleben würden, antworteten die beiden, sie würden täglich auf eine sehr bunte Kundschaft treffen und man wisse vor Arbeitsbeginn nie, was nebst den Standardfällen auf einen zukomme. Und weiter: «Wie in allen Kreisbüros der Stadt steht die Person mit ihrer Anfrage im Mittelpunkt, unabhängig von Herkunft oder Aufenthaltsstatus.»³⁵⁷ Unabhängig von ihrer Herkunft angesprochen werden auch alle Personen, die neu nach Zürich ziehen, in einem Film auf der städtischen Webseite, in dem die Stadtpräsidentin mit auf die Zuschauerin oder den Zuschauer gerichtetem Blick versichert: «Welche Gründe Sie auch immer nach Zürich geführt haben: Sie sind nun eine Zürcherin oder ein Zürcher.»³⁵⁸

«Willkommenskultur pflegen» gehört zu den fünf Stossrichtungen der integrationspolitischen Ziele für die Jahre 2019 bis 2022; solche Ziele werden vom Stadtrat jeweils für eine Legislatur festgelegt.³⁵⁹ Im Rahmen der Willkommenskultur wird Vielfalt zu einem Versprechen gegenüber den Einwohnerinnen und Einwohnern von Zürich, dies mit Blick auf die Form des Zusammenlebens in der Stadt, aber auch bezüglich des erwartbaren Verhaltens seitens der städtischen Mitarbeitenden: «Alle Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt Zürich sind Teil der Stadtgesellschaft. Sie werden auf Basis der geltenden Rechtsordnung in ihrer persönlichen Lebensweise respektiert.»³⁶⁰ Der Titel des aktuellen integrationspolitischen Strategiepapiers lautet nicht mehr: «Wir leben Zürich. Gemeinsam.», sondern: «Zürich ist gelebte Vielfalt.»³⁶¹ Womit – um nochmals an den Anfang des Unterkapitels anzuknüpfen – nicht nur das Plurale der Vielfalt zu einer integrierten Einheit zusammengefasst wird, sondern sich auch jedes weitere argumentative Plädoyer für Vielfalt erübrigt.

357 Stadtblick 29/2014, S. 16.

358 PRD Stadtentwicklung / Integrationsförderung: Neu Zugezogen, Minute: 00:42–00:50 (abgerufen: 3. 1. 2021).

359 STRB 757/2019.

360 STEZ Integrationsförderung 2019: Integrationspolitische Ziele 2019–2022, S. 6.

361 Ebd.; vgl. ebenfalls STRB 757/2019, S. 2.

5. Steuerung

Viele der Verwaltungspublikationen werden mit Steuerungsabsichten produziert und zielen auf eine Wirkung im Alltag der städtischen Bevölkerung ab: Verwaltungspublikationen sind nicht immer, aber doch häufig «Steuerungsliteratur». Aus politikwissenschaftlicher Sicht wird Steuerung allgemein als «Vorgang der absichtsvollen direkten oder indirekten Aufrechterhaltung oder Veränderung von Zuständen des politischen Systems, der Gesellschaft und der Wirtschaft»¹ definiert. Um politische Zielsetzungen zu erreichen, sind Steuerungsinstrumente unerlässlich,² wobei zwischen direkter und indirekter Steuerung unterschieden werden kann.³ Direkte Steuerungsinstrumente sind regulative Formen der Steuerung, also Steuerung mittels der in Gesetzen und Verordnungen festgelegten Gebote und Verbote, deren Durchsetzung mit Zwang, das heisst unter Androhung von Strafen, sichergestellt werden kann.⁴ Informationen und Appelle gehören zu den indirekten Steuerungsinstrumenten und gelten als weiche Formen der Steuerung, welche die Bevölkerung in ihren Entscheidungen beeinflussen wollen;⁵ sie vermitteln im Hinblick auf politische Zielsetzungen im obigen Sinn keine Muss-, sondern Kann- und Soll-Normen. Mit ihnen sollen Entscheidungen durch den «sanfte[n] Weg der Überzeugung»⁶ beeinflusst werden.⁷

Im vorliegenden Kapitel werden die Stadtzürcher Publikationen als Textkomplexe betrachtet, deren Lektüre bestimmte Folgehandlungen auslösen oder zur Übernahme von Vorstellungen und Sichtweisen führen sollen, die von den städtischen Stellen vertreten werden. Es geht um das persuasive Potenzial der städtischen Publikationen. Persuasive Mechanismen charakterisiert Joachim Knappe aus rhetorischer Sicht als «Wechselerzeugung», denn der Kernpunkt der Rhetorik besteht nach ihm darin, «dass ein aktiver

1 Schmidt 2010, S. 785. Im Besonderen meint Steuerung dann «die mit Anspruch auf gesamtgesellschaftliche Verbindlichkeit erfolgende politische Führung oder Leitung eines Gemeinwesens oder eines Teils des Gemeinwesens, z. B. eines Politikfeldes».

2 Braun/Giraud 2003, S. 147.

3 Als weiterer Typ von Steuerungsinstrumenten gilt die Sicherstellung wichtiger öffentlicher Güter und Ressourcen durch den Staat; vgl. Braun/Giraud 2003, S. 149, 150.

4 Braun/Giraud 2003, S. 153.

5 Ebd., S. 153.

6 Ebd., S. 153.

7 Vgl. ebenfalls Nützi, der aus rechtswissenschaftlicher Sicht von «verhaltenslenkenden Informationen» spricht, die anders als Befehle oder Weisungen keinen rechtlich durchsetzbaren Anspruch haben. Vielmehr wird die «Tatsachenvermittlung [...] mit dem (expliziten oder impliziten) Aufruf verbunden, eine bestimmte Handlung vorzunehmen oder zu unterlassen (Verhaltenslenkung). Dabei beruht eine allfällige Verhaltensänderung auf einem grundsätzlich autonomen Entscheid des Informationsempfängers.»; Nützi 1995, S. 36.

Kommunikator im Persuasionsfall bei seinen Kommunikationspartnern einen Wechsel (und sei er auch noch so gering) auf den Ebenen von Bewusstsein und Verhalten erzeugen will».⁸ In den Ausführungen zur angestrebten Autoritätswirkung in Kapitel 1.2.3 wurde darauf hingewiesen, dass den staatlichen – respektive im hier vorliegenden Fall: städtischen – Publikationen Einfluss attestiert wird, weshalb sie kritisch auf manipulative Absichten hin zu befragen sind. Weil persuasive Kommunikation eine manipulative Komponente enthält und beim Gegenüber ein Gefühl der Bedrängnis auslösen kann, spricht Knappe vom «persuasiven Gefährdungspotenzial».⁹ Nach ihm haftet jeder Form der Persuasion etwas Agonales an, und ein erfolgreich herbeigeführter Wechsel geht oft mit Einbussen bei jemandem einher.¹⁰ Die Rhetorik empfehle deshalb seit alters, die Vorbehalte der Kommunikationspartnerinnen und -partner durch ästhetisches Spiel zu überwinden, um den Eindruck des persuasiven Zwangs zurückzunehmen und die Adressatinnen und Adressaten dazu zu bewegen, sich auf die Persuasionsakte einzulassen.¹¹ Das vorliegende Kapitel behandelt unter anderem solche ästhetischen Strategien, die zu Steuerungszwecken eingesetzt werden.

«Anrufungen»

«Istvan kann HEH! Und du?» – So wird der Leser, die Leserin im Rahmen einer Zivilcourage-Kampagne der Zürcher Stadtpolizei und der Verkehrsbetriebe direkt angesprochen.¹² «HEH» als aufmerksamkeitsheischender Ruf und Abkürzung für «Hinschauen! Einschätzen! Handeln!» Als Absender der Kampagnenbotschaft ist ein junger Mann abgebildet, der den Betrachter oder die Betrachterin herausfordernd anzuschauen scheint (ganz wie die Personen auf den im vierten Kapitel besprochenen Ich-Plakaten). Neben ihm steht als Zitat markiert: «Ich hätte nie gedacht, dass Tobi schwul ist ...» Sowie als erklärender Zusatz: «Istvan hat seinen Coach darauf hingewiesen, dass «schwul» kein Schimpfwort ist.» Zu finden waren Slogan und Geschichtenanriss zum Beispiel als A3-Aushang in einem Kasten bei der Tramhaltestelle Triemli oder auf einem Flyer, der an Veranstaltungen in der Stadt verteilt wurde. Wer die vollständige Geschichte von Istvan erfahren möchte, wird auf eine städtische Webseite verwiesen.¹³ Hier ist zu erfahren, dass Istvan der Goalie einer Fussballmannschaft ist. Deren neuer Trainer bezeichnet alles, was irgendwie falsch läuft, als «schwul». Istvan beobachtet, dass Tobi – einer der Innenverteidiger – seither ständig

8 Knappe 2000, S. 172.

9 Ebd., S. 178.

10 Knappe 1998, S. 65; vgl. Knappe 2000, S. 178.

11 Knappe 2000, S. 179.

12 Die Zivilcourage-Kampagne wurde 2018 lanciert. Die zitierte Geschichte ist eine von sieben zu den Themen: Diskriminierung, häusliche Gewalt, sexuelle Belästigung, Vandalismus, Cybergewalt und Mobbing.

13 SID Stadtpolizei: Jeder kann HEH / Diskriminierung (abgerufen: 22. 12. 2021).

Fehler macht. Er folgert daraus, dass Tobi homosexuell ist und von den Bemerkungen des Trainers verunsichert wird. Um Tobi nicht zu outen, aber doch etwas gegen dessen Diskriminierung zu tun, sucht Istvan das Gespräch mit dem Trainer. Die Geschichte wird – neben fünf weiteren, ähnlichen Geschichten – als Beispiel für zivilcouragiertes Handeln präsentiert, also als Beispiel für «ein mutiges, prosoziales Verhalten», das für die Handelnden unter Umständen mit negativen Folgen verbunden sein kann.¹⁴

Diskreter, aber ebenfalls in direkt ans Gegenüber gerichteter Form ist die Ansprache auf einem Kalender gehalten, den die Stadtzürcher Haushalte und Betriebe jährlich erhalten: «Ihr Entsorgungskalender» heisst es hier auf dem Umschlag. Im Kuvert, das von der städtischen Dienstabteilung «Entsorgung und Recycling» abgegeben wird, findet sich ein grosses Faltblatt mit einer Jahresübersicht über die von der Stadt organisierte Abfallentsorgung sowie neben mehreren Angebotsflyern auch Gutscheine, die erlauben, eine bestimmte Menge an Abfall kostenlos in den städtischen Recyclinghöfen Hagenholz und Werdhölzli abzugeben. Bei diesem Beispiel sind die Steuerungsabsichten kaum markiert, nichtsdestotrotz sind sie zu finden, wenn zum Beispiel aufgelistet wird, welche Materialien und Dinge zu welchen Abfallkategorien gehören, womit die Adressatinnen und Adressaten (implizit) dazu angehalten werden, den Abfall zu sortieren und auf bestimmte Art für die Abgabe vorzubereiten. Der Kalender gibt an, wann welche Abfälle abgeholt und deshalb nach draussen gestellt werden dürfen. Die Publikation ist so betrachtet Erinnerungshilfe und Anleitung zur korrekten Abfallentsorgung in einem.

Von der Form her gemahnen die beiden Beispiele mit ihren direkt an ein Gegenüber adressierten Ansprachen an «Anrufungen». Althussers Gleichnis vom Polizisten und der Person, die sich auf dessen Ruf hin umwendet,¹⁵ kann als Vorgang der Subjektivierung gelesen werden und stellt damit die Frage, wie Gesellschaft und Individuum miteinander konfrontiert werden,¹⁶ um Letzterem eine kulturelle Form zu geben und es so zu einem sozial zurechenbaren Wesen zu machen.¹⁷ Bei Althusser erfolgt die Anrufung – und damit die Subjektkonstitution – *durch* respektive *in* «Ideologie». Ich werde hier nicht weiter auf die vielen Definitionsprobleme eingehen, die mit dem Ideologiebegriff verbunden sind.¹⁸ Die Ideologiefraage soll lediglich als ein textstrategisches Problem aufgegriffen werden: Wie werden in den städtischen Publikationen in Bezug auf die Ausformung von Subjektpositionen gesellschaftliche Deutungshorizonte geöffnet oder geschlossen? Wie sollen Fremd- und Selbstwahrnehmungen miteinander in Übereinstimmung gebracht werden?

¹⁴ Gerhardinger 2016, S. 297.

¹⁵ Vgl. Althusser 1977, S. 142, 143.

¹⁶ Vgl. Reckwitz 2008b, S. 76.

¹⁷ Vgl. Reckwitz 2008a, S. 14.

¹⁸ Vgl. z. B. Terry Eagleton, der in seiner zufälligen und nicht vollständigen Liste 16 verschiedene Definitionen von Ideologie aufführt; Eagleton 1993, S. 7, 8.

Grundlage zur Beantwortung dieser Fragen bildet der Ansatz von Andreas Hirsland und Werner Schneider, die den Ideologiebegriff diskurstheoretisch umformulierten. Der Vorteil dieses Zugangs ist, dass die Aporien umgangen werden können, die sich aus einem am Wahrheitsbegriff orientierten Ideologieverständnis ergeben, ohne dass auf dessen machtkritischen Impetus verzichtet werden müsste.¹⁹ Ideologie begreifen Hirsland und Schneider als Versuch, «die zwangsläufig partikuläre Perspektive jeder Diskursformation mit dem (hegemonialen) Anspruch zu versehen, einen totalisierenden und universalisierbaren Sinnhorizont aufzuspannen, eine Darstellung der Welt zu liefern, wie sie vorgeblich «wirklich» so und nicht anders ist».²⁰ Unter anderem im Anschluss an Foucault gelten Diskurse als die Instanz, «welche sowohl die konkreten gesellschaftlich-sozialen Subjekte als auch die sie umgebende Welt (Objekte) als sinnhaft geordnete Wirklichkeit produziert und beidem eine bestimmte historische Form verleiht».²¹ Allerdings stellt sich dann die Frage, inwiefern sich «ideologische» Diskurse überhaupt noch von den Diskursen ihrer Analytiker und Analytikerinnen unterscheiden lassen. Als Versuch der Grenzziehung verweisen Hirsland und Schneider auf einen Vorschlag des Literaturwissenschaftlers Peter V. Zima.²² Zima versteht sowohl Ideologie als auch Theorie als diskursive mit bestimmten Soziolekten identifizierbare Wertsysteme; doch während Erstere von semantischer Dichotomie beherrscht werden und ihre Aussagesubjekte ihre semantischen und syntaktischen Verfahren nicht reflektieren oder dialogisch öffnen, ist dies bei Letzterem der Fall: Das theoretische Subjekt stellt seine Rede dialektisch in Frage und reflektiert seinen sozialen und sprachlichen Standort.²³ Die Differenz ergibt sich also «nicht auf Ebene der «Ergebnisse» als Behauptungen über Wirklichkeit [...], sondern nur über die Ebene des Zustandekommens dieser Behauptungen, also über die (Verfahrens-)Form des Diskurses selbst [...]».²⁴

Ich nehme diese Überlegungen hier auf, um den Blick auf den unterschiedlich ausgeprägten Grad der (Selbst-)Reflexivität von städtischen Publikationen zu richten, um nach deren «Reflexionsgrad» zu fragen. Damit ist die kritische Distanz gemeint, die von der Absenderin, dem Absender gegenüber der eigenen Botschaft eingenommen wird, ablesbar zum Beispiel an mitgegebenen Erklärungen, Begründungen und Definitionen. Mit den städtischen Publikationen soll eine anvisierte Zielgruppe unter Anwendung persuasiver Strategien zur Ausführung von bestimmten Handlungen gebracht werden, wobei auf «ideologische» Rhetoriken – also Verfahren, die Deutungshorizonte einzuengen oder zu schliessen versuchen – zurückgegriffen werden kann. Solche Rhetoriken können dazu

19 Vgl. dazu auch Eagleton 1993.

20 Hirsland/Schneider 2011, S. 420, 421 (ohne Hervorhebungen).

21 Ebd., S. 422.

22 Ebd., S. 426.

23 So die summarische Zusammenfassung von Zima 1995, S. 76, 77.

24 Hirsland/Schneider 2011, S. 426, 427 (Hervorhebungen im Original).

anleiten (oder eben auch: verleiten), die städtischen Publikationen affirmativ – also distanzlos – zu lesen. Umgekehrt kann ein hoher Reflexionsgrad wahrscheinlich auch als Aufforderung verstanden werden, bezüglich der präsentierten Inhalte selbst reflexiv tätig zu werden und sich kritisch mit ihnen auseinanderzusetzen.

Ausgangs- und Zielwelten

Bei Steuerung formiert sich die Zielgruppe potenziell durch Abweichung, ansonsten müsste sie ja nicht adressiert und gelenkt werden. Steuerung meint im hiesigen Zusammenhang, dass eine Zielgruppe in Richtung einer städtisch erwünschten Zielwelt gelenkt werden soll, wodurch die Zielwelt vom derzeitigen Status der städtischen Wirklichkeit – der «Ausgangswelt» der anvisierten Zielgruppe – abweicht. Im Rahmen der Zivilcourage-Kampagne sieht die Ausgangswelt düster aus: in der Freizeit, am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft – überall sind Ungerechtigkeiten, psychische oder physische Gewalt zu finden. Die erwünschte Bewegung in Richtung der angestrebten städtischen Zivilgesellschaft kommt bereits in der anfangs zitierten Ansprache zum Ausdruck: «Istvan kann HEH! Und du?» Istvan kann etwas, was der angesprochene Leser, die angesprochene Leserin eventuell noch nicht kann, aber können sollte. Beim Abfallkalender deuten die angegebenen Materiallisten und Zeitstrukturen auf eine ungeordnete (resp. unsortierte) und zeitlich undisziplinierte Ausgangswelt hin.

Faktuale Literatur verweist auf die intersubjektiv geteilte Wirklichkeit von Autor- und Leserschaft,²⁵ das heisst jedoch nicht, dass sich die Weltentwürfe von Verwaltung und Leserschaft vollständig decken müssen. Vielmehr wird in den Publikationen der Abgleich zwischen der «Welt» der Verwaltung und Politik sowie der (aus deren Sicht noch nicht optimal funktionierenden) Alltagswelt der Leserschaft verhandelt. Die städtischen Publikationen präsentieren «Weltentwürfe», die – und das soll als These in diesem Kapitel überprüft werden – nicht oder zumindest nicht vollständig mit der Alltagswelt der Leserschaft übereinstimmen, sondern erst noch zur «Welt» des Lesers, der Leserin werden sollen.²⁶ Die Annahme ist, dass im Rahmen der städtischen Kommunikation mit Steuerungsabsichten bestimmte «Zielwelten» in Form von Gesellschaftsbildern entworfen werden.²⁷ Die Soziologen Uwe Schimank und Stefan Lange weisen auf den Einsatz von spezifischen Gesellschaftsbildern für die politische Steue-

25 Vgl. Klein/Martínez 2009; Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (o. J.), S. 11.

26 Zur Analyse fiktionaler Literatur wird teilweise auf die «Possible-Worlds-Theory» zurückgegriffen (Kürzel: PWT), ein Ansatz, der aus der Philosophie übernommen wurde. Der Ansatz regt dazu an, über das Verhältnis von Textwelt und Wirklichkeit nachzudenken. In diesem Sinn gab er hier auch wichtige Impulse. Es folgt allerdings keine vertiefte Auseinandersetzung mit ihm, weil er zunächst auf die faktuale Literatur adaptiert werden müsste (vgl. Surkamp 2002).

27 Zur Rolle, die Gesellschaftsbilder im Rahmen von politischen Kampagnen spielen und wie sie sprachlich vermittelt werden: vgl. Bartels 2015.

rung hin. In ihrem Versuch, sozialwissenschaftliche «Gesellschaftsbilder» für die politikwissenschaftliche (Steuerungs-)Forschung fruchtbar zu machen, zeigen sie auf, «dass sich politische Ordnungen mitsamt ihren Steuerungsstilen *auf Gesellschaften hin* entwerfen und nicht umgekehrt».²⁸ Dies, weil sich die Legitimität politischer Systeme und ihrer Steuerungsregime letztlich aus ihrer Funktionalität für eine bestimmte Gesellschaft ableite.²⁹ Ähnlich wie in der Politikwissenschaft zur Untersuchung der Gesellschaftssteuerung idealtypische «Staatsbilder» konstruiert werden, lassen sich aus soziologischen Gesellschaftstheorien «Gesellschaftsbilder» herausfiltern, die als Leitideen der politischen Steuerung Verwendung finden können.³⁰ Diese Gesellschaftsbilder implizieren bestimmte Möglichkeiten und Grenzen politischer Gesellschaftsteuerung³¹ und in ihrem Rahmen kann die Frage nach den spezifischen Subjekten der Steuerung gestellt werden. Wenden wir diese Überlegungen im kleineren Massstab an, dann evoziert die Zivilcourage-Kampagne – naheliegenderweise – das Bild einer städtischen Zivilgesellschaft und der an die Haushalte abgegebene Kalender das Bild einer städtischen Organisationsgesellschaft.³² Beide Gesellschaftsentwürfe verlangen nach einer spezifischen Formierung des Einzelnen: Die Zivilgesellschaft baut auf Individuen mit gesellschaftlichem Verantwortungsgefühl auf, die sich für Grundwerte einsetzen und andere auf Verstöße gegen sie hinweisen. Die Organisationsgesellschaft ist hingegen eine städtische Gesellschaft, die von der Verwaltung räumlich und zeitlich «gemanagt» wird, also auf Individuen setzt, die sich dementsprechend an Vorgaben anpassen.

Mit der literarischen Vermittlung von Mehrheits-, Parallel- und Alternativgesellschaften hat sich in jüngster Zeit das «Netzwerk Paragesellschaften»³³ in mehreren Aufsatzsammlungen auseinandergesetzt. Das Netzwerk interessiert sich dafür, wie die Homogenität respektive die Heterogenität unserer Gesellschaft im Diskurs über Mehrheits-, Parallel- und Alternativgesellschaften verhandelt wird. Dabei zeigt sich, dass die verschiedenen Gesellschaftskonzepte dialogisch aufeinander bezogen werden müssen, wobei der Begriff «Mehrheitsgesellschaft» keine reale Entsprechung besitze, sondern «vielmehr eine kompensatorische Diskursstruktur zur Aufrechterhaltung der Illusion gesellschaftlicher Ein-

28 Schimank/Lange 2001, S. 222 (mit Bezug auf Haldenwang) (Hervorhebungen im Original).

29 Ebd. (nach Haldenwang).

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Zur Organisationsgesellschaft: vgl. Schimank 2005.

33 Das Kunstwort «Paragesellschaft» bezieht sich auf «Räume zur Verhandlung von Sozialität und sozialem Zusammenhalt». Damit wird sowohl Nähe zum als auch Abgrenzung vom politisch und medial aufgeladenen Konzept der «Parallelgesellschaften» gesucht, das als Etikett häufig pejorativ und in Abweichung zu einem «mehrheitsgesellschaftlichen» Konsens verwendet werde. «Paragesellschaft» soll hingegen die interaktionistische Konzeptualisierung des Zusammenlebens betonen; Hiergeist/Bidmon/Broders/Gerund 2021, S. 2, 3.

heit [...] dar[stellt]»;³⁴ sie sprechen von einem «Rechtfertigungsnarrativ».³⁵ Destabilisierend für das Selbstkonzept der Gegenwartsgesellschaften sei weniger die Heterogenität an sich, «sondern eine Abweichung, für die sich kein gemeinsamer ideeller Überbau, keine «Wir-Semantik» finden lässt».³⁶ Der Aufruf der Zivilcourage-Kampagne postuliert zwar in diesem Sinn keine Alternativ- oder Parallelgesellschaften; er will aber sicher zur Bildung einer «Wir-Semantik» beitragen. Das geschieht, indem die verschiedenen, meist in privatem Umfeld konstatierten physischen und psychischen Gewaltakte mit Verweis auf ein Gesellschaftsbild einem bestimmten Öffentlichkeitsregime³⁷ unterstellt werden, das ermöglicht, sich auf eine spezifische Art als (gesellschaftliches) Subjekt zu erfahren. Ähnliches geschieht beim Entsorgungskalender, der dazu beiträgt, potenziell chaotische private Abfallentsorgung durch öffentliche Zeit- und Ordnungsstrukturen zu bändigen (für Bourdieu ist der Kalender sogar ein explizites Beispiel dafür, wie der Staat im Innersten des Privaten präsent ist).³⁸

Modi der Weltenvermittlung

In Kapitel 4 haben wir gesehen, dass mittels des Einsatzes von Erzählungen oder Beschreibungen die städtischen Ordnungstexte dramatisiert oder entdramatisiert werden können. Die Frage nach der diesbezüglichen Wahrnehmungssteuerung soll hier wieder aufgegriffen werden, um das Verhältnis zwischen Ausgangs- und Zielwelt genauer zu bestimmen. Eingangs wurde ausgeführt (vgl. Kap. 1.1.1), dass Erzählungen mit der Vermittlung von «Erfahrung» und Beschreibungen mit der Vermittlung von «Wahrnehmung» in Verbindung gebracht werden können.³⁹ Wenden wir diese rudimentäre Unterscheidung auf die Beispiele der Zivilcourage-Kampagne und den Entsorgungskalender an, dann sehen wir, dass die gewählte Form auch etwas aussagt über den Zugang zur Zielwelt respektive deren «Zugänglichkeit»⁴⁰ entscheidend mitgestaltet.

Charakteristische für Kampagnen ist, dass sie thematisch und zeitlich begrenzt sind, und dass sie, um Wirkung zu entfalten, Wirklichkeit dramatisch inszenieren,⁴¹ was im Rahmen der Zivilcourage-Kampagne anhand von narrativiert gestalteten Beispielen

34 Hiergeist/Bidmon/Broders/Gerund 2021, S. 5.

35 Ebd., S. 5 (mit Bezug auf Forst).

36 Ebd., S. 6. Die Genese dieses Diskurses sehen die Autorinnen in Abhängigkeit von mindestens drei normativen Voraussetzungen: eine besondere Auffassung von gesellschaftlicher Einheit; eine bestimmte Voraussetzung von Gemeinwesen; die Wahrnehmung gesellschaftlicher Ausdifferenzierung. Die Narrativierung der Sozialität unterliegt kulturellem Wandel; Hiergeist/Bidmon/Gerund 2021, S. 7.

37 Vgl. Arnold 2012b.

38 Bourdieu 2014, S. 24–29.

39 Vgl. Klotz 2013, S. 18–20.

40 In der PWT kann sich «Zugänglichkeit» als «accessibility relations» auf die Distanz zwischen textueller Wirklichkeit und aussertextlichen Wirklichkeit beziehen; die Art und die Zahl der Zugangsrelationen können zur Unterscheidung von Gattungen verwendet werden; vgl. Surkamp 2002, S. 166 (nach Ryan).

41 Die Kampagnenmerkmale nach Bartels 2015, S. 41.

geschieht. Alle Kampagnen-Geschichten folgen dem gleichen Muster: Jemand beobachtet im Alltag eine ungerechte oder anderweitig kritische Situation und fühlt sich unbehaglich dabei. Die beobachtende Person weiss zunächst nicht, wie sie darauf reagieren möchte; doch nach einem Moment des Zögerns folgt eine beherzte Reaktion. Das Erzählen, so Koschorke, ist Organon einer unablässigen kulturellen Selbsttransformation. Erzählmuster können als kulturelle Modelle verstanden werden.⁴² Sie schaffen eine eigene Realität, indem sie in «performativer Rückkopplung»⁴³ auf Wirklichkeit einwirken, sie nach sich formen. Solche Rückbezüglichkeit von Erzählung auf Wirklichkeit scheint bei der Zivilcourage-Kampagne erwartet zu werden. Das Muster der Kampagnengeschichten soll auf die eigene Alltagswelt übertragen werden, um eigene Beobachtungen und Erfahrungen danach zu verarbeiten und analog zu den Protagonistinnen und Protagonisten zu handeln. Anders der Entsorgungskalender: Er zeigt in der für Kalender üblichen tabellenartigen Darstellungsform an, an welchen Tagen welche Art von Abfall von der städtischen Sammlung abgeholt wird. Der Kalender ist jedoch nicht narrativ oder zeitlich, sondern beschreibend und räumlich organisiert: Es geht um eine Gesamtheit, die in kleinere Einheiten eingeteilt ist. Er präsentiert den Jahreslauf in diagrammatischer Verflachung⁴⁴ – Zeitlichkeit wird in Räumlichkeit übersetzt und kann für die Alltagsanwendung auch wieder zurückübersetzt werden.⁴⁵

Investitionen und Angebote

Voraussetzung für Steuerung bildet die Steuerungsfähigkeit: Der Akteur und die Akteurin mit Steuerungsabsichten muss fähig sein, das Umfeld zu kontrollieren und «die Spielregeln des Austauschs erforderlichenfalls zu variieren».⁴⁶ In diesem Sinn setzt erfolgreiche Steuerung die «Steuerungsfähigkeit des Handelnden und Steuerbarkeit des Zielobjektes voraus».⁴⁷ In Kapitel 3 lag der Fokus auf der Beziehung, die Verwaltungsstellen mittels Publikationen zur Vertrauensbildung herzustellen versuchen. Auch im vorliegenden Kapitel geht es um die Herstellung einer Beziehung, allerdings um eine Beziehung, die – mit mehr oder weniger «harten»⁴⁸ – normativen Aufforderungen verbunden ist und darauf abzielt, bei der Adressatin oder dem Adressaten Folgebereitschaft zu erzeugen, um ihn oder sie in die evozierte Zielwelt einzubinden. Das kann zum Beispiel durch praktische Handlungsanleitungen oder -aufforderungen geschehen: Der Flyer der Zivilcourage-Kampagne umfasst eine Checkliste zum Vorgehen beim couragierten Eingreifen; diese Checkliste

42 Vgl. Nünning 2013, S. 37 (nach Strasen).

43 Vgl. Koschorke 2013, S. 23, 25.

44 Vgl. Krämer 2016, S. 15.

45 Vgl. ebd., S. 73–76.

46 Schmidt 2010, S. 785, 786.

47 Ebd., S. 786.

48 Vgl. die Ausführungen zu Merkblättern in Kap. 3.2.2.

befindet sich auf einem abtrennbaren, visitenkartengrossen Stück des Kampagnen-Flyers, das mit dem Hinweis versehen ist, dass es ins Portemonnaie aufgenommen werden könne, damit es immer zur Hand sei. Der Entsorgungskalender ist oben gelocht und will in der eigenen Wohnung aufgehängt werden.

Der Soziologe Rainer Paris unterscheidet verschiedene Ausprägungen des Folgen nach unterschiedlichem Grad ihres inneren Einverständnisses: vom begeisterten Folgen bis zum Folgen unter Protest.⁴⁹ Folgen ist nach Paris kein passives Verhalten, sondern ein Handeln, ein motiviertes Tun, das auf Interessen und Erwartungen aufbaut, es ist das Resultat einer Entscheidung.⁵⁰ Folgen ist entlastend, weil durch die Unterordnung beschwerliche Unsicherheiten entfallen. Mit dem Folgen verstrickt man sich aber auch in eine übergreifende Figuration; es kommt zu Selbstbindungen, Verpflichtungen, Loyalitätsverstrickungen gegenüber Personen oder gegebenenfalls auch Institutionen und Organisationen. Was auch immer die Beweggründe für einen Folgeentscheid sind, er ist mit Investitionen verbunden, wie zum Beispiel an Vertrauen, Zeit oder vielleicht auch materiellen Ressourcen.⁵¹ Solche Investitionen tragen zur Festigung des Folgeentscheids bei, weil der Entscheid, eine Folgebeziehung aufzugeben, auch zu einer Entwertung der getätigten Investitionen führt.⁵²

Im Rahmen der Zivilcourage-Kampagne tätige ich eine erste kleine Folgeinvestition bereits dann, wenn mich das Kampagnenplakat dazu verleitet, die städtische Webseite aufzurufen und die Geschichte von Istvan zu lesen. Die Kampagne ist zu grossen Teilen darauf ausgelegt, zu Investitionen an Zeit und Engagement zu verleiten, weil sie postuliert, dass Zivilcourage eingeübt werden kann. So war die städtische Polizei bei mehreren Veranstaltungen mit einem sogenannten «Live-Experience-Projektor» unterwegs; die Anlage ermöglichte, verschiedene Alltagssituationen durchzuspielen und an ihnen zivilcouragiertes Handeln zu üben.⁵³ Im Rahmen der Kampagne kann ebenfalls ein Online-Selbsttest absolviert werden;⁵⁴ der Test besteht aus der Beschreibung von Alltagssituationen, und die Teilnehmenden sind dazu aufgefordert, zwischen für sie stimmigen Reaktionsmöglichkeiten auszuwählen. Für die Antworten werden Punkte vergeben, wobei umso mehr Punkte verteilt werden, je situationsadäquater und zivilcouragierter die Antworten ausfallen.

49 Paris 2005b, S. 104–106.

50 Ebd., S. 102.

51 Ebd., S. 104.

52 Ebd., S. 104; vgl. auch Popitz 1992, S. 224–227.

53 Vgl. SID MM 17. 4. 2018: Neue Präventions-Kampagne. Der Wagen mit der Anlage war an der Züsä präsent oder im Rahmen des Jubiläums «125 Jahre Grossstadt» im Jahr 2018. Eine ähnliche Anlage war bereits in den Jahren 2013 und 2014 im Rahmen einer Ausstellung zum Thema Zivilcourage im Zürcher Stadthaus im Einsatz.

54 Der Zivilcourage-Selbsttest wird von der Stadtpolizei zusammen mit dem Psychologischen Institut der Universität Zürich angeboten; STAPO/UZH: Zivilcourage: Selbsttest (abgerufen: 22. 12. 2021).

Die Steuerungstexte wollen aber nicht nur zu Investitionen verleiten, sie machen auch Angebote. Istvan und die anderen Kampagnenpersonen sind Vorbildfiguren. Sie führen uns vor, für welches Verhalten wir Anerkennung erhalten können.⁵⁵ Soziale Anerkennung stellt eine «positive Sanktion» dar und wird häufig zu einem handlungsleitenden Motiv respektive verstärkt entsprechende Verhaltensweisen.⁵⁶ Ich komme hier auf die im Eingangskapitel gemachten Ausführungen zum Thema Autorität als spezifisches Beziehungsverhältnis zurück. Für den Soziologen Heinrich Popitz ist Autorität eine Grundlage von Macht, weil sie Anerkennung bieten oder entziehen kann. Popitz beschreibt die Autoritätsbeziehung/-bindung – das Sich-Ausrichten im Denken und im Tun auf eine Person und wohl auch bis zu einem gewissen Grad auf eine Organisation oder Institution, die als überlegen akzeptiert wird – als eine soziale Beziehung, die auf dem Bestreben beruht, von dieser Autorität selbst anerkannt zu werden: Autorität wirkt, weil sie eine Basis der Selbstanerkennung bildet.⁵⁷

Kehren wir zum Beispiel der Zivilcourage-Kampagne zurück: Die Kampagne wird getragen von den abgebildeten Personen. Alle schauen direkt in die Kamera: Ein Blick, der selbstbewusst und herausfordern wirkt. Obschon bei diesen Personen unklar bleibt, ob es sich um «nicht-reale»⁵⁸ oder um tatsächliche Personen handelt, also ob sie tatsächlich existieren oder nicht, scheint das ihrer Wirkung keinen Abbruch zu tun. Sie fungieren nämlich nicht nur als Vorbildfiguren, sondern vor allem auch als Stellvertreterfiguren, die im Namen – oder eben in den Augen – all derer Anerkennung versprechen, die selbst zivilcouragiert gehandelt haben. Noch deutlicher wurde dieses Anerkennungsversprechen in einem Kinospot der Kampagne im Sommer 2019 inszeniert.⁵⁹ Er zeigt, wie eine Frau während einer Tramfahrt von einem Mann belästigt wird. Die Intervention – ein lautes «He!» – erfolgt hier durch einen anderen Trampassagier, der von Beat Schlatter, einem bekannten Schweizer Schauspieler und Kabarettisten dargestellt wird.⁶⁰ Als Zuschauerin oder Zuschauer wissen wir nicht, ob der Schauspieler sich als Privatperson ebenso verhalten würde. Wir akzeptieren die Filmszene jedoch als Anerkennungsversprechen durch einen Prominenten, denn letztlich sagt sie mir: Auch diese bekannte Person würde mich anerkennen, wenn ich in einer ähnlichen Situation ebenso mutig und entschlossen handeln würde.

55 Vgl. dazu ebenfalls Persoenlich.com: Geschichten mit Vorbildcharakter (abgerufen: 15. 10. 2021).

56 Reinhold 2000, S. 16.

57 Popitz 1992, S. 115.

58 Vgl. Zipfel 2001, S. 102.

59 SID Stadtpolizei: Jeder kann HEH / Sexuelle Belästigung (abgerufen: 22. 12. 2021).

60 Ebd.

Verwirklichungsanspruch

Das Kapitel 2 drehte sich unter anderem um die Frage der Glaubwürdigkeit oder der Überzeugungskraft von Selbstbildern in gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenhängen, also dem behaupteten Status von Verwaltungsdarstellungen. Im vorliegenden Kapitel geht es um die Vermittlung von Gesellschaftsbildern mit Verwirklichungsanspruch, genauer um den Verwirklichungsanspruch, den eine in städtischen Publikationen vermittelte Zielwelt gegenüber ihren Adressaten und Adressatinnen geltend macht. Der städtische Entsorgungskalender kann – ähnlich wie die Listen und Statistiken – den assertiven, indizierenden und orientierenden Textsorten zugeordnet werden;⁶¹ nach Eckard Rolf informieren sie gewissermassen unabhängig von einem Produzenten über etwas; sie präsentieren Datenkomplexe in geordneter Art und Weise⁶² und helfen zum Beispiel, zeitliche Abfolgen nach Dringlichkeitsstufen zu organisieren.⁶³ Als «Aufruf» kann die Zivilcourage-Kampagne den direktiven Textsorten zugeordnet werden, die zur Ausführung oder Unterlassung bestimmter Handlungen bewegen sollen.⁶⁴ Um erwartbare Folgen in die Textsortenanalyse einzubeziehen, hat Josef Klein die Kategorie «Geltungsmodus» vorgeschlagen. Damit sollen die Ansprüche, Obligationen und Rechte erfasst werden, die mit der Textemittierung für Emittent und Adressat verbunden sind.⁶⁵ Klein spricht diesbezüglich von «Selbstbindung», wenn eine Bindekraft seitens des Emittenten besteht, und von «Fremdbindung», wenn die Bindekraft den Adressaten betrifft; zudem unterscheidet er die «beanspruchte» von der «tatsächlichen» Bindekraft, wie sie zum Beispiel bei Verträgen gegeben ist.⁶⁶ Beim Entsorgungskalender besteht so betrachtet in erster Linie eine Selbstbindung, insofern sich die Stadt durch ihn verpflichtet, die angegebenen Entsorgungstermine auch einzuhalten. Der Aufruf im Rahmen der Zivilcourage-Kampagne beansprucht zwar Bindekraft, geht aber letztlich weder mit «tatsächlicher» Fremd- noch mit «tatsächlicher» Selbstbindung einher.⁶⁷ Der Aufruf kann aber als Textsorte gesehen werden, die in beidseitigem Interesse steht.⁶⁸

Persuasionstechniken bedienen sich kognitiver und affektiver Elemente, können Verstand und/oder Gefühl ansprechen.⁶⁹ Die Verbindlichkeit oder Dringlichkeit einer Botschaft kann über Vorgaben der Rezeption markiert sein, die eine bestimmte Art des Involvements erwarten lassen, also einen bestimmten Grad der Beziehungsstärke zwi-

61 Vgl. Rolf 1993, S. 204.

62 Rolf 1993, S. 204.

63 Ebd., S. 209 (mit Verweis auf Schütz/Luckmann).

64 Ebd., S. 223.

65 Klein 2000, S. 36.

66 Ebd., S. 37.

67 «Nichtbindend» ist auch bei Rolf ein Charakteristikum des Aufrufs; vgl. Rolf 1993, S. 245, 246.

68 Vgl. Rolf 1993, S. 245, 246.

69 Vgl. z. B. Merten 2008.

schen der Botschaft und der Person, an die sie gerichtet ist.⁷⁰ Emotionen sind keine Eigenschaften des Texts, sondern Eigenschaften von Texten werden vom Leser oder der Leserin mit emotionalen Bedeutungen versehen.⁷¹ Die emotionale Betroffenheit ist also sicher davon abhängig, welche Bedeutung ein Thema für die Leserin oder den Leser persönlich hat, sie scheint aber auch von bestimmten Vermittlungsformen begünstigt zu werden. In einem Sammelband zu Empathie und Literatur wird die Frage gestellt, ob der Prozess der Empathie selbst narrativ strukturiert ist und ob individuelle Erzählbarkeit die Empathie fördert, im Gegensatz zur Schilderung statische Zustände, die weniger Empathie oder Mitleid erregen würden.⁷²

Die Zivilcourage-Kampagne setzt auf Ich-Erzählungen: Beim betrachteten Beispiel partizipiert die Leserin oder der Leser am Fußballtraining und -match aus Sicht von Istvan, der als homodiegetischer Erzähler fungiert. Der Gemütszustand von Istvan soll emotional nachvollzogen werden können: Das meint einmal sein Mitgefühl für Tobi und zum anderen seine Empörung gegenüber dem neuen Trainer, die ihn zum mutigen Handeln treibt. Die Narrativierung stellt eine Strategie dar, um Aufmerksamkeit zu erlangen und Emotionen zu wecken, dies unabhängig davon, ob fiktionale oder faktuale Geschichten erzählt werden. Bei starker Betroffenheit scheint der Leser oder die Leserin allerdings eher dazu geneigt zu sein, das Dargestellte für nichtfiktional zu nehmen. Wie Jost Schneider ausführt, ist diesbezüglich nämlich nicht von einem zweiwertigen (Fiktion/Nichtfiktion), sondern von einem dreiwertigen Kategoriensystem auszugehen: «Dieser ambivalente Status resultiert daraus, dass der durchschnittliche, nicht mit wissenschaftlicher Nüchternheit in den Rezeptionsvorgang eintretende Leser nicht nur mit rational-kognitiven, sondern auch mit emotional-sinnlichen Evidenzen operiert. Wenn das «Involvement» des Lesers, seine innere Anteilnahme bei der Lektüre, ein gewisses Niveau überschreitet, können Figuren, Lokalitäten oder Geschehnisse allem Anschein nach eine derartige Präsenz und Plastizität gewinnen, dass er ihnen den Wirklichkeitscharakter bis zu einem gewissen Grad nicht mehr absprechen kann.»⁷³ Dass auch kleine Veränderungen des vergleichsweise nüchternen – und nichtnarrativen – Entsorgungskalenders beachtet werden, zeigte sich, als im Kalender 2021 langjährig zur Unterscheidung der Abfallkategorien verwendete abstrakte Symbole durch bildhaftere Icons ersetzt wurden, was bei der verantwortlichen städtischen Stelle zu Rückmeldungen aus der Bevölkerung führte.⁷⁴

Die beiden hier betrachteten Beispiele sowie diejenigen, die in den drei folgenden Unterkapiteln analysiert werden, gehören unterschiedlichen Persuasionstypen an oder enthal-

⁷⁰ Vgl. Fahr 2013, S. 138.

⁷¹ Mellmann 2017, S. 243.

⁷² Breger/Breithaupt 2010, S. 13.

⁷³ Schneider 2013, S. 12.

⁷⁴ TA (online): Kartonschachtel statt Dreieck (abgerufen: 15. 10. 2021).

ten einzelne Elemente, die unterschiedlichen Persuasionstypen angehören. Der Kommunikationswissenschaftler Klaus Merten unterscheidet drei voneinander abhängige Persuasionstypen aufgrund der angestrebten Wirkungsdauer und der Gesamtheit der mit ihnen verbundenen Ansprüche.⁷⁵ Nach Merten bezweckt die «Belehrung» eine vorsätzliche und überprüfbare Veränderung oder Neugenerierung von Wissensbeständen; die «Überredung» stützt sich auf Belehrung, kombiniert diese jedoch meist mit affektiven Elementen und zielt auf einen singulären Akt ab (z.B. eine Kaufhandlung); die «Überzeugung» ist auf Langfristigkeit angelegt und setzt ihrerseits sowohl Elemente der Belehrung als auch der Überredung voraus. Damit die erwünschte Wirkung bei allen drei Persuasionsformen erzielt werden kann, müssen sie zeitlich (durch Wiederholung), sachlich (durch Wertungen) und sozial (mittels des Verweises auf andere) abgesichert werden.⁷⁶ Am Beispiel der Propaganda, die dem Bereich der Überzeugung zugeordnet wird, zeigt Merten zudem, wie ein weiterer Mechanismus zur Stützung der persuasiven Kommunikation eingesetzt werden kann: die Reflexivisierung. Damit ist gemeint, dass ein Mechanismus zur Verstärkung auf sich selbst angewendet werden kann. In Bezug auf den Modus «sachlich» ist das der Fall, wenn Alternativen nicht nur als gut bewertet, sondern als «einzig richtige» dargestellt werden; sozial, wenn nicht nur darauf verwiesen wird, was andere tun, sondern was «alle» tun oder was «alle» denken; zeitlich, indem die Geltung generalisiert wird.⁷⁷ Solche stützenden Mechanismen können beim Zivilcourage-Selbsttest beobachtet werden. Nach der kurzen Schilderung der Alltagssituation, gilt es zunächst, auf das eigene Bauchgefühl zu hören und dieses anhand von neun Figurenicons in der Spanne von «Alles okay» bis «Alarm!» einzuordnen; danach folgt die Auswahl der verschiedenen Reaktionsmöglichkeiten. Am Ende des Tests gibt es eine Auswertung; in deren Rahmen werden sowohl mein Bauchgefühl als auch meine Antworthäufigkeiten mit denjenigen von allen anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern verglichen.

Struktur der folgenden Analyse

Steuerung meint im hiesigen Zusammenhang also, dass eine Zielgruppe in Richtung einer Zielwelt gelenkt und in diese eingebunden werden soll. Die Textwelten der städtischen Publikationen stehen – als «kleine Welt» im Sinn von Eco⁷⁸ – in einem bestimmten Verhältnis zur Wirklichkeit der Leserschaft; kleine Welt meint eine auf bestimmte Art unvollständige Welt, die von den Rezipientinnen und Rezipienten auf bestimmte Art ergänzt werden sollte/muss. In den folgenden Unterkapiteln werden drei Beispiele von Publikationen betrachtet, die implizit oder explizit als Steuerungsmittel verstanden werden können. Zunächst wird das mit ihnen angestrebte Gesellschaftsbild skizziert. Ein

⁷⁵ Folgendes nach Merten 2008, S. 299–304.

⁷⁶ Ebd., S. 301.

⁷⁷ Merten 2008, S. 303.

⁷⁸ Vgl. Eco 1992, S. 269–279.

erster Teil mit dem Titel «Zugang» dreht sich danach jeweils ums Verhältnis zwischen Ausgangs- (also gewissermassen Alltagswelt der anvisierten Zielgruppe) und angestrebter Zielwelt. Im zweiten Teil «Einbindung» werden verschiedene Strategien der Einbindung betrachtet, die zu «Investitionen» auffordern oder in unterschiedlichen Zusammenhängen «Anerkennung» versprechen. Im dritten Teil «Geltung» geht es um die Markierung eines Geltungsanspruchs: Wie kommt der Verwirklichungsanspruch der Zielwelt zum Ausdruck und mit welcher Dringlichkeit wird er vertreten? Das dreiteilige Analyseraster soll dabei nicht als Rekonstruktion einer Abfolge verstanden werden, vielmehr scheinen die angesprochenen Mechanismen synchron zu funktionieren und nur analytisch auseinandergehalten werden zu können.

5.1 «Wählen Sie die Strasse und die Hausnummer, über welche der Auszug auszustellen ist.»

Wer die Webseite der Stadt Zürich aufruft, findet auf der Startseite die Rubrik «Meist gesucht»⁷⁹ mit verschiedenen Verweisen auf städtische und weitere Angebote. Einer der hier platzierten Verweise führt zur Online-Bestellung eines Auszugs aus dem Betriebsregister. Solche Auszüge werden zum Beispiel bei Bewerbungen für Wohnungen gebraucht. Ausgestellt werden diese Dokumente von den Betriebsämtern, die dem Präsidialdepartement organisatorisch und personell unterstellt sind. «Wählen Sie die Strasse und die Hausnummer, über welche der Auszug auszustellen ist»,⁸⁰ lautet die Aufforderung, wenn der Link auf der städtischen Webseite angeklickt wird. Wer seine Strasse und Hausnummer im zugehörigen Suchfenster angibt, wird automatisch zum Bestellformular des zuständigen Betriebsamts weitergeleitet. Das Bestellformular ist ein Beispiel für viele weitere Formulare, die von den städtischen Stellen in Form von elektronischen Eingabemasken verwendet werden oder die als Vordrucke⁸¹ von der Webseite heruntergeladen oder auf Amtsstellen mitgenommen werden können.

Für den Soziologen Rainer Paris ist das Formular durch Sachverhältnisse charakterisiert, die als Machtfaktoren funktionieren, denn Macht kann in Dinge einwandern und sich in ihnen materialisieren, was danach als sachliche Notwendigkeit erfahren wird.⁸² Der Sachzwang entsteht allerdings nicht aus dem Ding selbst heraus, sondern ist letztlich auf die dahinterstehenden Interessen zurückzuführen, die zu einer bestimmten Art der Gestaltung und deren strategischen Einsatz führen. In diesem Sinn nennt Paris das For-

79 Stadt Zürich: Portal (abgerufen: 8. 8. 2018).

80 Stadt Zürich Stadtamman- und Betriebsämter: Betriebsauszug bestellen (abgerufen: 22. 12. 2021).

81 Vgl. Bibliographisches Institut / Duden: Formular (abgerufen: 20. 11. 2021); bei Becker-Mrotzek/Scherner werden Vordrucke von Formularen unterschieden, vgl. Becker-Mrotzek/Scherner 2000.

82 Paris 1998, S. 82, 83.

mular «materialisierte Bürokratie»,⁸³ das Formalisierung, Spezialisierung und Standardisierung in spezifischer und bürokratiedialektischer Ausprägung vereint und verkörpert: «Es ist gleichsam die papierne Gestalt des WEBERschen Idealtypus. Am Formular wird deutlich, was die Bürokratie ist und wie sie funktioniert, weshalb sie effektiv ist oder blockiert, was die Menschen in und mit ihr tun und was sie ihnen antut.»⁸⁴

Das Formular ist nach Paris ein technisches Arbeitsmittel, das ein Geflecht sozialer Beziehungen realisiert, «die wesentlich *Machtbeziehungen* sind».⁸⁵ Es steht in einer Kette von Beteiligten, die von den «Konstrukteuren», über die Entscheidungsinstanzen bis zu den betroffenen Klientinnen und Klienten reicht.⁸⁶ Bei David Graeber sind Formulare exemplarischer Ausdruck der strukturellen Gewalt, die er letztlich hinter jeder Form von Bürokratie ausmacht, wobei Gewalt gewissermassen das Gegenteil von Kommunikation darstellt. Bürokratie schafft nach Graeber «tote Zonen der Fantasie»;⁸⁷ in ihrem Umkreis kann keine Verdichtung von Sinn stattfinden, denn «bürokratische Abläufe [sind] immer mit der Ausserachtlassung aller Feinheiten des realen gesellschaftlichen Lebens verbunden und reduzieren alles auf vorgefertigte mechanische und statische Formeln. Ob es sich um Formulare, Vorschriften, Statistiken oder Fragebögen handelt, stets geht es um Vereinfachung».⁸⁸

Wir können also wieder an die Ausführungen anknüpfen, die in Kapitel 2 zum Thema Bürokratie und Bürokratiestereotypen gemacht worden sind. Sehen wir das Formular als «Weltentwurf», dann steht es für die bürokratische Gesellschaft oder – in Anlehnung an den Titel von Béatrice Hibou – die «bürokratisierte Welt».⁸⁹ Wie in der Literatur hervorgehoben wird, ist das Formular ein Kommunikationsinstrument der Verwaltung mit doppelter Zwecksetzung: Einerseits dient es der Verwaltung dazu Informationen zu erhalten, andererseits fungiert es als Arbeitsinstrument der Verwaltung selbst.⁹⁰ Der Historiker Peter Becker unterscheidet die externe und die interne Dimension des Formulars anhand der Metaphern des «Interviews» und des «Fließbands»; das Formular ist nach Becker ein «formalisiertes Interview», das Informationen erhebt und bereitstellt, die von der Verwaltung für ihre Arbeit benötigt werden; gleichzeitig dient es verwaltungsintern als «Fließband», um die arbeitsteilige Entscheidungsfindung zu organisieren.⁹¹ Hier wird das Formular als «Anfang» oder «Anstoss» verstanden: Mit ihm kann in der Verwaltung etwas ausgelöst, ein Programm angestossen werden; es steht am Anfang einer Hand-

83 Ebd., S. 83.

84 Ebd., S. 83 (Hervorhebung im Original).

85 Ebd., S. 84 (Hervorhebung im Original).

86 Paris 1998, S. 84.

87 Vgl. Graeber 2016, S. 57–127; (vgl. ebenfalls Kap. 1.1.1 und 2.2.2).

88 Graeber 2016, S. 93.

89 Vgl. Hibou 2012.

90 Vgl. Becker 2009; Becker-Mrotzek/Scherner 2000; Burkard 2010.

91 Becker 2009, S. 282, 283 sowie 296; wobei die letzte Funktion historisch dem «Interview» vorangeht.

lungskette, eines bürokratischen Verfahrens mit verschiedenen Arbeitsschritten und unter Umständen vielen Beteiligten. Als Antragsteller stehe ich am Anfang dieser Handlungskette und reihe mich auch wieder an ihrem Ende ein, wenn die mit dem Antrag angestrebte Entscheidung gefallen ist, und ich die beantragte Leistung oder Information entweder erhalte oder nicht erhalte.

5.1.1 Zugang – Formular als funktionalisierte Weltbeschreibung

Das Formular liefert eine auf eine bestimmte Verwaltungsaufgabe hin funktionalisierte Weltbeschreibung. Dabei geht es nicht allein um Vereinfachung, sondern vor allem um organisatorische Anschlussfähigkeit. Mit Blick auf die Verwaltungsarbeit umschreibt Becker die Funktionalität der Formulare folgendermassen: «Ihren zentralen Stellenwert in Verwaltungsabläufen erhalten die Formulare, weil sie die Interpretationsspielräume bei der Erfassung von Daten festlegen, die Handlungsspielräume bei der Bearbeitung der erfassten Informationen begrenzen und die Art der Weiterverarbeitung der bewerteten Daten in einer klar strukturierten Form vorgeben.»⁹²

Als funktionalisierte Beschreibungen umfassen Formulare einen Teil mit gleichbleibenden und einen Teil mit variablen Informationen,⁹³ wobei sich Formulare für unterschiedliche Aufgaben in ihrer Struktur in der Regel ähnlich sind:⁹⁴ Sie beginnen mit dem Namen der abgebenden Institution und den Namen des Formulars selbst, der Bezug nimmt auf die zugrundeliegende Verwaltungshandlung (Antrag, Anmeldung, Gesuch etc.). Weiter gibt es meistens Instruktionen und Erläuterungen für den- oder diejenigen, der das Formular ausfüllt. Der Erhebungsteil umfasst dann eine kleinere oder grössere Anzahl von Feldern, die angekreuzt oder ausgefüllt werden müssen. Am Ende folgen Sätze der Ermächtigung oder Versicherung (z. B. bezüglich der Richtigkeit der gemachten Angaben) sowie die Leerstellen, die mit Ortsangabe, Datum und Unterschrift zu vervollständigen sind.⁹⁵ Auf Formularen sind meistens eindeutige Antworten verlangt; und auf Antworten verzichtet werden kann in der Regel nur, wenn das so vermerkt ist oder ein extra Feld vorhanden ist, wie «keine Antwort» oder «Weiss nicht». Informationen werden mit Formularen so erhoben, dass Arbeitsprozesse nach ihnen strukturiert werden können und sie – metaphorisch ausgedrückt (manchmal aber auch wörtlich) – «maschinell» verarbeitbar werden.⁹⁶

92 Becker 2009, S. 282.

93 Burkard 2010, S. 6.

94 Folgendes nach Becker-Mrotzek/Scherner 2000, S. 636.

95 Ebd., S. 636.

96 Vgl. Burkard 2010, S. 11, 12.

Das Formular ermöglicht durch seine Struktur nicht allein Zugang zur amtlichen Welt, es stellt auch Kontinuität zwischen verschiedenen Alltagsbereichen und Lebensabschnitten her. So umfasst das als Eingangsbeispiel gewählte Bestellformular eine Kombination von bereits in anderen administrativen Zusammenhängen erfassten Merkmalen, die in einer situationsbezogenen Kombination neu zusammengeführt werden. Verlangt werden unter anderem folgende Angaben: Anrede, Name, Vorname, Strassenname, Hausnummer, Postleitzahl, Ort, E-Mail-Adresse sowie Telefonnummer.⁹⁷ Gerade der Eigenname gehört als Identifikator gleichzeitig zu den individuellsten und den standardisiertesten Merkmalen, die dem Einzelnen gegeben werden. Für Bourdieu ist er «die Form schlechthin der von den Einsetzungsriten vollzogenen willkürlichen Setzung [...]».⁹⁸ In Bourdieus Überlegungen zur «biografischen Illusion» wird der Eigennamen als Institution gesehen, die der Zeit und dem Raum sowie den orts- und zeitbedingten Variationen entzogen ist.⁹⁹ Der Eigenname sichert so «den benannten Individuen über alle Veränderungen und alle biologischen und sozialen Fluktuationen hinweg die *nominale Konstanz*, die Identität im Sinne von Identität mit sich selbst, [...] welche die soziale Ordnung verlangt».¹⁰⁰ Der Eigenname – als «adressierbarer Platz im sozialen Raum» – ist eine Notwendigkeit, um angesprochen werden zu können.¹⁰¹ Auch beim hier betrachteten Beispiel gehört er selbstverständlich zu den Merkmalen, anhand derer geprüft wird, ob ich im Hinblick auf Betreibungsverfahren von mir selbst oder anderen auskunftsberechtigt bin; zum Abgleich muss mit der Bestellung nämlich die Kopie eines amtlichen Ausweises mit den gleichen und eben auch abgleichen Angaben mitgeschickt werden. Das Formular ist die Behauptung oder die Unterstellung einer Übereinstimmung: Es führt die Alltagswirklichkeit an die Verwaltungswirklichkeit heran respektive setzt Verwaltungswirklichkeit als Alltagswirklichkeit.

5.1.2 Einbindung mittels Lückentexte

Die Einbindung beginnt damit, dass das Formular ein lückenhafter Text ist, der zur Mitarbeit zwingt: Der Antragsteller oder die Antragstellerin muss die Fragen der Verwaltung beantworten. Das Formular kann nach Becker-Mrotzek und Scherner als Versuch angesehen werden, schriftlich eine Äusserungssequenz, einen Text mit Sprecherwechsel, zu realisieren.¹⁰² Weil aber – anders als in mündlicher Form – in der Regel keine

97 Stadt Zürich Stadtmann- und Betreibungsämter: Betreibungsauszug bestellen (abgerufen: 22. 12. 2021).

98 Bourdieu 1998, S. 79.

99 Ebd., S. 79.

100 Ebd., S. 79 (Hervorhebungen im Original).

101 Vgl. Krämer 2015, S. 36, 37.

102 Becker-Mrotzek/Scherner 2000, S. 637.

direkten Rückfragen möglich sind, lassen sich «Schwierigkeiten bei seiner Realisierung erwarten».¹⁰³ Der bereits in Kapitel 2 erwähnte Roman «Das Glücksbüro»¹⁰⁴ handelt von solchen Schwierigkeiten beim Ausfüllen von Antragsformularen respektive von deren Überwindung: Der Held, ein kurioser Kauz namens Albert Glück, der seit Jahrzehnten im Amt für Verwaltungsangelegenheiten arbeitet, beginnt Antragstellerinnen und Antragstellern beim Ausfüllen und Einreichen ihrer Formulare zu helfen. Dank seiner langjährigen Erfahrung macht er das so gut, dass die Amtsleitung ihn in Schranken weisen will, weil die vielen erfolgreichen Anträge ihrer Meinung nach zu grosse Mehrkosten generieren. Schwierigkeiten und Hürden, so suggeriert der Text, seien absichtlich in die Formulare eingebaut, um die Anträge scheitern zu lassen. In satirischer Weise weist der Roman damit auf die Investition an Zeit und mentaler Arbeit hin, die teilweise zum Ausfüllen von Formularen nötig sind. Die Einbindungsarbeit in Zusammenhang mit Formularen geht allerdings über die Vervollständigung von Textlücken hinaus. Vielmehr können wir mit Verweis auf Sybille Krämer von einer diagrammatischen Verflachungsarbeit sprechen:¹⁰⁵ Die Alltagswelt der Antragstellenden wird mit deren eigener Hilfe ins Formular «verflacht». Die Einbindung bezieht sich auf vergangene, gegenwärtige oder zukünftige Zustände (z. B. bei einem Baugesuch), die zur amtlichen Bearbeitung in eine zweidimensional organisierte Struktur gebracht werden. Das geschieht zum Beispiel mittels Linien, welche Frage und Antworten optisch möglichst unmissverständlich miteinander verbinden sollen, oder Kästchen, die Antworten zum Teil in ihrem Umfang einschränken.

Das Formular schafft ein Wenn-dann-Verhältnis: Das Verwaltungshandeln, in dessen Zusammenhang das Formular als Erhebungsmittel und Entscheidungsgrundlage zu sehen ist, beschreiben Becker-Mrotzek und Scherner als «konditionales Entscheidungsprogramm».¹⁰⁶ Damit ist gemeint, dass bei Erfüllung bestimmter Voraussetzungen genau vorgegebene Folgehandlungen ausgelöst werden. Das Formular ist als Teil einer spezifischen Dienstleistungsbeziehung zu sehen, die durch institutionelle Machtdifferenzen geregelt ist, im vorliegenden Fall durch bürokratische.¹⁰⁷ Das Spezifische dieser Art von Dienstleistungsbeziehung ist nach Hans J. Pongratz, dass die Dienstleistungserbringenden den Leistungsnehmenden hierarchisch übergeordnet sind, und die Dienstleistungen entsprechend mit Kontrollfunktionen verbunden sein können; die Anspruchsberechtigten von öffentlichen Leistungsstellen sind deshalb «vielfach bürokratischen Kontrollen und Zwängen ausgesetzt, die den Charakter hierarchischer Unterordnung annehmen,

¹⁰³ Ebd., S. 637.

¹⁰⁴ Izquierdo 2013.

¹⁰⁵ Vgl. Krämer 2016, S. 15.

¹⁰⁶ Becker-Mrotzek/Schermer 2000, S. 636 (nach Lüdenbach/Herrlitz und Luhmann).

¹⁰⁷ Vgl. Pongratz 2005.

auch wenn sie formal auf Vertragsbeziehungen gründen».¹⁰⁸ Für die Antragsstellenden heisst das, dass sie in der Verwaltung zwar etwas auslösen können, allerdings nur auf Kosten einer Transformation. Die individuelle Situation, das einzigartige Anliegen, das spezifische Problem wird mittels des Formulars zum bearbeitbaren Fall transformiert und es öffnet sich das Spannungsfeld, das jeden «Fall» charakterisiert:

- zwischen Allgemeinem und Besonderem;
- zwischen Norm und Abweichung;
- zwischen Öffentlichkeit und Privatheit.¹⁰⁹

Das Formular verspricht die Anerkennung von persönlichen Anliegen – allerdings nur, wenn im Gegenzug seine Bedingungen anerkannt werden. Der 10-seitige Antrag auf wirtschaftliche Sozialhilfe der Stadt Zürich umfasst zum Beispiel mehr als zwei Seiten, auf denen unter Angabe der entsprechenden Paragraphen über Rechte und Pflichten belehrt wird, wobei am Ende nicht einfach bestätigt werden muss, dass diese Ausführungen zu Kenntnis genommen, sondern dass sie verstanden worden sind.¹¹⁰ Bei der Bestellung des Auszugs aus dem Betreibungsregister muss bestätigt werden, dass die Hinweise zur Bestellung (eine eigene Webseite mit 10 aufgeführten Punkten) gelesen sowie die anfallende Ausstellungsgebühr auch bezahlt werden wird: «Ich bestätige, die Kostenrechnung über CHF 17.00 + Porto rechtzeitig zu begleichen.»¹¹¹ Wer mit der Verwaltung über ein Formular in Kontakt treten will, muss die eigene Folgebereitschaft explizit zum Ausdruck bringen.

5.1.3 Geltung durch Alternativlosigkeit

Nach Eckard Rolf ist der Antrag eine direktive Textsorte, die aber nicht bindend ist und im Interesse der verfassenden Personen steht; sie wollen mit ihrem Antrag eine institutionelle Stelle zu etwas veranlassen, sei es zu einer Leistung, einem Entschluss oder einer Bewilligung.¹¹² Beim Antrag muss deshalb zwischen Geltung und Dringlichkeit unterschieden werden: Auf Geltung beruft sich die Verwaltung, Dringlichkeit besteht seitens der Verwaltungsbetroffenen. So besteht zum Beispiel in Zusammenhang mit den oben erwähnten Anträgen auf der Seite der Verwaltung keine Dringlichkeit; dringlich wird das Anliegen erst aus Sicht der Antragstellerin oder des Antragstellers, zum Beispiel aufgrund einer Notlage. Das gilt auch in Fällen, bei denen die Verwaltung ihrerseits etwas einfordert; da sie dies unter Angabe von Fristen und unter Androhung von

¹⁰⁸ Pongratz 2005, S. 72.

¹⁰⁹ Vgl. Leimgruber 2008, S. 8, 9.

¹¹⁰ SOD: Antrag auf Wirtschaftliche Sozialhilfe, S. 8–10.

¹¹¹ Stadt Zürich Stadttammann- und Betreibungsämter: Betreibungsauszug bestellen (abgerufen: 22. 12. 2021).

¹¹² Rolf 1993, S. 253 (nach Holly).

Konsequenzen tut, besteht Dringlichkeit nur seitens der Adressierten, denn in der Verwaltung läuft das Verfahren weiter, ob Letztere ihren Pflichten nachkommen oder nicht (bei nichtrechtzeitigem Einreichen der Steuererklärung folgt die Veranlagung trotzdem usw.). Ein entscheidender Punkt bei der Frage nach der Überzeugungskraft – und damit der Geltung – der entworfenen Textwelten scheint die Hinterfragbarkeit des Dargestellten zu sein: Wird eine Welt mit einem absoluten Wirklichkeitsanspruch entworfen, oder wird eine Welt entworfen, die neben sich Alternativen zulässt? Wir können uns fragen, ob sich die Geltung im bürokratischen Feld ebenfalls auf reflexive Mechanismen stützt. Reflexive Mechanismen sind dann am Werk, wenn – wie eingangs gezeigt – Prinzipien auf sich selbst angewendet werden.¹¹³ Das ist der Fall, wenn bürokratische Definitionen (z. B. Armutsdefinition durch Einkommens-/Vermögensobergrenzen) zur Grundlage von bürokratischen Verhaltensanweisungen werden (z. B. Vorgabe bezüglich der Anzahl Bewerbungen, die bei Bezug von Arbeitslosengeld zu versenden sind). So betrachtet kennt das Formular keine Alternativen, weil es auf den eigenen Vorgaben aufbaut: Es reflexivisiert seine eigenen Voraussetzungen.

Bürokratien schaffen nach David Graeber Spiele respektive sie «sind selbst Spiele – die aber absolut keinen Spass machen».¹¹⁴ Spiele sieht Graeber als eine Art «Utopie der Regeln»; dies, insofern der Spass am Spiel in den spielanleitenden Regeln besteht, denen man sich – im Unterschied zu vielen Regeln im Alltag – freiwillig unterwirft. Vom «Spiel» grundlegend zu unterscheiden ist das «Spielen»; das «Spielen» ist der freie Ausdruck von kreativer Energie, die zum Selbstzweck wird. Der geheime Reiz der Bürokratie liegt nach Graeber denn auch in der Angst vor dem «Spielen» – und damit letztlich in der Angst vor der Freiheit.¹¹⁵ Bezeichnenderweise geht es im oben erwähnten Roman «Das Glücksbüro» letztlich um die Realisierung des «kleinen» Glücks, nämlich in erster Linie ums Ausschöpfen von Unterstützungspotenzial, das in (bürokratisch vorgegebenen) Anträgen angelegt ist.¹¹⁶ Das staatliche Monopol der physischen und symbolischen Gewalt nennt Bourdieu das «Monopol des Allgemeinen».¹¹⁷ Dieses Monopol muss erworben werden mit der (nach Bourdieu zumindest scheinbaren) Unterwerfung unter das Allgemeine sowie einer allgemeinen Anerkennung von Herrschaft, die als legitim und nicht interessengeleitet dargestellt wird. In Zusammenhang mit einzelnen Anträgen sehen die Verwaltungsverfahren zum Beispiel Fristen vor, in deren Rahmen seitens der Verwaltung

113 Vgl. Merten 2002 und vorliegendes Kapitel, S. 255.

114 Graeber 2016, S. 227.

115 Ebd., S. 227–230.

116 Wobei im Roman bereits die Realisierung dieser Möglichkeiten als gesellschaftliche Bedrohung angesehen wird, weil – wie ein Staatssekretär an einer einberufenen Krisensitzung ausführt – Unglück der Treiber von Fortschritt sei, ein glücklicher Mensch hingegen verharren und geniessen würde; Izquierdo 2013, S. 207, 208.

117 Vgl. Bourdieu 1998, S. 123.

ein Entscheid gefällt werden muss. Bürokratische (Spiel-)Regeln schränken also auch die (vermeintlich) Mächtigen in ihrem Tun ein, denn sie gelten letztlich für alle Beteiligten diesseits und jenseits des Schreibtischs oder Schalters.

5.2 «Und dabei entdeckst du vielleicht, dass dein Traumberuf ein ganz anderer ist als der, von dem du zu Beginn geträumt hast.»

Das Titelzitat ist einem Heft aus der Reihe «Zur Berufswahl» entnommen, die von der Berufsberatung der Stadt Zürich (heute: Laufbahnzentrum der Stadt Zürich) mehrere Jahrzehnte lang herausgegeben wurde.¹¹⁸ Im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen steht eine Auswahl von Berufswahlpublikationen für Jugendliche. Sie umfasst neben den bereits erwähnten Berufswahlmagazinen eine Zeitschrift namens «Sprungbrett» sowie weitere kleinere Broschüren und Merkblätter verschiedener öffentlicher Stellen. Funktionalistisch können die Berufswahlpublikationen der Ratgeberliteratur zugeordnet werden. Die Texte haben das Ziel, Jugendliche über die Berufswahl zu informieren, sie im Prozess der Berufsfindung anzuleiten und zu bestimmten Handlungen zu bewegen. Die Zeitschrift «Sprungbrett» ist für Schülerinnen und Schüler der Oberstufe konzipiert. Pro Schuljahr erscheinen drei aufeinanderfolgende Ausgaben, die im Berufswahlunterricht verwendet werden können.

Das gesellschaftliche Leitbild, das hier den Interpretationsrahmen vorgibt und als Zielwelt fungiert, ist die «Berufsgesellschaft». Mit Berufsgesellschaft ist gemeint, dass sich in der modernen, wirtschaftlich auf Erwerbsarbeit gründenden Gesellschaft grundlegende Aspekte der Arbeitswirklichkeit kontinuierlich über den Beruf institutionalisieren, nämlich mittels Berufswahl, Berufsausbildung, Berufsstellung, Berufsprestige usw.¹¹⁹ Knüpfe ich an die Einleitung des vorliegenden Kapitels an, dann ruft das hier verwendete Eingangszitat die jungen Menschen gleichzeitig als Jugendliche und als angehende Berufsleute an. Nach Ulrich Bröckling zeigt das Konzept der Anrufung «wie Subjektpositionen und mit diesen mittelbar auch Menschenbilder und Menschenfassungen kommunikativ erzeugt, zugewiesen und angeeignet werden».¹²⁰ Die Menschenbilder – die gleichzeitig als Vorbild und als anthropologische Modelle fungieren – und die Subjektpositionen erzeu-

118 Seit 1925 gab das Amt für Berufsberatung die «Blätter zur Berufswahl und Berufsberatung» heraus (vgl. GB Zentralschulpflege der Stadt Zürich 1925, S. 60); die Reihe lief später unter dem Titel «Zur Berufswahl». Heute erscheinen die Hefte als «Berufswahlmagazin» und werden vom Schweizerischen Dienstleistungszentrum Berufsbildung vertrieben.

119 Fürstenberg 2013, S. 38.

120 Bröckling 2017, S. 62. Bröckling interessiert sich in seinem Aufsatz für das Verhältnis von Soziologie und Anthropologie; er stellt unter anderem die Frage, wie Anthropologie – gerade auch in Zusammenhang der «Menschenregierungskünste» – als Effekt zu denken ist; vgl. Bröckling 2017, S. 61.

gen sich als Projektionen in praktischer Absicht gegenseitig.¹²¹ Dabei liegt die Macht der Bezeichnung darin, «dass sie das hervorbringt, was sie als gegeben unterstellt»,¹²² dies sowohl bezüglich der individuellen Selbstdeutung als auch bezüglich der gesellschaftlichen Fabrikation von Menschenbildern, die nun von den Angerufenen angenommen werden.¹²³ Um zu funktionieren bedarf die Anrufung allerdings der Wiederholung, das heisst, eines institutionellen Rahmens; Iterativität öffnet denn auch – wie Judith Butler ausgeführt hat – die Möglichkeiten für Umdeutungen, welche Autoritäten destabilisieren können.¹²⁴

Berufswahl bezeichnet hier einen Zeitabschnitt im Leben, in dem die Berufsgesellschaft als gesellschaftliche Institution in ihrer Bedeutung für den Einzelnen stabilisiert werden soll. Der Beruf ist eine Art, wie das Arbeitsvermögen der nachwachsenden Generation geformt wird,¹²⁵ indem die Arbeitsfähigkeiten von Menschen so aufgebaut und entwickelt wird, dass sie über ein erwartbares spezifisches Muster von Qualifikationen verfügen.¹²⁶ Historisch betrachtet hat die Schweiz seit der Etablierung der Berufslehre Ende des 19. Jahrhunderts eine starke Verberuflichung der Arbeitswelt erfahren, wobei das duale System mit den beiden Lernorten Betrieb und Schule im Jahr 1930 mit dem Berufsbildungsgesetz auf Bundesebene verankert worden ist.¹²⁷ Die Verberuflichung kann in Zusammenhang mit aufklärerisch-liberalen Idealen gesehen werden, welche Tüchtigkeit mit sozialen Aufstiegsversprechen verbinden.¹²⁸ Nach der obligatorischen Schule absolvieren heute in der Schweiz rund zwei Drittel der Jugendlichen eine duale Berufsbildung und ungefähr ein Drittel besucht eine allgemeinbildende Schule.¹²⁹ In den Massenmedien und in der Politik wird immer wieder betont, wie wichtig die Berufsbildung für die Schweizer Wirtschaft sei¹³⁰ – dies nicht nur für die Gesellschaft als Ganzes, sondern vor allem auch für die Jungen selbst. So wird zum Beispiel darauf hingewiesen, dass in der Schweiz die Jugendarbeitslosigkeit im Vergleich mit anderen europäischen Ländern dank des dualen Berufsbildungssystems sehr tief sei.¹³¹ Die Stadt Zürich richtete 1919 eine Zentralstelle für Berufsberatung ein.¹³²

121 Vgl. ebd., S. 45–70.

122 Ebd., S. 63.

123 Bröckling 2017, S. 63.

124 Ebd., S. 63 (nach Butler).

125 Rahn 2010, S. 47.

126 Ebd., S. 47.

127 Dubler 2010.

128 Ebd.

129 Diese Anteile beziehen sich auf die Lernenden im ersten nachobligatorischen Ausbildungsjahr auf der Sekundarstufe II, vgl. BFS: Sekundarstufe II Ausbildungswahl (abgerufen: 20. 5. 2021).

130 Vgl. bspw. Strahm 2008.

131 Vgl. bspw. SBFI 2013: Berufsbildung, S. 3; vgl. Breiding/Schwarz 2011, S. 395.

132 GB 1993, Teil Sozialamt, S. 9; GB Zentralschulpflege 1919, S. 51–53.

5.2.1 Zugang – narrative Strukturierung der Berufswahl

Im vorhergehenden Unterkapitel zum Thema Formulare konnten wir eine funktionalisierende Beschreibung anhand vorgegebener Begriffe ausmachen, welche die Publikationen in ihrer Steuerungsabsicht strukturiert. Im Gegensatz dazu sind die meisten Beispielpublikationen der Berufswahl durch starke Narrativierung charakterisiert. Ein zentrales Merkmal der Narrativierung ist die Verzeitlichung, die Anordnung von Ereignissen in einer zeitlichen Folge. Derartige Verzeitlichungen von Sachverhalten finden in den Berufswahlpublikationen auf mehreren, miteinander verbundenen inhaltlichen Ebenen statt – die Ebene der Beratung, des Berufswahlprozesses und des Übergangs. Die Verzeitlichungen referenzieren auf die aussertextliche, zeitlich bestimmte Welt der Autor- und Leserschaft; die erzählte Zeit bezieht sich also in vielen Abschnitten auf die «reale» Zeit der Leserschaft. Die Narrativierung schafft einen Anfang und stellt ein Ende in Aussicht. Oder umgekehrt: Sie signalisiert das Ende der (öffentlichen) Schulzeit und den Anfang der Berufslaufbahn und damit den Anfang des Erwachsenenlebens.

Beratung

Eine erste Verzeitlichung geschieht auf der Stufe der Beratung. Beratung ist eine Kommunikationsform,¹³³ die sich aufgrund gegenwärtiger Problemlagen mit einem Optimierungswunsch oder -anspruch auf zukünftige Handlungen und Zustände bezieht.¹³⁴ Eine Form der unpersönlichen Beratung sind die zahlreichen Checklisten, welche die Orientierung zu Beginn der Berufswahl unterstützen sollen: «Überprüfe, ob das folgende Berufsfeld etwas wäre für dich ...»¹³⁵ Aufgelistet sind verschiedene Eigenschaften oder Vorlieben, die für die Berufe im entsprechenden Feld benötigt werden. Nachfolgend finden sich einige Beispiele zum Feld «Natur». Geantwortet werden kann mit Ja oder Nein. «Ich habe geschickte Hände» oder «Körperlich anstrengende Arbeit zu leisten, traue ich mir zu». Oder: «Ich übernehme gerne Verantwortung für Lebewesen» oder «Ich kann mir vorstellen, allenfalls in einer ländlichen Umgebung zu arbeiten». Die Auswertung soll zu Anschlusshandlungen führen: «Deine Ja-Antworten überwiegen. Es spricht viel dafür, dass du auf der richtigen Spur bist. Schau dir die Berufe in diesem Berufsfeld genauer an und plane deinen nächsten Schritt.» Überwiegen die Nein-Antworten heisst es: «Ein guter Grund, dich noch mit anderen Berufsfeldern auseinander zu setzen.»¹³⁶ Narratologisch betrachtet bringt die Beratung «Mininarrationen» hervor, weil mindestens zwei zeitlich auseinanderliegende Ereignisse kausal miteinander verknüpft

¹³³ Hierzu z. B. Renner, der von der kommunikativen Handlung «einen Rat geben» spricht; Renner 2012, S. 29.

¹³⁴ Vgl. bspw. Duttweiler 2004.

¹³⁵ LBZ 2011: Berufsfelder-Check, 1 Natur.

¹³⁶ Ebd.

werden – hier zum Beispiel das Ausfüllen einer ersten und einer zweiten Checkliste. Beratung soll nicht nur zu Anschlusshandlungen führen, sie öffnet auch den Blick auf mögliche Zukünfte – auf Kontingenzspielräume;¹³⁷ Kontingenz ist dabei nicht in einem absoluten Sinn zu verstehen, sondern im Sinn von Alternativität¹³⁸ – und Alternativen gibt es genug – um beim Beispiel zu bleiben: Es können Checklisten für insgesamt 22 Berufsfelder ausgefüllt werden. Es sind diese fiktiven, alternativen Zukünfte, welche die Argumente liefern, um die Ratsuchenden anzuleiten.¹³⁹ Die Berufsalternativen werden in den Berufswahlmagazinen sehr ausführlich und reich bebildert dargestellt. Auch in der Zeitschrift «Sprungbrett» ist ein wesentlicher Anteil den Berufsbeschreibungen gewidmet, sei es in Form von Erfahrungsberichten (Ich-Erzählungen von Lernenden, die über ihre Arbeitstätigkeiten berichten) oder von thematischen Reportagen (Berufe am Flughafen, Berufe in einem grossen Einkaufszentrum, Berufe beim Bau des längsten Tunnels der Welt etc.).

Der Soziologe Rainer Paris spricht von einer «Wenn-dann-Struktur» der Beratung: Beratung konstruiert nicht nur einen bestimmten Ablauf der Zukunft, sondern bindet diese zugleich an das Tun der adressierten Personen.¹⁴⁰ Damit ist die Wenn-dann-Struktur auch Ursache einer latenten Drohung.¹⁴¹ Die Gegenwart der Ratsuchenden wird über ihre Handlungen mit ihrer zukünftigen Lebenssituation verbunden; eine unterlassene oder eine falsche Handlung kann die Zukunft der Ratsuchenden negativ beeinflussen und zu einem Misserfolg führen. Die der Beratung inhärente Drohung wird verstärkt, weil die Ratgeber-Narrationen ihrerseits in einen vorgegebenen zeitlichen Rahmen eingeordnet sind. Die Berufswahl umfasst eine mehr oder weniger vorgegebene Abfolge von Einzelschritten, die sich in der Regel über einen Zeitraum von etwa zwei Jahren erstrecken. In der Zeitschrift «Sprungbrett» war der sogenannte «Berufswahlfahrplan» abgedruckt.¹⁴² Dass dieser Zeitplan mit «Fahrplan» überschrieben war, macht deutlich, dass die Zeitpunkte der einzelnen Schritte nicht nur vorgegeben sind, sondern auch eingehalten werden sollten. Mit einer farbigen Linie war der Erscheinungstermin der Zeitschrift markiert, und in jeder Ausgabe rückte diese Linie, einem Countdown ähnlich, dem Schuljahresende näher.¹⁴³ Auf dieser Stufe erhält die «Narration der Berufswahl» ein Anfang und ein Ende: Sie beginnt mit dem Anstoss zur Auseinandersetzung mit den Berufswünschen und endet mit der Unterzeichnung eines Lehrvertrags oder mit der Anmeldung an eine weiterführende Schule bzw. für eine Zwischenlösung.

¹³⁷ Fuchs 2004, S. 247, 248.

¹³⁸ Fuchs/Mahler 2000, S. 360.

¹³⁹ Vgl. Fuchs 2004, S. 247.

¹⁴⁰ Paris 2005a, S. 363.

¹⁴¹ Auf die Verwandtschaft von Beratung und Drohung weist Rainer Paris explizit hin.

¹⁴² Vgl. ebenfalls BIZ: Berufswahlfahrplan (abgerufen: 15. 3. 2022).

¹⁴³ Vgl. bspw. «Sprungbrett»-Ausgaben Nr. 1–3 2002/2003 oder Nr. 1–3 2010/2011.

Berufswahlprozess

Damit befinden wir uns auf einer zweiten Stufe der Verzeitlichung: der Stufe des Berufswahlprozesses. Dieser Prozess kennt zwei zeitliche Verläufe, die von unterschiedlichen Geschwindigkeiten geprägt sein können: eine institutionelle und eine persönliche, das heisst diejenige der Jugendlichen selbst. Ein Konflikt ergibt sich, wenn das individuelle Tempo und der vorgegebene institutionelle Fahrplan nicht übereinstimmen. Die Berufswahlschriften beugen diesem Konflikt vor, indem sie die unterschiedlichen Zeiten aufeinander abzustimmen versuchen. Auf den Titelseiten der «Sprungbrett»-Ausgaben des Schuljahrs 2002/2003 wird die Berufswahl zum Beispiel mit folgenden Kurztexten eingeleitet: «Abrakadabra – das Tor zur Zukunft öffnet sich. Welchen Traumberuf hast du? Vielleicht keinen? Das ist besser als du denkst. Eine gute Berufswahl beginnt bei dir selber. Bei dem, was du gerne machst und was du gut kannst. Unabhängig von bestimmten Berufen.»¹⁴⁴ Bei der zweiten Ausgabe ist dann auf der Titelseite zu lesen: «Das Haus der Berufe hat viele Etagen! 250 Berufe kann man in der Schweiz lernen. Klar, dass man bei diesem Angebot nicht sofort den Durchblick hat.»¹⁴⁵ Und auf der dritten: «Du hast vermutlich noch keinen Lehrvertrag. Klar, dafür ist es auch zu früh. Aber das Thema Bewerbung kommt. Wir helfen dir dabei. Und bald hebst du ab.»¹⁴⁶ Die Texte waren jeweils von einer passenden humorvollen Illustration begleitet.

Die Jugendlichen werden einerseits dazu aufgefordert, einen bestimmten Zeitplan einzuhalten. Andererseits werden sie dazu ermuntert, über ihre Interessen nachzudenken und ihre Wünsche zu formulieren. Dabei stellen Umwege kein Hindernis dar, vielmehr soll der Weg nicht geradlinig verlaufen: Kontingenz ist bei der Berufsfindung gefordert.

In verschiedenen Publikationen ist der Berufswahlprozess mit Reise-/Wegmetaphern versinnbildlicht;¹⁴⁷ es ist eine Reise, die einen Gewinn an Autonomie verspricht: «Bisher gab es für dich keine freie Wahl, denn der Schulbesuch war vorgeschrieben. Jetzt geht es aber um deine Entscheidung [...]».¹⁴⁸ Ratgeber stellen zwar den Erfolg in Aussicht, sie garantieren ihn aber nicht:¹⁴⁹ Wer Erfolg haben will, muss die Reise antreten und an sich arbeiten. Illustriert wird diese Aufforderung auf dem Titelbild einer «Sprungbrett»-

¹⁴⁴ Sprungbrett Nr. 1 2002/2003, S. 1.

¹⁴⁵ Sprungbrett Nr. 2 2002/2003, S. 1.

¹⁴⁶ Sprungbrett Nr. 3 2002/2003, S. 1.

¹⁴⁷ Weg als literarisches Motiv bezieht sich z.B. auf Verhaltensweisen im Moment der Entscheidung, Alternativen des Handelns, häufig in Zusammenhang mit Selbstverwirklichung; vgl. Daemmrich 1995, S. 375–379. «Der Weg zum Beruf» Sprungbrett Nr. 1 1992; oder auf dem Merkblatt des Laufbahnzentrums: «Du stellst die Weichen für die nächsten paar Jahre und möchtest natürlich, dass der Zug in die richtige Richtung losfährt.»; Sprungbrett Nr. 3 2010/2011: hier ist eine Schulklasse vor einem Bild mit Bahngleisen zu sehen.

¹⁴⁸ Schmid/Barmettler 2007, S. 9.

¹⁴⁹ Vgl. Helmstetter 2012.

Ausgabe: «Hmm ... Mal lose, was s'Herz meint»,¹⁵⁰ nimmt sich hier eine junge Frau vor, die sich mit einem Stethoskop selbst abhört. Vor ihr liegt ein Blatt auf einem Tisch, auf dem die grosse philosophische Frage «Wer bin ich?» gekritzelt steht. Die Suche nach dem Beruf ist mit der Suche nach der eigenen Identität verknüpft. Die Berufswahlgeschichten folgen dem Topos der Suche oder «Quest»: Der Held, die Heldin muss verschiedene Prüfungen meistern (darunter Schnupperlehren, Eignungstests, Vorstellungsgespräche etc.) und erfährt dabei einen Reifeprozess; die Berufsberatung bietet sich jeweils als eine der Helferfiguren an.¹⁵¹

Übergangsphase

Damit wird eine dritte Stufe der Verzeitlichung fassbar: die Stufe der lebensgeschichtlichen Übergangsphase. Das ist einerseits der Übergang von der obligatorischen Schulzeit in die nachobligatorische Ausbildung und andererseits der allmähliche Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter – die Adoleszenz. Als Lebensphase ist die Adoleszenz vom Mit- und Gegeneinander körperlicher, psychischer und sozialer Prozesse bestimmt.¹⁵² Dazu gehören Auseinandersetzungen mit sich selbst, aber auch mit den Eltern, Kolleginnen und Kollegen sowie Freundin oder Freund. Im Konzept für die Neugestaltung der Zeitschrift «Sprungbrett» heisst es, dass die zwischenmenschlichen Aspekte, die die Berufswahl begleiten, in den Vordergrund gerückt sind und im Heft Geschichten erzählt werden sollen, «anhand derer die Schüler/innen Wege und Entwicklungen von Gleichaltrigen auch emotional nachvollziehen können».¹⁵³ Neben den Texten, die konkret Bezug auf Situationen des Berufswahlprozesses nehmen (z. B. bezüglich Schnupperlehre), werden diese Thematiken auch in den fiktionalen Formaten aufgegriffen.¹⁵⁴ Mit der Fokussierung auf zwischenmenschliche Beziehungen weisen die Berufswahlpublikationen Parallelen zur thematisch entsprechenden fiktionalen Adoleszenzliteratur auf.¹⁵⁵

Wie enden die Suchgeschichten der Berufswahl? Nicht wenige der oben zitierten Geschichten antizipieren zwar ein Ende, gestalten es aber nicht aus. Die Erfahrungsberichte von jungen Frauen und Männern in Ausbildung, die in den Berufswahlmagazinen und in der Zeitschrift «Sprungbrett» abgedruckt sind, können jedoch als indirekte Vorwegnahmen eines guten, erfolgreichen Endes gelesen werden, das gewissermassen suggeriert, dass die Leserin oder der Leser in einiger Zeit Ähnliches wird berichten können. In diesem Sinn

150 Sprungbrett Nr. 1 2007/2008, S. 1.

151 Daemmrich 1995, S. 338–339.

152 Gansel 2010, S. 167 (nach Flaake/King); Adoleszenz wird heute z. T. auch als eigenständige Lebensphase betrachtet.

153 SDBB: Neues Konzept (aufgerufen: 3. 3. 2014).

154 So gab es in den älteren Ausgaben zum Beispiel einseitige Kurzgeschichten oder in den neueren Ausgaben finden sich Fotoromane.

155 Vgl. z. B. Wasserfall 2010 und Hassenmüller 2011.

stellen sie ein Beispiel dar für den «narrativen Überschuss», den unerledigten Rest, den unfertige oder unbefriedigend abgeschlossene Erzählungen in unserem Alltag zu hinterlassen vermögen und der uns dazu drängt, eine Geschichte ausserhalb der Diegese abzuschliessen.¹⁵⁶ Das offen bleibende Ende ist charakteristisch für den Adoleszenzroman¹⁵⁷ und für die Ratgeberliteratur. Die Leerstelle ist notwendig, damit der Leser, die Leserin die eigenen Erfahrungen mit der erzählten Geschichte in Verbindung bringen kann.

5.2.2 Einbindung mittels Rollenangeboten

Die Berufswahl ist ein Prozess, der mit vielen Investitionsaufforderungen verbunden ist: Da geht es um Auseinandersetzung mit sich selbst, aber auch um praktische Tätigkeiten wie das Organisieren von Schnuppermöglichkeiten oder dem Schreiben von Bewerbungsbrieffen. Rhetorisch erfolgt die Einbindung häufig mittels eines einfachen Kniffs: Die meisten der hier vorgestellten Publikationen sind explizit adressiert, sie sprechen die Leserinnen und Leser in der Du-Form direkt an. Die Anrede – vor allem bei häufiger Wiederholung – gilt als ein rhetorisches Mittel, um Aufmerksamkeit zu halten.¹⁵⁸ Als persönliche Ansprache suggeriert sie zudem Nähe, Einfühlung und Vertrautheit. Vereinzelt finden wir die Du-Form auch an eher unerwarteten Orten, zum Beispiel wenn ein Berufsporträt vollständig in der direkten Anrede formuliert ist: «Deine Tätigkeit als Geräteinformatiker/in ist stark auf die Hardware ausgerichtet. Du bist gewissermassen eine Informatikhandwerkerin bzw. ein Informatikhandwerker. Du stellst PCs zusammen, du reparierst, reinigst und wartest Drucker, Kopiergeräte, Automaten usw. samt ihrer Software. Deine Arbeit ist weitgehend Handarbeit.»¹⁵⁹

Erzähltheoretisch funktioniert dieses Beispiel ähnlich wie der für seine Du-Form bekannte Roman von Italo Calvino «Wenn ein Reisender in einer Winternacht»¹⁶⁰ oder – um ein neueres Beispiel zu nennen – der Roman «So wirst du stinkreich im boomenden Asien» von Mohsin Hamid¹⁶¹ (eine gesellschaftskritische Erfolgsratgeber-Persiflage), die beide ihre Leserinnen und Leser mittels der Du-Form zu Mit-Protagonistinnen und -Protagonisten ihrer Geschichten machen. In diesen Beispielen wird jeweils die Grenze zur «Du-Erzählung» – die Geschichte eines «Du»¹⁶² – überschritten. Das zitierte Berufspor-

156 Vgl. dazu Koschorke 2013, S. 61–66 sowie die Ausführungen in Kap. I.1.1.1.

157 Gansel 2010, S. 169.

158 Braun 1992, S. 647.

159 Zur Berufswahl 2/1999, S. 10.

160 Calvino 2013.

161 Hamid 2013.

162 Du-Erzählung nach Fludernik: Wenn die Geschichte eines «Du» erzählt wird, vgl. Fludernik 2013, S. 169–170; zum Einbezug der Leserinnen und Leser mittels der Du-Form in literarischen Texten, vgl. Zemanek 2011.

trät kann als «Du-Erzählung» gelesen werden – als Geschichte eines berufstätigen Du – oder – antizipativ, auf eine eigene zukünftige Berufstätigkeit hin – als «Ich-Erzählung». Diese Form hat einen spielerischen Charakter und lädt zum gedanklichen Durchspielen alternativer Möglichkeiten ein. Mit der Anrede in Du-Form wird nicht nur eine direkte Beziehung zwischen Sprecher/in resp. Autor/in und Leser oder Leserin etabliert, diese wird zugleich sozial markiert. Die Anrede regelt die soziale Distanz¹⁶³ zwischen den beiden: In reziproker Verwendung bringt das «Du» Bekanntschaft oder Gruppenzugehörigkeit zum Ausdruck, in nonreziprokem Gebrauch einen Statusunterschied.¹⁶⁴

Von der (zugeschriebenen) Altersrolle zur (erworbenen) Berufsrolle

Als Steuerungsinstrumente sollen die Berufswahlschriften die Leserin oder den Leser beeinflussen und zu bestimmten Handlungen bewegen; sie sind auf eine Autoritätswirkung hin angelegt. Um eine Autoritätswirkung zu erzielen, reicht die Darstellung von (kognitiver oder sozialer) Überlegenheit allein nicht aus. Damit Steuerungsliteratur ihre angestrebte Wirkung entfalten kann, muss sie Anerkennungsangebote enthalten, die die entsprechenden Bedürfnisse der Leserschaft befriedigen (oder zumindest bedienen). Eine Möglichkeit solcher Angebote stellen Rollenbeschreibungen dar, in denen sich der Leser oder die Leserin wiederfinden kann wie die Altersrolle des «Jugendlichen».¹⁶⁵ Sie wird über Probleme thematisiert, die als alterstypisch charakterisiert werden, zum Beispiel das Aufkommen von Gefühlen des Selbstzweifels – letztlich auch ein Thema, das sich eignet, um einen Beratungsbedarf seitens der Leserschaft zu behaupten und gleichzeitig Anteilnahme zu zeigen. «So machst du dir das Leben schwer», weiss die Erzählerstimme in einer «Sprungbrett»-Ausgabe des Jahrs 2010. «Manchmal stecken in dir Zweifel und Ängste. Eine innere Stimme sagt dir dann, dass du doof seist und dir sowieso alles misslingt. Diese Stimme gehört dem bösen Gnomio.»¹⁶⁶ In der Folge werden verschiedene Attacken dieses Mies- und Schlechtmachergnomis geschildert und beschwichtigende respektive relativierende Antworten gegeben. Unter der Überschrift «Glaubst du an dich selber?»¹⁶⁷ werden in der dritten Ausgabe desselben Schuljahrs nochmals Fragen rund ums Selbstwertgefühl aufgegriffen. «Die Berufswahl macht vielen Jugendlichen Angst. Sie fürchten, den Anforderungen der zukünftigen Lehrbetriebe nicht zu genügen. «In der Schnupperlehre oder im Bewerbungsgespräch versage ich sicher», denken viele. Das hat aber wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Häufig ist die Ursache für dieses negative Denken zu wenig Selbstvertrauen. Deshalb ist es wichtig für die Berufswahl, auch an

163 Vgl. Bahrdt 1990.

164 Braun 1992, S. 647.

165 Vgl. Popitz 1992, S. 143.

166 Sprungbrett Nr. 1 2010/2011, S. 11; vgl. ebenfalls Sprungbrett Nr. 1 2007/2008, S. 8, 9.

167 Sprungbrett Nr. 3 2010/2011, S. 2.

deinem Selbstvertrauen zu arbeiten. Wir zeigen dir einige Möglichkeiten.»¹⁶⁸ Es folgt eine Liste mit verschiedenen Tipps, wie mit Unsicherheiten umgegangen werden kann. Daneben ist ein Foto von drei kleinen Vögeln mit weit aufgesperrten Schnäbeln in einem Nest zu sehen; das Bild trägt folgende Legende: «Drei Vögel kurz vor ihrem ersten Flug. Sie werden es schaffen, weil sie an sich glauben.»¹⁶⁹

Die Anerkennungsangebote sind Versprechen, dass, wer sich ihnen gemäss verhält, gesellschaftliche Wertschätzung erfährt, also in irgendeiner Form belohnt wird. Die Erzählerstimme mit ihren Anerkennungsangeboten verschafft sich Gehör innerhalb dieses diskursiven Rahmens. Die Berufsgesellschaft ist eine Leitidee, die Erklärungen liefert, weshalb sich die Jugendlichen um eine Berufsausbildung bemühen sollten. Wer über seinen Beruf definiert wird, der wird anhand der Fähigkeiten und Fertigkeiten gemessen, die sie oder er sich zum Erwerb des Lebensunterhalts angeeignet hat.¹⁷⁰ Damit wird das Subjekt der Berufsgesellschaft fassbar: Die Berufswahlschriften richten sich an ein bildungswilliges und letztlich auch leistungsorientiertes Subjekt, das innerhalb des skizzierten diskursiven Rahmens Anerkennung erfahren kann. Unter diesem Blickwinkel betrachtet, wird in den Texten der Übergang von der «zugeschriebenen Rolle» (dazu gehören die Altersrollen) zur «erworbenen Rolle» (dazu gehört die Berufsrolle) fassbar.¹⁷¹ Die Jugendlichen sollen ihre Fähigkeiten weiterentwickeln und später Anerkennung erhalten für etwas, was sie sich selbst erarbeitet haben.¹⁷² Und so erstaunt es nicht, dass sie ganz im Sinn einer bürgerlichen Arbeitsethik dazu aufgefordert werden, auch nach dem Abschluss eines Lehrvertrags in der Schule am Ball zu bleiben, denn wer das nicht tue, werde in der Berufsschule Mühe haben, dem Unterricht zu folgen. Auf die hoffnungsvolle Frage: «Endlich nicht mehr zur Schule?» – die abschlägige Antwort der Erzählerstimme: «Leider nein!» Und sie erklärt weiter: «Zur Lehre gehört auch die Berufsfachschule. In der Berufsfachschule erarbeitest du dir alles Wissen, das du für deinen Beruf brauchst, und sie bereitet dich auf das Erwachsenenleben vor. Es gibt viel zu lernen – und es geht schnell vorwärts.»¹⁷³

Rainer Paris hat als ein charakteristisches Merkmal des Ratschlags die Empathie hervorgehoben.¹⁷⁴ Nach Paris muss der Ratgebende zwar eine eigene Perspektive auf die Problemlage der Ratsuchenden entwickeln, entscheidend ist aber vor allem, dass er dabei deren Perspektive einnimmt. Am deutlichsten wird eine solche empathische Übernahme der Perspektive

168 Ebd., S. 2.

169 Ebd., S. 2.

170 Vgl. Reinhold 2000, S. 54.

171 Vgl. Popitz 1992, S. 143–147.

172 Vgl. ebd., S. 144, 145. Popitz bezieht sich in seinen Ausführungen zur erworbenen Rolle explizit auf die Berufsrolle.

173 Sprungbrett Nr. 3 2011/2012, S. 18.

174 Paris 2005a, S. 361–363.

der Jugendlichen durch die Berufsberatung dort, wo sie sich selbst ironisch inszeniert, wie zum Beispiel in einem Comic der Zeichnerin Anna Sommer, der auf der Rückseite einer «Sprungbrett»-Ausgabe abgedruckt ist und eine subversive Note aufweist.¹⁷⁵ Eine junge Frau ist beim Berufsberater und gibt als Berufswunsch «Fee» an. Der Berufsberater rügt sie und meint, sie müsse ihre Kinderträume aufgeben und etwas Rechtes lernen, er habe noch eine Lehrstelle in einer Metzgerei. Hierauf tippt sie ihm mit einem Stift auf den Kopf und meint: «Einverstanden.» – Worauf der Berufsberater sich in ein Schwein verwandelt. Hier wird Nähe zu Jugendlichen suggeriert und ihnen zugestanden, die Berufsberatung mühsam, rechthaberisch, ja einfach «fürchterlich erwachsen» zu finden. Ausdruck findet die Anerkennung der Altersrolle nicht nur in den behandelten inhaltlichen Themen und Problemen der Zeitschriftenreihe. Vielmehr sind ebenfalls die spielerischen und unterhaltenden Elemente wie die Rätsel, Comics, Witze oder Fotoromane ein Zeichen der Anerkennung, nämlich der Anerkennung der Jugendlichen als Jugendliche.

5.2.3 Geltung durch «Realitätssignale»

Die Berufswahlliteratur umfasst einerseits sehr unterschiedliche Publikationsformate – Broschüren, Zeitschriften, Merkblätter, Webseiten usw. – und andererseits auch sehr verschiedene Textformen – Erfahrungsberichte, Kurzgeschichten, Interviews, Cartoons, Fotoromane, Witze, aber auch interaktive Elemente wie Rätsel, Quiz oder Tests. Betrachten wir sie in ihrer Gesamtheit als Ratgeberliteratur, dann stützt sich ihre Geltung – wie in Kapitel 3 ausgeführt – auf eine komplementäre, hierarchische Figurenkonstellation ab: Die Texte sind von Fachleuten verfasst, die von sich behaupten, über die nötige Expertise zu verfügen, um Ratschläge erteilen zu können. Die Expertise kann in Geschichten der Bewährung inszeniert sein, in denen sich die Berufsberatung selbst als erfolgreiche Ratgeberin darstellt (vgl. dazu ebenfalls Kap. 3.2.2). Eine solche Geschichte findet sich in der Informationsbroschüre der Bildungsdirektion des Kantons Zürich; sie trägt den in Du-Form adressierten Titel «Lauter offene Türen. Von der Berufswahl bis zur Lehrstelle – deine Berufsberatung unterstützt dich» und beginnt folgendermassen: «Als Jonas einen Beruf suchte, wusste er nur, dass er Computer nicht mochte.» Der «ratlose» Jonas geht zur Berufsberatung. Hier vermag der Berufsberater die vom Jugendlichen angegebenen Interessen in einen konkreten Berufsvorschlag zu übersetzen, auf den Jonas nicht selbst gekommen wäre. «Als der Berufsberater sagte, dass vielleicht Forstwart zu diesen Interessen passen könnte, war er verblüfft. Forstwart? Auf diesen Beruf wäre er nie gekommen!» Wie treffsicher die Berufsberatung mit ihrem Vorschlag war, wird mit der darauffolgenden

¹⁷⁵ Sprungbrett Nr. 1 1997, S. 16; vgl. ebenfalls z. B. Sprungbrett Nr. 1 2002/2003, S. 16; Sprungbrett Nr. 1 2010/2011, S. 16.

Ellipse markiert, durch einen grossen Sprung ans Ende von Jonas Ausbildungszeit: «Inzwischen hat Jonas seine Lehre abgeschlossen.» Und es wird versichert, dass Jonas kein Einzelfall gewesen ist: «Geschichten wie diese kommen in der Berufsberatung tagtäglich vor.»¹⁷⁶

«Wirklichkeitseffekte»

Auf die Frage, was den Realismus in einem fiktionalen Roman ausmacht, hat die Literaturwissenschaftlerin Monika Fludernik festgehalten, dass die Illusion, auf der Realismus im fiktionalen Roman aufbaue, vor allem im Trick bestehe, die Romanwelt als Teil der realen Welt erscheinen zu lassen und nicht, wie meist behauptet werde, eine reale Welt im Roman abzubilden.¹⁷⁷ Dabei spielen Tricks, wie sie Roland Barthes mit dem «Effet de réel» beschrieben hat – womit ein für die Handlung überflüssiges Detail gemeint ist oder eine anekdotische Note, die einer Szenerie verliehen wird – entscheidende Rollen.¹⁷⁸ Bei faktualen Texten bestehen in der Regel über ihre Wirklichkeitsreferenz keine Zweifel, ihre «Abbildungsgenauigkeit»¹⁷⁹ kann jedoch diskutiert werden. Es stellt sich aber die Frage, ob sie – um Geltung zu erhalten und Wirkung zu entfalten – nicht auch von einem «Wirklichkeitseffekt» abhängig sind: Wie erscheint die Berufswelt als «realer» Teil der Alltagswelt der Leserinnen und Leser? Es gibt Elemente, die als «Zeugnisse»/«Dokumentationen» funktionieren: Diesbezüglich auffallend ist der Einsatz von grossformatigen Fotografien in den Heften der Zeitschrift «Zur Berufswahl». In diesen Heften werden einzelne Berufe vorgestellt, wobei jede Ausgabe einer anderen Berufsgruppe gewidmet ist. Als das Heft anfangs der 1990er-Jahre neugestaltet wurde, wurde in einem städtischen Geschäftsbericht explizit festgehalten: «Es ist wichtig, dass das Niveau der berufskundlichen Information hoch bleibt. Dabei kommt der emotionalen Qualität der Bildaussagen besondere Bedeutung zu.»¹⁸⁰ Neben diesem fotografischen «Beweismaterial»¹⁸¹ gibt es auch immer Zeugnisse in Form von Interviews und Erfahrungsberichten. Sprachlich auffallend ist, dass die Berufsbeschreibungen vielfach im Indikativ verfasst sind und die Berufe selbst stark über Handlungen charakterisiert werden. Die Beschreibungen konzentrieren sich auf diejenigen Tätigkeiten und Anforderungen, die unabhängig von spezifischen Ausformungen in einzelnen Betrieben übrig bleiben. Die Berufsprofile abstrahieren vom jeweiligen Kontext und auch die Interviews weisen keine Firmen- oder Ortsangaben auf. Auch der wirtschaftliche Hintergrund ist ausgeblendet. (Berufe sollen betriebsübergreifende Arbeitsfähigkeiten sein.)¹⁸² Die Berufswelt wird damit zu einer zeitlosen, immer aktuellen «Modellwelt».

176 BIZ 2013: Lauter offene Türen, S. 5.

177 Fludernik 2013, S. 68.

178 Vgl. Barthes 2006, S. 164–172.

179 Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (o. J.), S. 11.

180 GB 1991, Teil Sozialamt, S. 8.

181 Vgl. Sontag 1978, S. 11.

182 Rahn 2010, S. 47.

Reflexionsgrad

Eingangs wurde auf die Bedeutung des Reflexionsgrads in Zusammenhang mit Steuerungsliteratur hingewiesen: Die Geltung der Zielwelt kann über die Beigabe von Erklärungen und Begründungen – oder umgekehrt – über den Verzicht darauf zu vermitteln versucht werden. Wie der Reflexionsgrad zur Wahrnehmungslenkung eingesetzt werden kann, zeigt sich in Zusammenhang mit Berufsbeschreibungen, die darauf abzielen, eine geschlechterstereotype Berufswahl zu verhindern.¹⁸³ In der Zeitschrift «Sprungbrett» wird im Jahr 2003 in der Rubrik Berufsalltag mit geschlechtsstereotypen Erwartungen gespielt: Auf einem vergleichsweise gross abgedruckten Foto ist ein junger Mann beim Frisieren zu sehen; die dazugehörige Bildlegende ist als Zitat gestaltet: «Marc: «Coiffeur kein Männerberuf? So ein Unsinn!»»¹⁸⁴ Im Artikel doppelt Marc nochmals nach: «In meiner Schulkasse bin ich der einzige Mann – viele finden, Coiffeur sei ein Frauenjob, aber das stimmt nicht.» Diese Aussage wird nicht weiter begründet oder kommentiert; der Reflexionsgrad ist also eher tief. Als nichthinterfragbar erscheint auch die Berufswahl eines Mädchens in einer «Sprungbrett»-Ausgabe von 2013. Hier findet sich unter dem Titel «Jetzt brummt der Motor»¹⁸⁵ das Porträt von Marie Louise, die Automobilfachfrau lernen möchte. Sie erzählt, welche Hürden sie auf dem Weg zur Lehrstelle überwinden musste (Eignungstest etc.); dass sie als Mädchen einen typisch «männlichen» Beruf lernt, wird im Beitrag nie erwähnt und war – so wird damit suggeriert – offensichtlich auch nie ein Problem. Bei der Darstellung von Pflegeberufen lässt sich im zeitlichen Vergleich in den Berufswahlmagazinen eine Veränderung beim Reflexionsgrad beobachten. In der Ausgabe von 1989 ist in einem allgemeinen Übersichtstext noch folgende längere Erklärung mit hohem Reflexionsgrad zu lesen: «In der jungen Generation ist zunehmend der Trend festzustellen, dass sich in vermehrter Masse auch junge Männer für die Wahl eines Pflegeberufes interessieren. Auch für die meisten Krankenpflegeschulen ist es zu einer Selbstverständlichkeit geworden, Jugendliche

183 In der Schweiz zeigen sich geschlechtsspezifische Präferenzen bei der Berufswahl. Es gab und gibt Initiativen, um diese Muster zu durchbrechen, zum Beispiel eine Aktion der Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten in den 1990er-Jahren; Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten: Studien und Projekte (abgerufen: 15. 3. 2022). Die geschlechtsspezifische Berufswahl wird auch in der Zeitschrift «Sprungbrett» zum Thema gemacht, vgl. bspw.: «Die Welt der Berufe ist in der Schweiz stark von Frauen- und Männerbildern geprägt. Von den rund 280 Lehrberufen sind etwa 125 so genannte «Männerberufe» und 60 «Frauenberufe». Verrückt, findest du nicht auch?» Sprungbrett Nr. 1 2002/2003, S. 10; «Mädchen wählen oft andere Berufe als Jungs. Das ist nicht schlimm. Aber dumm ist, dass die Mädchen viele Berufe gar nicht anschauen. In jedem zweiten der rund 250 Lehrberufe ist der Anteil an Mädchen kleiner als 20 Prozent.» Sprungbrett Nr. 1 2010/2011, S. 9; Auf dem Infoblatt der städtischen Berufsberatung wird dazu aufgefordert, etwas Neues kennenzulernen und auszuprobieren: «Berufe haben kein Geschlecht! [...] Als junge Frau in der Technik mitreden – als junger Mann die Sozialkompetenz mit ins Spiel bringen. Fasse Mut, das Rollenspektrum zu erweitern. Wieso nicht an einem Techniktag für Mädchen teilnehmen oder als junger Mann einen Schnuppertag im Spital organisieren?» LBZ MB 2012: Tipps für die Berufsfindung, S. 1.

184 Sprungbrett Nr. 3 2002/2003, S. 4.

185 Sprungbrett Nr. 3 2012/2013, S. 12.

beiderlei Geschlechtes aufzunehmen. Ihre Ausbildung wie auch ihr Einsatz in der Praxis ist grundsätzlich gleich wie derjenige ihrer weiblichen Kolleginnen.»¹⁸⁶

Mit Blick auf die stereotypen Erwartungen gänzlich umgekehrt ist das Geschlechterverhältnis dann in der Berufsbeschreibung der Ausgabe von 2009 dargestellt; es werden nämlich – fast schon etwas plakativ – die Männer vor den Frauen genannt; dies schon in der titelgebenden Berufsbezeichnung: «Pflegefachmann/-frau HF»; und danach auch im Folgetext: «Diese Männer und Frauen tragen die direkte Verantwortung für die Pflege und die Betreuung von Menschen in Einrichtungen des Gesundheitswesens».¹⁸⁷ Und auch in einem Interview mit einem jungen Mann, der Podologe – Fusspfleger – lernt, wird die Frage nach dem geschlechtsspezifischen Beruf nicht gestellt. Der Reflexionsgrad ist also tief, das heisst, die Berufswahl dieses jungen Mannes soll gar nicht in Zusammenhang mit der Frage nach geschlechtsspezifischen Berufspräferenzen gebracht werden, solchen Stereotypen möglichst keine Geltung zuerkannt werden.

Ich habe dieses Unterkapitel mit einem Zitat überschrieben. Hier das – zwar nicht ganz vollständige – aber deutlich erweiterte Zitat: «Träume sind Schäume, sagt der Volksmund. Aber für einmal ist das nur die halbe Wahrheit. Vor allem, wenn es um deine Berufswahl geht. Da kann das Träumen durchaus nützlich sein, denn es zeigt dir verschiedene Möglichkeiten einer beruflichen Laufbahn auf: Berufsträume geben dir Hinweise, wo deine Talente und Vorlieben liegen. So gesehen können sie dich mitunter ein Stück näher an die Realität bringen. Und dabei entdeckst du vielleicht, dass dein Traumberuf ein ganz anderer ist als der, von dem du zu Beginn geträumt hast.»¹⁸⁸

Realität kann in diesem Zitat zwei Bedeutungen haben. Mit Blick auf den Jugendlichen scheint der Begriff eher das zu meinen, was im Duden-Fremdwörterbuch unter «Realismus» gefasst wird: Wirklichkeitssinn, wirklichkeitsnahe Einstellung, auf Nutzen bedachte Grundhaltung.¹⁸⁹ Mit Blick auf die Leitidee der Berufsgesellschaft hingegen bedeutet er das, was im gleichen Wörterbuch unter dem Wort «Realität» eingetragen ist: Wirklichkeit, tatsächliche Lage, Gegebenheit.¹⁹⁰ Darf als Kind noch geträumt werden, ist es mit dem Träumen – spätestens – im Erwachsenenalter vorbei. Die Jugendlichen, die irgendwo – und meist etwas verloren – zwischen dem Kind und den Erwachsenen stehen, sollen das Träumen entweder lassen, oder beginnen, ihre Träume pragmatisch zu nutzen. Die «Realität» der Berufsgesellschaft ist nicht hinterfragbar, am «Realismus» der Jugendlichen kann gearbeitet werden. Wie oben ausgeführt wurde, wird die Berufswahl in verschiedenen Publikationen mit Reise- und Wegmetaphern versinnbildlicht. Die Berufswahl ist eine Reise, welche die Jugendlichen zum Träumen einlädt – allerdings ausschliesslich von Berufen.

¹⁸⁶ Zur Berufswahl 3/1988, S. 6.

¹⁸⁷ Berufswahlmagazin Gesundheit 2009, S. 8.

¹⁸⁸ Zur Berufswahl 1/1999, S. 2.

¹⁸⁹ Duden 2001.

¹⁹⁰ Ebd.

5.3 «Hey Sie! Ja, genau Sie meine ich ...»

«Hey Sie! Ja, genau Sie meine ich, Sie mit dem iPod und den Stöpseln in den Ohren.»¹⁹¹ So werde ich im Hörspiel «Ein Fall für Martha» das erste Mal als Hörer direkt angesprochen. Das Hörspiel leitet zusammen mit einem Faltpfad zu einem Rundgang in einem Zürcher Stadtquartier an. Die sonore Männerstimme in meinem Ohr fährt fort: «Sie müssen jetzt los. Sonst läuft Ihnen Katja davon.»¹⁹² Ich stehe auf der Traminsel am Albisriederplatz beim Ticketschalter der Zürcher Verkehrsbetriebe. Und Katja, der ich folgen soll, ist imaginär, denn sie ist eine der Hörspielfiguren.

Kurz zuvor habe ich mir die Kopfhörer aufgesetzt und die Aufnahme gestartet. Nach einem musikalischen Auftakt sind drei – etwas befremdlich hallende – Frauenstimmen zu hören gewesen, die sich über eine offensichtlich dringliche Angelegenheit ausgetauscht haben, wobei für mich als Hörer aber offengeblieben ist, um was es genau geht. Nur soviel ist mir jetzt klar: Etwas wurde in einen Schuppen bei einer alten Mühle gebracht und eine der Frauen überlegt sich, wie nun weiter vorzugehen ist. Im Anschluss an das rätselhafte Gespräch, das bei mir Erwartungen geweckt hat und eine Grundspannung bezüglich der kommenden Geschichte aufbaut, folgt die Ansage des Titels durch eine neutrale Frauenstimme: «Ein Fall für Martha. Dieses Hörspiel wird Ihnen von der Stadt Zürich im Rahmen der Aktion «Mobilität ist Kultur» präsentiert.»¹⁹³ Während das Einstiegsgespräch an keinem lokalisierbaren Ort stattgefunden hat, ist die nun folgende Hörspielszene räumlich gleich neben mir am Ticketschalter der städtischen Verkehrsbetriebe am Albisriederplatz situiert. Hier kauft die bereits erwähnte Frau namens Katja ein Monatsabonnement für das städtische Verkehrsnetz, wobei sie von einem Telefonanruf unterbrochen wird. Ihre WG-Mitbewohnerin berichtet ihr, dass die Katze aus der Wohnung entwischt sei. Und die Erzählerstimme in meinem Ohr fragt mich: «Sie wissen nicht wohin? Sehen Sie das Café «Bauer» auf der anderen Strassenseite? Dorthin müssen Sie. Ich weiss, es ist etwas kompliziert. Nehmen Sie einfach den ersten Fussgängerstreifen und dann noch den zweiten. Danach gehen Sie an den leckeren Torten im Schaufenster des Café «Bauer» vorbei die Albisriederstrasse hoch. Katja ist direkt vor Ihnen.»¹⁹⁴ Ich überquere also die Strasse und mache mich in Albisrieden auf die Suche nach einer verlorenen Katze...

191 Fall für Martha, Kap. Albisriederplatz, Minute: 02:30–02:38.

192 Ebd., Minute: 02:38–02:42.

193 Ebd., Minute: 00:49–00:59.

194 Ebd., Minute: 02:42–03:05.

Kampagnen zur städtischen Mobilität

«Ein Fall für Martha» wurde im Jahr 2009 herausgegeben. Die Aktion «Mobilität ist Kultur» gehörte zu den Umsetzungsmassnahmen der im Jahr 2001 beschlossenen städtischen Mobilitätsstrategie.¹⁹⁵ Mit der Strategie sollte unter anderem nicht jedes Verkehrsmittel einzeln betrachtet, sondern eine vernetzte Mobilitätskultur in den Vordergrund gestellt und ein Schwergewicht auf den öffentlichen Verkehr sowie auf den Velo- und Fussverkehr gelegt werden.¹⁹⁶ Da Verhaltensänderungen angestrebt wurden, war die Öffentlichkeitsarbeit von Anfang Teil der Strategie, um «einen Bewusstseinsprozess in Gang [zu] bringen».¹⁹⁷ Es fanden verschiedene Sommeraktionen statt, erstmals im Jahr 2003 mit den sogenannten «Mobilspielen», in deren Rahmen das Thema Mobilität auf ungewohnte Weise darstellt und Selbstverständliches hinterfragt werden sollte.¹⁹⁸ Das Hauptelement der Aktion waren rund 40 Installationen im Raum Löwenplatz, eine der zentralen Einkaufszonen von Zürich. Zum Beispiel war im Fluss Sihl ein Stoppschild aufgestellt oder es gab einen Fussgängerstreifen, der über das Trottoir hinaus eine Wand hinaufführte.¹⁹⁹ Als der zuständige Stadtrat in jenem Jahr im «Tages-Anzeiger» in einem Interview zur städtischen Mobilitätsstrategie Stellung nahm, wurde er ebenfalls zu Sinn und Zweck der «Mobilspiele» befragt. Auf die Frage, was es soll, wenn die Distanz vom Löwenplatz zum Hauptbahnhof geschätzt werden soll, gab er zur Antwort: «Wir haben bewusst auf belehrende Interventionen verzichtet. Die Leute sollen humorvoll zum Denken angeregt werden. Dass man sich dabei auch aufregen kann, zeigt, dass die Kampagne Spuren hinterlässt.»²⁰⁰

Ähnlich wurde die Aktion im städtischen Geschäftsbericht bilanziert. Hier heisst es, dass das breite Publikum und die Medien ausserhalb von Zürich positiv auf die Kampagne reagiert hätten. Die teils gereizten Reaktionen von Zürcher Medien und Politik dürften letztlich als Beweis angesehen werden, «dass die Kampagne mit ihrem heiteren Ansatz zum Thema Mobilität durchaus einer Notwendigkeit entsprach».²⁰¹

Die Kampagne «Züri z'Fuess», mit welcher der Fussverkehr in der Stadt gefördert werden sollte, startete im Jahr 2005, und «bot mit Stadtpaziergängen die Möglichkeit, die Stadt gratis und zu Fuss einmal anders zu erleben».²⁰² Zürich sei zu einer fussgängerfreundlichen Stadt geworden und wolle diese Qualität weiter verbessern, heisst es in der damaligen Medienmitteilung. Und der zuständige Stadtrat wird mit

195 STRB 783/2001. Die Mobilitätsstrategie wurde 2014 von der Strategie «Stadtverkehr 2025» abgelöst, vgl. STRB 283/2014.

196 Ott 2011, S. 89.

197 STRB 783/2001.

198 Vgl. GB 2003, Teil TED, S. 3.

199 Vgl. TED MM 5. 7. 2003: Mobilspiele.

200 TA 30. 8. 2003: Rüffel für den städtischen Verkehrsminister.

201 GB 2003, Teil TED, S. 3.

202 TED Stadtverkehr 2025: Spaziergänge (abgerufen: 12. 10. 2021).

dem Satz zitiert: «Mit ‹Züri z’Fuess› wollen wir die Zürcher Gehkultur bewusst erlebbar machen.» Die Füsse seien das wichtigste Verkehrsmittel in der Stadt, ein Drittel aller Wege werde zu Fuss zurückgelegt.²⁰³ Von Mai bis September wurde monatlich ein Spaziergang durch ein Zürcher Stadtquartier lanciert: Ein Plan mit eingezeichnetem Parcours, angereichert mit Informationen zum Quartier. Bis Ende Oktober wurde dieses Angebot über 50 000-mal genutzt.²⁰⁴ Drei der Spaziergänge waren von einem Hörspiel begleitet.²⁰⁵ Die Hörspiele konnten auf einem iPod beim Tourismusservice im Hauptbahnhof ausgeliehen, beim Tiefbauamt auf CD bestellt oder über die städtische Webseite heruntergeladen werden. Auch wenn die Mobilitätsstrategie bereits 2014 von der Strategie «Stadtverkehr 2025» abgelöst und die Aktion «Mobilität ist Kultur» eingestellt wurde, sind bis heute 29 Stadtpaziergänge auf der städtischen Webseite erhältlich, 7 davon mit Hörspielen.²⁰⁶ Die Hörspiel-Geschichten wurden von bekannten Autorinnen und Autoren verfasst. Im Jahr 2008 – das Jahr der Fussballeuropameisterschaft in Zürich – erschien zum Beispiel ein Stadtpaziergang mit einem Hörspiel zum Thema Fussball, das vom bereits eingangs erwähnten Schauspieler und Kabarettisten Beat Schlatter geschrieben worden war und den Titel trägt «Drama vor dem Letzigrund».²⁰⁷ Prominente Schauspielerinnen und Schauspieler wie Stephanie Glaser und Joel Basman liehen den Figuren ihre Stimme. Köbi Kuhn, der damalige Trainer der Schweizer Fussballnationalmannschaft, spielte in der Geschichte sich selbst, wobei der Plot sogar von der (vermeintlichen) Entführung seiner Frau handelt.

Das im Mittelpunkt dieses Kapitels stehende Hörspiel «Ein Fall für Martha» ist von Sabina Altermatt geschrieben worden, die mehrere Kriminalromane und Kinderbücher verfasst hat. Der Stadtpaziergang in Albisrieden ist insofern ein Spezialfall, weil mit ihm zwei politische Ziele verfolgt werden. Es geht nicht allein um die Förderung des Fussverkehrs, sondern ebenfalls um das politische Ziel der «2000-Watt-Gesellschaft»; der Stadtpaziergang wurde entsprechend von Beginn weg unter dem Titel «Auf dem Weg zur ‹2000-Watt-Gesellschaft›» vertrieben: «Dieser Stadt-Spaziergang durch Albisrieden macht sichtbar, wo die 2000-Watt-Gesellschaft in den nächsten Jahren Gestalt anneh-

203 TED MM 10. 5. 2005: Gehkultur im Ohr.

204 GB 2005, Teil TED, S. 4.

205 Durch die Innenstadt im Mai («Der Skalp des Opernsängers» von Boni Koller), Oerlikon im Juli («Kaktusfeigen am Stadtrand» von Simona Ryser) und Zürich-West im September («Die Stadt, der Fluss und der Tod» von Roger Graf).

206 Im Jahr 2010 erschien schliesslich eine 5-Jahr-Jubiläums-Box, in der alle Stadtpaziergänge gesammelt erhältlich waren (TAZ MM 27. 5. 2010: Jubiläum). Stadtpaziergänge wurden auch 2021 im Rahmen einer Ausstellung in der Stadtgärtnerei zum Thema Stadtbäume beworben; es sind Spaziergänge, die zu den Eiben am Uetliberg (Erscheinungsjahr: 2016), zu den Bäumen im Sihlfeld (Erscheinungsjahr: 2020) oder zu den Bäumen rund ums Seebecken (Erscheinungsjahr: 2020) führen.

207 TAZ MM 8. 5. 2008: 11. Stadtpaziergang.

men wird, etwa beim Stadtspital Triemli oder bei anderen Neubauten. Und er zeigt auf, wo Handlungsbedarf besteht und wie die Ansätze aussehen.»²⁰⁸

Ein Bezug zur Mobilität wird hergestellt, wenn zum Beispiel angegeben wird, dass das Zufussgehen eine ideale Massnahme sei, um den Energiebedarf und den CO₂-Ausstoss zu reduzieren.²⁰⁹

«Nachhaltige Gesellschaft»

Die sogenannte «2000-Watt-Gesellschaft» wurde nach einer Volksabstimmung im Jahr 2008 als energiepolitisches Ziel in der Stadtzürcher Gemeindeverfassung verankert. Angestrebt wird unter dieser Gesellschaftsbezeichnung eine Reduktion des Energieverbrauchs auf 2000 Watt Dauerleistung pro Einwohnerin und Einwohner sowie eine Reduktion des CO₂-Ausstosses auf eine Tonne pro Kopf bis ins Jahr 2050.²¹⁰ Das gesellschaftliche Leitbild der «2000-Watt-Gesellschaft» ist eine Version der «nachhaltigen Gesellschaft». Sighard Neckel weist aus soziologischer Perspektive auf den Zeitbezug von Nachhaltigkeit hin, nämlich als «ein auf Zukunft gerichtetes Konzept, das in der Gegenwart wirksam werden soll».²¹¹ Er definiert Nachhaltigkeit als ein gesellschaftliches Entwicklungsziel, «das ein Gleichgewicht zwischen Ressourcenverbrauch und Ressourcenerhaltung anstrebt und damit der Vorsorge für die Zukunft dient. Im Zeithorizont der Gegenwart versteht sich Nachhaltigkeit als ein *Handlungsmodus*, mit dem die Vernutzung von Ressourcen eingedämmt und das Entwicklungsziel der Vorsorge erreicht werden soll.»²¹²

Die Nachhaltigkeit soll aus soziologischer Perspektive nicht als normatives Ziel verstanden werden, sondern als ein Problem, mit dem sich die Gesellschaften der Gegenwart auseinandersetzen, wobei es sich um eine umkämpfte Kategorie handelt, die konflikthaft ausgehandelt werde.²¹³ Die Forderung nach Nachhaltigkeit als eine Grundlage gesellschaftlicher Ordnung geht mit spezifischen Subjektivierungsformen respektive Programmen der Selbststeuerung einher. Sarah Miriam Pritz spricht diesbezüglich von «subjektivierter Nachhaltigkeit» insofern in unserer Gesellschaft das (selbst)verantwortliche Subjekt zu einem nachhaltigen Verhalten angerufen wird,²¹⁴ also zur «richtigen» Lebensweise aufgefordert wird.²¹⁵ Es geht um den «nachhaltigen» Umgang mit Ressourcen der Umwelt,²¹⁶ zu dem die Subjekte zum Beispiel in ihrer Rolle als Konsumentinnen und Konsumenten angesprochen und zum korrekten Konsum angehalten oder – wie beim hiesigen Bei-

208 TAZ/UGZ (o.J.): Auf dem Weg zur «2000-Watt-Gesellschaft».

209 Ebd.

210 Vgl. Stadt Zürich 2008: Zürich stimmt ab, S. 5.

211 Neckel 2018, S. 12.

212 Ebd., S. 12 (Hervorhebung im Original).

213 Ebd., S. 13.

214 Pritz 2018, S. 82.

215 Ebd., S. 77, 78.

216 Ebd., S. 81.

spiel – zur Nutzung «nachhaltiger» Fortbewegungsmittel wie dem Zufussgehen gebracht werden sollen, um das Ziel der «nachhaltigen Gesellschaft» zu erreichen.²¹⁷

5.3.1 Zugang – Hörspiel und «Entdeckungspfad» als mehrdimensionale Kampagnenwelt

Der 2000-Watt-Gesellschaft-Stadtspaziergang lässt sich als «Entdeckungspfad»²¹⁸ charakterisieren: Es ist ein Parcours mit 13 Stationen durch ein Zürcher Quartier. Vor Ort finden sich keine Tafeln mit Erklärungen oder Nummern; alle Informationen werden schriftlich auf einem Faltblatt oder akustisch mit dem Hörspiel vermittelt. Das Faltblatt zeigt auf der einen Seite ein Luftbild des Stadtquartiers, auf dem der Weg des Parcours gepunktet eingezeichnet ist, auf der anderen Seite stehen Erläuterungen zu den einzelnen Wegabschnitten. Zudem gibt es kurze thematische Einführungen zur Mobilitätskampagne und zur 2000-Watt-Gesellschaft sowie ein Begleitwort, das von den zuständigen Stadträtinnen und Stadträten unterzeichnet ist. Das Hörspiel ist eine fiktionale Geschichte, die ausschliesslich im besuchten Stadtquartier spielt. Haben wir im ersten Unterkapitel zum Thema «Formular» gesehen, wie die «Welten-Vermittlung» auf einer funktionalisierten Beschreibung beruht, und im zweiten zum Thema «Berufswahl», wie in diesem Zusammenhang auf narrative Muster der Verzeitlichung zurückgegriffen wird, stützt sich die Vermittlung beim Stadtspaziergang auf eine «Pluralisierung» oder «mehrdimensionale Erweiterung» der Alltagswelt. Diese Erweiterung der Alltagswelt hat zwei Dimensionen: eine informative/kognitive und eine affektive.

Informative Dimension

In der informativen Dimension zeigt sich eine erste Erweiterung darin, dass mit dem Parcours die Stadt für den Teilnehmer oder die Teilnehmerin um neue, bisher noch unbekannte Wege, Strassen und Plätze erweitert werden soll, die es mittels des Stadtspaziergangs zu entdecken oder unter einem neuen Blickwinkel wahrzunehmen gilt. Das geschieht, indem ein Stadtquartier zu einem (zumindest teilweise) unbekannten «Fussgängergebiet» erklärt wird: «Eine Vielzahl an Geschichten hat Zürich zu erzählen, 'Züri z'Fuess' bringt einige davon.

Dabei werden Sie feststellen, dass die Infrastruktur für das Zufussgehen bereits gut ist. Wir wollen sie jedoch weiter verbessern. Die Wege sollen direkt, sicher und attraktiv gestaltet sein und wo immer möglich mit Gehhilfen oder Kinderwagen benutzbar.»²¹⁹

217 Vgl. Pritz 2018, S. 77. Nachhaltigkeit wird aber auch in Bezug aufs Subjekt selbst zum Thema, insofern dieses aufgefordert ist, mit sich selbst «nachhaltig» umzugehen, vgl. Pritz 2018, S. 83–85.

218 Vgl. Megerle 2003, S. 7.

219 TAZ/UGZ: Unterwegs zur 2000-Watt-Gesellschaft (Version 2010).

Zweitens wird die bestehende Stadt mit dem Angebot in der zeitlichen Dimension erweitert, insofern das Faltblatt und zum Teil auch das Hörspiel Informationen über die Vergangenheit und die Zukunft des Quartiers enthält. So heisst es zum Beispiel auf dem Faltblatt zum Triemlifussweg: «Diesen 700 Meter langen Grünstreifen verdanken wir einer Fehlplanung aus den 60er Jahren: Hier sollte eine Fernverkehrsstrasse durchführen, die vom Hardplatz – mit Anschluss an die Westtagente – unter dem Friedhof Sihlfeld hindurch bis zum Triemli vorgesehen war. Das Volk lehnte den Ausbau 1972 ab. Auf der freigehaltenen Fläche entstanden stattdessen der Triemlifussweg sowie Familiengärten, Spiel- und Sitzplätze – eine Lebensader für die Quartierbevölkerung.»²²⁰ Ähnliche Informationen finden sich zu allen weiteren 12 Stationen des Spaziergangs, wobei mehr als die Hälfte von ihnen mit historischen Angaben versehen sind.

Drittens erhält der Stadtpaziergang eine subjektzentrierte Handlungsdimension, denn alle örtlichen Informationen sind mit Nachhaltigkeitstipps versehen, das sind Anleitungen zum «nachhaltigen» Verhalten. Beim bereits erwähnten Triemlifussweg lautet der Tipp: «Entdecken Sie die Fusswege in Ihrem Quartier. Vor allem in Hanggebieten sind Wege und Steige oft die schnellste Verbindung.»²²¹ Mit dieser Erweiterung wird der «Entdeckungspfad» zum «Lehrpfad»,²²² der auf Optimierungsmöglichkeiten im Alltag des Stadtpaziergängers oder der Stadtpaziergängerin hinweist; der «2000-Watt-Spaziergang» ist so betrachtet ebenfalls Ratgeberliteratur.

Affektive Dimension

Damit kommen wir zur zweiten, nämlich der affektiven Dimension. Um eine affektive Dimension wird die Stadtwelt im Rahmen des Spaziergangs mit dem Einsatz eines Hörspiels erweitert, das den «realen» Stadtraum zum Schauplatz einer «fiktiven» Geschichte macht. Das dabei eingesetzte Hörspiel lässt sich als figurengebundenes, szenisches Texthörspiel typisieren,²²³ Dialogszenen wechseln ab mit einer Sprecherstimme, welche die Handlung kommentiert und sich mit Anweisungen zum Weg direkt an die Hörerin oder den Hörer wendet. Im Mittelpunkt der Hörspielgeschichte steht ein Alltagsproblem: eine entlaufende Katze. Die fiktive Welt mit ihren Protagonistinnen und Protagonisten und ihren Schauplätzen konstruiert sich um dieses Problem herum. Katja, eine junge Frau, die neu in eine Wohnung an der Brahmsstrasse gezogen ist, sucht ihren entlaufenen Kater Oskar. Sie wird dabei unterstützt von Martha, einer älteren Dame, die sich als ihre Nachbarin vorstellt, sowie zwei weiteren älteren Damen namens Ida und Gertrud. Martha und ihre Freundinnen sind aus Katjas Perspektive – mehr oder weniger erwünschte – Helferfiguren. Zu diesem Helferensemble gesellt sich später noch ein Mann namens Bruno,

220 Ebd.

221 Ebd.

222 Vgl. Megerle 2003, S. 7.

223 Vielhauer 1999, S. 31, 32.

der sich als Polizist vorstellt. Die Handlung entwickelt sich entlang der Wege, welche die Protagonistinnen und Protagonisten im Lauf der Geschichte zurücklegen. Es handelt sich also um eine in chronologischer Reihenfolge erzählte Geschichte und die erzählte Zeit entspricht ungefähr der Erzählzeit (das Hörspiel dauert ca. 80 Minuten).

Die Hörspielgeschichte selbst hat keinen Bezug zur 2000-Watt-Gesellschaft, die Figur Martha ist aber durch eine Vorliebe für entsprechende Belehrungen gekennzeichnet. Die belehrenden Passagen verweisen zum Teil auf die Lebenserfahrungen verschiedener Generationen, wobei sie so gestaltet sind, dass sich die Hörerin oder der Hörer mit der jungen Protagonistin Katja identifizieren kann, die auf die Ausführungen von Martha zum Teil leicht säuerlich reagiert. Das ist zum Beispiel der Fall, als Martha in einem Gespräch über den Wohnflächenbedarf erklärt, dass in Katjas 3-Zimmer-Wohnung früher einmal eine Familie mit drei Kinder gewohnt habe. Im Anschluss daran kommt die Rede auf die 2000-Watt-Gesellschaft:

«[Martha:] «Früher war man viel genügsamer. Deshalb braucht man heute auch dreimal so viel Energie wie in den 60er-Jahren. Damals entsprach der durchschnittliche Energieverbrauch pro Kopf in der Schweiz einer Dauerleistung von 2000 Watt. Unterdessen beanspruchen wir 6000 Watt pro Person.»

[Katja:] «Ja, ja früher ... Was soll das überhaupt heissen: 2000 Watt, 6000 Watt ... – Verstehe ich nicht.»

[Martha:] «Das sind 60 100-Watt-Glühlampen, die dauernd brennen. Früher waren es 20. Und das Ziel ist, wieder zu diesen 2000 Watt zurückzukehren.»

[Katja:] «Aber mein Staubsauger braucht ja allein schon 2000 Watt. Das steht da zumindest drauf.»

[Martha:] «Ja, sehen Sie! Aber zum Glück läuft der nicht immer! – Es gibt übrigens auch sparsamere.»

[Katja:] «Danke für den Hinweis ... [...]»²²⁴

Die Hörspielgeschichte ist so angelegt, dass die Hauptfigur Katja den zurückgelegten Weg noch nicht kennt, sondern wie der Parcoursteilnehmer oder die Parcoursteilnehmerin erst mit fortlaufender Handlung entdeckt. Die resolute Helferin Martha oder – wie im folgenden zitierten Beispiel – der angebliche Polizist Bruno sind hingegen bestens mit den Örtlichkeiten vertraut und können Katja (resp. den Hörer oder die Hörerin) über die besuchten Orte aufklären. Über das Zollfreilager, ein im Jahr 2009 noch in Planung stehendes Stadtquartier (das inzwischen realisiert ist), heisst es zum Beispiel:

«[Katja:] «Was sind das für Backsteinhäuser da hinten?»

[Bruno:] «Das ist das Zollfreilager. Hier sollen in den nächsten Jahren 1000 Wohnungen und Büros entstehen: Lofts, Ateliers, günstige Familienwohnungen ... Das ganze Areal soll umweltfreundlich gestaltet werden.»

224 Fall für Martha, Kap. Gutstrasse, Minute: 04:36–05:25.

[Katja:] «Und das heisst?»

[Bruno:] «Verkehrsberuhigt. Mit viel Grün und mit energieeffizienten Gebäuden.»²²⁵

Im Sinn von «kleinen Welten», in deren Rahmen nur Bedeutendes erwähnt wird, erhalten die erwähnten Alltagsdinge – wie zum Beispiel der Staubsauger – einen Bezug zum im Rahmen der Kampagne geforderten nachhaltigen Verhalten. Ebenso werden die im Rahmen des Parcours aufgesuchten Örtlichkeiten mit der geforderten «2000-Watt-Gesellschaft» in Verbindung gebracht. Dadurch entsteht eine Alltagstopografie der Nachhaltigkeit: Bestimmte Verhaltensweisen und bestehende oder geplante Örtlichkeiten innerhalb des Stadtquartiers können «näher» oder «ferner» von der Zielwelt stehen, was Vorbildfunktion haben oder umgekehrt auch Handlungsbedarf signalisieren kann.

5.3.2 Einbindung durch «Verkörperung»

Die Einbindung erfolgt zunächst durch «Verkörperung», insofern im Rahmen des Stadtpaziergangs der Körper zu einer bestimmten Art der Fortbewegung angeleitet und dadurch mit gesellschaftlicher Bedeutung versehen wird:²²⁶ Die «2000-Watt-Gesellschaft» verwirklicht sich unter anderem mittels der energie- und raumsparenden «füssischen» Selbstbewegung der Stadtbewohnerinnen und -bewohner, so eine der Kampagnenbotschaften. Angelegt ist der Stadtpaziergang wie eine Sightseeing-Tour, die ermöglicht, ein Quartier der Stadt Zürich mit den Augen einer «Touristin», eines «Touristen» zu entdecken. Angesteuert werden im Rahmen des Stadtpaziergangs verschiedene Örtlichkeiten, «wo die 2000-Watt-Gesellschaft Gestalt annimmt».²²⁷ Das Angebot setzt auf Neugier, denn der Tourist ist eine Sozialfigur, die als «bewusste und systematische Sammler[in] von Neuheit, Fremdheit oder Andersartigkeit aufgefasst werden»²²⁸ kann. Auf dem Faltplan sind die vorgegebenen Wege gepunktet eingezeichnet und die 13 Stationen der Sightseeing-Tour durchnummeriert. Im Hörspiel bewegen sich die Protagonistinnen und Protagonisten auf den gleichen Wegen und besuchen die gleichen Örtlichkeiten wie der Stadtpaziergänger und die Stadtpaziergängerin, wobei die Geschichte bei Nummer 1 beginnt und bei Nummer 13 endet. Ich werde also während einer bestimmten Zeit dazu angeleitet, mich auf vorgegebenen Wegen im Zufussgehen zu üben und verschiedene Örtlichkeiten aufzusuchen, um etwas über sie zu lernen.

Die von Neugier geleitete Bewegung durch das Stadtquartier Albisrieden kann als Grundlage von Verräumlichungen gesehen werden, die ihrerseits auf eine Einbindung hin angelegt sind. Der Raum ist aus kulturwissenschaftlicher Perspektive nämlich kein statisches

225 Fall für Martha, Kap. Zollfreilager, Minute: 00:09–00:28.

226 Vgl. Gugutzer 2004, S. 141–143.

227 TAZ/UGZ: Unterwegs zur 2000-Watt-Gesellschaft (Version 2010).

228 Bachleitner 2010, S. 423, 424.

Phänomen, sondern mehrdimensional und dynamisch zu verstehen. Um die verschiedenen Relationen des Raums zu erfassen, schlägt Johanna Rolshoven für die Raumanalyse eine Triade von «erlebtem Raum», «Repräsentationsraum» und «gebautem Raum» vor, die als trialektisches Gefüge zu verstehen ist und «aus der Position des agierenden Menschen gedacht wird»;²²⁹ der erlebte Raum umfasst dabei den vom Individuum wahrgenommenen und im Alltagshandeln verwirklichten Raum, der Repräsentationsraum bezieht sich auf die gesellschaftlichen und historischen Zuschreibungen von Räumen und der gebaute Raum bildet den vermessbaren, architektonisch geschaffenen Raum.²³⁰ Folgen wir diesem Modell, dann ist die städtische Kampagne dem Repräsentationsraum zuzuordnen, findet selbst im gebauten Raum statt und zielt auf den gelebten Raum ihres Publikums. Der Kampagnenraum ist also nicht einfach der «Container», in dem der Stadtpaziergang stattfindet; er gewinnt seine Form vielmehr in Abhängigkeit von den Kampagnenzielen und durch den Stadtpaziergang selbst. Die Kampagne will auf die individuelle Raumwahrnehmung der Spazierenden einwirken; das geschieht, indem Räume (vor)konstruiert werden und indem Einzelne in diese Raumkonstruktionen einzubinden versucht werden. Dabei lassen sich zwei räumliche Einbindungsarten unterscheiden: die Einbindung in einen Erlebnisraum und die Einbindung in einen Orientierungsraum.

Erlebnisraum

Die Konstitution des Erlebnisraums setzt bei der körperlichen Erfahrung des Spazierens ein. Der Stadtpaziergang zielt auf eine bestimmte Geh-Erfahrung²³¹ ab, und zwar weder aufs Flanieren²³² im Sinn des ziellosen Umherschweifens, noch auf ein zielgerichtetes Vorwärtseilen. Vielmehr will die Kampagne die Aufmerksamkeit auf das Zufussgehen als spezifische Fortbewegungsart lenken, womit hauptsächlich die Tätigkeit an sich erfahren werden soll, die in einer bestimmten Umgebung stattfindet (dies in Abweichung zur Tradition des bürgerlichen Spaziergangs, der in der Regel vor die Stadt hinaus ins Freie führte, die schöne Aussicht suchte und auch eine repräsentative Seite hatte).²³³ Die körperliche Erfahrung hängt beim Stadtpaziergang von unterschiedlich anstrengenden Steigungen oder den unterschiedlich gestalteten Wegen (Beton, Kies usw.) ab, aber auch vom Wetter und der Temperatur. Die Körperlichkeit des Gehens wird im Hörspiel insofern explizit forciert, als die Schritte der Protagonistinnen und Protagonisten zu hören sind. Für mich als Stadtpaziergänger wird dadurch der Eindruck erweckt, jemand gehe direkt neben oder hinter mir her. Auch die Erfahrung der städtischen Umgebung wird im Hörspiel mittels «realistischer» Geräuschkulisse befördert; es sind meistens Geräusche

229 Rolshoven 2012, S. 164.

230 Ebd., S. 164, 165.

231 Vgl. Thibaud 2017, S. 113.

232 Vgl. Nigg 2017, S. 70–80.

233 Vgl. ebd., S. 70–80; aber auch König 1996; Wölfel 2009, S. 25–32.

zu hören, die der Umgebung entnommen scheinen und so den Stadtraum – der wegen der Ohrstöpsel ja kaum zu hören ist – akustisch präsent halten.

Der vom Hörspiel hervorgebrachte Erlebnisraum ist als «Hörraum» allerdings auch ein flüchtiger Raum der Einbindung, der genau so lange besteht, wie das Hörspiel dauert.²³⁴ Wenn ich mich auf ihn einlasse, dann funktioniert er im Sinn einer «Augmented Reality» und erweitert meine Stadtwirklichkeit temporär; Augmented Reality meint eine reale Umgebung, die mit technischen Mitteln (z.B. Datenbrillen) um virtuelle Informationen erweitert wird.²³⁵ Während des Parcours ist der Hörraum manchmal deckungsgleich mit der städtischen Umgebung, in der ich mich spazierend bewege, manchmal aber auch leicht verschoben. So erklärt der Sprecher zum Beispiel einmal: «Martha und Katja gehen auf einen Mann zu, der vor seinem Schrebergartenhäuschen steht und in ziemlich dreckigen Hosen steckt.» Und an den Hörer, die Hörerin gewandt fährt er fort: «Sie gehen schon mal vor ...»²³⁶ Während der statischen Dialogszene zwischen Katja, Martha und dem Schrebergärtner spaziert der Hörer, die Hörerin gemäss Anweisung weiter; der reale Spaziergang und der Weg der beiden fiktiven Protagonistinnen sind dann erst einige Wegbiegungen später wieder deckungsgleich. Unterstützt wird der Spaziergang als selbstbezügliches Gehen durch musikalische Zwischenspiele, die verschiedene Wegstrecken begleiten. Es handelt sich um ein Musikstück, das mit starker Rhythmik die Bewegung des Körpers unterstützt, ja vielleicht sogar das Tempo vorgibt. Körperlichkeit manifestiert sich nicht zuletzt auch über die Stimmen der Hörspielprotagonistinnen und -protagonisten, dies, insofern es keine «körperlosen Stimmen» gibt; dazu hält Pinto fest: «Stimmen treten im Hörspiel immer schon als klangliche und leibliche Phänomene auf, sie erscheinen als «Spur des Körpers im Sprechen» (Krämer). Das akustische Phänomen der Stimme besitzt somit immer schon eine körperliche Dimension, sie *ist* ein Stimm-Körper und sie *hat* einen Stimm-Körper. Sie ist zugleich Zeichen *und* Spur des Körpers, der in den jeweiligen Charakteristika der Stimme in Erscheinung tritt, bspw. in seiner spezifischen Tonlage, seiner Rauheit, seinem Timbre, dem Volumen, seiner besonderen Präsenz.»²³⁷

Orientierungsraum

Der Orientierungsraum konstituiert sich dadurch, dass ich mich im Kampagnenraum zurechtfinde. Das geschieht zum einen, indem der Sprecher den Spaziergängerinnen und Spaziergängern angibt, wohin sie sich zu wenden und zu bewegen haben. Das geschieht zum anderen dadurch, dass diese sich mittels der Faltkarte selbst im Stadtquartier wiederfinden können. Um sich mittels einer Karte zu orientieren, muss der eigene Körper in ihr verortet werden. Sybille Krämer spricht in diesem Zusammenhang von einer «merk-

234 Vielhauer spricht von «Zeitkunst», vgl. Vielhauer 1999, S. 27, 28.

235 Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern 2019, S. 128.

236 Fall für Martha, Kap. Aemterstrasse, Minute: 04:34–04:43.

237 Pinto 2014, S. 182 (Hervorhebungen im Original).

würdige[n] Verschmelzung der deiktischen Geste, die vom Körper weg auf die Karte zeigt und dabei zugleich auf sich selber zeigt».²³⁸ Denn beim Kartenlesen wird «das ›Ich-bin-hier‹ zum ›Ich-bin-dort‹»²³⁹ und der räumlich positionierte Körper des Kartennutzers zum Inkrement der Karte.²⁴⁰ Diese «Verortung» ist die Verbindung zwischen der Symbolwelt der Karte und der Alltagswelt ihrer Nutzerinnen und Nutzer.²⁴¹ Indem man selbst zu einem Punkt auf der Karte wird, kann man sich gleichzeitig in der symbolischen Kartenwelt und in der Alltagswelt situieren.²⁴² Der Orientierungsraum formt sich so betrachtet unter zwei verschiedenen, sich jedoch ergänzenden Perspektiven: Einerseits aus der Vogelperspektive der Karte, andererseits aus der «Route perspective» des Gehens mit sich verändernder deiktischer Raumreferenz.²⁴³ Die «Route perspective» verschmilzt mit der Hörspielgeschichte, wenn die Protagonistinnen und Protagonisten selbst auf die städtische Umgebung Bezug nehmen. Das ist zum Beispiel der Fall, als sie am Ende des Triemlifusswegs ankommen:

«[Sprecher:] ›Jetzt sollten Sie am Parkplatz angelangt sein. Gehen Sie dem Fussgängerstreifen nach weiter über den Platz.‹

[Katja:] ›Ist das laut hier. Und wenn dann noch gebohrt wird – na, dann: Gute Nacht!‹

[Martha:] ›Ja, oder vielmehr: Schlechte Nacht!‹

[Katja:] › ‚Sleepless in Zürich‘. Naja, immerhin hat es hier einen Mobility-Standplatz.‹

[Martha:] ›Äh, wo?‹

[Katja:] ›Haben Sie ihn nicht gesehen? Wir sind soeben dran vorbeigegangen. Gleich Anfang Parkplatz links.‹

[Martha:] ›Ah, ach ja genau. Jetzt sehe ich ihn.‹»²⁴⁴

Diagramme – und damit auch der Plan des Stadtspaziergangs – können als ein «Scharnier zur Umwandlung räumlicher Anordnung in zeitliche Abfolgen und vice versa»²⁴⁵ verstanden werden. Was flächig und simultan in zwei Dimensionen auf Papier festgehalten ist, lässt sich in eine Abfolge von Handlungen bringen, also in eine zeitliche Sequenz umsetzen.²⁴⁶ Was als Weg auf der Karte eingezeichnet ist, kann im Stadtquartier, das von den städtischen Stellen zum Schauplatz der 2000-Watt-Gesellschaft erklärt worden ist, erlaufen und erfahren werden. Denn mithilfe der Karte verorte ich mich als Stadtspaziergänger selbst im von Politik und Verwaltung semantisierten Stadtraum, der damit vom Repräsentationsraum zum (erlaufenen) Lebensraum wird. Nach Krämer werden

238 Krämer 2007, S. 77.

239 Ebd., S. 77.

240 Ebd., S. 77.

241 Krämer 2012, S. 157.

242 Vgl. ebd.

243 Vgl. Fludernik 2015, S. 123 (mit Bezug auf: Linde/Labov und Taylor/Tversky).

244 Fall für Martha, Kap. Parkplatz Triemli, Minute: 00:00–00:29.

245 Krämer 2016, S. 73.

246 Ebd., S. 75.

mit der Karte die «Erste-Person-Perspektive» und die «Dritte-Person-Perspektive» ineinandergreifend.²⁴⁷ Solches Ineinandergreifen praktiziert der Stadtpaziergang: Eingebunden in einen Hörraum und verortet in der Quartierkarte finde ich mich im Repräsentationsraum von Politik und Verwaltung wieder, der für mich zum körperlichen Erlebnis geworden ist. Damit wird die von Verwaltung und Politik gedeutete Stadtwelt aus der «Verflachung» in meine Alltagswelt überführt, wenn auch vielleicht nur gerade für die rund 90 Minuten, die der Stadtpaziergang dauert.

5.3.3 Geltung durch Markierung gesellschaftlicher Reichweite

Obschon die Nachhaltigkeit ein Thema sein könnte, das auf Verwirklichung drängt – denn es gibt ja eine Vorgabe, bis wann die Stadt Zürich das politische Ziel der 2000-Watt-Gesellschaft zu erreichen hat –, vermittelt die hier gewählte Form der Kampagne in Bezug auf die Umsetzung des politischen Ziels weder klare Verbindlichkeiten noch den Eindruck von Dringlichkeit. Vielmehr reiht sich das Beispiel unter diejenigen städtischen Publikationen ein, in deren Rahmen auf die populäre Kultur des Vergnügens zurückgegriffen wird. Der Stadtpaziergang verbindet die Wissensvermittlung mit Unterhaltung (vgl. Kap. 1.1.2). Unterhaltung kann nach Hans-Otto Hügel als ästhetisch zweideutiger Prozess verstanden werden.²⁴⁸ Als Unterhaltungsprozess ist sie ein Zusammenspiel von Rezeptionsvorgaben und Rezeptionsbereitschaft. Unterhaltung hat Genre-Charakter und neigt zum Seriellen, denn das Dargebotene wird als Variante eines bereits bekannten Musters begriffen. Sie ist allerdings nicht nur Zerstreuung, sondern baut auf einem Mitteilungskern auf und ist als ein verabredetes Spiel zwischen den Beteiligten zu begreifen. Unterhaltung ist zweideutig: «Unterhaltung will (fast) ernstgenommen und (fast) bedeutungslos zugleich sein.»²⁴⁹ Unterhaltung vermeidet Eindeutigkeit bei der Bewertung, Zuordnung, Einschätzung. Deshalb basiert sie auf Darbietungsweisen, die einerseits die Intensität der Rezeption aufrechterhalten und sie andererseits aufheben: «Die Kunst der Unterhaltung besteht also nicht darin, sich in Feldern mittelschwerer Inhalte/Themen festzusetzen. Es gibt keine solchen per se unterhaltenden Objekte: Unterhaltung hat keinen materialen Charakter. Die Kunst der Unterhaltung besteht vielmehr darin, ein beständiges Schwanken, ja ein fortwährendes Sowohl-als-auch von Ernst wie Null-Bedeutung zu inszenieren.»²⁵⁰ Dieses Sowohl-als-auch lässt sich beim Stadtpaziergang bezüglich des Zusammenspiels von Wissensvermittlung und Hörspielhandlung beobachten.

²⁴⁷ Krämer 2012, S. 158.

²⁴⁸ Vgl. Hügel 1993.

²⁴⁹ Hügel 1993, S. 128.

²⁵⁰ Ebd., S. 136.

Auf Ebene der Handlung driften die Welt der Hörspielgeschichte und die Alltagswelt der Stadtpaziergängerin oder des Stadtpaziergängers auseinander, so wird der «Fall für Martha» zunächst zur Kriminal- und danach zur Geistergeschichte. Im Lauf der Handlung wird klar, dass Martha und ihr «Helferinnennetzwerk» nicht die Katze suchen, sondern eine andere Absicht verfolgen. Die Frauen tätigen Telefonanrufe, hinterlassen Zettel oder stehen winkend am Strassenrand und sie scheinen nicht die Katze ihrer Besitzerin zurückgeben zu wollen, sondern das Tier in eine bestimmte Richtung zu scheuchen. Zum Krimi wird diese Katzensuche, als Katja in einem dunklen Schuppen bei einer alten Mühle statt ihrer Katze verschiedene Steinfiguren entdeckt und niedergeschlagen wird. Der zweite Genre-Wechsel erfolgt ins Fantastische, als Katja von ihrer Mitbewohnerin am Telefon erfährt, dass Martha vor zwanzig Jahren gestorben ist. Martha, Ida und Gertrud sind alle drei schon lange tot und auf dem Friedhof Sihlfeld bestattet. Auf diesem Friedhof wurden Engelsfiguren gestohlen, welche die drei mithilfe von Katja wiederbeschaffen wollen. Die Katze nutzen sie, um Katja an den Ort zu lotsen, wo die Diebe die Figuren versteckt haben. Bruno entpuppt sich als einer der beiden Diebe, und bleibt am Ende, als die Diebesbeute von Katja und Martha in einem Garten entdeckt wird, mit einem unter dem Steinengel eingeklemmten Fuss zurück. Das Hörspiel endet damit, dass die drei alten Frauen sich über die wiedergefundenen Engel freuen und Katja von ihrer Mitbewohnerin mitgeteilt wird, dass der Kater Oskar wieder aufgetaucht ist. Letzte überraschende Wendung: Der Sprecher, der sich während der ganzen Geschichte mit Kommentaren und Anweisungen direkt an die Hörerin, den Hörer gerichtet hat, entpuppt sich selbst als der gesuchte Kater.

Obschon sich das Hörspiel mit jeder der erwähnten Wendungen weiter von der städtischen Alltagswirklichkeit entfernt, bleiben die Handlung und die Wissensvermittlung eng miteinander verbunden. Das zeigt sich im folgenden Beispiel, bei dem einerseits das Thema graue Energie behandelt wird, andererseits auf Ebene der Handlung mit den zeitlichen Ungereimtheiten in den Ausführungen von Martha der Wechsel ins Fantastische vorbereitet wird:

«[Mann beim bereits oben erwähnten Schrebergartenhäuschen:] «Haben Sie gewusst, dass man mit zwei Büchsen Pelati einen Tag lang, einen ganzen Haushalt mit Strom versorgen kann?»

[Katja, amüsiert:] «Mit einer Büchse Pelati Energie produzieren? He, he – so ein Schwachsinn!»

[Mann:] «Doch nicht mit der Büchse! Mit der grauen Energie, die drinsteckt. Mit der Energie, die verwendet worden ist, um die Dose und ihren Inhalt zu produzieren. Von der Aussaat der Tomate in Italien, über den Transport, die Verarbeitung, die Lagerung, den Verkauf bis zur Entsorgung der Büchse im Altmittelcontainer.»

[Martha:] «Früher, da hat es sowas gar nicht gegeben. Da musste man alles selber einmachen – wenn es überhaupt etwas einzumachen gab! Ich kann mich noch gut erinnern während des Krieges, wie wir hungern mussten.»

[Mann:] «Stimmt, die Anbauschlacht in den 40-ern. Der Selbstversorgungsgrad stieg auf fast 60 Prozent. Stellen Sie sich das heute einmal vor. Wir importieren allein schon 80 000 Tonnen Bananen pro Jahr.»

[Martha:] «Ich meinte eigentlich den Ersten Weltkrieg ...»

[Mann, verwirrt:] «Den Ersten ...?»

[Katja, ungeduldig:] «Frau Kägi – wir sind doch nicht wegen der Tomaten hier ...!»

[Sprecher:] «Von mir aus können wir auch langsam weiter. Gemüse ist nicht so mein Ding.»²⁵¹

Die eingestreuten Informationen zum Energieverbrauch binden die Geschichte also wieder an die Thematik des Stadtspaziergangs zurück. Als Unterhaltungsangebot wechseln sich so im Hörspiel beständig Informationen, die für Zielwelt der 2000-Watt-Gesellschaft relevant sind, mit solchen ab, die in dieser Hinsicht keinerlei Bedeutung haben.

Populärkulturelle Elemente zur Markierung von Reichweite

Das Stadtquartier Albisrieden respektive eine Auswahl an Strassen und Wegen in diesem Quartier wird im Rahmen des «2000-Watt-Spaziergangs» zur Projektionsfläche von Geschichten, Informationen und Gefühlen gemacht. In seiner Schrift «Kulissen des Glücks» hat der Soziologe Gerhard Schulze ausgeführt, wie in Zusammenhang mit der Formation der Erlebnisgesellschaft eine Kernidee des Theaters auf das ganze Alltagsleben übertragen wurde: diejenige der Kulissen als Projektionsflächen für Gefühle, Wünsche, Phantasien.²⁵² Charakteristisch für die Kultur der Erlebnisgesellschaft ist nach Schulze die Verlagerung von einer Aussen- in eine Innenorientierung:²⁵³ Das eigene Erleben wird zum Massstab für Entscheidungen und fürs Verhalten – vor allem in Zusammenhang mit Lebensstil und Konsum. Diese Verschiebung geht einher mit der Ausbildung einer eigenen «Erlebnisrationalität», worunter «der Versuch einer systematischen Optimierung des Erlebens zu verstehen»²⁵⁴ ist. Spielerische Kulissen – wie Freizeitparks, Fussballspiele oder Shoppingmalls – sind in diesem Zusammenhang nicht als lügnerische Vortäuschungen des schönen Lebens zu verstehen; ihre Interpretation als Inszenierung und ihre Nutzung als Stimulus fürs Innenleben gehören zu den gängigen Kulturtechniken.²⁵⁵ Die körperliche Bewegung, die von den Bedingungen des Tages beeinflusst wird (Wetter, eigene körperliche Verfassung usw.), die Tonalität der Hörspielgeschichte (humoristisch und heiter) sowie die Auswahl der Informationen («Nachhaltigkeitstipps», historische Informationen) tragen zur Kreation einer Atmosphäre²⁵⁶ bei, die den Stadtspaziergang zu einem

251 Fall für Martha, Kap. Aemtlerstrasse, Minute: 05:53–07:07.

252 Schulze 1999, S. 11.

253 Vgl. Schulze 2011b, S. 285.

254 Schulze 2011b, S. 286.

255 Vgl. Schulze 1999.

256 Hasse definiert Atmosphären als «Gefühle, die in gelebten Situationen wurzeln», Hasse 2012, S. 12.

individuellen Erlebnis machen. Als «erlebnisrationales» Angebot zielt der Stadtspaziergang zudem auf die Schaffung eines – überindividuellen – Repräsentationsraums sowie die affektive Bindung an diesen ab, nämlich durch die Präsentation einer Stadtopografie der Nachhaltigkeit mit gut begehbaren Fusswegen.

Die Frage ist im hiesigen Zusammenhang nicht, inwiefern populäre Kultur als «politisch» zu verstehen ist;²⁵⁷ die Frage lautet, was es bedeutet, wenn im Rahmen von städtischen Kampagnen auf populärkulturelle Elemente zurückgegriffen wird. Im Sinn von Sabine Eggmann geht es dann nicht um das Populäre als Erklärung, sondern um das Populäre als das zu Erklärende.²⁵⁸ Um die in diesem Unterkapitel beschriebene Kommunikationssituation zu erfassen, kann vom Modell des Soziologen Howard S. Becker ausgegangen werden, das er in seinem anregenden Buch «Erzählen über Gesellschaft» entwirft. Becker erkundet in dieser Studie die Vielfalt der Darstellungsmöglichkeiten von Gesellschaft und ihre generischen Probleme der Repräsentation. Erzählen ist bei ihm nicht in einem erzähltheoretischen Sinn zu verstehen; es geht ganz allgemein ums Vermitteln, Darstellen und Berichten über Gesellschaft mit ganz unterschiedlichen Methoden und in ganz unterschiedlichen – fiktionalen und faktualen – Standardformaten. Nach Becker impliziert das «Erzählen über Gesellschaft [...]» üblicherweise eine Interpretationsgemeinschaft, eine Organisation von Leuten («die Macher»), die spezifische standardisierte Repräsentationen für andere («die Nutzer») erzeugen, die sie üblicherweise für Standardzwecke einsetzen. Die Macher und die Nutzer haben ihre Tätigkeiten den Tätigkeiten anderer Menschen angepasst. Damit wird die Organisation des Machens und des Nutzens zumindest zeitweilig eine stabile Einheit, eine *Welt* im konzeptionell-technischen Sinne [...].²⁵⁹

«Welt»²⁶⁰ umschreibt hier also eine organisatorische Einheit, die aus denjenigen besteht, die – beim diskutierten Beispiel – den Stadtspaziergang konzipiert und umgesetzt haben, und denjenigen, an welche das Angebot gerichtet ist und die es sich aneignen, sei dies im Sinn des «Machers» oder nicht. Städtische Publikationen als Steuerungsmittel versuchen Sichtweisen zu vereinheitlichen oder – mit Becker gesprochen – eine Interpretationsgemeinschaft herzustellen. Die Organisationswelt des Stadtspaziergangs umfasst seitens der Verwaltung auch die Verwaltungsspitze, denn die Faltkarte ist mit einem Begleitwort der zuständigen städtischen Regierungsmitglieder versehen, womit die Geltung des Inhalts autoritativ gestützt werden soll. Beim Hörspiel und dem (touristischen) Stadtrundgang, Standardformate der Unterhaltung, kann davon ausgegangen werden, dass die Nutzerinnen und Nutzer wissen, welche Art der Aneignung intendiert ist. Insgesamt scheint es beim Beispiel weniger darum zu gehen, Verhaltensänderungen zu bewirken,

257 Vgl. zu dieser Frage bspw. Borsò/Liermann/Merziger 2010 und Maase 2010.

258 Eggmann 2011, S. 139.

259 Becker 2019, S. 18 (Hervorhebung im Original).

260 Ebd., S. 25–38.

als ein Thema als wichtig zu markieren, indem es in einem populären Rahmen – also mit potenziell grosser Reichweite – präsentiert wird. Oder wie die zuständige Stadträtin in der damaligen Medienmitteilung zitiert wird: «Mit Züri z’Fuess machen wir die 2000-Watt-Gesellschaft auf spielerische Weise bekannt [...]»²⁶¹ Der diesbezügliche Erfolg dürfte unter anderem davon abhängen, ob das eingesetzte Standardformat auf Akzeptanz stösst: Fühlt sich die Adressatin oder der Adressat innerhalb der kommunikativen Organisationswelt ernst genommen? So betrachtet ist der Einsatz von Unterhaltung zur Steuerung auch für die Verwaltung eine ernstzunehmende Angelegenheit.

²⁶¹ TAZ MM 18. 5. 2009: Neuer Stadt-Spaziergang.

6. Synthese

6.1 Untersuchungsgebiet und Fragestellungen

Im Mittelpunkt der vorliegenden Studie stehen Publikationen, die von der öffentlichen Verwaltung der Stadt Zürich herausgegeben werden. Der Begriff Publikation wird dabei in einem weiten Sinn verstanden und bezieht sich nicht nur auf papierene oder druckfähige Produkte wie zum Beispiel Flyer, Ortspläne, Berichte oder Merkblätter, sondern umfasst auch ein Hörspiel oder einen in einem Freizeit- und Sportgelände ausgeschilderten Lehrpfad. Wie stadtinterne Erhebungen zeigen, gaben die Stadtzürcher Verwaltungsstellen in den Jahren um 2010 mehrere hundert verschiedene mehrseitige Publikationen pro Jahr heraus, wobei die Spannweite der Auflagen bei den gedruckten Veröffentlichungen zwischen 50 und mehr als 280 000 Exemplaren lag. Die meisten dieser Publikationen gehören zur sogenannten grauen Literatur, die nicht über den Buchhandel vertrieben wird, sondern beispielsweise direkt vor Ort in den Amtshäusern bezogen werden kann. Die städtischen Publikationen weisen eine grosse thematische Breite auf, sie beziehen sich ebenso auf politische Prozesse wie auf alltägliche Lebensbereiche. Welche Bedeutung der Kommunikation der städtischen Stellen zugemessen wird, zeigen die städtischen Kommunikationsleitlinien: Hier wurde kurz nach der Jahrtausendwende festgehalten, dass alle wichtigen städtischen Projekte und Handlungen mit Kommunikationsmassnahmen begleitet werden sollen.

Es wird davon ausgegangen, dass die staatliche Kommunikation im Lauf der letzten Jahrzehnte an Bedeutung gewonnen hat, wobei nicht allein die Kommunikation mit direkten politischen Zielsetzungen gemeint ist, sondern auch die staatliche Öffentlichkeitsarbeit.¹ Sie gilt als wichtig, um Organisationen und ihre Leistungen bekannt zu machen oder um Vertrauen zu erwerben.² Im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit entstehen Produkte, die zunehmend eigenständig zur Selbstverständigung der Gesellschaft beitragen.³ In diesem Zusammenhang wird unter anderem der Blick für die Bedeutung von Selbstdarstellungen sowie für den Einsatz von unterhaltsamen Elementen in den städtischen Publikationen geschärft. Die Anbindung der Studie an das Forschungsgebiet «Populäre Kulturen» sowie die für die Analysen verwendeten Verwaltungsdefinitionen, Publikationstypologien und Autoritätskonzepte wurden in einem eigenen Kapitel diskutiert und erarbeitet (Kap. 1).

¹ Vgl. Saxer 2010; Pasquier/Weiss Richard 2017.

² Vgl. Stücheli-Herlach 2016.

³ Vgl. Rademacher 2009.

Grundthese und Vorgehen

Um das skizzierte Feld aus kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive zu erschliessen, richtete sich der Fokus auf die Verwaltungspublikationen als Produkte des «administrativen» oder des «bürokratischen Felds».⁴ Das «bürokratische Feld» ist ein Schauplatz des Staats, der nach Bourdieu nicht allein durch das Monopol der «physischen Gewalt», sondern ebenfalls durch das Monopol der «symbolischen Gewalt» definiert wird.⁵ Damit sind Denk-, Wahrnehmungs- oder Argumentationsmuster gemeint, die von staatlichen Stellen vermittelt und gewissermassen als gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten hingenommen werden sollen. Der Staat ist so betrachtet eine «Sozialfiktion»,⁶ die letztlich deshalb existiert, weil an sie geglaubt wird – was der Wirkmächtigkeit keinen Abbruch tut.

Den grossen Rahmen der vorliegenden Studie bildet die Bürokratie als Herrschafts- und Organisationsform. Bürokratie meint eine bestimmte Art von Organisationsstrukturen, Arbeitsabläufen sowie Erhebungs- und Beurteilungsverfahren, die nicht allein die Zusammenarbeit der Verwaltungsmitarbeitenden bestimmen, sondern sich auf viele Bereiche unserer Gesellschaft erstrecken.⁷ Gesellschaftliche Institutionen und Organisationen sind allerdings keine historisch festgelegten, sondern dynamische Gebilde, die sich im Lauf der Zeit verändern.⁸ Symbole des Staates⁹ und Vorstellungsbilder seiner Repräsentanten und Repräsentantinnen sind umkämpft, erfahren Umdeutungen und müssen immer wieder neu gefunden, justiert und fixiert werden. In diesem Zusammenhang wird hier davon ausgegangen, dass die Stadtzürcher Verwaltung mit ihren Publikationen in solchen Aushandlungs- und Definitionsprozessen steht und die expliziten oder impliziten Selbstdarstellungen, die sich in den Publikationen finden, als Reaktionen auf sich (zumindest potenziell) verändernde Staats- und Bürokratievorstellungen zu verstehen sind. Die oben erwähnte «Verselbstverständlichung» wird dann lesbar als Versuch, wie mittels des Rekurses auf soziale Positionen und durch literarische Verfahren die eigene Sichtweise als gesellschaftlich anerkannte und akzeptierte Sichtweise zu stabilisieren und/oder zu etablieren versucht wird. Eine der Annahmen ging dahin, dass in solchen Prozessen unter anderem (negative) populärkulturelle Bürokratievorstellungen eine Kontrastfolie für stadteigene Verwaltungsdarstellungen bilden dürften. Explizit der Bürokratie-Thematik gewidmet ist das Kapitel «Verwaltungsfiktionen» (Kap. 2), das den grossen thematischen Rahmen skizziert, in dem auch die Beispiele der drei nachfolgenden Kapitel zu sehen sind.

4 Vgl. Bourdieu 2014; Bourdieu 1998, S. 93–125.

5 Bourdieu 2014, S. 18, 19.

6 Vgl. Koschorke 2013, S. 229, 230.

7 Vgl. Derlien/Böhme/Heindl 2011; Hibou 2012.

8 Vgl. Kneer 2008.

9 Vgl. Diehl 2018.

Die Studie baut insgesamt auf sehr heterogenem Material auf und hat sich im Wechsel von induktiv und deduktiv hergeleiteten Thesenformulierungen formiert: Der Sichtung von Material folgte die theoretische Reflexion, die ihrerseits wieder die nächsten Materialsichtungen und -analysen anleitete. Dabei kristallisierten sich allmählich die drei weiteren Leitbegriffe heraus, die ebenfalls als Kapitelüberschriften verwendet wurden: Beziehung (Kap. 3), Ordnung (Kap. 4) und Steuerung (Kap. 5). Beziehung, weil die Herausgabe von Publikationen immer bestimmte Beziehungsformen zwischen städtischen Stellen und ihren Adressatenkreisen impliziert; Ordnung als einer der grundlegenden (Legitimations-)Begriffe im politischen Geschehen und zentrales inhaltliches Element der Publikationen; Steuerung, um die mit Publikationen verbundenen Beeinflussungs- und Lenkungsabsichten zu erfassen.

Die drei Leitbegriffe sind als Koordinatenpunkte zu verstehen: Sie stehen nicht für sich allein, sondern sind als voneinander abhängig zu betrachten. Lenkungsabsichten bauen auf spezifischen Beziehungsqualitäten auf; Ordnungsvorstellungen beziehen sich nicht allein aufs städtische Alltagsleben, sondern umfassen auch Vorstellungen über die Beziehung zwischen städtischen Stellen und der Bevölkerung; einzelne Ordnungsbedürfnisse verlangen nach einer bestimmten Form der Beziehung etc. Die in den verschiedenen Kapiteln behandelte Auswahl an Publikationen ist nicht abschliessend oder ausschliessend zu verstehen – einzelne der analysierten Beispiele hätten auch in einem der anderen Kapitel, das heisst, unter einem anderen analytischen Fokus behandelt werden können. Entsprechend ergeben sich denn auch zahlreiche Bezüge zwischen den verschiedenen Kapiteln. Die Analysen in den einzelnen Kapiteln stützen sich jeweils auf ein Begriffsraster, das in den Einleitungsteilen theoretisch erarbeitet wird, und den thematischen Schwerpunkt für die Analyse operationalisiert.

Ziele der Studie

Welches gesellschaftliche Verständnis von bürokratischem Handeln zeigt sich Ende des 20. bzw. Anfang des 21. Jahrhunderts in den Städtzürcher Publikationen? Welche Motive, Figuren, Handlungsstrukturen, Weltentwürfe werden von den städtischen Stellen selbst mit ihren Publikationen ins (bürokratische) Feld geführt, um eine Vertrauensbasis aufzubauen und Interessen zu behaupten? Die in der vorliegenden Studie analysierten Publikationen zielen weder bezüglich der Auswahl der behandelten Inhalte, noch bezüglich der Auswahl der Kommunikationsformen auf Repräsentativität. Mit der Auswahl wurde jedoch versucht, verschiedene Aspekte, die als zentrale Merkmale der behördlichen Kommunikationstätigkeit angesehen werden, exemplarisch im Sinn einer dichten Beschreibung zu erfassen. Die Studie stellt einen Versuch dar, für das sehr heterogene Material der Städtzürcher Publikationen ein theoretisch fundiertes Analyseraster zu erarbeiten, das – zumindest ansatzweise – auch für andere Studien, die ein ähnliches Forschungsfeld zu erschliessen versuchen, verwendet werden kann.

6.2 Zusammenfassungen

Kapitel 1: Theoretische Grundlagen

Im ersten Kapitel wurden die städtischen Publikationen zunächst in das Forschungsgebiet «Populäre Kulturen» eingeordnet. Danach wurde anhand der Diskussion von bestehenden Arbeiten zu Verwaltungskommunikation und -publikationen der eigene Zugang entwickelt, der die Leitlinien der nachfolgenden Analysen vorgibt. Um die theoretischen Ausführungen möglichst im Untersuchungsgebiet abzustützen, wurden sowohl Publikationsbeispiele als auch die städtischen Kommunikationsleitlinien in die Überlegungen miteinbezogen.

(Erzählende) Sachliteratur und Wissenspopularisierung

Der Bezug zum Forschungsgebiet wurde über zwei Gegenstände hergestellt: die (erzählende) Sachliteratur und die Wissenspopularisierung.

Die Bezeichnung «Sachliteratur» bezieht sich auf Formen des nichtfiktionalen respektive faktualen Erzählens, Beschreibens usw. Für die vorliegende Studie wird vor allem auf erzähltheoretische Ansätze zurückgegriffen, welche die Erzählung als Ausgangspunkt ihrer Auseinandersetzung mit Sachliteratur nehmen.¹⁰ Anhand von Beispielen wurde gezeigt, dass im «bürokratischen Feld» – entgegen einer anders verstehbaren These¹¹ – durchaus Geschichten erzählt oder evoziert werden, andere Vermittlungsmuster – wie zum Beispiel die Beschreibung – aber ebenso wichtige Rollen spielen. Bezüglich der Stadtzürcher Publikationen stellt sich also die Frage, wann und in welcher Form mit ihnen «Geschichten» vermittelt werden sollen und – umgekehrt – wann und weshalb das in bestimmten Fällen nicht getan wird.

Wissen ist insofern im Plural¹² zu verstehen, weil es nicht nur in ganz unterschiedlichen Formen auftritt, sondern seine Inhalte auch häufig in konfliktreichen gesellschaftlichen Prozessen verhandelt und vermittelt werden.¹³ Die «Wissenspopularisierung» kann in diesem Zusammenhang als Prozess der Inklusion¹⁴ verstanden werden. In der Studie wird davon ausgegangen, dass die städtische Bevölkerung oder einzelne soziale Gruppen über die Vermittlung von «Wissen» ins städtische Alltagsleben eingebunden werden sollen – dies gemäss den politischen Zielsetzungen der Stadt. «Wissen» wird dabei in einem sehr weiten Sinn verstanden und bezieht sich nicht allein auf wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern vor allem auch auf Informationen, die im Alltag für Orientierung sorgen können. Mit den wissensvermittelnden Publikationen können sich

¹⁰ Vgl. Klein/Martínez 2009.

¹¹ Vgl. Graeber 2016, S. 57–127.

¹² Vgl. Burke 2014.

¹³ Vgl. Landwehr 2004.

¹⁴ Vgl. Hügel 2008.

die städtischen Stellen verschiedene Öffentlichkeiten schaffen. Diese Öffentlichkeiten werden jeweils spezifischen Öffentlichkeitsregimes¹⁵ unterstellt; das heisst, sie werden mit bestimmten Verhaltensweisen und Ordnungsvorstellungen in Verbindung gebracht, für die Geltung beansprucht wird. Im Fokus der Studie stehen mehrheitlich Publikationen, die sich nicht (explizit) an ein Fachpublikum richten. In ihrem Rahmen wird zum Teil auf populärkulturelle Elemente zurückgegriffen, sei es bei der grafischen Gestaltung oder der Wahl unterhaltender Formen der Wissensvermittlung. Dabei stellt sich unter anderem die Frage, inwiefern solche Elemente zur Durchsetzung von Geltungsansprüchen beitragen sollen.

Analytische Zugänge und Leitlinien für die Analysen

Um Erkenntnisse aus bisherigen Arbeiten unterschiedlicher Fachrichtungen zu den Themen Verwaltungskommunikation und -publikationen für die vorliegende Studie fruchtbar zu nutzen, wurden diese anhand von drei Fragen zusammengefasst, nämlich der Frage nach der Absenderin der städtischen Publikationen, nach deren Funktionen sowie nach der mit ihnen angestrebten Wirkung.

In Zusammenhang mit der definitorischen Bestimmung der Absenderin der städtischen Publikationen hat sich gezeigt, dass sich das Forschungsfeld nur schwer eingrenzen lässt. Die Schwierigkeit hat damit zu tun, dass es keine abschliessende Verwaltungsdefinition gibt. Nach dem Prinzip der Gewaltenteilung gehört die Verwaltung zusammen mit der Regierung zur Exekutive, der ausführenden Gewalt, und auch die Verwaltungs- und die Regierungskommunikation lassen sich eher idealtypisch denn realiter auseinanderhalten.¹⁶ Unter anderem um solche Definitionsprobleme zu umgehen, wird in der vorliegenden Studie an einen Ansatz der historischen Implementationsforschung angeknüpft.¹⁷ Dieser Ansatz fokussiert die bedeutungs- und sinnstiftende «Veralltäglicung» politischer Zielsetzungen und Entscheidungen im Rahmen von Implementationsprozessen. Damit rückt das Tun der Verwaltung als kultureller Prozess ins Zentrum, womit der Blick auf die bedeutungskonstituierende Seite der städtischen Publikationen gelenkt wird. Die verschiedenen möglichen Absenderinnen und Absender der Publikationen werden ihrerseits mittels eines dramatologischen Politikverständnisses¹⁸ erfasst. Es ermöglicht, die verschiedenen sozialen Positionen, die in Zusammenhang mit der Implementation von politischen Entscheidungen in den Publikationen vertreten werden, in der «Theatralität»¹⁹ ihres Zusammenspiels zu verstehen.

¹⁵ Vgl. Arnold 2012b.

¹⁶ Vgl. zu dieser Frage bspw. Baumgartner 2010, S. 33–36 und S. 56–63.

¹⁷ Vgl. Haas 2005; Haas 2014.

¹⁸ Vgl. Hitzler 1994a.

¹⁹ Vgl. Willems 1998.

Zweitens hat sich gezeigt, dass die Verwaltungspublikationen entsprechend den verschiedenen Aufgabengebieten der Verwaltung eine sehr breite Funktionspalette aufweisen. Aufgrund ihres Alltagsbezugs und ihrer häufig anwendungsorientierten Ausrichtung werden sie in der vorliegenden Studie den Gebrauchspublikationen zugeordnet. Um ihre diversen Funktionen und Formate mit dem umrissenen Implementationsverständnis zusammenzubringen, wird ein Ansatz aus der Textlinguistik beigezogen, der die Gebrauchstextsorten über Sprechaktfunktionen zu definieren versucht.²⁰ Diese Herangehensweise ermöglicht, Kommunikationsabsichten anhand von formalen Kriterien zu bestimmen: Bereits die Wahl von bestimmten Textsorten gibt Hinweise darauf, wie die Stadt ihre Adressatenkreise sieht oder welche Geltung sie für die von ihr verbreiteten Inhalte beansprucht. Der unterschiedliche Grad an Literarizität, den die verschiedenen städtischen Publikationen aufweisen, gibt zusätzlich Auskunft über den im Einzelfall verfolgten Implementationsstil.

Der behördlichen Kommunikation wird gesellschaftlicher Einfluss attestiert, so der dritte Befund. Diesem potenziellen Einfluss wird anhand von soziologischen Autoritätskonzepten nachgegangen. Es sind Konzepte, welche die gegenseitigen Abhängigkeiten in Machtbeziehungen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellen und damit aufzeigen, dass Autorität in Anerkennung gründet,²¹ die seitens der Autorität nicht zuletzt durch überzeugende «Geschichten» respektive Selbstbilder gestützt werden muss.²² Diesbezüglich ist von einem sich im Lauf der Zeit verändernden Verwaltungsverständnis auszugehen, das mit bestimmten Vorstellungen über die Beziehung zwischen Verwaltung und Bevölkerung einhergeht respektive durch spezifische Kommunikationsverhältnisse zwischen Verwaltung und Bevölkerung charakterisiert ist.²³ Diesem Aspekt wird unter anderem anhand der Analyse von Figurenkonstellationen Rechnung getragen, die sich durch spezifische Autoritätsbeziehungen auszeichnen.

Kapitel 2: «Verwaltungsfiktionen»

Das Bürokratiemodell, das im 20. Jahrhundert als Referenzmodell für öffentliche Verwaltungen diente, geriet seit den 1980er-Jahren vermehrt in die Kritik,²⁴ dies unter anderem in Zusammenhang mit der Propagierung des New Public Management, einem betriebswirtschaftlich orientierten Programm der Verwaltungsreform. Das Bürokratiemodell erscheint als eine zu überwindende oder zu optimierende Organisations- respektive Verwaltungsform. Im Mittelpunkt dieses Kapitels standen Selbstdarstellungen der Stadt-zürcher Verwaltung, die als Auseinandersetzung mit dem «Bürokratieverdacht» gelesen

²⁰ Vgl. Rolf 1993; Rolf 2000.

²¹ Vgl. Sofsky/Paris 1991, S. 19–109; Popitz 1992, S. 104–131.

²² Vgl. Reichenbach 2011.

²³ Vgl. Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 10–25.

²⁴ Vgl. ebd.

wurden. Bürokratie ist ein Stereotyp, das verschiedene Aspekte der Verwaltungskritik zusammenfasst – sowohl ökonomische als auch macht- und herrschaftskritische. Der «Bürokratieverdacht» – so die These – stellt ein Reputationsproblem für Verwaltungen dar. Um die verschiedenen in der Gesellschaft publizierten und diskutierten – negativ oder positiv konnotierten – Verwaltungsvorstellungen und -darstellungen zu erfassen, wurde die Bezeichnung «Verwaltungsfiktionen»²⁵ eingeführt. In diesem Kapitel bezieht sich dies auf die von der Stadt Zürich im Rahmen ihrer Öffentlichkeitsarbeit verbreiteten Selbstdarstellungen. Die Kommunikation im Rahmen von Öffentlichkeitsarbeit gilt als parteiisch und entsprechend weniger auf Wahrheit als auf Glaubwürdigkeit des Dargestellten ausgerichtet;²⁶ Selbstdarstellungen verharren so betrachtet in einer ambivalenten Zone zwischen «Fakt» und «Fiktion», die im Kapitel mittels erzähltheoretischer Überlegungen zu beschreiben versucht wird. Bürokratie kann als kritischer Prüfhorizont der Verwaltung verstanden werden, der sowohl aus ökonomischer, politischer oder allgemein gesellschaftlicher Sicht erreichbar ist.

Um verschiedene Facetten der städtischen Selbstdarstellungen zu erfassen, wurden diese vor unterschiedlichen Ausprägungen des Bürokratieverdachts gelesen und mit verschiedenen Reputationsdimensionen²⁷ in Verbindung gebracht: Als eine Antwort auf den «Verdacht des bürokratischen Selbstzwecks» sind Leitbilder und Mitarbeiterkampagnen ausgemacht worden, welche der Arbeit der städtischen Stellen einen Sinn- und Deutungsrahmen geben, der gegen aussen über Beweggründe informiert und gegen innen motivieren soll. Als Entgegnung auf den «Verdacht der bürokratischen Schikane» können Berichte über Befragungen oder ein «Verwaltungsführer» gesehen werden, welche städtische Entbürokratisierungsbemühungen zeigen. Der «Verdacht der bürokratischen Mentalität» wird mit der Darstellung von individualisierten Mitarbeitenden und einer Verantwortung tragenden Verwaltungsspitze konterkariert. In Zusammenhang mit der Ökonomisierung des öffentlichen Sektors – also der zunehmenden Deutung und Bewertung staatlicher Organisationen und Institutionen unter ökonomischen Gesichtspunkten – lassen sich in den Selbstdarstellungen der städtischen Stellen Mischformen zwischen politischen und wirtschaftlichen Argumentationsmustern beobachten. Die städtischen Selbstdarstellungen wurden als Suche nach gesellschaftlich akzeptierten Kompromissen²⁸ gedeutet, um unterschiedliche Erwartungen zu erfüllen und so die Autorität der städtischen Stellen und Behörden zu stützen.

25 Dies in Analogie zu «Staatsfiktionen» nach Kreisky/Löffler/Zelger 2011.

26 Schmidt/Zurstiege 2000, S. 184, 185.

27 Vgl. Eisenegger 2015.

28 Vgl. Wimmer 2005.

Kapitel 3: Beziehung

In diesem Kapitel wurden die Stadtzürcher Publikationen als «Beziehungszeichen»²⁹ analysiert. Ausgangspunkt der Überlegungen bildeten die städtischen Kommunikationsleitlinien, welche die Vertrauensbildung als eines der kommunikativen Hauptziele bezeichnen. Das heisst, mittels der städtischen Publikationen wird eine bestimmte Beziehungsqualität zwischen Behörden und Bevölkerung angestrebt. Im Kapitel wurde der Frage nachgegangen, inwiefern verschiedene Formen von Expertenkommunikation dazu eingesetzt werden können, um eine Vertrauensbeziehung zu generieren. Analysiert wurden Publikationen von drei Verwaltungsstellen: der Wasserversorgung, dem Gesundheitsschutz (Lebensmittelinspektorat und Beratungsstelle für Schädlingsbekämpfung) sowie dem Amt für Städtebau. Die städtischen Fachleute und die Bevölkerung wurden dabei in einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis gesehen, wobei die Fachleute – gemäss dem Konzept des «Imaginierten Laien»³⁰ – die Welt der Bevölkerung mit ihrer Expertise funktional ausstatten.

Die Analysen haben gezeigt, dass sich die Darstellung von Expertise dabei auf die Formulierung einer Aufgabe stützt, welche zwischen den Fachleuten und der Bevölkerung Abhängigkeitsverhältnisse schafft und gleichzeitig den städtischen Fachleuten eine bestimmte Position im Aufgabengebiet zuweist. So werden die unsichtbaren technischen «Fließräume»³¹ der Wasserversorgung als apersonale Funktionsleistungen inszeniert, welche die Technik letztlich direkt mit der menschlichen Existenz verbinden. Beim Gesundheitsschutz bringt bürokratische Arbeit einen «ortlosen», jedoch affektbesetzten städtischen Gefahrenraum hervor, der unter anderem mit Amtsautorität kontrolliert werden will. Beim Amt für Städtebau überblicken die Expertinnen und Experten die gebaute und sich stets wandelnde Stadt aus einer deklarationshierarchischen Perspektive heraus.

Expertise benötigt den Nachweis der praktischen Bewährung.³² Es wurde deshalb der Frage nachgegangen, ob der Nachweis von Bewährung auch in der Kommunikationssituation selbst erfolgen kann. Angenommen wird, dass die Ausgestaltung der Kommunikationssituation zum Nachweis der Bewährung von Expertise die zum Teil fehlende, für die Vertrauensbildung jedoch wichtig erachtete Erfahrungs- oder Interaktionsgeschichte³³ ersetzen kann, die den Glauben in die Fähigkeiten der Fachleute stützen soll. Bei einem Lehrpfad der Wasserversorgung auf dem Gelände des städtischen Wasserwerks zeigte sich Bewährung im (kompetenten) «Sprechen» vor Ort. Die beiden Dienststellen des Gesundheitsschutzes inszenieren in Tätigkeitsberichten ihr praktisches Tun oder

29 Vgl. Goffman 1982.

30 Vgl. Gisler et al. 2004.

31 Vgl. Heidenreich 2006.

32 Vgl. Schützeichel 2007.

33 Vgl. Endress 2001; Endress 2002.

bringen es mit dem Einsatz von Merkblättern performativ zur Anwendung. Beim Amt für Städtebau erfolgte ein solcher Nachweis in einer Publikation zu einem Architekturwettbewerb sowie in einer Buchreihe über die Zürcher Baukultur durch die Präsentation von Beispielen,³⁴ welche die städtische Bausubstanz als Ganzes qualitativ bewerten und mit der Arbeit des Amts in Verbindung bringen.

Kapitel 4: Ordnung

Die städtischen Publikationen wurden in diesem Kapitel als «Ordnungstexte» analysiert. Soziologisch gesehen gilt die Garantie von Ordnung als wichtige Grundlage zur Stabilisierung von Machtverhältnissen.³⁵ Einerseits vermitteln die städtischen Publikationen Ordnungsvorstellungen, andererseits thematisieren sie die Rolle, welche die städtischen Stellen sich selbst bei der Ordnungsherstellung und -bewahrung zuschreiben. Die Analyse erfolgte am Beispiel von «Vielfalt».³⁶ «Vielfalt» bezeichnet eine positiv beurteilte Pluralität und erwies sich in zwei Bereichen der städtischen Politik als Ordnungsbegriff: der Integration und dem Naturschutz. Es wurde der Frage nachgegangen, wie mittels des Begriffs der Vielfalt städtische Ordnungsbedürfnisse gleichzeitig konstruiert, bedient und/oder instrumentalisiert werden. Dazu wurden die städtischen «Vielfaltstexte» auf verschiedene Arten gelesen, nämlich einmal als «Erzählung» mit Blick auf die Genese der «Ordnung der Vielfalt», einmal als Beschreibung mit Blick auf die (administrative) Erfassung von Vielfalt und einmal als Argumentation, wenn es um die Instrumentalisierung von Vielfalt im jeweiligen Politikbereich geht. Die drei Formen der «thematischen Entfaltung»³⁷ implizieren als Auseinandersetzungen mit Welt³⁸ je eigene Wirklichkeitsordnungen.

Vielfalt referenziert als «Ordnungserzählung» im Bereich des Naturschutzes auf irritierende Grenzüberschreitungen respektive Grenzziehungen zwischen Natur und Stadt, zwei als komplementär markierte Räume. In Zusammenhang mit Migration und Integration werden Grenzüberschreitungen hingegen als «normal» angesehen, wodurch – erzähltheoretisch betrachtet – (konfliktive) Erzählungen gewissermassen verhindert werden. Die zur Erfassung von Vielfalt im Naturschutz eingesetzten Listen heben die An- und Abwesenheiten³⁹ von einzelnen Arten hervor, während die im Bereich der Integration eingesetzten Statistiken die Leserschaft dazu einladen, sich als Teil einer Gesamtheit wahrzunehmen. Das argumentative Plädoyer für Vielfalt entfaltet sich in beiden Politikbereichen vor einem Horizont der Drohung und des Versprechens. Im Bereich des

34 Vgl. Gottschlich 2010.

35 Vgl. Popitz 1992; Anter 2003.

36 Vgl. Bukow 2011.

37 Vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014.

38 Vgl. Klotz 2013, S. 18–20; zudem: Fix 2008b; Ossner 2005.

39 Vgl. Löffler 2006.

Naturschutzes wird diesbezüglich die Erzählung der vom Menschen verursachten Naturzerstörung⁴⁰ evoziert, welcher mit «Stadtnatur» entgegenzuwirken ist. Im Bereich der Integrationspolitik wird die Heterogenität der städtischen Bevölkerung zur nutzbaren Ressource erklärt, die in Zusammenhang mit der globalen Städtekonkurrenz erfolgreich eingesetzt werden kann. Vielfalt hat sich in Zusammenschau aller drei Entfaltungsformen (Erzählung, Beschreibung, Argumentation) als vages Ordnungswort erwiesen, das hilft, unterschiedliche Politikbereiche im Sinn der jeweiligen Zielsetzungen zu «dramatisieren» oder zu «entdramatisieren».

Kapitel 5: Steuerung

Im Mittelpunkt dieses Kapitels standen städtische Publikationen, die zur Steuerung eingesetzt werden. Mit Steuerung ist gemeint, dass die Publikationen bei ihren Adressatinnen und Adressaten Folgehandlungen auslösen und/oder zur Übernahme von städtischen Vorstellungen und Sichtweisen führen sollen. Das Kapitel baute auf der These auf, dass die städtischen Publikationen Weltentwürfe präsentieren, die nicht oder nicht vollständig mit der Alltagswelt der Leserschaft übereinstimmen, sondern zu deren «Welt» werden sollen. Analysiert wurden drei Beispiele: ein Formular, mit dem ein Betreibungsregisterauszug bestellt werden kann; verschiedene Berufswahlpublikationen für Jugendliche; sowie ein aus einem Hörspiel und einem Stadtplan bestehenden «Stadtspaziergang», der im Rahmen einer Mobilitätskampagne herausgegeben worden ist und zudem in Zusammenhang mit der «2000-Watt-Gesellschaft» steht, einem politischen Ziel, das in der Zürcher Gemeindeverfassung verankert ist. Es wurde davon ausgegangen, dass die Steuerungspublikationen je ein spezifisches Gesellschaftsbild⁴¹ evozieren, das eine anvisierte Zielwelt mit bestimmten Subjektivierungsformen vorgibt.

Die persuasiven Strategien wurden in drei Dimensionen zu erfassen versucht.

Erstens ging es unter dem Stichwort «Zugang» um das Verhältnis von Ausgangswelt – der Alltagswelt des Adressatenkreises – und der Zielwelt, damit ist die von den städtischen Stellen angestrebte Welt zu verstehen, die in bestimmten Belangen von der Ausgangswelt abweicht. Beim Formular besteht keine Abweichung zwischen Ausgangs- und Zielwelt, insofern das Formular als Beschreibung einer bereits bestehenden «bürokratischen Gesellschaft» verstanden werden kann. Anders bei der Berufswahlpublikation: Der Zugang zur «Berufsgesellschaft» wird den Jugendlichen mittels eines mehrstufigen, narrativ strukturierten Übergangs zu vermitteln versucht. Der Stadtspaziergang zur «Nachhaltigkeitsgesellschaft» stellt eine mehrdimensionale Erweiterung der Alltagswelt dar, welche die Zielwelt an verschiedenen Orten in einem Zürcher Stadtquartier mittels Erklärungen und einer fiktionalen Geschichte zu evozieren versucht.

⁴⁰ Vgl. Heise 2010.

⁴¹ Vgl. Schimank/Lange 2001.

Zweitens ging es um die Frage, wie die Adressatinnen und Adressaten einerseits mittels Investitionsaufforderungen und andererseits mit anerkennungsversprechenden Rollenangeboten in die städtische Zielwelt «eingebunden» werden sollen. Beim Formular muss der Text von den Gesuchstellenden selbst vervollständigt und die Angaben mit einer Signatur bestätigt werden. Die Berufswahlpublikationen sprechen ihre Leserschaft in verschiedenen Rollen direkt an und zielen so auf eine empathische Beziehung zwischen den beratenden Fachleuten und den orientierungsbedürftigen Jugendlichen ab. Beim Stadtpaziergang erfolgt die «Einbindung» durch die temporäre Verkörperung der Kampagnenziele: Die Teilnehmenden sind aufgefordert, die Stadt zu Fuss und mit den Augen einer Touristin oder eines Touristen neu zu entdecken.

Drittens wurde analysiert, wie die städtischen Stellen für die von ihnen geforderten Verhaltens- und Einstellungsänderungen «Geltung» zu schaffen versuchen. Das Formular zeichnet sich diesbezüglich durch Alternativlosigkeit aus, indem es Regeln vorgibt, die eingehalten werden müssen, wenn es denn erfolgreich benutzt werden will. In den Berufswahlpublikationen werden die dargestellten Berufswelten unter anderem durch den häufigen Einsatz von Fotografien, modellhaften Beschreibungen oder die Zurücknahme von begründenden Ausführungen als «real» markiert. Der Stadtpaziergang zielt auf die Schaffung eines – überindividuellen – Repräsentationsraums⁴² sowie die affektive Bindung an diesen ab, nämlich durch die emotionalisierte Präsentation einer Stadttopografie der Nachhaltigkeit mit gut begehbaren Fusswegen. Als unterhaltendes Angebot,⁴³ das sich auf populärkulturelle Elemente stützt, wird weniger die Dringlichkeit des Anliegens als die Bedeutung seiner gesellschaftlichen Reichweite betont.

6.3 Schluss und Ausblick

Bei der Verwaltungskommunikation handelt es sich um ein Untersuchungsgebiet, das als eigenständiges Forschungsfeld in der Literatur- und Kulturwissenschaft bisher noch keine grosse Beachtung gefunden zu haben scheint. Das ist nicht nur in Zusammenhang mit der macht- und herrschaftstheoretischen Bedeutung der Verwaltung erstaunlich, sondern auch mit Blick auf die beträchtliche Formenvielfalt: Sie reicht von Formularen über Merkblätter bis zu Berichten, von «trockenen» Strategiepapieren bis zu «unterhaltenden» Kampagnen. Es zeigte sich zudem eine thematische Fülle, die mit der für die vorliegende Studie getroffenen Auswahl nur angedeutet werden konnte. Mit den ersten beiden Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts stand ein Zeitabschnitt im Fokus, der durch das Aufkommen respektive den vermehrten Einsatz elektronischer Publikationsformen gekennzeichnet ist. So

⁴² Vgl. Rolshoven 2012.

⁴³ Vgl. Hügel 1993.

betrachtet hat die Auswahl an druckfähigen Publikationen ebenfalls dokumentarischen Charakter: Das anhand von ihnen analysierte Zusammenspiel von Inhalt und Form zielt auf die Etablierung von Interpretationsgemeinschaften,⁴⁴ die als spezifisch für die (zumindest vorderhand) ausgehende Print-Ära zu betrachten sind.

Symbolische Gewalt bezieht sich auf die symbolisch-sinnhafte Herstellung von Konsens bezüglich der herrschenden Verhältnisse, Strukturen und Rollen.⁴⁵ Die vorliegende Studie geht davon aus, dass sich auch symbolische Gewalt nicht automatisch einstellt. Die Stadtverwaltung wurde als Expertin der Implementation politischer Entscheide und Programme im Alltag verstanden.⁴⁶ Die Implementation politischer Zielsetzungen stellt einen Prozess der «Veralltäglichung» dar, der sich im Rahmen der Literatur, die von der städtischen «Bürokratie» selbst produziert wird, in mehrschichtigen Figurenkonstellationen und verschiedenen komplexen Weltentwürfen manifestiert. Das diesbezüglich erarbeitete Analyseraster kann als Anknüpfungspunkt für weiterführende und/oder vergleichende Arbeiten im Untersuchungsgebiet dienen, die sich dann vielleicht auch stärker auf die elektronischen Kommunikationskanäle konzentrieren. Das Raster ermöglicht, verschiedene Publikationen inhaltlich und formal zu positionieren, dies sowohl bezüglich ihrer Beziehung zwischen städtischen Stellen und ihrem Adressatenkreisen (Symmetrie vs. Asymmetrie), als auch in Bezug auf ihre Darstellung städtischer Verhältnisse (Ordnung vs. Chaos) sowie punkto der mit ihnen beabsichtigten Steuerungswirkung (Fixierung vs. Wandel).

Die städtischen Publikationen illustrieren nicht nur verschiedene Verwaltungsarten (z. B. Ordnungsverwaltung, Dienstleistungsverwaltung etc.),⁴⁷ sondern verweisen zum Teil auch auf unterschiedliche Typen der Verwaltungsorganisation, die nebeneinander existieren. Zudem wurde mit der Wasserversorgung eine städtische Infrastruktur in die Analyse miteinbezogen, die von zentraler alltäglicher Bedeutung ist. Verwaltung als «Herrschaft im Alltag»⁴⁸ findet in den analysierten städtischen Publikationen nicht am «amtlichen Schalter», sondern an vielen differenten Schauplätzen statt und kennt sehr unterschiedliche Beziehungs- und Interaktionsformen. Macht respektive Herrschaft manifestierte sich dabei ebenso als (bürokratischer) Zwang, was am Beispiel eines Formulars zu sehen war, wie als «Herrschaft durch Freiheit»,⁴⁹ was am Beispiel einer städtischen Mobilitätskampagne beobachtet werden konnte. Werden die städtischen Darstellungen vor dem Hintergrund eines grundsätzlichen gesellschaftlichen Autoritätsvorbehalts⁵⁰ gedeutet, der mit der Forderung nach mehr Transparenz und Rechtfertigung des staatlichen Handelns

44 Vgl. Becker 2019.

45 Peter 2011, S. 12.

46 Vgl. Haas 2014, S. 181–194.

47 Vgl. Hesse/Ellwein 2012, S. 463–466.

48 Vgl. Weber 1980, S. 126.

49 Vgl. Hirsland/Schneider 2008, S. 5643.

50 Vgl. Schulze 2011a.

einhergeht, dann präsentiert sich die Stadt Zürich zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht als «bürokratische» Organisation, sondern als Organisation von Fachleuten, die in Bezug auf sehr viele verschiedene Lebensbereiche regulierend, koordinierend, versorgend oder beratend tätig sind. Paradigmatisch für das in den städtischen Publikationen vermittelte Verwaltungsverständnis steht das Zitat, das als Titel für die vorliegende Studie gewählt wurde: «Zürich für Sie».

Ich werde auf den folgenden Seiten anhand einiger aktueller Beispiele die zentralen Begriffe des theoretischen Zugangs – Sachliteratur, Wissen und Populärkultur – nochmals reflektieren und einige Gedanken formulieren, wie die Erkenntnisse der vorliegenden Studie für weiterführende Forschungsarbeiten verwendet werden können.

Sachliteratur

Gibt es so etwas wie einen Erzählkomplex «verwaltete Stadt Zürich»? Dieser Frage wurde in der vorliegenden Studie unter anderem mit Blick auf prä-narrative Strukturen, unterschiedliche Erzählmodelle oder Metanarrative nachgegangen. Es zeigte sich, dass sich diese erzähltheoretischen Ansätze gewinnbringend auf alltagsorientierte Gebrauchspublikationen anwenden lassen. Die Fokussierung auf die Erzählung als allgemein-anthropologisches Interpretations- und Vermittlungsmuster von Wirklichkeit⁵¹ darf aber den Blick auf andere Formen der Weltvermittlung⁵² nicht verstellen. Nicht alle politischen Weltentwürfe können in einem erzähltheoretischen Sinn als «narrativ» verstanden werden. Stellvertretend für unterschiedliche Formen der vermittelnden Auseinandersetzung mit Wirklichkeit will ich hier lediglich auf die Bedeutung von Beschreibungen hinweisen. Zu denken ist dabei an die wirklichkeitsvermittelnde Funktion von Gebrauchspublikationen wie die zitierten Grundlagenberichte zur Integrationsthematik mit synchron-dokumentarischem Charakter oder an die Merkblätter mit ihren problembezogenen alltagspraktischen Anleitungen zur Schädlingsbekämpfung. Beschreibungen erfüllen – eigenständig oder in andere Vermittlungsformen eingebettet – nicht nur sehr unterschiedliche kommunikative Funktionen,⁵³ sondern treten auch in sehr unterschiedlicher Ausgestaltung auf. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde ebenfalls zu zeigen versucht, dass auch «administrative Formen» wie Statistiken und Listen, die primär Wirklichkeit beschreiben, über starkes rhetorisches Potenzial verfügen. Sie können unter anderem in Zusammenhang mit politischen Zielsetzungen Vorstellungen davon vermitteln, ob städtische Ordnung eher als dynamisches Geschehen oder eher als gegebener Zustand aufzufassen ist. Das Zusammenspiel von verschiedenen Formen der «thematischen Entfaltung»⁵⁴ zur Stützung von Autoritäts- und Machtverhältnissen ist ein breites Feld, das noch viele offene Fragen bereithält.

51 Vgl. bspw. El Ouassil/Karig 2021.

52 Vgl. Klotz 2013; Fix 2008b; Ossner 2005.

53 Vgl. zum Beispiel die Funktionen von Beschreibungen bei Janle 2009, S. 79.

54 Vgl. Brinker/Cölfen/Pappert 2014.

Unabhängig davon, ob politische Programme und Massnahmen auf Veränderung oder Bewahrung abzielen: Sie gehen über die gegenwärtige Wirklichkeit hinaus und wollen eine zukünftige Wirklichkeit in ihrem Sinn beeinflussen und gestalten. So betrachtet führen uns die Verwaltungspublikationen in vielen Fällen durch Vorstellungsräume, also durch eine Stadt Zürich, die es so (noch) nicht gibt. Die Sachliteraturforschung greift die Frage nach dem fiktiven oder dem realen Status von Inhalten auf,⁵⁵ ihr Interesse gilt den Lesarten, die mit unterschiedlichen Gattungen verbunden sind,⁵⁶ oder den verschiedenen Abstufungen von Wirklichkeitsbeziehungen und ihrem jeweiligen (textlichen) Konstruktionscharakter.⁵⁷ In solchen Zusammenhängen wurde in der Studie mehrfach dem Zusammenwirken von Text und Bild nachgegangen, zum Beispiel anhand von collageartigen Darstellungen zur Erklärung der zukünftigen Entwicklung eines Stadtteils oder anhand eines Plans, der als Informationsgrundlage und Orientierungshilfe für einen Stadtpaziergang abgegeben wurde. Zur detaillierten Analyse der performativen Übersetzung der Publikationsinhalte in die Alltagswirklichkeit der Adressatin oder des Adressaten fehlt meines Erachtens jedoch das adäquate Vokabular. Bei den Stadtzürcher Publikationen – und darin unterscheiden sie sich nicht von denjenigen anderer staatlicher Stellen – ist diesbezüglich die Kombination von Text und diagrammatischen Darstellungen von speziellem Interesse. Die Diagrammatik zeigt auf, wie durch grafische Verfahren Darstellungen von Wirklichkeit erzeugt werden können, die ihrerseits als Wahrnehmungsinstrumente fungieren, um Erkenntnisse zu gewinnen und weiterzuvermitteln. Die Verbindung von literaturwissenschaftlicher Erzähltheorie und Diagrammatik⁵⁸ ist meines Wissens eine noch zu leistende Aufgabe. Sie wäre im hier bearbeiteten Untersuchungsgebiet, in dem häufig mittels Publikationen mit diagrammatischen Darstellungen in die Wirklichkeit der Leserschaft eingewirkt werden soll, eine grosse Bereicherung des analytischen Werkzeugkastens.

Die sachliterarischen Publikationen stehen in einem Referenzverhältnis zur Wirklichkeit, bei dem nach den Referenzierungsstrategien der verwendeten Kommunikationsmittel und/oder der «Abbildungsgenauigkeit»⁵⁹ von Inhalten gefragt werden kann. Interessant sind diese Fragen bei den städtischen Publikationen ebenfalls bezüglich des eingesetzten Bildmaterials. Neben diagrammatischen Darstellungen und fotografischen Bildern fällt vor allem der Einsatz von Zeichnungen auf.⁶⁰ Zeichnungen verändern nicht allein

55 Vgl. Fludernik/Ryan 2020b.

56 Vgl. bspw. Herrmann 2005 oder Birke 2020.

57 Vgl. bspw. Klein/Martínez 2009.

58 Zur Verbindung von Diagrammatik und Sprachwissenschaft vgl. Bubenhofer 2020.

59 Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (o. J.), S. 11.

60 Ihre Gestaltung ist in den derzeit neusten Corporate-Design-Grundlagen ausführlich beschrieben, wobei ein sympathischer und zugänglicher Illustrationsstil gefordert wird, vgl. Stadt Zürich: Illustration (abgerufen: 12. 3. 2023).

das Erscheinungsbild von Publikationen, sondern können auch einen Einfluss auf deren bildliche Referenzierung im Stadtraum haben. Beobachten lässt sich das am Beispiel des mehrfach erwähnten Umweltberichts. So fanden sich in älteren Ausgaben des Berichts immer wieder Fotografien, die eine direkte Referenzierung im Stadtraum ermöglichen. In der aktuellen Ausgabe auf der städtischen Webseite wird städtisches Alltagsleben zeichnerisch zwar detailliert illustriert, es bleibt aber letztlich hochgradig schematisiert und ohne klar erkennbare lokale Bezüge.⁶¹ Die Zeichnungen bilden einen dekorativen Rahmen, der Aufmerksamkeit erregt und leichte Zugänglichkeit suggeriert. In der vorliegenden Studie wurde danach gefragt, wie in städtischen Publikationen der Geltungsanspruch von Inhalten markiert wird. Unter diesem Blickwinkel betrachtet scheint der Einsatz schematisierender Zeichnungen eine Möglichkeit zu sein, wie Inhalten ein allgemeingültiger, über die städtischen Belange hinausgehender «Effet de réel» verliehen werden kann. Gleichzeitig erleichtern stilisierte Figuren auch die Identifikation mit ihnen.⁶² Der Einsatz von Zeichnungen könnte als eine Art literarisierendes Verfahren gesehen werden und verweist auf einen Implementationsstil, der über alltagspraktische Problemlösungen hinaus auf die «mental-reflexiv-emotive Bewältigung von Lebenssituationen»⁶³ abzielt. Die Verbindung von symbolisch-schematischer Verdichtung von Inhalten und dekorativen Elementen findet sich aber auch bei städtischen Infografiken,⁶⁴ ein Genre, das auch in der Wissenschaftskommunikation und in den Massenmedien grosse Verbreitung erfahren hat und zum Beispiel mit beschleunigten Rezeptionsgewohnheiten in Verbindung gebracht werden kann. Im Bereich der Wissensvermittlung gewinnen zudem animierte, gezeichnete Publikationsformate (namentlich Erklärvideos) an Bedeutung, die von der Stadt Zürich und vielen weiteren staatliche Stellen eingesetzt werden. In beiden Fällen ist die Nähe zur diagrammatischen Darstellung mit stark performativer Geltungswirkung nicht zu übersehen. Inwiefern verweist der Einsatz solcher gezeichneter Bildelemente auf längerfristige Veränderungen von Kommunikationsgewohnheiten respektive -konventionen? Das wären auch im Rahmen einer Rezeptionsforschung interessante Fragen.

Wissen

Die in der vorliegenden Studie betrachteten Stadtzürcher Publikationen vermitteln – in unterschiedlichsten Formen – Wissensinhalte zur Organisation von Stadtgesellschaft. «Wissen» bezieht sich dabei nicht allein auf wissenschaftliche Inhalte, sondern meint zum Beispiel auch Deutungsmuster bezüglich des sozialen Zusammenlebens oder praktische Kenntnisse von Verwaltungsabläufen. In der Gesamtschau weisen die städti-

61 UB (abgerufen: 12. 3. 2023).

62 Vgl. McCloud 2001.

63 Vgl. Fix 2008b.

64 SSZ: Quartierspiegel (abgerufen: 12. 3. 2023).

schen Publikationen eine riesige thematische Fülle auf, wobei die einzelnen Publikationen natürlich immer nur bestimmte Ausschnitte aus dem gesamten Tätigkeitsbereich der städtischen Verwaltungsstellen zeigen. Dieser Aspekt wurde anhand des Motivs der unsichtbaren Stadt⁶⁵ zu erfassen versucht: so ist die Stadt in den Publikationen in der Regel nicht als Ganzes fassbar, sondern nur partiell und ihre Darstellung bleibt in diesem Sinn fragmentarisch. Das Erkenntnisziel der Studie ging jedoch über die in den einzelnen Publikationen explizit aufbereiteten Inhalte hinaus. Eine der zentralen Frage zielte auf die Vorstellungen von Stadt und Verwaltung, die in der Verbindung von Inhalt und (gebrauchspublikatorischer) Form mitvermittelt werden. Auffallend ist diesbezüglich die Doppeldeutigkeit der verwendeten Begriffe: Die «Stadt Zürich» selbst bleibt in den Publikationen letztlich ein abstrakter und doppeldeutiger Bezugspunkt, der sich ebenso auf die politische Gemeinde und ihre Bevölkerung wie auch auf die städtische Regierung und Verwaltung beziehen kann. Die «Stadt Zürich» ist also zum einen die Signatur staatlicher Stellen mit spezifischen Befugnissen, zum anderen ein Identifikationsangebot räumlicher, sozialer und politischer Art. Diese Doppeldeutigkeit hat nicht allein mit der aller (politischen) Symbolik eigenen Mehrdeutigkeit zu tun, sondern ist aus Perspektive der städtischen Öffentlichkeitsarbeit durchaus gewollt. Die Stadt Zürich hat ein Dachmarkenkonzept eingeführt,⁶⁶ das alle städtischen Leistungen unter dem «Stadtemblem»⁶⁷ bündelt. Das Bildzeichen mit Wappen, zwei Löwen und Krone verkörpert sinnbildlich die in Zusammenhang mit der Ökonomisierung des öffentlichen Sektors zu beobachtenden Mischformen, indem es politisches Repräsentationszeichen und Kennzeichen einer Dienstleistungsorganisation miteinander verschränkt.

Das Untersuchungsgebiet ist nur mit Schwierigkeiten einzugrenzen. Auf die Schwierigkeiten die Kommunikation von Regierung und Verwaltung auseinanderzuhalten, wurde verschiedentlich hingewiesen. Ähnliche Abgrenzungsschwierigkeiten betreffen auch die verschiedenen staatlichen Ebenen (Gemeinden, Kantone, Bund). Zur Illustration soll hier ein kurzer Verweis auf eine Beobachtung dienen, die während der Jahre der Corona-Pandemie gemacht werden konnte. Um die weitere Verbreitung der Krankheit zu verhindern, wurden damals in der Schweiz auf allen Staatsebenen Kampagnen zur Vermittlung von Muss-, Soll- und Kann-Normen durchgeführt.⁶⁸ Die einzelnen staatlichen Stellen waren auf den jeweiligen Kommunikationsmitteln zwar aufgeführt, die genauen

65 Schabacher 2015.

66 Vgl. STRB 1292/2005 sowie STR Medienmitteilung vom 30. 11. 2005: Stadt vereinheitlicht Erscheinungsbild.

67 SAR: Die Löwen im Wappen Zürichs (abgerufen: 12. 3. 2023).

68 Die Bundeskampagne mit Verhaltensanweisungen zur Prävention der Krankheit startete Ende Februar 2020 mit Inseraten in Tageszeitungen, die auf verschiedene Hygieneregeln hinwiesen. Später folgten Plakate, Faktenblätter oder Erklärvideos mit den gleichen Botschaften, vgl. BAG: Kampagnenarchiv (abgerufen: 12. 3. 2023). Die Stadt verwendete während des Lockdowns eigene Plakate mit der Aufforderung: «Bleiben Sie zu Hause. Bitte. Alle.»

Absenderinnen (mit Ausnahme des Bundesrats, ein während der ganzen Zeit der Pandemie präsenter und hochgradig personalisierter Krisenkommunikator) dürften im Alltag aber eher unklar geblieben sein, da die Kampagnen zum Teil zeitgleich liefen und auch noch die gleichen Botschaften verbreiteten. Werden die beteiligten Akteurinnen und Akteure miteinbezogen, wird es noch unübersichtlicher. Wer kommunizierte jeweils: Politik? Regierung? Verwaltung? Wissenschaft? PR-Agentur? Die Kampagnenmaterialien konnten zudem von privaten Nutzerinnen und Nutzern im Internet bezogen werden, sei es zum Beispiel zum Aufhängen in Verkaufsläden, Bürogebäuden oder Wohnhäusern. Die Grenzen der sich im Kommunikationsprozess abzeichnenden «Verwaltungs-» respektive «Staatsfiktionen» sind von Fall zu Fall zu ziehen. Unschärfen der Grenzen zeigen sich allgemein nicht nur bezüglich der Inhalte und der beteiligten Akteurinnen und Akteure zwischen dem privaten und dem öffentlichen Bereich, sondern in einzelnen Fällen ebenfalls wegen der eingesetzten Kommunikationsformen; ich werde darauf weiter unten in Zusammenhang mit dem Einsatz von populärkulturellen Elementen zurückkommen.

Ein Schwerpunkt der Studie galt der Inszenierung von Wissensautoritäten, also den der Wissensvermittlung inhärenten sozialen Asymmetrien. Der Rekurs auf den Bourdieuschen Feldbegriff hat geholfen, die Kommunikation der staatlichen Akteurinnen und Akteure unter relationalen Gesichtspunkten zu erfassen. Damit ist zum einen deren Positionierung gegenüber der Bevölkerung, einzelnen sozialen Gruppen oder Nichtfachleuten gemeint. Zum anderen lässt sich damit auch die Positionierung gegenüber anderen staatlichen oder allfälligen weiteren Akteurinnen und Akteuren zur Erlangung von Deutungs- und Vermittlungshoheit beschreiben. Solche Positionierungen innerhalb des bürokratischen Felds sind im Einzelfall zu rekonstruieren, um die alltäglichen «Autoritätsgeschichten» zu erfassen, welche den Einsatz der Gebrauchspublikationen im Untersuchungsgebiet begleiten. Zur Illustration soll hier nochmals ein Verweis auf die Zeit der Corona-Pandemie dienen. Besonders in den ersten Monaten der Pandemie wurde die Verlässlichkeit der Corona-Daten des zuständigen Bundesamts angezweifelt und ihre langsame Veröffentlichung kritisiert. Das führte dazu, dass andere Verwaltungsstellen – namentlich das Statistische Amt des Kantons Zürich, aber auch Vertreterinnen und Vertreter der Stadtzürcher Statistikstelle⁶⁹ – in Zusammenarbeit mit daten- und webaffinen Privatpersonen schweizweit bei den Kantonen die Daten zu sammeln begannen und über eine Schnittstelle im Internet öffentlich zur Verfügung stellten.⁷⁰ Eine Zeitlang bezog danach sogar die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft die Zahlen für ihre Corona-Bulletins nicht mehr von der Bundesstelle, sondern über diese Plattform.⁷¹ Wissensinhalte und die Ermächtigung, sie zu vermitteln, bauen auf institutiona-

69 Vgl. SSZ: Datensammler in Zeiten der Pandemie (abgerufen: 12. 3. 2023).

70 Vgl. STA MM 26. 3. 2020: Monitoring COVID-19 Effects.

71 Vgl. SRF: Corona-Zahlen (abgerufen: 12. 3. 2023); Luzerner Zeitung: Chaos bei Corona-Daten (abgerufen: 12. 3. 2023).

lisierten und weiteren Autorisierungsstrategien auf. Neben den rechtlichen Grundlagen, die im Untersuchungsgebiet immer gegeben sein müssen, kann das – wie bei der öffentlichen Statistik – eine tradierte «Normalerzählung»⁷² sein. Im obigen Beispiel wurde diese Erzählung mit Nachweisen der Bewährung ergänzt, eine Form der Expertisedarstellung, die in der vorliegenden Studie mehrfach analysiert wurde. Die Statistikstellen konnten sich durch die Zusammenarbeit mit der Open-Data-Community nicht nur als neuen Entwicklungen gegenüber aufgeschlossen zeigen, sondern auch als äusserst kompetent in ihrem Tun präsentieren und gegenüber einer Bundesstelle eine eigene Vermittlungshoheit behaupten.

Die Fokussierung auf Prozesse und Netzwerke, Übersetzungen und Transformationen sind sowohl dem Implementationsansatz als auch den Konzepten zur Erforschung der Wissensvermittlung gemeinsam. Im letzten Unterkapitel der vorliegenden Studie wurden die Stadtzürcher Publikation als Ansatzpunkte für die Analyse von «Interpretationsgemeinschaften»⁷³ betrachtet. Der Soziologe Howard Becker versteht darunter die Macherinnen und Macher von Publikationen auf der einen Seite und die Nutzerinnen und Nutzer auf der anderen, die durch Kommunikationskonventionen verbunden sind.⁷⁴ Das Konzept der Interpretationsgemeinschaft stellt die Publikation und ihre potenzielle Bindungskraft in den Mittelpunkt. Es geht darum zu verstehen, wie die stark konventionalisierten Gebrauchsformen in spezifischen Kommunikationssituationen ihre Aussagekraft und ihre soziale Bindewirkung erhalten; eine Methode, die in der vorliegenden Studie verschiedentlich angewendet wurde. Diese Herangehensweise bietet ebenfalls Ansatzpunkte für Analysen über die verschiedenen Staatsebenen hinweg. Zudem erlaubt sie, die neuen Verwaltungsformen, die unter dem Überbegriff «demokratische Governance»⁷⁵ gefasst werden und vermehrt die Zusammenarbeit zwischen staatlichen Stellen und weiteren gesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren wie NPO, Wissenschaft usw. thematisieren, in den Blick zu nehmen. Anders als die auf politische Akteurinnen und Akteure oder bestimmte Staatsebenen fokussierten Ansätze ermöglicht die vergleichsweise grosse Offenheit der kulturwissenschaftlichen Definitionen und Konzepte⁷⁶ über verschiedenste institutionelle Grenzen hinweg Verbindungen herzustellen, was meines Erachtens unabdingbar ist, wenn der alltäglichen Konstruktion von «Verwaltungsfiktionen» nachgegangen werden soll.

⁷² Köhler 2008.

⁷³ Becker 2019, S. 18.

⁷⁴ Vgl. ebd.

⁷⁵ Vgl. Pasquier/Weiss Richard 2017, S. 17–19.

⁷⁶ Vgl. die diesbezügliche Kritik: Stiening 2007.

Populärkultur

In Zusammenhang mit der Populärkulturforschung wurde in der vorliegenden Arbeit erstens danach gefragt, wie die Stadt in ihren Publikationen auf populärkulturelle Elemente zurückgreift und diese mit Blick auf ihre Zielsetzungen funktionalisiert. Populärkultur ist hier also hauptsächlich ein Mittel, um die Attraktivität der Publikationen zu erhöhen. Zweitens wurde darauf hingewiesen, dass der Einsatz von populärkulturellen Formen – hier ein Hörspiel mit einer fiktionalen Geschichte – dazu verwendet werden kann, um die Reichweite von städtisch-politischen Themen zu signalisieren. Damit wird auf eine symbolische Dimension verwiesen, nämlich auf die Populärkultur als eine Art von Kultur, die sich potenziell an alle richtet. Das Konzept der «Cultural Citizenship»⁷⁷ interessiert sich unter anderem für die Frage, wie gesellschaftliche Zugehörigkeit und Partizipation über Medien gefördert und entsprechende Identifikationsprozesse durch Medien konstituiert werden. Das Konzept wurde im Rahmen dieser Arbeit nicht explizit genutzt, viele der behandelten Fragestellungen verweisen aber auf ähnliche Interessensgebiete. In dieser Hinsicht zeigen sich beim städtischen Einsatz von populärkulturellen Formen bemerkenswerte Veränderungen in Zusammenhang mit dem oben beschriebenen Medienwandel. Zwei Aspekte sollen hier herausgegriffen werden: die sichtbare Vergrösserung der Reichweite der städtischen Kommunikation sowie der Einsatz von Unterhaltungskommunikation. Dies erlaubt, Spezifika der Publikationen der Print-Ära nochmals herauszustellen und auf weiterführende Fragestellungen hinzuweisen.

Die Adressatinnen und Adressaten der gedruckten Hefte, Flyer, Pläne usw. sind letztlich eine Grösse, die sich über Auflagenzahlen und Verteilorte zumindest teilweise rekonstruieren lässt, die aber hier nicht im Sinn der Rezeptionsforschung erschlossen wurde. Mit dem Einsatz von Social-Media bieten sich hierzu ganz neue Möglichkeiten, die auch zu Erkenntnissen über das heutige Verwaltungs- und Staatsverständnis beitragen können. Ein Ansatzpunkt ist zum Beispiel die öffentliche Quantifizierung der Kommunikation. Im Vergleich mit den Auflagenzahlen der gedruckten Publikationen kann die Reichweite beim Publizieren über elektronische Kanäle um ein Vielfaches zunehmen. So zählt die Stadt Zürich auf Facebook rund 50 000 oder auf Instagram fast 16 000 Follower.⁷⁸ Solche Auflagenzahlen wurden bei den betrachteten Publikationen nur in wenigen Fällen erreicht.⁷⁹ Nehmen wir die quantitative Reichweite als Massstab für die «Popularität» respektive für die potenziell inkludierende Wirkung der städtischen Kommunikation, dann hat sich diese gegenüber den gedruckten Publikationen sicher vergrössert. Die Quantifizierung erlaubt aber auch neue Möglichkeiten der Inszenierung von Autorität. So kann im Rahmen der elektronischen Kommunikation der eigenen Status durch die Sichtbar-

⁷⁷ Vgl. z. B. Klaus/Lünenborg 2004.

⁷⁸ Stand Frühjahr 2023.

⁷⁹ Vgl. STRB 1376/2007.

keit des Verhältnisses der Zahl der Follower und der selbst gefolgten Accounts signalisiert werden. Die Stadt Zürich hat auf Instagram gerade einmal 36 andere Kanäle abonniert, darunter diejenigen der Stadträtinnen und Stadträte; auf Facebook folgt sie rund 100 anderen Organisationen oder Personen. Trotz dialogischer Elemente scheint auch die Kommunikation über Social-Media – vergleichbar mit den gedruckten Publikationen – hauptsächlich Einwegkommunikation zu sein.

Auf den Social-Media-Kanälen erhält die Unterhaltung einen anderen Stellenwert. So postet die Stadt Zürich zum Beispiel auf Instagram jeweils ein «Bild der Woche». Das kann im Herbst ein schön bunter Laubbaum sein oder vor Weihnachten das Bild eines heimatlichen Weihnachtsmarkts. Es sind Fotografien ohne direkten politischen Inhalt; allein die Ästhetik scheint ihre Auswahl anzuleiten. In «analoger» Typologie von Gebrauchspublikationen lassen sich diese Bilder am ehesten mit dem Kartengruss vergleichen, einer kontaktbezogenen Form zur Stabilisierung von Beziehungen.⁸⁰ Solche eigenständigen expressiven Gebrauchsformen wurden in der vorliegenden Studie nicht behandelt; dies, weil der Autor über keine vergleichbaren Beispiele verfügte. Die Serie «Bild der Woche» besteht im Grunde aus städtischen «Selfies» zur Konstruktion eines emotional aufgeladenen Lebensraums: «Zürich für Sie» ist hier ganz nah beim Gefühl des Gegenübers – aus gouvernementalitätsorientierter Perspektive zeigt sich hier zumindest teilweise ein Regieren durch «Admintainment». Welchen Einfluss hat das beobachtete Wechselspiel zwischen ernsten und unernsten Inhalten in Bezug auf den Geltungsanspruch der städtischen Kommunikation? Und wie werden hier Machtverhältnisse sichtbar gemacht oder verborgen?⁸¹ Es sind Fragen, die ihre Brisanz vor dem Hintergrund des allgemeinen Wandels institutioneller Herrschaftsordnungen gewinnen, wie sie beispielsweise im Rahmen der Theorie der reflexiven Modernisierung konstatiert werden.⁸² Das Beispiel verweist so betrachtet auf eine Verschiebung der Grenze zwischen öffentlich und privat.

Die städtischen Publikationen wurden in der Studie als Teil der politischen Öffentlichkeit analysiert. Dabei ging es allerdings nicht um eine Öffentlichkeit als Marktplatz oder Forum zur Diskussion politischer Entscheide, sondern um die Implementation von Entscheiden, welche verschiedene (öffentliche und private) Lebensbereiche bestimmten Regeln zu unterstellen versuchen. Im Vergleich mit den Druckpublikationen nimmt auf den elektronischen Kanälen die Häufigkeit der (kommunikativen) Begegnung mit der Stadt Zürich zu: Werden die gedruckten Publikationen zu bestimmten Terminen im Jahr (z. B. Steuererklärung) oder zu bestimmten Lebensereignissen (z. B. Wohnsitzwechsel) zugeschickt, erhält man auf den elektronischen Kanälen wöchentlich mehrere städtische

80 Vgl. Rolf 1993, S. 279, 280.

81 Vgl. Münkler 1995.

82 Vgl. Bonss/Lau 2011.

Meldungen. Die städtischen Inhalte werden dabei zu Bestandteilen von persönlichen Netzwerken⁸³ und reihen sich ins Kontinuum der endlos aufeinanderfolgenden – privaten und öffentlichen – Meldungen ein. Die populärkulturellen Elemente scheinen vor allem in den Fällen, in denen sie auf das Gefühl und Empfinden abzielen, wesentlich zur Überbrückung der Grenze zwischen öffentlichen und privaten Sphären beizutragen. Weitere Forschung wäre hierzu in Zusammenhang mit der Diskussion über die «Intimisierung des Öffentlichen»⁸⁴ von grossem Interesse. Die Stadt rückt nämlich nicht nur inhaltlich näher ans Private und Intime heran, sondern auch formal-technisch. Fanden die gedruckten Publikationen den Weg auf den Küchentisch, ins Wohnzimmer oder vielleicht auch einmal ins Bücherregal, nähert sich die Stadt nun dank der tragbaren elektronischen Kleingeräte dem individuellen Körper und ist bei mir – wie bei vielen, vielen anderen – fast stets griffbereit in der Hosentasche.

83 Vgl. Eisenegger 2018, S. 3.

84 Vgl. ebd.

Quellen- und Literaturverzeichnis

Quellen

In den Fussnoten verwendete Abkürzungen:

GB	Geschäftsbericht
MB	Merkblatt
MM	Medienmitteilung
TB	Tätigkeitsbericht
UB	Umweltbericht

Stadt Zürich

Stadt Zürich: interna. Newsletter Nr. 1, September 2007.

Stadt Zürich: Mobilität ist Kult(ur). Die neue Mobilitätsstrategie – wie wir miteinander weiterkommen. Eine Information des Stadtrats von Zürich. Zürich 2002.

Stadt Zürich: Nur eine weltoffene Stadt ist eine Weltstadt (o. J.).

Stadt Zürich: Schlussbericht Strategie-Schwerpunkt Nachtleben. Dezember 2018.

Stadt Zürich: Zürich Backstage. Sieben Kurzfilme über die städtische Vielfalt von Zürich. DVD Video. Produktion: Geonex. Zürich 2010.

Stadt Zürich (Hrsg.): Zürich für Sie. Ein Stadtführer für Neuzugezogene und Alteingesessene. NZZ Fretz AG, Schlieren 2001.

Stadt Zürich (Hrsg.): Zürich für Sie. Dienstleistungen und Angebote der Stadt Zürich. 5. Auflage. NZZ Fretz AG, Schlieren 2008.

Stadt Zürich: Zürich stimmt ab. 30. 11. 2008.

Stadt Zürich: Zürich wandelt sich. Zürich bleibt Zürich. Planen und bauen für die Stadt von morgen. Zürich 2008.

Webseiten

Stadt Zürich: Inventar der Natur- und Landschaftsschutzobjekte von kommunaler Bedeutung. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/geodaten/download/Inventar_der_Natur_und_Landschaftsschutzobjekte_von_kommunaler_Bedeutung?format=10007 (abgerufen: 15. 4. 2021).

Stadt Zürich: Leitbild. URL: <https://web.archive.org/web/20001010190735/http://www.stadt-zuerich.ch:80/str/leitbild/index.htm> (abgerufen: 10. 1. 2018).

Stadt Zürich: Mis Züri – mis CD / Grundlagen: Illustration. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/cd/de/index/grundlagen/illustration.html> (abgerufen: 12. 3. 2023).

Stadt Zürich: Portal. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/portal/de/index.html> (abgerufen: 8. 8. 2018).

- Stadt Zürich / Bar & Club Kommission Zürich / Nachtstadtrat / Quartierkonferenz Zürich: Gemeinsam für eine gute Nachbarschaft in der Stadt Zürich. URL: <https://gute-nachbarschaft.ch/> (abgerufen: 7. 5. 2020).
- Stadt Zürich / Bar & Club Kommission Zürich / Nachtstadtrat / Quartierkonferenz Zürich. URL: <https://gute-nachbarschaft.ch/wertschaetzen/#nachtarchiv> (abgerufen: 17. 8. 2020).
- Stadt Zürich / Jobs / Arbeitgeberin: Leitbild. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/portal/de/index/jobs/Arbeitgeberin/leitbild.html> (abgerufen: 8. 2. 2018).
- Stadt Zürich / Politik & Recht / Stadtmann- und Betreibungsämter / Öffnungszeiten + Kontakte. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/portal/de/index/politik_u_recht/stadtamann-_undbetreibungsaeamter/adressen_-_oeffnungszeiten/zuerich_5/zuerich_5.html (abgerufen: 2. 9. 2018).
- Stadt Zürich / Politik & Recht / Stadtmann- und Betreibungsämter: Betriebsauszug bestellen. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/portal/de/index/politik_u_recht/stadtamann-_undbetreibungsaeamter/auszug-betreibungsregister.html (abgerufen: 22. 12. 2021).
- Stadt Zürich / Social Media. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/socialmedia> (abgerufen: 29. 12. 2021).
- Stadt Zürich / Stadtmann- und Betreibungsämter / Bestellung Auszug aus dem Betreibungsregister. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/portal/de/index/politik_u_recht/stadtamann-_undbetreibungsaeamter/adressen_-_oeffnungszeiten/zuerich_5/zuerich_5.html (abgerufen: 8. 8. 2018).
- Stadt Zürich Kultur / Institutionen / Ausstellungen Stadthaus / Rückblick Ausstellungen Stadthaus / 2016: Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich 2011–2015. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/kultur/de/index/institutionen/ausstellungen_stadthaus/archiv/2016/AuszeichnungfuerguteBautenderStadtZuerich.html (abgerufen: 4. 6. 2021).
- Stadt Zürich Kultur / Institutionen: Ausstellungen Stadthaus. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/kultur/de/index/institutionen/ausstellungen_stadthaus.html (abgerufen: 4. 6. 2021).
- Stadt Zürich Kultur: Kunst-Newsletter. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/kultur/de/index/kultur_stadt_zuerich/kulturinformation/newsletterkunst.html (abgerufen: 15. 12. 2021).
- Facebook / Stadt Zürich. URL: <https://www.facebook.com/stadtzuerich/> (Meldung vom 8. Mai 2020) (abgerufen: 10. 5. 2020).
- Youtube / Stadt Zürich: Wir arbeiten für Zürich. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=Y-WzcRdt200> (abgerufen: 9. 1. 2022).

Departemente und Dienstabteilungen

PRD: Präsidialdepartement

PRD, Fachstelle für Stadtentwicklung (Hrsg.): Gute Beziehungen schaffen. Integrationsprojekte der Stadt Zürich. Zürich 2002.

Medienmitteilungen

PRD Medienmitteilung vom 30. 1. 2002: «Gute Beziehungen schaffen».

PRD Medienmitteilung vom 29. 1. 2007: Zürich hat ein neues Motto für das Stadtmarketing.

PRD Medienmitteilung vom 5. 2. 2007: Strategien Zürich 2025 – da will die Stadt hin.

Webseiten

- PRD Bevölkerung / Heiraten und eingetragene Partnerschaft / Vorbereitung. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/bevoelkerungsamt/heiraten/vorbereitung.html> (abgerufen: 6. 2. 2021).
- PRD Stadtentwicklung / Integrationsförderung / Neu in Zürich / Herzlich Willkommen in Zürich: URL: https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/stadtentwicklung/integrationsfoerderung/neu_zugezogen.html (abgerufen: 3. 1. 2021).
- PRD Statistik: Das Ende der Jahrbuch-Ära. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/content/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/ssz-magazin/2018-07-17_Das-Ende-der-Jahrbuch-Aera.html (abgerufen: 1. 5. 2020).
- PRD Statistik / Themen / Bevölkerung / Geburten, Kinder, Vornamen / Vornamen: Vornamen in der Stadt Zürich. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/statistik/themen/bevoelkerung/geburten-kinder-vornamen/vornamen.html> (abgerufen: 29. 12. 2021).
- PRD Statistik / Über uns / Animierte Infografiken der ZHdK: «Measuring Zurich»/Seraina Mandra: mehr als durchschnittlich. URL: https://web.archive.org/web/20150507110101/https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/statistik/ueber-uns/externe-projekte/2014_ZHDK_measuring-zurich1.html (abgerufen: 9. 3. 2021).

STEZ: Stadtentwicklung

- STEZ: Ist Zürich auf dem richtigen Weg? Vertiefte Auswertungen der Bevölkerungsbefragung 2007. Zürich 2008.
- STEZ: Projekt: «Hallo Nachbarin, hallo Nachbar». Kurzfassung Schlussbericht. Zürich 2009.
- STEZ: ZRH3039. 30- bis 39-Jährige in der Stadt Zürich: eine Altersgruppe im Fokus. Zürich 2019.
- STEZ Integrationsförderung / Christof Meier: Herzlich Willkommen! Anmerkungen zu einer kommunalen Willkommenskultur. 7. Februar 2011.
- STEZ Integrationsförderung: Eine Stadt ohne Mehrheitsgesellschaft. Züricher Migrationskonferenz 2018 / Auftaktveranstaltung. Begrüssung durch Stadtpräsidentin Corine Mauch.
- STEZ Integrationsförderung (Hrsg.): Wir leben Zürich. Gemeinsam. Migrantinnen und Migranten in der Stadt Zürich. Integrationsbericht 2009. Zürich 2009.
- STEZ Integrationsförderung: Zürich ist gelebte Vielfalt. Integrationspolitische Ziele der Stadt Zürich 2019–2022. September 2019.

Medienmitteilungen

- STEZ Integrationsförderung, Medienmitteilung vom 27. 2. 2008: Hallo Nachbarin, hallo Nachbar. Leichtverständliche Hausregeln für ein gutes Zusammenleben.

Merklblätter

- STEZ: Über 350 verschiedene Deutschkurse! (o. J.).

Zeitschriften

- Stadtentwicklung Zürich: Stadtblick (2000–2016).
- Baldauf, Cristiana: Alltag im Kreisbüro 4. In: Stadtblick 29/2014: 16, 17.
- Bartal, Isabel: Zürich – Millionärin der Vielfalt. Integration geht alle an. In: Stadtblick 13/2006: 4, 5.
- Ledergerber, Elmar: Standpunkt. In: Stadtblick 17/2008: 5.

- Mauch, Corine: Standpunkt. In: Stadtblick 29/2014: 5.
 Meier, Christof: Herzlich Willkommen. In: Stadtblick 23/2011: 16, 17.
 Messmer, Karin: Zürich aus anderem Blickwinkel. Was MigrantInnen zu Zürich meinen. In: Stadtblick 12/2005: 22, 23.
 Schindler, Anna: Ankunftsstadt Zürich. In: Stadtblick 33/2016: 4–7.
 Siebel, Walter: Die Zukunft der europäischen Stadt. In: Stadtblick 8/2003: 4–9.
 Wehrli-Schindler, Brigit: Editorial. In: Stadtblick 13/2006: 3.

SSZ: Statistik Stadt Zürich

- SSZ: Segregation und Umzüge in der Stadt und Agglomeration Zürich. Info 5/2004.
 SSZ: Statistisches Jahrbuch 2002. 97. Jahrgang. Zürich 2002.
 SSZ: Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich 2003. 98. Jahrgang. Zürich 2003.
 SSZ (Hrsg.): Statistik ist lebensgefährlich. Zürich 2009.
 SSZ: Von Afghanistan bis Zypern. Die ausländische Wohnbevölkerung der Stadt Zürich. Analysen 3/2011.

Medienmitteilungen

- SSZ Medienmitteilung vom 23. 5. 2006: Das Statistische Jahrbuch der Stadt Zürich erhält die Auszeichnung «Schönste Schweizer Bücher 2005».
 SSZ Medienmitteilung vom 30. 5. 2006: Zürichs Stadtquartiere im Licht der Statistik.
 SSZ Medienmitteilung vom 16. 1. 2012: Über 1000 Seiten Information zu Zürichs Quartieren.
 SSZ Medienmitteilung vom 27. 7. 2017: Statistisches Jahrbuch zum letzten Mal in gedruckter Form.

Newsletter

- SSZ Newsletter 12/2009, 1/2010.

Webseiten

- SSZ Publikationen: Datensammler in Zeiten der Pandemie. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/content/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/ssz-magazin/2020-10-06_Datensammler-in-Zeiten-der-Pandemie.html (abgerufen: 12. 3. 2023).
 SSZ Publikationen: Quartierspiegel. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/Quartierspiegel/QS-Gesamtreihe.html> (abgerufen: 12. 3. 2023).
 SSZ Publikationen: Statistisches Jahrbuch der Stadt Zürich. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/Jahrbuch.html> (abgerufen: 28. 5. 2021).

SAR: Stadtarchiv

Merkblätter

- SAR: Abgabepflicht für Drucksachen an das Stadtarchiv (o. J.).

Webseiten

- SAR Recherche: Beliebte Forschungsthemen: Die Löwen im Wappen Zürichs («Zürileuen»).
 URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/stadtarchiv/RechercheBenutzung/recherche>

che/beliebteforschungsthemen/die_loewen_im_wappenzuerichsuerileuen.html (abgerufen: 12. 3. 2023).

FD: Finanzdepartement

HRZ: Human Resources Management

HRZ: Wir arbeiten für Zürich. Informationen für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Stadt als Arbeitgeberin. Zürich 2011.

SID: Sicherheitsdepartement (bis 2016: Polizeidepartement (PD))

Polizeidepartement (Hrsg.): Sicherheit in der Stadt Zürich 2012. Ein Bericht zur allgemein Sicherheitslage in der Stadt Zürich. Zürich 2013.

Medienmitteilungen

SID Medienmitteilung vom 17. 4. 2013: Polizeivorsteher präsentiert Bericht «Sicherheit in der Stadt Zürich 2012».

SID Medienmitteilung vom 17. 4. 2018: Neue Präventions-Kampagne «Andrea kann HEH! Und du?».

Webseiten

SID Über das Departement: Nachtleben. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/pd/de/index/das_departement/nachtleben.html (abgerufen: 9. 5. 2020).

SID Stadtpolizei / Prävention / Gewaltprävention / Jeder kann HEH! Diskriminierung. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/pd/de/index/stadtpolizei_zuerich/praevention/kriminalpraevention/jeder-kann-h-e-h-/diskriminierung.html (abgerufen: 22. 12. 2021).

SID Stadtpolizei / Prävention / Gewaltprävention / Jeder kann HEH! Sexuelle Belästigung. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/pd/de/index/stadtpolizei_zuerich/praevention/kriminalpraevention/jeder-kann-h-e-h-/sexuelle-belaestigung.html (abgerufen: 22. 12. 2021).

DAV: Dienstabteilung Verkehr

Zeitschriften

DAV: Wegweiser. Die Hausnachrichten der Dienstabteilung Verkehr.

Fehr, Hanspeter: Editorial. In: Wegweiser 2/2011: 2.

hc: 80% der Kundinnen und Kunden sind sehr zufrieden. In: Wegweiser 2/2011: 1, 2.

STAPO: Stadtpolizei

Medienmitteilungen

STAPO Medienmitteilung vom 18. 2. 2016: Einladung zur Medienorientierung und Buchvernissage Globi und der Goldraub.

Merkbblätter

STAPO: Lärmhinweise für die Führung von Gastwirtschaften. Sicherheitsdepartement. 1. Februar 2018.

Webseiten

STAPO, Universität Zürich: Zivilcourage-Selbsttest. URL: <https://raprof.com/index.php/296333?newtest=Y> (abgerufen: 22. 12. 2021).

GUD: Gesundheits- und Umweltdepartement*Webseiten*

GUD Umweltbericht / Biodiversität. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/site/umweltbericht/de/index/biodiversitaet.html> (abgerufen: 13. 3. 2022).

GUD Gesundheit / Gesundheitsschutz & Hygiene / Lebensmittelinspektorat: Auftrag. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/gesundheit/gesundheitschutz_hygiene/lebensmittelinspektorat.html (abgerufen: 21. 2. 2015).

GUD Gesundheit / Gesundheitsschutz & Hygiene / Lebensmittelinspektorat / Rechtliche Grundlagen. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/gesundheit/gesundheitschutz_hygiene/lebensmittelinspektorat.html / (abgerufen: 21. 2. 2015).

GUD Gesundheitsschutz: Lebensmittelkontrolle. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/gesundheitschutz/verbraucherschutz/lebensmittel/lebensmittelkontrolle.html> (abgerufen: 5. 5. 2017).

GUD Gesundheitszentrum für das Alter: Alterszentren. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/content/gud/de/index/alter/neues-zuhause/alterszentren.html> (abgerufen: 29. 12. 2021).

GUD Umwelt & Energie: Nachhaltige Ernährung. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/umwelt_energie/ernaehrung.html (abgerufen: 29. 12. 2021).

Stadtärztlicher Dienst

Stadtärztlicher Dienst: Der Stadtarzt erzählt: Albert Wettstein, August 1983–September 2011. In: Intercura Nr. 114, Sonderheft September 2011.

UGZ: Umwelt- und Gesundheitsschutz

UGZ TB: Tätigkeitsbericht (2000–2013).

UGZ UB: Umweltbericht (erscheint seit 1988, ab Ausgabe 2019 nur noch online. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/gud/de/index/umwelt_energie/umweltbericht.html).

UGZ: Umwelt- und Gesundheitsschutz (Version 2009).

Medienmitteilungen

UGZ Medienmitteilung vom 24. 4. 2014: Ein Blick hinter die Kulisse.

Merkbblätter

UGZ Lebensmittelinspektorat: Anforderungen an Lebensmittelbetriebe (Version 2011).

UGZ Lebensmittelinspektorat: Die 10 Gebote der Lebensmittelhygiene (Version 2008).

- UGZ Lebensmittelinspektorat: Die 10 Gebote der Lebensmittelhygiene im Haushalt (Version 2009).
- UGZ Lebensmittelinspektorat: Einhaltung des Lebensmittelgesetzes in Kinderkrippen und Kinderhorten (Version 2011).
- UGZ Lebensmittelinspektorat: Einschränkung der Abgabe alkoholischer Getränke an Kinder und Jugendliche (Version 2011).
- UGZ Lebensmittelinspektorat: Spuckschutz (Version 2011).
- UGZ Luftreinhaltung: So macht Grillieren allen Freude (Version 2009).
- UGZ Schädlingsbekämpfung: Die Deutsche Schabe (Version 2010).
- UGZ Schädlingsbekämpfung: Essigfliegen (Version 2011).
- UGZ Schädlingsbekämpfung / Lebensmittelkontrolle: Schädlinge in Lebensmittelbetrieben (Version 2011).

Zeitschriften

- UGZ, Gastro Zürich-City, Cafetier Verband Zürich, Zürcher Hoteliers, Züri Beck: Blickpunkt. Hygiene-, Energie- und Umwelttipps für Profis (seit 2002).
- Müller, Gabi: Schädlinge raus! In: Blickpunkt 5/2004: 1, 2.
- (O. A.): «Unglaublich, was man da auf einmal alles sieht ...» In: Blickpunkt 2/2003: 1–3.
- (O. A.): Die 10 Gebote. In: Blickpunkt 4/2004: 4.
- (O. A.): Hygiene – das A und O des Gastgewerbes. In: Blickpunkt 10/2007: 2–4.
- (O. A.): Hygiene: Trennung zwischen «rein» und «unrein». In: Blickpunkt 16/2010: 1, 2.
- (O. A.): In Kürze. In: Blickpunkt 21/2012: 2.

Weitere

- Umweltschutzamt der Stadt St. Gallen, Gartenbau- und Landwirtschaftsamt der Stadt Zürich (Hrsg.): Tiere am Gebäude. Bauen mit Natur. (o. O.) 1996/1999.

TED: Tiefbau- und Entsorgungsdepartement

- TED: Countdown 2010, Erklärung der Stadt Zürich. Zürich, 22. Mai 2008.

Medienmitteilungen

- TED Medienmitteilung vom 5. 7. 2003: Mobilspiele: eine lustvolle Betrachtung der städtischen Mobilität.
- TED Medienmitteilung vom 10. 5. 2005: Zürichs Gehkultur im Ohr.
- TED Medienmitteilung vom 16. 4. 2013: Mängelmelder «Züri wie neu» ist online.

Webseiten

- TED / Stadtverkehr 2025: Spaziergänge. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/stadtverkehr2025/routen.html> (abgerufen: 12. 10. 2021).
- TED Über das Departement / Stadtrat Richard Wolff / Tagblatt-Kolumnen / Publikation: Persönlich-Kolumne: Auf gute Nachbarschaft. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/>

departement/stadtrat_richard_wolff/tagblatt-Kolumnen/161205_auf_gute_nachbarschaft.html (abgerufen: 28. 12. 2021).

TED Grün Stadt Zürich / Beratung und Wissen / Naturschutz und Stadtrökologie / Arten- und Lebensraumschutz: Kartierungen. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/gsz/beratung-und-wissen/naturschutz/naturschutz/kartierungen.html> (abgerufen: 12. 1. 2022).

TED Grün Stadt Zürich / Beratung und Wissen: Invasive Neophyten – Problempflanzen. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/gsz/beratung-und-wissen/pflanzen/problempflanzen.html> (abgerufen: 21. 2. 2021).

TED Grün Stadt Zürich / Beratung und Wissen / Wohn- und Arbeitsumfeld: Förderprogramm «Mehr als Grün». URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/gsz/beratung-und-wissen/wohn-und-arbeitsumfeld/mehr-als-gruen.html> (abgerufen: 4. 4. 2021).

TED Grün Stadt Zürich / Natürliche Vielfalt / Pflanzen: Problempflanzen – Neophyten. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/gsz/natuerliche_vielfalt/pflanzen/problempflanzen-neophyten.html (abgerufen: 5. 7. 2012).

TED Grün Stadt Zürich / Natürliche Vielfalt / Tiere: Tierische Stadt. URL: https://web.archive.org/web/20170823090628/https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/gsz/natuerliche_vielfalt/tiere.html (abgerufen: 15. 12. 2019).

TED Grün Stadt Zürich / Über uns: Unsere Wirkungsfelder. URL: https://web.archive.org/web/2013071310918/http://www.stadt-zuerich.ch/content/ted/de/index/gsz/ueber_uns/unsere_wirkungsfelder.html (abgerufen: 13. 3. 2022).

TAZ: Tiefbauamt

TAZ, UGZ (Hrsg.): Züri z'Fuess. Auf dem Weg zur «2000-Watt-Gesellschaft» (o. O., o. J.).

TAZ, UGZ (Hrsg.): Züri z'Fuess. Unterwegs zur 2000-Watt-Gesellschaft (Version 2010).

Medienmitteilungen

TAZ Medienmitteilung vom 8. 5. 2008: 11. Stadtspaziergang der Serie «Züri z'Fuess».

TAZ Medienmitteilung vom 18. 5. 2009: Neuer Stadt-Spaziergang mit Hörspiel.

TAZ Medienmitteilung vom 27. 5. 2010: Jubiläum und neuer Stadtspaziergang von «Züri z'Fuess».

Webseiten

TAZ Impuls Mobilität / Newsletter: Newsletter-Archiv. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/ted/de/index/taz/verkehr/mobilitaetsberatung/impuls_mobilitaet/newsletter/newsletter_archiv.html (abgerufen: 29. 12. 2021).

GSZ: Grün Stadt Zürich

GSZ (Hrsg.): Das Grünbuch der Stadt Zürich. Integral planen – wirkungsorientiert handeln. Zürich 2006.

GSZ: Das Grünbuch der Stadt Zürich. Ziele und Massnahmen zur Entwicklung der Grün- und Freiräume. Neuausgabe 2019. Zürich 2019.

GSZ: Füchse in unseren Wohngebieten. Leben mit einem Wildtier. 3. Auflage. Zürich 2012.

GSZ (Hrsg.): Grün am Bau. Magazin zur Ausstellung. Zürich 2018.

GSZ, UGZ: Die Stadttaube (Version 2007).

GSZ, UGZ: Der Steinmarder. Biologie und Verhalten. Die wichtigsten Fragen. Zürich 2006.

Medienmitteilungen

- GSZ Medienmitteilung vom 14. 6. 2016: Wie die Stadt den Problempflanzen an die Wurzeln will.
 GSZ Medienmitteilung vom 20. 8. 2020: Zunahme der Tierarten in zehn Jahren: Der positive Trend hält an.

Merklblätter

- GSZ: Biodiversität – Reichtum für Zürich (o. J.).
 GSZ: Haufenweise Äste, Laub und Steine. (o. J.).
 GSZ: Lob der Faulheit, oder: Aufhören mit Aufräumen! (o. J.).
 GSZ: Was ist Biodiversität? (o. J.).

Zeitschriften

- GSZ, Verbund Lebensraum Zürich (Hrsg.): Grünzeit (2002–2011).
 Baumberger, Isabel: Der Flussregenpfeifer auf der Autobahnbaustelle. In: Grünzeit 18/2006: 2–5.
 Baumberger, Isabel: Der Fuchs im Wäschekorb. In: Grünzeit 1/2002: 14–16.
 Baumberger, Isabel: Editorial. In: Grünzeit 18/2006: 1.
 Baumberger, Isabel: Naturschutz in der Stadt: Lobbyarbeit für Hopfenklee und Zauneidechse. In: Grünzeit 7/2003: 2–6.
 Baumberger, Isabel: Reinflattern und abhängen? Der Fledermausschutz überwacht Zürichs geheimes Nachtleben. In: Grünzeit 14/2005: 6–8.
 Büttner, Michèle: Die Stadt, der Fuchs und die Maus. In: Grünzeit 22/2007: 13, 14.
 Eggli, Urs: Biodiversität auf Schritt und Tritt. In: Grünzeit 22/2007: 20.
 Handschin, Lukas: Ballastwasser belastet Gewässer. In: Grünzeit 33/2010: 21–23.
 Handschin, Lukas: Integral planen, wirkungsorientiert handeln. In: Grünzeit 38/2011: 2–4.
 Handschin, Lukas: Kleingärten mit hoher Vielfalt ausgezeichnet. In: Grünzeit 35/2010: 12.
 Hindenlang, Karin; Gabrielle Frey: Biodiversität ist mehr als nur Artenvielfalt. In: Grünzeit 26/2008: 16, 17.
 Ineichen, Stefan: Glühwürmchen: Leuchtsignale der Naturvielfalt. In: Grünzeit 13/2005: 2–5.
 Javurek, Brigitta: Der Igel, ein urbaner Zeitgenosse. In: Grünzeit 21/2007: 9, 10.
 Javurek, Brigitta: Goldene Räuber im Dunkelhölzliweiher. In: Grünzeit 12/2004: 11.
 Javurek, Brigitta: Sommerliche Überflieger. In: Grünzeit 13/2005: 14, 15.
 Leutenegger, Marius: Biologische Vielfalt dank «Tenue grünen». In: Grünzeit 27/2008: 18, 19.
 Leutenegger, Marius: Naturoase neben TGV und S-Bahn. In: Grünzeit 18/2006: 10–12.
 Ruckstuhl, Max: Biodiversität – Reichtum für Zürich. In: Stadtblick 29/2014: 9–11.
 Stutz, Hans-Peter: Biodiversität: Reichtum für Zürich. In: Grünzeit 33/2010: 2, 3.
 SVS, Lukas Handschin, Max Ruckstuhl: Immer weniger Platz für bunte Vögel. In: Grünzeit 29/2009: 12, 13.
 Tschander, Bettina: Kampf der Ambrosiapflanze! In: Grünzeit 17/2006: 15.
 Van Audenhove, Mike: Grünzeit by Mike. In: Grünzeit 12/2004: 24.

Weitere

- Gartenbauamt Zürich: Spuren der Natur. Der Stadtnatur-Weg. Zürich 1993.
 Gartenbau- und Landwirtschaftsamt der Stadt Zürich, Zürcher Tierschutz: Igel – Wildtiere als Stadtbewohner. 3. Auflage. Zürich 2000.

Ornithologische Gesellschaft Zürich, Gartenbauamt Zürich (Hrsg.): Vögel in der Stadt. Lebensräume, Überlebensprobleme und Fördermassnahmen. Zürich 1994.

HBD: Hochbaudepartement

HBD, AFS ; TED, TAZ (Hrsg.): Entwicklungsgebiete der Stadt Zürich. Bericht der Arbeitsgruppe Gebietsmanagement. Zürich 2009.

Medienmitteilungen

HBD Medienmitteilung vom 4. 5. 2006: Zürich-West: Industrielehrpfad im Taschenformat.

HBD Medienmitteilung vom 8. 3. 2007: So plant und baut Zürich für die Stadt der Zukunft (Beilage: Politik im Städtebau, Referat von Stadträtin Kathrin Martelli).

Webseiten

HBD / Immobilien / Dienstleistungen / Kunstsammlung: Kunstsammlung der Stadt Zürich.

URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/immobilien-bewirtschaftung/dienstleistungen/kunstsammlung.html> (abgerufen: 1. 2. 2018).

HBD / Immobilien / Dienstleistungen / Kunstsammlung: Rubrik «ausgeliehen». URL: https://www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/immobilien-bewirtschaftung/dienstleistungen/kunstsammlung/rubrik_ausgeliehen.html (abgerufen: 15. 12. 2021; zitiert werden: Plinio Bachmann, Jeannette Jetter, Norbert Müller, Beatrice Grob).

HBD / Städtebau: Ausgezeichnete gute Bauten seit 1945. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/staedtebau/architektur/auszeichnung/ausgezeichnete-bauten.html> (abgerufen: 5. 3. 2022).

AFS: Amt für Städtebau

AFS (Hrsg.): Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich 2002–2005. Zürich 2006.

AFS (Hrsg.): Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich 2011–2015. Zürich 2016.

AFS (Hrsg.): Auszeichnung für gute Bauten der Stadt Zürich 2006–2011. Zürich 2011.

AFS (Hrsg.): Auszeichnung gutes Bauen der Stadt Zürich 1995–2001. Zürich 2002.

AFS (Hrsg.): Bauen an der Stadt. Architektur im Amt für Städtebau. Zürich 2012.

AFS (Hrsg.): Baukultur in Zürich. Affoltern, Oerlikon, Schwamendingen, Seebach. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2002.

AFS (Hrsg.): Baukultur in Zürich. Hottingen, Witikon. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2013.

AFS: Dichter. Eine Dokumentation der baulichen Verdichtung in Zürich – 30 Beispiele. Nr. 1. 3. Auflage, Zürich 2015.

AFS (Hrsg.): Entwicklungskonzept Zürich West. Kooperative Entwicklungsplanung. Zürich 2000.

AFS: Gerechter. Die Entwicklung der Bau- und Zonenordnung der Stadt Zürich. Nr. 3. Zürich 2013.

AFS (Hrsg.): Kooperative Entwicklungsplanung Manegg Zürich-Wollishofen. Grundsätze der Gebietsentwicklung. Zürich 2009.

AFS (Hrsg.): Planungsinstrumente. Planen für Stadt und Region. Zürich 2012.

AFS (Hrsg.): RES Räumliche Entwicklungsstrategie des Stadtrats für die Stadt Zürich. Zürich 2010.

AFS (Hrsg.): Schwamendingen. Städtebauliches Leitbild. Zürich 2005.

AFS (Hrsg.): Städtebau und öffentlicher Raum Zürich-Affoltern. Schwerpunkte für die Quartierentwicklung. Zürich 2004.

AFS: Weiter. 10 Leitsätze zur Nachhaltigkeit im Städtebau in Zürich – 10 Projekte. Nr. 2. Zürich 2013.

AFS: Zürich. Baukultur in einer weltoffenen Stadt. DVD Video. Zürich 2008.

Weitere

Bauamt II der Stadt Zürich (Hrsg.): Bauen an Zürich. Zürich 1992.

DIB: Departement der Industriellen Betriebe

Medienmitteilungen

DIB, WVZ Medienmitteilung vom 24. 9. 2015: Neuer Wasserweg im Hardhof.

Webseiten

DIB / Über das Departement / Newsletter: Newsletter «Lebensadern». URL: https://www.stadt-zuerich.ch/dib/de/index/das_departement/newsletter.html (abgerufen: 16. 1. 2021).

DIB / Wasser / Brunnen: Brunnenführungen. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/dib/de/index/wasserversorgung/brunnen/Brunnenfuehrungen.html> (abgerufen: 10. 5. 2020).

DIB / Wasser / Brunnen: Brunnenguide. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/dib/de/index/wasserversorgung/brunnen/adresse.html> (abgerufen: 16. 1. 2021).

DIB / Wasser / Erlebnis Wasser: Werkführungen. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/dib/de/index/wasserversorgung/wasser_u_natur/werkfuehrungen.html (abgerufen: 9. 5. 2021).

DIB: Wasserversorgung. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/dib/de/index/wasserversorgung.html> (abgerufen: 9. 5. 2021).

VBZ: Verkehrsbetriebe Zürich

VBZ Geschäftsbericht 2007. Zürich (o. J.).

VBZ Geschäftsbericht 2008. Zürich (o. J.).

VBZ Geschäftsbericht 2009. Zürich (o. J.).

VBZ (Hrsg.): Ist hier noch frei? Zürich 2017.

Medienmitteilungen

VBZ Medienmitteilung vom 26. 2. 2015: Die VBZ werben mit Kunst um Fachkräfte.

Webseiten

VBZ / Werbekampagnen / Mitarbeiterkampagne «Wir sind die VBZ». URL: https://www.stadt-zuerich.ch/content/vbz/de/index/die_vbz/portraet/werbekampagnen.html (28. 1. 2013).

- VBZonline / Menschen: Mittendrin und doch (fast) unsichtbar (Natascha Hufschmied, 8. Juli 2015). URL: <https://vzbzonline.ch/mittendrin-und-doch-fast-unsichtbar> (abgerufen: 17. 4. 2020).
- VBZ Züri Linie / Arbeitgeberin / Berufswelten / Stadtleben: Wir sind immer da: Für Zürich arbeiten macht Sinn. URL: <https://www.vbz.jobs/wir-sind-immer-da/> (abgerufen: 15. 4. 2020).
- VBZ Züri Linie / Berufswelten / Fahren: David Babic erzählt über seinen Alltag als Trampilot. URL: <https://www.vbz.jobs/davic-babic/> (abgerufen: 15. 4. 2020).
- VBZ Züri Linie / Berufswelten / Fahren: Die neuen Uniformen der VBZ bieten Wiedererkennung und Komfort. URL: <https://www.vbz.jobs/19146-2/> (abgerufen: 15. 4. 2020).
- VBZ Züri Linie / Youtube: VBZ Vernissage unsichtbare Talente. URL: https://www.youtube.com/watch?v=FN6Z_a8uh8Q (abgerufen: 17. 4. 2020).

Zeitschriften

- Heiniger, Ursula: Spannende Berufswelten neu erzählen. In: Im Takt 3/2019: 8, 9.
- Latscha, Werner: Auf dem Weg zur Selbstbedienung. In: Im Takt 2/2013: 20–25.
- Vögeli, Heinz: Die Kampagne «Wir sind die VBZ». Interessante Köpfe mit spannenden Geschichten. In: Regenbogen 2/2009: 10, 11.

WVZ: Wasserversorgung

- WVZ: Auf einen Blick. Die Wasserwege. Zürich 2003.
- WVZ: Brunnen und Quellen in Zürich (o. J.).
- WVZ: Das Grundwasserwerk Hardhof. Wie Grundwasser zu Trinkwasser wird (o. J.).
- WVZ: Das Seewasserwerk Lengg. Wie aus Seewasser Trinkwasser wird (o. J.).
- WVZ: Das Seewasserwerk Moos. Wie Seewasser zu Trinkwasser wird (o. J.).
- WVZ: Geschäftsbericht 2010 der Wasserversorgung Zürich. Zürich (o. J.).
- WVZ: Geschäftsbericht 2017 der Wasserversorgung Zürich. Zürich (o. J.).
- WVZ: Gutes Trinkwasser – Konsumententipps (o. J.).
- WVZ: Wasserweg, Tafeln 1–8. Realisation: Geonex Knowledge Media (o. J.).
- WVZ: Zürcher Trinkwasser ist Spitze. Strenge Kontrollen für höchste Qualität (o. J.).
- WVZ (Hrsg.): Zürcher Brunnen. NZZ Fretz AG, Schlieren 1993.

SSD: Schul- und Sportdepartement

Sportamt: Sport in Zürich. Ausgabe Juni 2019.

Merkmale

SSD Schulgesundheitsdienste / Schulärztlicher Dienst: Tipps für einen guten Start im Kindergarten. Oktober 2017.

Webseiten

SSD / Gesundheit & Prävention / Schuldenprävention: Geld-Presse. URL: https://www.stadt-zuerich.ch/ssd/de/index/gesundheit_und_praevention/schuldenpraevention/geld-presse.html (abgerufen: 29. 12. 2021).

Weitere

Geschäftsbericht der Zentralschulpflege der Stadt Zürich 1925 (Schuljahr 1925/26). Zürich 1926.

SD: Sozialdepartement*Webseiten*

SD / Beratung & Unterstützung / Berufs- und Laufbahnberatung: Für Erwachsene. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/sd/de/index/unterstuetzung/laufbahnzentrum/fuer-erwachsene.html> (abgerufen: 29. 12. 2021).

SD / Beratung & Unterstützung / Berufs- und Laufbahnberatung / Für Jugendliche: Lehrstellensuche. URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/sd/de/index/unterstuetzung/laufbahnzentrum/fuer-jugendliche/lehrstellensuche.html> (abgerufen: 29. 12. 2021).

SOD: Soziale Dienste

SOD: Antrag auf Wirtschaftliche Sozialhilfe / Version 3.0.

SOD: Evaluation Webseite Gute Nachbarschaft. Projekt Toolbox Nachleben. Verfasserin: Marianne Bickel. Zürich, 3. August 2018.

SOD Fachstelle Freiwilligenarbeit (Hrsg.): Handbuch Freiwilligenarbeit (o. J.).

LBZ: Laufbahnzentrum

LBZ: Berufswahl-Buch, Berufswahl-Kompass: Berufsfelder-Check: 1 Natur, (o. O.) 2011.

LBZ (Hrsg.): Gesundheit. Berufsfeld 21. Berufswahlmagazin 85. Jg. der Schriftenreihe «Zur Berufswahl». SDBB Verlag, (o. O.) 2009.

LBZ: Tipps für die Berufsfindung, (o. O.) 2012.

LBZ: Tipps für die Vorbereitung – Fragen und Themen in der Laufbahnberatung. Arbeitsinstrumente für die Laufbahnberatung, (o. O.) 2015.

Weitere

Berufsberatung der Stadt Zürich (Hrsg.): Zur Berufswahl: Pflegeberufe. Zur Berufswahl 63. Jahrgang, Heft 3/1988. Zürich 1989.

Berufsberatung der Stadt Zürich (Hrsg.): Zur Berufswahl. 73. Jahrgang, Heft 1. Traumberufe 3 – Elektronik, Informatik, Technik. Dübendorf 1999.

Berufsberatung der Stadt Zürich (Hrsg.): Zur Berufswahl. 73. Jahrgang, Heft 2. Berufe der Informatik. Dübendorf 1999.

STR: Stadtrat von Zürich (Gemeindevorstand)

STRB: Stadtratsbeschlüsse

STR (Hrsg.): Bei uns in Zürich. Gestaltung und Verwaltung einer Stadt. 15. Auflage. Cicero-Verlag, Zürich 1996/97.

STR: Integrationspolitik der Stadt Zürich. Massnahmen für ein gutes Zusammenleben in unserer Stadt. Zürich 1999.

STR: Legislatur 1998–2002. Rechenschaftsbericht. Zürich 2001.

STR (Hrsg.): Legislaturschwerpunkte 2006–2010. Ziele und Strategien für die laufende Legislatur. Zürich 2006.

STR: Strategie-Schwerpunkte der Stadt Zürich. Bericht November 2017.

STR (Hrsg.): Strategien Zürich 2025. Ziele und Handlungsfelder für die Entwicklung der Stadt Zürich (o. J.).

STR (Hrsg.): Strategien Zürich 2025. Ziele und Handlungsfelder für die Entwicklung der Stadt Zürich. Aktualisierung 2011.

STR (Hrsg.): Strategien Zürich 2035. Zürich 2015.

Medienmitteilungen

STR Medienmitteilung vom 31. 5. 2000: Stadtverwaltung erhält ein Leitbild.

STR Medienmitteilung vom 30. 11. 2005: Die Stadt vereinheitlicht ihr vielfältiges Erscheinungsbild.

STR Medienmitteilung vom 10. 9. 2008: Öffentlichkeitsprinzip in der Stadtverwaltung.

STR Medienmitteilung vom 23. 9. 2009: Integrationsbericht 2009 der Stadt Zürich.

STR Medienmitteilung vom 28. 10. 2015: Sechs Strategie-Schwerpunkte für die Zukunft unserer Stadt.

GR: Gemeinderat von Zürich (Gemeindeparlament)

GR: Gemeinderatsgeschäfte

GR Geschäftsprüfungskommission: Bericht der Geschäftsprüfungskommission, 18. August 2003.

Kanton Zürich

Webseiten

Kanton Zürich / Politik & Staat / Wahlen & Abstimmungen: Abstimmungsarchiv. URL: <https://www.zh.ch/de/politik-staat/wahlen-abstimmungen/abstimmungsarchiv.html> (abgerufen: 7. 6. 2020).

AWEL: Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft

AWEL: Exotische Pflanzen im Garten – Was tun? (o. J.).

AWEL: Invasive Neozoen. Neue Tierarten erobern die Schweiz (o. J.).

BIZ: Bildungsdirektion

BIZ Amt für Jugend und Berufsberatung (Hrsg.): Lauter offene Türen. Von der Berufswahl bis zur Lehrstelle – deine Berufsberatung unterstützt dich. Zürich 2013.

Webseiten

BIZ / Fahrplan: Berufswahlfahrplan. URL: <https://berufswahl.zh.ch/berufswahlfahrplan> (abgerufen: 15. 3. 2022).

GD: Gesundheitsdirektion

GD Medienmitteilung vom 12. 3. 2019: Lebensmittelkontrollen: Künftig einheitlich.

STA: Statistisches Amt

STA Medienmitteilung vom 26. 3. 2020: Monitoring COVID-19 Effects Remote Hackathon.

Schweizerisches Dienstleistungszentrum für Berufsbildung*Zeitschriften*

Schweizerisches Dienstleistungszentrum für Berufsbildung (Hrsg.): Sprungbrett: Berufswahlzeitschrift (seit 1992).

Bund

Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement / Staatssekretariat für Migration: Willkommen in der Schweiz. Informationen für neu Zuziehende. Bern 2020.

SBFI: Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation: Berufsbildung in der Schweiz 2013. Bern 2013.

BAG: Bundesamt für Gesundheit

BAG Medienmitteilung vom 27. 2. 2020: Neues Coronavirus: «So schützen wir uns»: BAG lanciert Informationskampagne für die Bevölkerung.

BAG / Coronavirus / Kampagnenarchiv. URL: <https://bag-coronavirus.ch/kampagnen/> (abgerufen: 12. 3. 2023).

BLV: Bundesamt für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen

BLV / Lebensmittel und Ernährung / Lebensmittelsicherheit / Krankheitserreger und Hygiene / Hygiene: Richtig zubereiten – sicher geniessen. URL: <https://www.blv.admin.ch/blv/de/home/lebensmittel-und-ernaehrung/lebensmittelsicherheit/krankheitserreger-und-hygiene/hygiene.html> (abgerufen: 5. 5. 2017).

BLV / Tiere / Tierseuchen / Übersicht Tierseuchen: Tollwut beim Tier und beim Menschen. URL: <https://www.blv.admin.ch/blv/de/home/tiere/tierseuchen/uebersicht-seuchen/alle-tierseuchen/tollwut.html> (abgerufen: 12. 3. 2021).

BFM: Bundesamt für Migration

BFM: Migrationsbericht 2007. Bern 2008.

BFS: Bundesamt für Statistik

BFS / Bildung und Wissenschaft / Bildungsindikatoren / Nach Themen / Zugang und Teilnahme: Sekundarstufe II: Ausbildungswahl. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bildung-wissenschaft/bildungsindikatoren/themen/zugang-und-teilnahme/ausbildungswahl-sekii.html> (abgerufen: 20. 5. 2021).

- BFS / Grundlagen und Erhebungen: Erhebungen, Statistiken. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/grundlagen/erhebungen.html> (abgerufen: 15. 4. 2021).
- BFS / Statistiken finden: Kataloge und Datenbanken. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken.html> (abgerufen: 29. 12. 2021).
- BFS / Statistiken finden / Kataloge und Datenbanken / Publikationen / Übersichtsdarstellungen: Statistisches Jahrbuch der Schweiz. URL: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/publikationen/uebersichtsdarstellungen/statistisches-jahrbuch.html> (abgerufen: 28. 5. 2021).

BAFU: Bundesamt für Umwelt

- BAFU (Hrsg.): Gefährdete Arten in der Schweiz. Synthese Rote Liste, Stand 2010. Bern 2011.
- BAFU: Strategie Biodiversität Schweiz. Entwurf vom 16. 9. 2011.

Bücher, Artikel und weitere Quellen

- Altermatt, Sabina: Ein Fall für Martha. Hörspiel zum Stadtspaziergang «2000-Watt-Spaziergang». Zürich 2009.
- Arber, Günther: Zürich wächst – Chancen und Herausforderungen. In: Hengartner, Thomas; Anna Schindler (Hrsg.): Wachstumsschmerzen. Gesellschaftliche Herausforderungen der Stadtentwicklung und ihre Bedeutung für Zürich. Seismo, Zürich 2014: 21–29.
- Banning, Jan; Will Tinnemans: Zu Tisch bei den Dienern des Staates. In: GEO 8/2008: 24–44.
- Beglinger, Martin: Hauptsache Bürokratie. In: Das Magazin 22/2012: 14–21.
- Bichsel, Peter: Eigentlich möchte Frau Blum den Milchmann kennenlernen. Walter Verlag, Olten und Freiburg in Breisgau, 1980: 35, 36.
- Blanc, Jean-Daniel: Die Stadt und das Wasser. 150 Jahre moderne Wasserversorgung in Zürich. Herausgeberin: Wasserversorgung Stadt Zürich. Orell Füssli Verlag, Zürich 2018.
- Blanc, Jean-Daniel: Trinkwasser für Zürich. 100 Jahre Seewasserwerk Moos. Orell Füssli, Zürich 2014.
- Breiding, R. James; Gerhard Schwarz: Wirtschaftswunder Schweiz. Ursprung und Zukunft eines Erfolgsmodells. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2011: 392–394.
- Calvino, Italo: Die unsichtbaren Städte. 2. Auflage. Fischer Klassik, Frankfurt a. M. 2014.
- Calvino, Italo: Wenn ein Reisender in einer Winternacht. 2. Auflage. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M. 2013.
- Eberhard, Franz; Regula Lüscher (Hrsg. im Auftrag der Stadt Zürich): Zürich baut – konzeptioneller Städtebau. Birkhäuser, Zürich 2007.
- Gessnerallee Zürich (Hrsg.): 100% Zürich: eine statistische Kettenreaktion von Rimini Protokoll. Zürich 2012.
- Globi Verlag: Geschichten vom Wasser – Ein Sachbuch von Globi. Globi Wissen 4. Zürich 2008.
- Globi Verlag: Globi im Spital. Zürich 2020.
- Globi Verlag: Globi und der Goldraub. Zürich 2016.
- Gloor, Sandra et al. (Hrsg.): BiodiverCity: Biodiversität im Siedlungsraum. Zusammenfassung. Unpublizierter Bericht im Auftrag des Bundesamtes für Umwelt BAFU. 2010.

- Gwiazdzinski, Luc: Zwischen Bewahrung und Eroberung der nächtlichen Stadt. In: Bundesamt für Raumentwicklung ARE: forum raumentwicklung. Jg. 43, 3 (2015): 4–7.
- Hamid, Mohsin: So wirst du stinkreich im boomenden Asien. Dumont Buchverlag, Köln 2013.
- Hassenmüller, Heidi: Tellerwäscherblues. Klopp, Hamburg 2011.
- Hoffmann, Anke: Nacht Stadt – Die Ausstellung. In: Stadt Zürich / Kultur: Nacht Stadt – Von Nachtschichten und Nachtschwärmereien. Das eMagazin zur Stadthaus-Ausstellung. 22. Oktober 2014 bis 7. März 2015: 4–6.
- Hohler, Franz: Die Rückeroberung. Erzählungen. btb, München 2012.
- Illi, Martin: Von der Schissgruob zur modernen Stadtentwässerung. Herausgegeben von der Stadtentwässerung Zürich, Abteilung des Bauamtes I. Unter Verwendung eines unveröffentlichten Manuskriptes von Hansruedi Steiner. 2. Auflage. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 1992.
- Neichen, Stefan; Max Ruckstuhl (Hrsg.): Stadtfaina. 600 Tierarten der Stadt Zürich. Haupt, Bern 2010.
- Izquierdo, Andreas: Das Glücksbüro. Roman. Zweite Auflage. DuMont, Köln 2013.
- Kesser, Caroline: Nahbar wie keine andere. Eine Entstehungsgeschichte der Kunstsammlung der Stadt Zürich (o. J.).
- Lachat, Thibaul et al. (Red.): Wandel der Biodiversität in der Schweiz seit 1900. Ist die Talsohle erreicht? Bristol-Schriftenreihe Band 25. Haupt, Bern/Stuttgart/Wien 2010.
- Landolt, Elias: Flora der Stadt Zürich (1984–1998). Mit Zeichnungen von Rosmarie Hirzel. Birkhäuser, Berlin 2001.
- Loderer, Benedikt: Die hallende Stille. In: Silvio Maraini: Geflutete Kathedralen. Underwater Cathedrals. Erweiterte und überarbeitete Neuauflage. Benteli, Zürich 2017: 8.
- Mann, Sunil: Der Anruf. In: Surprise 305/2013: 11–13.
- Maraini, Silvio: Geflutete Kathedralen. Underwater Cathedrals. Erweiterte und überarbeitete Neuauflage. Benteli, Zürich 2017.
- Meier, Christof: Wir leben Schweiz. Gemeinsam. Aus dem Alltag der Stadtzürcher Integrationsförderung. In: SozialAktuell 11 (2007): 19–21.
- Ott, Ruedi: Mobilität ist Kultur – Das Beispiel Zürich. In: Thomas J. Mager (Hrsg.): Nachhaltige Mobilität – vom Mobilitätsmanagement bis zur Elektromobilität. Ksv kölnischer stadt- und verkehrsverlag, (o. O.) 2011: 85–96.
- Preibisch, Marianne; Peter Herger, Peter Pfrunder: Heimliche Untermieter. Führer zur Ausstellung. Veröffentlichungen aus dem Natur-Museum Luzern Nr. 4. Luzern 1992.
- Ruchti, Balz; Dominique Hinden: Im Schnitt sind alle Schweizer so. In: Beobachter 15/2008: 22–29.
- Schindler, Anna: ZRH3039 – Eine Altersgruppe im Fokus (4. 9. 2018). URL: <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/stadtentwicklung/stadt-der-zukunft/zrh3039/webartikel.html> (abgerufen: 15. 5. 2021).
- Schlaefli, Samuel: Mit Vertrauen Städte bauen. URL: http://archiv.ethlife.ethz.ch/articles/tages/html_print_style/BuchvernZuerichBaut.html (abgerufen: 9. 7. 2017).
- Schmid, Reinhard; Claire Barmettler: Wegweiser zur Berufswahl: ein Arbeitsbuch für Jugendliche bei ihrer ersten Berufswahl. 14. Auflage. Institut für Berufs- und Lebensgestaltung, Bülach 2007.
- Stocker, Monika: He, dich kenne ich doch. Agendanotizen. Mit einem Vorwort von Peter Bichsel. Limmat Verlag, Zürich 2010.

- Strahm, Rudolf: Warum wir so reich sind. h.e.p., Bern 2008.
- Süssmann, Christine; Daniel Müller: Kremation. Vom Verbrennen der Toten in Zürich. Stadt Zürich / Friedhof Forum, Zürich 2013.
- Wasserfall, Kurt: Stress nicht so rum, ich find schon 'nen Job! Verlag an der Ruhr, Mülheim an der Ruhr 2010.
- Weber, Peter: Glitzersteine. In: Stadt Zürich / Amt für Hochbauten (Hrsg.): Bauen für Zürich. Das Amt für Hochbauten 1997–2007. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2008: 11–14.
- Widmer, Urs: Heiliger Krieg gegen die Fakten. Zum Statistischen Jahrbuch der Schweiz 2000. Neuchâtel 2001.

Zeitungen, Online-Zeitungen

TA: Tages-Anzeiger

- (O. A.): «Wir leben Zürich». URL: <http://sc.tagesanzeiger.ch/dyn/news/zuerich/713703.html> (abgerufen: 15. 10. 2012).
- Aeschlimann, Peter: VBZ-Angestellte sind unzufrieden und drohen mit Streik. In: Tages-Anzeiger, 10. 5. 2011.
- Baumann, Ruedi: 1.-April-Scherze: Sogar Profis fielen rein. In: Tages-Anzeiger, 2. 4. 2009.
- Bürer, Barbara: «Der Kreis 5 ist nicht ein Synonym für Drogenprobleme.» In: Tages-Anzeiger, 12. 6. 1993.
- Czerwinski, Rico: Die Anomalie. In: Das Magazin 15/2012: 26–35.
- ee: Das luzide Leitbild. In: Tages-Anzeiger, 2. 6. 2000.
- Huber, Marius; Nicola Brusa: «Wenn Zürich wächst, tut das der Stadt gut». In: Tages-Anzeiger, 15. 10. 2016.
- Huber, Marius: «Ich gebe sehr wohl den Tarif durch.» In: Tages-Anzeiger, 8. 11. 2014.
- Huber, Martin: Für mehr Weltoffenheit. In: Tages-Anzeiger, 12. 9. 2001.
- Huber, Martin: Zürich ist noch nicht gebaut. In: Tages-Anzeiger, 27. 3. 2010.
- jr.: Kurzstreik des VBZ-Personals. In: Tages-Anzeiger, 26. 1. 1999.
- jr.: Streik vermieden, Konflikt ungelöst. In: Tages-Anzeiger, 28. 1. 1999.
- Reiss, Kristina: Der Sherlock Holmes der Küche. In: Tages-Anzeiger, 12. 10. 2001.
- Rohrer, Jürg: Rüffel für den städtischen Verkehrsminister. In: Tages-Anzeiger, 30. 8. 2003.
- Rohrer, Jürg: Viel Spass mit dem Verkehr. In: Tages-Anzeiger, 13. 7. 2002.
- Schüepf, Werner (4. 6. 2018): Die Geburtsstunde des «Züriwassers». URL: <https://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/stadt/die-geburtsstunde-des-zueriwassers/story/14761190> (abgerufen: 9. 5. 2021).
- Thas.: «De Chreis 5 läbt» – auch als Bildungsstandort. In: Tages-Anzeiger, 4. 6. 1993.
- Zander, Corsin: Kartonschachtel statt Dreieck – neuer Entsorgungskalender verwirrt. URL: <https://www.tagesanzeiger.ch/muelleimer-statt-dreieck-neuer-entsorgungskalender-verwirrt-581910675985> (abgerufen: 15. 10. 2021).

NZZ: Neue Zürcher Zeitung

- pi.: «Stellen Sie sich vor ...» Kampagne der Weltstadt Zürich für mehr Weltoffenheit. In: NZZ, 15. 11. 2000.
- pi.: Alles Zürcherinnen und Zürcher. Zweiter Teil einer integrationspolitischen Kampagne. In: NZZ, 12. 9. 2001.

pi.: Teure Kampagnen für die Kultur der Mobilität. In: NZZ, 10. 9. 2003.
 rz.: Exemplarische Solidarität im Kreis 5. In: NZZ, 11. 6. 1993.
 Troxler, Irène: «Ich bin lieber wieder Architekt». In: NZZ, 15. 11. 2016.

Weitere

(O. A.): Melanie hat Drive. In: 20 Minuten Friday 6/2014: 22, 23.
 (O. A.): Bitter für Beamte. In: Blick am Abend, 8. 5. 2015.
 Feddersen, Jan (3. 10. 2012): «Und das ist gut so». URL: <https://taz.de/Und-das-ist-gut-so/!1167994/> (abgerufen: 15. 12. 2019).
 Seemann, Isabelle: Stadt bläst erneut zur Jagd auf Tigermücken. In: Tagblatt der Stadt Zürich, 12. 5. 2021.
 Shao, Dahai (20. 8. 2018): Geheimnisvolle unterirdische Wasserspeicher. URL: https://www.swissinfo.ch/ger/150-jahre-wasserversorgung-zuerich_geheimnisvolle-unterirdische-wasserspeicher/44296316 (abgerufen: 9. 5. 2021).
 Walther, Peter: Chaos bei Corona-Daten: SRF zählt nicht mehr auf den Bund – Community hat übernommen. URL: <https://www.luzernerzeitung.ch/schweiz/chaos-bei-corona-daten-srf-zahlt-nicht-mehr-auf-den-bund-community-hat-uebernommen-ld.1208164> (abgerufen: 12. 3. 2023).

Webseiten

Braun / Das Programm: Cool off. URL: <https://www.braun-publishing.ch/de/architektur/cool-off.html> (abgerufen: 8. 5. 2021).
 Cast / Audiovisual Media / Seraina Mandra: Mehr als Durchschnitt. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=HDAwBwRFStg&list=PLayrw-oc9mOaSuhKSxHJPWNoscnleaaUU> (abgerufen: 9. 3. 2021).
 Crew United: Das Amt. URL: https://www.crew-united.com/de/Das-Amt__6029.html sowie <https://www.rtlplus.de/cms/sendungen/das-amt.html> (abgerufen: 5. 5. 2020).
 Ethikrat: Charta der öffentlichen Statistik der Schweiz. URL: <https://www.ethikrat-stat.ch/charta/> (abgerufen: 29. 12. 2021).
 FDP Kanton Zürich: Bürokratieerlebnisse. URL: <http://www.buerokratieabbau.ch/gaht-s-no/buerokratieerlebnisse.html> (abgerufen: 8. 2. 2018).
 FDP Kanton Zürich: Gaht's no Priis. URL: <http://www.buerokratieabbau.ch/gahts-no-priis.html> (abgerufen: 8. 2. 2018).
 France inter / Accueil / Culture / «Au service de la France»: la série qui dézingue les années de Gaulle et l'administration française! URL: <https://www.franceinter.fr/culture/au-service-de-la-france-la-serie-qui-dezingue-les-annees-de-gaulle-et-l-administration-francaise> (abgerufen: 5. 5. 2020).
 Kino Houdini / Kinoprogramm: Archiv. URL: <https://www.kinohoudini.ch/kinoprogramm/118233/zoomania-zootopia.html?archiv=> (abgerufen: 5. 5. 2020).
 Persoenlich.com / Werbung / Future Connection / Geschichten mit Vorbildcharakter: URL: <https://www.persoenlich.com/kategorie-werbung/geschichten-mit-vorbildcharakter> (abgerufen: 15. 10. 2021).

- Personalmarketing2Null / Der Blog Henner Knabenreich / 26. 2. 2015: Kunst im Personalmarketing: Unsichtbare Talente. URL: <https://personalmarketing2null.de/2015/02/26/kunst-im-personalmarketing-vbz-kampagne-unsichtbare-talente/> (abgerufen: 17. 4. 2020).
- Rimini Protokoll / Projekte / 100% Stadt. URL: <https://www.rimini-protokoll.de/website/de/projects/100-stadt-7-1> (abgerufen: 15. 5. 2021).
- Ruf Lanz / Arbeiten / Aktuelle Kunden / Verkehrsbetriebe Zürich. URL: <https://www.ruflanz.ch/clients/verkehrsbetriebe-z%C3%BCrich> (abgerufen: 16. 10. 2020).
- Schweizerische Konferenz der Gleichstellungsbeauftragten / Studien und Projekte. URL: <https://www.equality.ch/d/Studien-Projekte.htm> (abgerufen: 15. 3. 2022).
- Schweizerisches Dienstleistungszentrum Berufsbildung: Neues Konzept. URL: <http://www.sdbb.ch/dyn/187670.asp> (abgerufen: 3. 3. 2014).
- Schweizer Radio und Fernsehen (SRF) / News / Schweiz: Archiv: So entwickeln sich die Corona-Zahlen in der Schweiz. URL: <https://www.srf.ch/news/schweiz/grafiken-zum-coronavirus-archiv-so-entwickeln-sich-die-corona-zahlen-in-der-schweiz> (abgerufen: 12. 3. 2023).
- Songtexte.com / Artists / Mani Matter: Är isch vom Amt ufbotte gsy. URL: <http://www.songtexte.com/songtext/mani-matter/ar-isch-vom-amt-ufbotte-gsy-4bc68fie.html> (abgerufen: 15. 1. 2018).
- SWILD: Stadtökologie. URL: https://www.swild/stadt/wilde_tiere.html (abgerufen: 12. 3. 2022).
- UEFA / Season 2008: UEFA Euro 2008. URL: <http://www.uefa.com/uefaeuro/season=2008/index.html> (abgerufen: 15. 11. 2012).
- Walt Disney Animation Studios / Feature Films: Zootopia. URL: <https://www.disneyanimation.com/projects/zootopia> (abgerufen: 5. 5. 2020).

Literatur

- Albert-Ludwigs-Universität Freiburg: Faktuales und Fiktionales Erzählen. Geplantes GRK 1767/2 (o. J.).
- Albrow, Martin: Bürokratie. Taschenbücher der Wissenschaft Band 1557. List, München 1972.
- Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Althusser, Louis: Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie. Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung, Hamburg, Westberlin 1977: 108–153.
- Anselm, Sigrun: Grenzen trennen, Grenzen verbinden. In: Richard Faber, Barbara Naumann (Hrsg.): Literatur der Grenze – Theorie der Grenze. Königshausen und Neumann, Würzburg 1995: 197–209.
- Anter, Andreas: Das Geheimnis der Macht. Grundfragen eines politologischen Schlüsselkonzepts. In: Nadja Anne Kroker, Elmar Schenkel (Hrsg.): Die Macht des Verborgenen. Über das Geheimnis in Kunst, Natur und Politik. Peter Lang, Frankfurt a. M. 2011: 63–75.
- Anter, Andreas: Die Idee der Ordnung. Zur Paradoxie einer Leitfigur des politischen Denkens. In: Andrea Gawrich, Hans J. Lietzmann (Hrsg.): Politik und Geschichte. «Gute Politik» und ihre Zeit. Westfälisches Dampfboot, Münster 2005: 19–29.
- Anter, Andreas: Die Macht der Ordnung. Leicht überarbeitete Fassung der Habilitationsschrift Universität Leipzig 2003. Mohr Siebeck, Tübingen 2004.
- Anter, Andreas: Im Schatten des Leviathan – Staatlichkeit als Ordnungsidee und Ordnungsinstrument. In: Petra Bendel, Aurel Croissant, Friedbert W. Rüb (Hrsg.): Demo-

- kratie und Staatlichkeit. Systemwechsel zwischen Staatsreform und Staatskollaps. Leske + Budrich, Opladen 2003: 35–55.
- Anter, Andreas: Verwaltung und Verwaltungsmetaphorik. Der lange Weg der Maschine. In: Peter Collin, Klaus-Gert Lutterbeck (Hrsg.): Eine intelligente Maschine? Handlungsorientierungen moderner Verwaltung (19./20. Jh.). Nomos, Baden-Baden 2009: 25–46.
- Arendt, Hannah: Macht und Gewalt. Piper, München 2009.
- Arnold, Markus: Erzählen. Die ethisch-politische Funktion narrativer Diskurse. In: Markus Arnold, Gert Dressel, Willy Viehöver (Hrsg.): Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung narrativer Diskurse. Theorie und Praxis der Diskursforschung. Springer VS, Wiesbaden 2012a: 17–63.
- Arnold, Markus: Öffentlichkeitsregime. Über Macht, Wissen und narrative Diskurse. In: Markus Arnold, Gert Dressel, Willy Viehöver (Hrsg.): Erzählungen im Öffentlichen. Über die Wirkung narrativer Diskurse. Theorie und Praxis der Diskursforschung. Springer VS, Wiesbaden 2012b: 331–392.
- Arnold, Markus: Wissenschaft erfolgreich kommunizieren. In: Markus Arnold, Martina Erlemann: Öffentliches Wissen. Nachhaltigkeit in den Medien. Oekom Verlag, München 2012c: 13–40.
- Assmann, Aleida: Die Grenzenlosigkeit der Kulturwissenschaften. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 1/2016: 30–48.
- Assmann, David-Christopher: Zur Unterscheidung von primären und sekundären literarischen Formen. In: Martin Gerstenbräun-Krug, Nadja Reinhard (Hrsg.): Paratextuelle Politik und Praxis. Interdependenzen von Werk und Autorschaft. Böhlau Verlag, Wien 2018: 37–52.
- Azzouni, Safia: Populäres Wissen und Medien. In: Marianne Sommer, Staffan Müller-Wille, Carsten Reinhardt (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftsgeschichte. J.B. Metzler Verlag, Stuttgart 2017: 333–341.
- Bachleitner, Reinhard: Der Tourist. In: Stephan Moebius, Markus Schroer: Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Suhrkamp, Berlin 2010: 422–436.
- Bahrds, Hans Paul: Soziologische Überlegungen zum Begriff der «Distanz». In: Hans Oswald (Hrsg.): Macht und Recht. Festschrift für Heinrich Popitz zum 65. Geburtstag. Westdeutscher Verlag, Opladen 1990: 269–287.
- Baier, Annette: Vertrauen und seine Grenzen. In: Martin Hartmann, Claus Offe (Hrsg.): Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts. Theorie und Gesellschaft Band 50. Frankfurt a. M. 2001.
- Balke, Friedrich; Bernhard Siegert, Joseph Vogl (Hrsg.): Medien der Bürokratie. Archiv für Mediengeschichte. Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2016.
- Barais, Alexander J.: Fiktionales Erzählen. Zur Theorie der literarischen Fiktion als Make-Believe. Göteborger Germanistische Forschungen 50. Dissertation Universität Göteborg 2007. Acta Universitatis Gothoburgensis, Göteborg 2008.
- Barais, Alexander J.: Fiktionen als Make-Believe. In: Tobias Klauk, Tilmann Köppe (Hrsg.): Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. Revisionen Grundbegriff der Literaturtheorie 4. De Gruyter, Berlin/Boston 2014: 50–65.
- Bartels, Marike: Kampagnen. Zur sprachlichen Konstruktion von Gesellschaftsbildern. Sprache und Wissen Band 20. De Gruyter, Berlin, München, Boston 2015.
- Barthes, Roland: Der Wirklichkeitseffekt. In: Roland Barthes: Das Rauschen der Sprache. (Kritische Essays IV). Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2006: 164–172.

- Bartmann, Christoph: *Leben im Büro: die schöne neue Welt der Angestellten*. Hanser, München 2012.
- Baumgartner, Sabrina: *Die Regierungskommunikation der Schweizer Kantone. Regeln, Organisation, Akteure und Instrumente im Vergleich*. Dissertation Universität Zürich 2009. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010.
- Becker-Mrotzek, Michael; Maximilian Scherner: *Textsorten der Verwaltung*. In: Klaus Brinker (Hrsg.): *Text und Gesprächslinguistik: ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Band 16, Halbband 1. De Gruyter, Berlin und New York 2000: 628–641.
- Becker, Heidede: *Leitbilder*. In: Hartmut Häussermann (Hrsg.): *Grossstadt. Soziologische Stichworte*. Leske + Budrich, Opladen 1998: 123–134.
- Becker, Howard S.: *Erzählen über Gesellschaft*. Eingeleitet und herausgegeben von Reiner Keller. Neue Bibliothek der Sozialwissenschaft. Wiesbaden 2019.
- Becker, Peter: *Formulare als «Fließband» der Verwaltung? Zur Rationalisierung und Standardisierung von Kommunikationsbeziehungen*. In: Peter Collin, Klaus-Gert Lutterbeck (Hrsg.): *Eine intelligente Maschine? Handlungsorientierungen moderner Verwaltung (19./20. Jh.)*. Nomos, Baden-Baden 2009: 281–298.
- Becker, Peter: *Sprachvortrag: Kommunikation und Verwaltung*. In: Peter Becker (Hrsg.): *Sprachvortrag im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts*. Transcript, Bielefeld 2011: 9–42.
- Becker, Peter: *Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Verwaltung*. In: *Jahrbuch für europäische Verwaltungsgeschichte* 15/2003: 311–336.
- Belke, Horst: *Gebrauchstexte*. In: Heinz Ludwig Arnold, Volker Sinemus (Hrsg.): *Grundzüge der Literatur und Sprachwissenschaft. Band 1: Literaturwissenschaft*. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1973: 320–341.
- Bentele, Günter; René Seidenglanz: *Vertrauen und Glaubwürdigkeit*. In: Günter Bentele, Romy Fröhlich, Peter Szyszka (Hrsg.): *Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln*. Mit Lexikon. 2., korrigierte und erweiterte Auflage. VS Verlag, Wiesbaden 2008: 346–361.
- Bentele, Günter: *Öffentliches Vertrauen – normative und soziale Grundlage für Public Relations*. In: Wolfgang Armbricht, Ulf Zabel (Hrsg.): *Normative Aspekte der Public Relations. Grundlegende Fragen und Perspektiven. Eine Einführung*. Westdeutscher Verlag, Opladen 1994: 131–158.
- Bentele, Günter: *Propaganda*. In: Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius, Otfried Jarren (Hrsg.): *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft. Springer VS, Wiesbaden 2013a: 279–280.
- Bentele, Günter: *Vertrauen*. In: Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius, Otfried Jarren (Hrsg.): *Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft*. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft. Springer VS, Wiesbaden 2013b: 357.
- Bibliographisches Institut / Duden: *Formular*. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/Formular> (abgerufen: 20. 11. 2021).
- Bibliographisches Institut / Duden: *Vergleichen*. URL: <https://www.duden.de/rechtschreibung/vergleichen> (abgerufen: 20. 11. 2021).

- Birke, Dorothee: Is Factuality in the Eye of the Beholder? In: Monika Fludernik, Marie-Laure Ryan (Hrsg.): *Narrative Factuality. A Handbook. Revisionen Band 6.* De Gruyter, Berlin/Boston 2020: 158–163.
- Bogumil, Jörg: New public management. In: Dieter Nohlen, Rainer-Olaf Schultze (Hrsg.): *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Methoden, Begriffe.* Band 2: N–Z. 4., aktualisierte und ergänzte Auflage. Beck, München 2010: 656, 657.
- Böhme, Doris; Markus Heindl: Bürokratie und bürokratische Organisation. Zum Verständnis und Missverständnis des Bürokratiebegriffs – Hans-Ulrich Derlien über Bürokratie, Bürokratisierung und Entbürokratisierung. In: Dieter Schimanke, Sylvia Veit, Hans Peter Bull (Hrsg.): *Bürokratie im Irrgarten der Politik. Gedächtnisband für Hans-Ulrich Derlien. Schriftenreihe der Deutschen Sektion des internationalen Instituts für Verwaltungswissenschaften Band 36.* Nomos, Baden-Baden 2012: 21–42.
- Böhme, Gernot: Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik. In: Gernot Böhme: *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik.* Suhrkamp, Berlin 2013: 21–48.
- Böhme, Gernot: Die Mensch-Natur-Beziehung am Beispiel der Stadt. In: Gernot Böhme: *Für eine ökologische Naturästhetik.* Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1989: 56–76.
- Böhme, Hartmut: Umriss einer Kulturgeschichte des Wassers. Eine Einleitung. In: Hartmut Böhme (Hrsg.): *Kulturgeschichte des Wassers.* Suhrkamp, Frankfurt a. M., 1988: 7–42.
- Bonfadelli, Heinz; Werner A. Meier: Informationsgesellschaft als Herausforderung der Publizistikwissenschaft. In: Heinz Bonfadelli, Martina Leonarz und Werner A. Meier (Hrsg.): *Informationsgesellschaft Schweiz. Medien, Organisationen und Öffentlichkeit im Wandel.* Seismo, Zürich 2004, 13–39.
- Bonss, Wolfgang; Christoph Lau (Hrsg.): *Macht und Herrschaft in der reflexiven Moderne.* Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2011.
- Borsò, Vittoria; Christiane Liermann, Patrick Merziger: Transfigurationen des Politischen. Von Propaganda-Studien zu Interaktionsmodellen der Medienkommunikation – eine Einleitung. In: Vittoria Borsò, Christiane Liermann, Patrick Merziger (Hrsg.): *Die Macht des Populären. Politik und populäre Kultur im 20. Jahrhundert.* Transcript, Bielefeld 2010: 7–29.
- Bourdieu, Pierre: *Politik. Schriften zur Politischen Ökonomie 2.* Herausgegeben von Franz Schultheis, Stephan Egger. Aus dem Französischen von Roswitha Schmid, Hella Beister, Eva Kessler, Achim Russer, Bernd Schwibs. Suhrkamp Verlag Berlin 2013.
- Bourdieu, Pierre: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns.* Aus dem Französischen von Hella Beister. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1998.
- Bourdieu, Pierre: *Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France 1989–1992.* Herausgegeben von Patrick Champagne, Remi Lenoir, Franck Poupeau, Marie-Christine Rivière. Aus dem Französischen von Horst Brühmann, Petra Willim. Suhrkamp, Berlin 2014.
- Bourdieu, Pierre: *Was heisst sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches.* Braumüller, Wien 1990.
- Braun, Dietmar; Olivier Giraud: *Steuerungsinstrumente.* In: Schubert, Klaus; Nils C. Bandelow: *Lehrbuch der Politikfeldanalyse. Lehr- und Handbücher der Politikwissenschaft.* Oldenburg Wissenschaftsverlag, München, Wien, Oldenburg 2003: 147–173.
- Braun, Friederike: *Anrede / B. III.* In: Gert Ueding (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik.* Band 1: A–Bib. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1992: 637–650.

- Brednich, Rolf Wilhelm: Anthropomorphisierung. In: Enzyklopädie des Märchens. Band 1. De Gruyter, Berlin/New York 1977: 591–596.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Ratte. In: Enzyklopädie des Märchens. Band 11. De Gruyter, Berlin/New York 2004: 295–300.
- Breger, Claudia; Fritz Breithaupt: Einleitung. In: Claudia Breger, Fritz Breithaupt (Hrsg.): Empathie und Erzählung. Rombach Wissenschaften Reihe Litterae Band 176. Rombach Verlag, Freiburg i. Br., Berlin, Wien 2010: 7–20.
- Brinker, Klaus; Hermann Cölfen, Steffen Pappert: Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. 8., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Grundlagen der Germanistik 29. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2014.
- Bröckling, Ulrich: Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste. Suhrkamp, Berlin 2017.
- Bromme, Rainer; Regina Jucks: Experten-Laien-Kommunikation. In: Michael Dick, Winfried Marotzki, Harald Mieg (Hrsg.): Handbuch Professionsentwicklung. Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn, 2016: 165–173.
- Bubenhofer, Noah: Visuelle Linguistik. Zur Genese, Funktion und Kategorisierung von Diagrammen in der Sprachwissenschaft. Linguistik – Impulse & Tendenzen, Band 90. De Gruyter, Berlin/Boston 2020.
- Bühler, Benjamin: Ecocriticism. Eine Einführung. J.B. Metzler Verlag, Stuttgart 2016.
- Bukow, Wolf-Dietrich: Zur alltäglichen Vielfalt von Vielfalt – postmoderne Arrangements und Inszenierungen. In: Cristina Allemann-Ghionda, Wolf-Dietrich Bukow (Hrsg.): Orte der Diversität. Formate, Arrangements und Inszenierungen. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2011: 35–54.
- Bundeszentrale für politische Bildung / kurz und knapp / Lexika: Das Lexikon der Wirtschaft: Globalisierung. URL: <https://www.bpb.de/nachschlagen/lexika/lexikon-der-wirtschaft/19533/globalisierung> (abgerufen: 11. 6. 2021).
- Burckhardt, Lucius: Ästhetik und Ökologie. In: Lucius Burckhardt: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. 4. Auflage. Martin Schmitz Verlag, Berlin 2015, 67–81.
- Burkard, Benedikt: Liste, Vordruck, Bildschirmmaske. Eine kleine Geschichte des Formulars. In: Das Archiv. Magazin für Kommunikationsgeschichte. 1/2010: 6–13.
- Burke, Peter: Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2014.
- Burlet, Jürg: Uniformen. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 14. 1. 2014. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008586/2014-01-14/> (abgerufen: 15. 4. 2020).
- Buschmann, Heike: Geschichten im Raum. Erzähltheorie als Museumsanalyse. In: Joachim Baur (Hrsg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfelds. Transcript, Bielefeld 2010: 149–169.
- Caillois, Roger: Die Spiele und die Menschen: Maske und Rausch. Matthes & Seitz, Berlin 2017.
- Cancik, Pascale: Zuviel Staat? – Die Institutionalisierung der «Bürokratie»-Kritik im 20. Jahrhundert. In: Der Staat 56 (2017): 1–38.
- Christen, Helen; Elvira Glaser, Matthias Friedli (Hrsg.): Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz. 6., verbesserte Auflage. Verlag Huber, Frauenfeld 2015.
- Czerwick, Edwin: Strukturen und Funktionen der Verwaltungskommunikation. In: Die Öffentliche Verwaltung, Jg. 50, 23 (1997): 973–983.

- Czerwick, Edwin: Verwaltungspublikationen. In: Otfried Jarren, Ulrich Sarcinelli, Ulrich Saxer (Hrsg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 1998, 489–495.
- Daemmrich, Horst S. und Ingrid G.: Themen und Motive in der Literatur. Ein Handbuch. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Francke Verlag, Tübingen/Basel 1995.
- Daum, Andreas W.: Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert: bürgerliche Kultur, naturwissenschaftliche Bildung und die deutsche Öffentlichkeit, 1848–1914. Oldenbourg Verlag, München 1998.
- Derlien, Hans-Ulrich; Doris Böhme, Markus Heindl: Bürokratietheorie. Einführung in eine Theorie der Verwaltung. Studienskripten zur Soziologie. VS Verlag, Wiesbaden 2011.
- Diehl, Paula: Staatssymbolik. In: R. Voigt (Hrsg.): Handbuch Staat. Springer Fachmedien, Wiesbaden 2018: 633–642.
- Donges, Patrick; Otfried Jarren: Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung. 4. Auflage. Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft. Springer Fachmedien, Wiesbaden 2017.
- Dubler, Anne-Marie; Mario König; Beruf. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 2. 8. 2010. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013737/2010-08-02/> (abgerufen: 15. 4. 2020).
- Duden: Fremdwörterbuch. 7., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Duden Band 5. Mannheim 2001.
- Duttweiler, Stefanie: Beratung. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke: Glossar der Gegenwart. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004: 23–29.
- Eagleton, Terry: Ideologie. Eine Einführung. Aus dem Englischen von Anja Tippner. Verlag J.B. Metzler Stuttgart, Weimar 1993.
- Eaton, Ruth: Die ideale Stadt. Von der Antike bis zur Gegenwart. Berlin 2001.
- Ebert, Helmut; Manfred Piwinger: Impression Management: Die Notwendigkeit der Selbstdarstellung. In: Manfred Piwinger, Ansgar Zerfass (Hrsg.): Handbuch Unternehmenskommunikation. Betriebswirtschaftlicher Verlag Dr. Th. Gabler, GWV Fachverlage; Wiesbaden 2007: 205–225.
- Eco, Umberto: Die Grenzen der Interpretation. Carl Hanser Verlag, München/Wien 1992.
- Eco, Umberto: Die unendliche Liste. Carl Hanser Verlag, München 2009.
- Eco, Umberto: Zwischen Autor und Text: Interpretation und Überinterpretation. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1996.
- Eggmann, Sabine: Das «Populäre» aus diskursanalytischer Sicht. Möglichkeiten der Theoretisierung. In: Christoph Jacke, Jens Ruchatz, Martin Zierold (Hrsg.): Pop, Populäres und Theorien. Forschungsansätze und Perspektiven zu einem prekären Verhältnis in der Medienkulturgesellschaft. Populäre Kulturen und Medien Band 2. Lit Verlag, Berlin 2011: 139–151.
- Eisenegger, Mark: Eine Phänomenologie der Personalisierung. In: Mark Eisenegger, Stefan Wehmeier (Hrsg.): Personalisierung der Organisationskommunikation. Theoretische Zugänge, Empirie und Praxis. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010: 11–26.
- Eisenegger, Mark: Einleitung – Zur multiplen Privatisierung des Öffentlichen im digitalen Strukturwandel. In: Ettinger, Patrik; Mark Eisenegger, Roger Blum, Marlis Prinzing (Hrsg.): Intimisierung des Öffentlichen. Springer VS, Wiesbaden 2018: 1–10.
- Eisenegger, Mark: Identität, Image und Reputation – Eine kommunikationssoziologische Begriffsarchitektur. In: Romy Fröhlich, Peter Szyska, Günter Bentele (Hrsg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln. Mit Lexikon. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Springer VS, Wiesbaden 2015: 431–460.

- El Ouassil, Samira; Friedemann Karig: Erzählende Affen. Mythen, Lügen, Utopien. Wie Geschichten unser Leben bestimmen. Ullstein, Berlin 2021.
- Endress, Martin: Vertrauen und Vertrautheit – Phänomenologisch-anthropologische Grundlegung. In: Martin Hartmann, Claus Offe (Hrsg.): Vertrauen. Die Grundlagen des sozialen Zusammenhalts. Theorie und Gesellschaft Band 50. Campus Verlag, Frankfurt a. M. 2001: 161–203.
- Endress, Martin: Vertrauen. Themen der Soziologie. Transcript, Bielefeld 2002.
- Eser, Uta: Projektionsfeld fremde Arten. Soziale Konstruktionen des Fremden in ökologischen Theorien. In: Ludwig Fischer (Hrsg.): Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen. Hamburg Univ. Press, Hamburg 2004: 165–192.
- Fahr, Andreas: Involvement. In: Günter Bentele, Hans-Bernd Brosius, Otfried Jarren (Hrsg.): Lexikon Kommunikations- und Medienwissenschaft. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Studienbücher zur Kommunikations- und Medienwissenschaft. Springer VS, Wiesbaden 2013: 138, 139.
- Feik, Rudolf: Öffentliche Verwaltungskommunikation. Öffentlichkeitsarbeit, Aufklärung, Empfehlung, Warnung. Springer, Wien/New York 2007.
- Fenske, Michaela: Wenn aus Tieren Personen werden: ein Einblick in die deutschsprachige «Human Animal Studies». In: SAVK 109 (2013): 115–132.
- Ferrières, Madeleine: Histoire des peurs alimentaires: du Moyen âge à l'aube du XXe siècle. Edition due Seuil, Paris 2015.
- Fieder, Matthias: Bestechlich, faul und trotzdem fleissig!? Stereotypen in populären Amtsdarstellungen. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Band 46. Thomas Schindler, Carsten Sobik (Hrsg.): Das Amt. Alltag, Verwaltung, Öffentlichkeit. Marburg 2010.
- Fischer-Lichte, Erika: Performativität. Eine Einführung. Transcript Verlag, Bielefeld 2012.
- Fix, Ulla: Die erklärende Kraft von Textsorten. Textsortenbeschreibungen als Zugang zu mehrfach strukturiertem – auch kulturellen – Wissen über Texte. In: Ulla Fix: Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. Frank & Timme, Berlin 2008b: 131–147.
- Fix, Ulla: Nichtsprachliches als Textfaktoren. Medialität, Materialität, Lokalität. In: Ulla Fix: Sprache in der Literatur und im Alltag. Ausgewählte Aufsätze. Frank & Timme Verlag, Berlin 2013. 121–135.
- Fix, Ulla: Was heisst Texte kulturell verstehen? Ein- und Zuordnungsprozesse beim Verstehen von Texten als kulturellen Entitäten. In: Ulla Fix: Texte und Textsorten – sprachliche, kommunikative und kulturelle Phänomene. Frank & Timme, Berlin 2008a: 103–130.
- Fludernik, Monika; Marie-Laure Ryan: Factual Narrative: An Introduction. In: Monika Fludernik, Marie-Laure Ryan (Hrsg.), in cooperation with Hanna Specker: Narrative Factuality. A Handbook. Revisionen, Grundbegriffe der Literaturtheorie Band 6. De Gruyter, Berlin/Boston 2020a: 1–26.
- Fludernik, Monika; Marie-Laure Ryan (Hrsg.), in cooperation with Hanna Specker: Narrative Factuality. A Handbook. Revisionen, Grundbegriffe der Literaturtheorie Band 6. De Gruyter, Berlin/Boston 2020b.
- Fludernik, Monika; Nicole Falkenhayner, Julia Steiner: Einleitung. In: Monika Fludernik, Nicole Falkenhayner, Julia Steiner (Hrsg.): Faktuales und fiktionales Erzählen. Interdisziplinäre Perspektiven. Faktuales und fiktionales Erzählen. Schriftenreihe des Graduiertenkollegs 1767 Band 1. Ergon Verlag, Würzburg 2015: 7–22.
- Fludernik, Monika: Erzähltheorie. Eine Einführung. 4. Auflage. WBG Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2013.

- Fludernik, Monika: Erzählung aus narratologischer Sicht. In: Balz Engler (Hrsg.): Erzählen in den Wissenschaften. Positionen, Probleme, Perspektiven. Academic Press Fribourg, Fribourg 2010: 5–22.
- Fludernik, Monika: Narratologische Probleme des faktualen Erzählens. In: Monika Fludernik, Nicole Falkenhayner, Julia Steiner (Hrsg.): Faktuales und fiktionales Erzählen. Interdisziplinäre Perspektiven. Faktuales und Fiktionales Erzählen Schriftenreihe des Graduiertenkollegs 1767 Band 1. Ergon Verlag, Würzburg 2015: 115–137.
- Förster, Birte; Marin Bauch: Einführung: Wasserinfrastruktur und Macht. Politisch-soziale Dimension technischer Systeme. In: (dies.): Wasserinfrastrukturen und Macht von der Antike bis zur Gegenwart. Historische Zeitschrift, Beiheft 63. Oldenburg 2014: 9–21.
- Foucault, Michel: Die «Gouvernementalität». In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hrsg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2000, 41–67.
- Fuchs, Peter; Enrico Mahler: Form und Funktion von Beratung. In: Soziale Systeme 6 (2000), Heft 2: 349–368.
- Fuchs, Peter: Die magische Welt der Beratung. In: Schützeichel, Thomas Brüsemeister (Hrsg.): Die beratene Gesellschaft. Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung. VS Verlag, Wiesbaden 2004: 239–257.
- Fürstenberg, Friedrich: Berufsgesellschaft – Forschungsfelder und Befunde. In: Jörg-Peter Pahl, Volkmar Herkner (Hrsg.): Handbuch Berufsforschung. Wbv Publikationen, Bielefeld 2013: 38–46.
- Gädinger, Frank; Taylan Yildiz: Politik. In: Martínez, Matias (Hrsg.): Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch. J.B. Metzler, Stuttgart 2017: 158–165.
- Gansel, Carsten: Moderne Kinder- und Jugendliteratur. Vorschläge für einen kompetenzorientierten Unterricht. 4., überarbeitete Auflage. Cornelsen Scriptor, Berlin 2010.
- Genette, Gérard: Fiktionale Erzählung, faktuale Erzählung. In: Gérard Genette: Fiktion und Diktion. Bild und Text. Wilhelm Fink Verlag, München 1992: 65–94.
- Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2001.
- Gerhard, Jürgen; Jürgen Link, Ernst Schulte-Holtey: Infografiken, Medien, Normalisierung – Einleitung. In: Jürgen Gerhard, Jürgen Link, Ernst Schulte-Holtey (Hrsg.): Infografiken, Medien, Normalisierung. Zur Kartografie politisch-sozialer Landschaften. Synchron, Heidelberg 2001: 7–22.
- Gerhardinger, Florian: Zivilcourage. In: Frey, D. (Hrsg.): Psychologie der Werte. Springer-Verlag Berlin, Heidelberg 2016: 295–306.
- Germann, Raimund E.: Beamte. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 14. 9. 2011. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010346/2011-09-14/> (abgerufen: 15. 4. 2020).
- Germann, Raimund E.: Öffentliche Verwaltung in der Schweiz. Band 1. Der Staatsapparat und die Regierung. Aus dem Französischen übertragen und nachgeführt von Christophe Germann und Raimund E. Germann. Verlag Paul Haupt, Bern 1998.
- Germann, Raimund E.: Verwaltungsmodernisierung in der Schweiz. In: Peter Hablützel et al. (Hrsg.): Umbruch in Politik und Verwaltung. Ansichten und Erfahrungen zum New Public Management in der Schweiz. Haupt, Bern 1995: 81–95.
- Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne. 2. Auflage. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1995.
- Girtler, Roland: Bösewichte. Strategien der Niedertracht. Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar 1999.

- Gisler, Priska; Alessandro Maranta, Michael Guggenheim, Christian Pohl, Helga Nowotny: 1. Über die Schultern von Expertinnen; 2. Auf den Spuren der Imaginierten Laien. Instrumente zu ihrer Konstruktion und Analyse. In: Priska Gisler Michael Guggenheim, Alessandro Maranta, Christian Pohl, Helga Nowotny: Imaginierte Laien. Die Macht der Vorstellung in wissenschaftlichen Expertisen. Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2004: 7–39.
- Goffman, Erving: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1982.
- Göhler, Gerhard: Institution. In: Gerhard Göhler, Mattias Iser, Ina Kerner (Hrsg.): Politische Theorie. 22 umkämpfte Begriffe zur Einführung. VS Verlag, Wiesbaden 2006: 209–226.
- Goody, Jack: Woraus besteht eine Liste? In: Zanetti, Sandro (Hrsg.): Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte. Suhrkamp, Berlin 2012: 338–396.
- Görg, Christoph: Globalisierung. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hrsg.): Glossar der Gegenwart. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004: 105–110.
- Gottschlich, Rudolf: Zum Beispiel das Beispiel ... Über die Rolle des angeführten Beispiels im alltäglichen Sprachgebrauch. Darmstädter Arbeiten zur Literaturwissenschaft und Philosophie Band 8. Tectum Verlag, Marburg 2010.
- Graeber, David: Bürokratie. Die Utopie der Regeln. Aus dem Amerikanischen von Hans Freundl und Henning Dedekind. Klett-Cotta, Stuttgart 2016.
- Gramm, Christof: Aufklärung durch staatliche Publikationsformationen. Staatshandeln als Aufklärung? In: Der Staat, 30. Band. Heft 1/4 (1991): 51–80.
- Grenz, Fabian; Patrick Donges: Fachöffentlichkeiten in der politischen Kommunikation. Erkundungen zwischen Medienöffentlichkeit und Policy-Netzwerken. In: Studies in Communication and Media, Jg. 7, 3 (2018): 392–422.
- Groeber, Valentin: Ich-Plakate: eine Geschichte des Gesichts als Aufmerksamkeitsmaschine. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2015.
- Groth, Stefan: Political Narratives / Narrations of the Political. An Introduction. In: Narrative Culture, Vol. 6, 1, Political Narratives (2019): 1–18.
- Gugutzer, Robert: Soziologie des Körpers. Transcript, Bielefeld 2004.
- Haas, Stefan; Mark Hengerer: Zur Einführung: Kultur und Kommunikation in politisch-administrativen Systemen der Frühen Neuzeit und der Moderne. In: Stefan Haas, Mark Hengerer (Hrsg.): Im Schatten der Macht. Kommunikationskulturen in Politik und Verwaltung 1600–1950. Campus Verlag, Frankfurt/New York 2008, 9–22.
- Haas, Stefan; Ulrich Pfister: Verwaltungsgeschichte – eine einleitende Perspektive. In: Itinera. Fasc. 21, (1999): 11–26.
- Haas, Stefan: Die Kultur der Verwaltung. Die Umsetzung der preussischen Reformen 1800–1848. Gekürzte Fassung der Habilitationsschrift Universität Münster 2002. Campus Verlag, Frankfurt a. M., 2005.
- Haas, Stefan: Verwaltungsgeschichte nach Cultural und Communicative Turn. Perspektiven einer historischen Implementationsforschung. In: Stefan Brankensiek, Corinna von Bredow, Birgit Näther: Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit. Historische Forschungen Band 101. Duncker & Humblot, Berlin 2014: 181–194.
- Hablützel, Peter: Bürokratie – Management – Governance: Schweizer Verwaltung und Verwaltungsführung im Wandel. In: Andreas Ladner et al. (Hrsg.): Handbuch der öffentlichen Verwaltung in der Schweiz. NZZ libro, Zürich 2013: 93–106.
- Hablützel, Peter: New Public Management als Modernisierungschance. Thesen zur Entbürokratisierungsdiskussion. In: Hablützel, Peter; Theo Haldemann, Kuno Schedler, Karl Schwaar:

- Umbruch in Politik und Verwaltung – Ansichten und Erfahrungen zum New Public Management in der Schweiz. Haupt, Bern 1995: 499–507.
- Hahn, Hans Henning (Hrsg.): Stereotyp, Identität und Geschichte: die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen. P. Lang, Frankfurt a. M. 2002.
- Hall, Stuart: Das Spektakel des «Anderen». In: Stuart Hall: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Herausgegeben von Juha Koivisto und Andreas Merckens. Hamburg 2004: 108–166.
- Haller, Michael: Das Interview. 5., völlig überarbeitete Auflage. Praktischer Journalismus Band 6. UVK Verlagsgesellschaft, München/Konstanz: 2013.
- Hallet, Wolfgang: Methoden kulturwissenschaftlicher Ansätze: Close Reading und Wide Reading. In: Vera Nünning, Ansgar Nünning (Hrsg.): Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse. Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen. Unter Mitarbeit von Irina Bauder-Begerow. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2010: 293–315.
- Hamm, Bernd: Nachbarschaft. In: Hartmut Häussermann (Hrsg.): Grossstadt. Soziologische Stichworte. Leske + Budrich, Opladen 1998: 172–181.
- Han, Byung-Chul: Was ist Macht? Reclam, Stuttgart 2005.
- Häsner, Bernd; Henning S. Hufnagel, Irmgard Maassen, Anita Traninger: Text und Performativität. In: Klaus W. Hempfer, Jörg Volbers (Hrsg.): Theorien des Performativen. Sprache – Wissen – Praxis. Eine kritische Bestandsaufnahme. Transcript, Bielefeld 2011.
- Hasse, Jürgen: Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume. Jovis, Berlin 2012.
- Hausendorf, Heiko; Wolfgang Kesselheim, Hiloko Kato, Martina Breitholz: Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift. Reihe Germanistische Linguistik 308. De Gruyter, Berlin/Boston 2017.
- Hediger, Vinzenz: Das Tier auf unserer Seite. Zur Politik des Filmtiers am Beispiel von Serengeti darf nicht sterben. In: Anne von der Heiden, Joseph Vogl (Hrsg.): Politische Zoologie. Diaphanes, Zürich/Berlin 2007: 287–301.
- Heibach, Christiane: Einleitung. In: Christiane Heibach (Hrsg.): Atmosphären. Dimensionen eines diffusen Phänomens. HfG Forschung Band 3. Wilhelm Fink, München 2012: 9–23.
- Heidenreich, Elisabeth: Natur und Kultur heute: verwickelt in technische Fließräume. In: Susanne Frank, Matthew Gandy (Hrsg.): Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne. Campus Verlag, Frankfurt 2006: 57–72.
- Heimerdinger, Timo: Alltagsanleitungen? Ratgeberliteratur als Quelle für die volkscundliche Forschung. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 51, 2006, 57–71.
- Heintz, Bettina: Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs. In: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 39, 3 (2010): 162–181.
- Heintz, Bettina: Zahlen, Wissen, Objektivität: Wissenssoziologische Perspektiven. In: Andrea Mennicken, Hendrik Vollmer (Hrsg.): Zahlenwerk. Kalkulation, Organisation und Gesellschaft. VS Verlag, Wiesbaden 2007: 65–85.
- Heise, Ursula K.: Nach der Natur. Das Artensterben und die moderne Kultur. Edition unseld 34, Berlin 2010.
- Hellmann, Kai-Uwe: Der Konsument. In: Stephan Moebius, Markus Schroer (Hrsg.): Diven, Hacker, Spekulant. Sozialfiguren der Gegenwart. Suhrkamp, Berlin 2010: 235–247.
- Helmstetter, Rudolf: Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf. Experten für erfolgreiches Leben im falschen. In: Merkur, 66. Jg., 9/10 (2012): 957–970.
- Henkel, Regina: Corporate Fashion. Verordnete Uniformität im organisationalen Kontext. In: Gabriele Mentges, Dagmar Neuland-Kitzerow, Birgit Richard (Hrsg.): Uniformierung in

- Bewegung. Vestimentäre Praktiken zwischen Vereinheitlichung, Kostümierung und Masquerade. Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen Band 4. Waxmann, Münster/New York/München/Berlin 2007: 89–100.
- Herrmann, Markus; Michael Hoppmann, Karsten Stölzgen, Jasmin Taraman: Schlüsselkompetenz Argumentation. UniTipps. 2., aktualisierte Auflage. Ferdinand Schöningh, Paderborn 2012.
- Herrmann, Meike: Fiktionalität gegen den Strich lesen. Was kann die Fiktionstheorie zu einer Poetik des Sachbuchs beitragen? Reihe Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung Nr. 7. Berlin/Hildesheim 2005.
- Hesse, Joachim Jens; Thomas Ellwein: Das Regierungssystem der Bundesrepublik Deutschland. 10., vollständig neu bearbeitete Auflage. Nomos, Baden-Baden 2012.
- Hibou, Béatrice: La Bureaucratization du monde à l'ère néolibérale. La Découverte, Paris 2012.
- Hiergeist, Teresa; Agnes Bidmon, Simone Broders, Katharina Gerund: «Paragesellschaften». Diskursive Verhandlungen sozialer Kohäsion. Einleitung. In: Teresa Hiergeist, Agnes Bidmon, Simone Broders, Katharina Gerund (Hrsg.): Paragesellschaften. Imaginationen – Inszenierungen – Interaktionen in den Gegenwartskulturen. De Gruyter, Berlin/Boston 2021: 1–22.
- Hill, Hermann: Staatskommunikation. In: Juristen Zeitung, Jg. 48, 7 (1993): 330–336.
- Hirsland, Andreas; Werner Schneider: Biopolitik und Technologien des Selbst: zur Subjektivierung von Macht und Herrschaft. In: Karl-Siebert Rehberg (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Campus Verlag, Frankfurt a. M. 2008: 5640–5648.
- Hirsland, Andreas; Werner Schneider: Wahrheit, Ideologie und Diskurse. In: Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider, Willy Viehöver (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden, 3., erweiterte Auflage. VS Verlag, Wiesbaden 2011: 401–432.
- Hitzler, Ronald: Der gemeine Machiavellismus. Beiträge zu einer Soziologie politischen Handelns. Habilitationsschrift Freie Universität Berlin 1994a.
- Hitzler, Ronald: Wissen und Wesen des Experten. Ein Annäherungsversuch – zur Einleitung. In: Ronald Hitzler, A. Homer, Chr. Maeder: Expertenwissen: die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion der Wirklichkeit. Westdeutscher Verlag, Opladen 1994b: 13–30.
- Höhne, Thomas: Die Rationalität der Wissensvermittlung. Subjektivierungseffekt im Feld der Vermittlung von Wissen. In: Alfred Schäfer, Christiane Thompson (Hrsg.): Wissen. Pädagogik – Perspektiven. Ferdinand Schöningh, Paderborn/München/Wien/Zürich 2011: 99–121.
- Holenstein, André; Patrick Kury, Kristina Schulz: Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hier und Jetzt, Baden 2018.
- Home, Robert et al.: Selection criteria for flagship species by conservation organizations. In: Environmental Conservation, Jg. 36, 2 (2009): 139–148.
- Horn, Eva: Partisan, Siedler, Asylant. Zur politischen Anthropologie des Grenzgängers. In: Monika Eigenmüller, Georg Vobruba (Hrsg.): Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes. Wiesbaden 2006: 239–249.
- Hügel, Hans-Otto: Ästhetische Zweideutigkeit der Unterhaltung. Eine Skizze ihrer Theorie. In: montage AV 2, 1 (1993): 119–141.
- Hügel, Hans-Otto: Einführung. In: Hans-Otto Hügel (Hrsg.): Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2003: 1–22.
- Hügel, Hans-Otto: Hinwendung zur Unterhaltung. Die Tageskritik zum Sachbuch im 19. Jahrhundert. In: Andy Hahneemann, David Oels (Hrsg.): Sachbuch und populäres Wissen im 20. Jahrhundert. Peter Lang, Frankfurt a. M. 2008, 159–179.

- Hürlimann, Gisela: Service public. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS) (Version 14. 6. 2011): <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/049483/2011-06-14/> (abgerufen: 29. 3. 2020).
- Imhof, Kurt: Personalisierte Ökonomie. In: Mark Eisenegger, Stefan Wehmeier (Hrsg.): *Personalisierung der Organisationskommunikation. Theoretische Zugänge, Empirie und Praxis*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010: 29–50.
- Imhof, Kurt: Strukturwandel der Politik durch den Strukturwandel der Öffentlichkeit. In: Raoul Blindenbacher, Peter Hablützel und Bruno Letsch (Hrsg.): *Vom Service Public zum Service au Public. Regierung und Verwaltung auf dem Weg in die Zukunft*. NZZ Verlag, Zürich 2000, 324–331.
- Jaeger, Stephan: Erzählen im historiographischen Diskurs. In: Klein, Christian; Matías Martínez (Hrsg.): *Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens*. J.B. Metzler, Stuttgart 2009: 110–135.
- Jäger, Margarete; Siegfried Jäger: *Deutungskämpfe. Theorie und Praxis kritischer Diskursanalyse*. VS Verlag, Wiesbaden 2007.
- Janich, Nina: *Werbesprache: ein Arbeitsbuch*. Gunter Narr Verlag, Tübingen 2010.
- Janle, Frank: *Beschreiben entdecken. Theoretische und empirische Grundlagen linguistischer und schreibdidaktischer Aspekte einer zentralen Sprachhandlung in Alltag, Schule und Literatur*. Dissertation Universität Bayreuth 2009. Schneider Verlag Hohengehren, Baltmannsweiler 2009.
- Jannidis, Fotis: Zwischen Autor und Erzähler. In: Detering, Heinrich (Hrsg.): *Autorschaft. Positionen und Revisionen. Germanistische Symposien Berichtsbände XXIV*. Metzler, Stuttgart/Weimar 2002.
- Jarren, Otfried: Staatliche Kommunikation unter mediengesellschaftlichen Bedingungen. Rahmenbedingungen, Probleme und Anforderungen an die Kommunikation staatlicher Akteure am Beispiel der Schweiz. In: Patrick Donges (Hrsg.): *Politische Kommunikation in der Schweiz*. Haupt Verlag, Bern 2005: 31–56.
- Jessing, Benedikt; Ralph Köhnen: *Einführung in die Neuere deutsche Literaturwissenschaft*. 3., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Metzler, Stuttgart 2012.
- Jödicke, Frank; Reinhold Knoll, Christopher Schlembach, Walter Seitter (Hrsg.): *Bürokratiepolitiken*. Schriften zur Verkehrswissenschaft Band 44. Sonderzahl Verlagsgesellschaft, Wien 2021.
- Jost, Hans-Ulrich: *Von Zahlen, Politik und Macht. Geschichte der schweizerischen Statistik*. Unter Mitarbeit von Carlo Malagueria. Chronos, Zürich 2016.
- Kaika, Maria: City of Flows. Der Wandel der symbolischen Bedeutung technischer Infrastrukturen in der Moderne. In: Timothy Moss, Matthias Naumann, Markus Wissen (Hrsg.): *Infrastrukturnetze und Raumentwicklung. Zwischen Universalisierung und Differenzierung. Ergebnisse Sozial-ökologischer Forschung 10*. Oekom Verlag, München 2008: 87–111.
- Kajetzke, Laura: Der Spiesser. In: Stephan Moebius, Markus Schroer (Hrsg.): *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*. Suhrkamp, Berlin 2010: 366–380.
- Kamber, Esther; Kurt Imhof: Phänomenologie der politischen Kommunikation. Resonanz von staatlichen und intermediären politischen Akteuren in der Öffentlichkeit. In: *Medienwissenschaft Schweiz*. Staatskommunikation 1(2004): 10–18.
- Keller, Felix: Ikonen der Moderne. Diagramme und die Ästhetik der Sichtbarkeit. In: Walter Grond, Beat Mazenauer (Hrsg.): *Das Wahre, Falsche, Schöne. Reality-Show. Essays*. Studien-Verlag, Innsbruck 2005: 83–101.
- Kilian, Michael: Das Bild der Verwaltung in der deutschsprachigen Belletristik. In: Erk Volkmar Heyen (Hrsg.): *Bilder der Verwaltung: Memoiren, Karikaturen, Romane, Architektur*. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1994: 79–97.

- Kirchhoff, Thomas: Einleitung: Konkurrenz als Epochenparadigma. In: Thomas Kirchhoff (Hrsg.): Konkurrenz. Historische, strukturelle und normative Perspektive. Transcript, Bielefeld 2015: 7–36.
- Kissler, Leo: Die Dinosaurier werden immer trauriger. Grosse Bürokratien und kleine Bürokraten im Fokus von Organisationsforschung, Gesellschaftstheorie und Literatur. In: Ralf Zoll (Hrsg.): Gesellschaft in literarischen Texten. Ein Lese- und Arbeitsbuch. Band 2: Ökonomische, politische und kulturelle Aspekte. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005: 127–141.
- Klaus, Elisabeth; Margreth Lünenborg: Cultural Citizenship. Ein kommunikationswissenschaftliches Konzept zur Bestimmung kultureller Teilhabe in der Mediengesellschaft. In: M&K – Medien und Kommunikationswissenschaft, 52. Jg., 2 (2004): 193–213.
- Klein, Christian; Matías Martínez (Hrsg.): Wirklichkeitserzählungen. Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. J.B. Metzler, Stuttgart 2009.
- Klein, Josef: Intertextualität, Geltungsmodus, Texthandlungsmuster. Drei vernachlässigte Kategorien der Textsortenforschung – exemplifiziert an politischen und medialen Textsorten. In: Kirsten Adamzik (Hrsg.): Textsorten. Reflexionen und Analysen. Textsorten Band 1. Stauffenburg Verlag, Tübingen 2000: 31–44.
- Klotz, Peter: Beschreiben. Grundzüge einer Deskriptologie. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2013.
- Knape, Joachim: Persuasion und Kommunikation. In: Josef Kopperschmidt (Hrsg.): Rhetorische Anthropologie: Studien zum Homo rhetoricus. Fink, München 2000: 172–181.
- Knape, Joachim: Was ist Rhetorik? Bibliografisch ergänzte Ausgabe. Reclam, Stuttgart 2012.
- Knape, Joachim: Zwangloser Zwang, Der Persuasions-Prozess als Grundlage sozialer Bindung. In: Gert Ueding, Thomas Vogel (Hrsg.): Von der Kunst der Rede und Beredsamkeit. Attempto Verlag, Tübingen 1998: 54–69.
- Kneer, Georg: Institution/Organisation. Über die Paradoxie des Organisierens. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hrsg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2008: 124–140.
- Koch, Gerd; Günther Wahrheit: Büro als Bühne. In: Peter Heinrich, Jochen Schulz zur Wiesch (Hrsg.): Wörterbuch der Mikropolitik. Leske + Budrich, Opladen 1998: 38–42.
- Kocher, Ursula: Erzählen im Kulturvergleich. In: Matías Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2011: 79–83.
- Köhler, Benedikt; Wolfgang Bonss: Die reflexive Modernisierung des Zählens. Von der amtlichen zur post-amtlichen Statistik. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 4/2 (2007): 96–121.
- Köhler, Benedikt: Amtliche Statistik, Sichtbarkeit und die Herstellung von Verfügbarkeit. Berliner Journal für Soziologie 18 (2008): 73–98.
- Koller, Heinrich: Regierung und Verwaltung. In: Daniel Thürer, Jean-François Aubert, Jörg Paul Müller (Hrsg.): Verfassungsrecht der Schweiz. Schulthess, Zürich 2001: 1131–1152.
- Kolnai, Aurel; Ekel, Hochmut, Hass. Zur Phänomenologie feindlicher Gefühle. Mit einem Nachwort von Axel Honneth. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2007.
- Komfort-Hein, Susanne: Literatur/Literarizität und Fiktionalität. In: Drügh, Heinz; Susanne Komfort-Hein, Andreas Krass, Cécile Meier, Gabriele Rohowski, Robert Seidel, Helmut Weiss (Hrsg.): Germanistik. Sprachwissenschaft – Literaturwissenschaft – Schlüsselkompetenzen. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2012: 180–185.
- Kommission für Erzählforschung innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde: Call for Papers für Tagung «Politisches Erzählen. Narrative, Genres, Strategien», 2019.

- König, Gudrun: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs: Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780–1850. Dissertation Universität Tübingen 1994. Böhlau, Wien 1996.
- König, Mario: Bürokratisierung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 17. 7. 2014. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/015996/2014-07-17/> (abgerufen: 26. 9. 2020).
- Konrad, Eva-Maria: Panfiktionalismus. In: Klauk, Tobias; Tilmann Köppe (Hrsg.): Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. De Gruyter, Berlin/Boston 2014: 235–254.
- Konrad, Jochen: Flexible Stereotypengeflechte: Psychologische Grundlagen und theoretische Erweiterungen eines kulturwissenschaftlichen Stereotypenkonzepts. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Jg. 52, (2007): 215–231.
- Konrad, Jochen: Stereotype in Dynamik. Zur kulturwissenschaftlichen Verortung eines theoretischen Konzepts. Dissertation Universität Passau 2006. Der Andere Verlag, Tönning/Lübeck/Marburg 2006.
- Köppe, Tilmann: Die Institution Fiktionalität. In: Tobias Klauk, Tilmann Köppe (Hrsg.): Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. Revisionen Grundbegriff der Literaturtheorie 4. De Gruyter, Berlin/Boston 2014: 35–49.
- Körner, Martin; Raimund E. Germann, Andreas Ladner: Verwaltung. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 15. 1. 2014. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010342/2014-01-15/> (abgerufen: 28. 12. 2021).
- Koschorke, Albrecht: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemein Erzähltheorie. 3. Auflage. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2013.
- Koselleck, Reinhart: Verwaltung, Amt, Beamter. Einleitung. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 7, Verw–Z. Klett-Cotta, Stuttgart 1992: 1–7.
- Krais, Beate: Zur Funktionsweise von Herrschaft in der Moderne. Soziale Ordnungen, symbolische Gewalt, gesellschaftliche Kontrolle. In: Robert Schmidt, Volker Woltersdorff (Hrsg.): Symbolische Gewalt. Herrschaftsanalysen nach Pierre Bourdieu. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2008: 45–58.
- Krämer, Sybille: Karten – Kartenlesen – Kartographie. Kulturtechnisch inspirierte Überlegungen. In: Philine Helas, Maren Polte, Claudia Rückert, Bettina Uppenkamp (Hrsg.): Bild/Geschichte. Festschrift für Horst Bredekamp. Akademie Verlag, Berlin 2007: 73–82.
- Krämer, Sybille: Karten erzeugen doch Welten, oder? In: Soziale Systeme 18, Heft 1+2 (2012): 153–167.
- Krämer, Sybille: Sprache als Gewalt oder: Warum verletzen Worte? In: Steffen K. Herrmann, Sybille Krämer, Hannes Kuch (Hrsg.): Verletzende Worte. Die Grammatik sprachlicher Missachtung. Transcript, Bielefeld 2015: 31–48.
- Krämer, Sybille: Figuration, Anschauung, Erkenntnis. Grundlinien einer Diagrammatologie. Suhrkamp, Berlin 2016.
- Kreisky, Eva; Marion Löffler, Sabine Zelger: Staatsfiktionen. Denkbilder moderner Staatlichkeit. Eine Einleitung. Eva Kreisky, Marion Löffler, Sabine Zelger (Hrsg.): Staatsfiktionen. Denkbilder moderner Staatlichkeit. Facultas, Wien 2011: 7–23.
- Kretschmann, Carsten: Einleitung: Wissenspopularisierung – ein altes, neues Forschungsfeld. In: Carsten Kretschmann (Hrsg.): Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel. Akademie Verlag, Berlin 2003: 7–21.

- Kretschmann, Carsten: Wissenspopularisierung. Verfahren und Beschreibungsmodelle – ein Abriss. In: Petra Boden, Dori Müller (Hrsg.): Populäres Wissen im medialen Wandel seit 1850. Literatur Forschung Band 9. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2009: 17–34.
- Kühl, Stefan: Ächtung des Selbstlobs und Probleme der Kompetenzdarstellung. In: Thomas Kurtz, Michaela Pfadenhauer (Hrsg.): Soziologie der Kompetenz. VS Verlag, Wiesbaden 2010: 275–291.
- Lachmund, Jens: Kartennaturen. Zur Historischen Soziologie der Stadtökologie von Berlin (West). In: David Gugerli, Barbara Orland (Hrsg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit. Interferenzen 2. Chronos, Zürich 2002: 85–104.
- Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern (Hrsg.): Das erweiterte Museum. Medien, Technologien und Internet. Museums Bausteine Band 19. Deutscher Kunstverlag, Berlin/München 2019.
- Landwehr, Achim: Zur Naturalisierung von Wissen und Staat. Wissensgeschichte in kritischer Absicht. In: Peter Collin, Thomas Horstmann (Hrsg.): Das Wissen des Staates. Geschichte, Theorie, Praxis. Nomos Verlag, Baden-Baden 2004, 65–71.
- Leimgruber, Walter: Einleitung. Akten: Die gesellschaftliche Kraft eines Verwaltungsinstruments. In: Claudia Kaufmann, Walter Leimgruber (Hrsg.): Was Akten bewirken können. Integrations- und Ausschlussprozesse eines Verwaltungsvorgangs. Nationales Forschungsprogramm «Integration und Ausschluss» des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF). Seismo, Zürich 2008: 7–17.
- Lemke, Thomas: Gouvernamentalität. In: Marcus S. Kleiner (Hrsg.): Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken. Campus Verlag, Frankfurt a. M./New York 2001, 108–122.
- Lepsius, M. Rainer: Vertrauen zu Institutionen. In: Hradil, Stefan (Ed.): Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) (Ed.): Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996. Campus Verlag, Frankfurt a. M. 1997: 283–293.
- Libbe, Jens; Hadia Köhler, Klaus J. Beckmann: Infrastruktur und Stadtentwicklung. Technische und soziale Infrastrukturen – Herausforderungen und Handlungsoptionen für Infrastruktur- und Stadtplanung. Edition Difu – Stadt Forschung Praxis Band 10. Berlin 2010.
- Lienhard, Andreas; Adrian Ritz, Reto Steiner, Andreas Ladner (Hrsg.): 10 Jahre New Public Management in der Schweiz. Bilanz, Irrtümer und Erfolgsfaktoren. Haupt, Bern 2005: 17–22.
- Link, Jürgen: Das «normalistische» Subjekt und seine Kurven. Zur symbolischen Visualisierung orientierender Daten. In: David Gugerli, Barbara Orland (Hrsg.): Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit. Zürich 2002: 107–128.
- Lipp, Wolfgang: Drama Kultur. Duncker & Humblot, Berlin 1994.
- Llanque, Marcus: Metaphern, Metanarrative und Verbindlichkeitsnarrative: Narrative in der Politischen Theorie. In: Wilhelm Hofmann, Judith Renner, Katja Teich (Hrsg.): Narrative Formen der Politik. Springer VS, Wiesbaden 2014: 7–29.
- Löffler, Elke: Die Ökonomisierung des Staates – Versuch einer Begriffserklärung. In: Jens Harms, Christoph Reichard (Hrsg.): Die Ökonomisierung des öffentlichen Sektors: Instrumente und Trends. Schriftenreihe der Gesellschaft für öffentliche Wirtschaft Heft 50. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2003: 19–26.

- Löffler, Petra: Einleitung: Übersicht. Auflisten und Abkürzen. In: Michael Cuntz, Barbara Nitsche, Isabell Otto, Marc Spaniol (Hrsg.): *Die Listen der Evidenz. Mediologie Band 15*. Köln 2006: 199–202.
- Löfgren, Orvar: *Natur, Tiere und Moral. Zur Entwicklung der bürgerlichen Naturauffassung*. In: Utz Jeggle, Gottfried Korff, Marin Scharfe, Bernd Jürgen Warneken (Hrsg.): *Volkskultur in der Moderne. Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung*. Reinbek bei Hamburg 1986: 122–144.
- Lösch, Klaus: *Das Fremde und seine Beschreibung*. In: Simone Broders, Susanne Gruss, Stephanie Waldow (Hrsg.): *Phänomene der Fremdheit, Fremdheit als Phänomen. Focus: Gegenwart, Band 1*. Königshausen & Neumann, Würzburg 2012: 25–49.
- Lotman, Jurij M.: *Die Struktur des künstlerischen Textes*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1973.
- Luhmann, Niklas: *Die Realität der Massenmedien*. 3. Auflage. VS Verlag, Wiesbaden 2004.
- Luhmann, Niklas: *Politische Planung*. In: Niklas Luhmann: *Politische Planung. Aufsätze zu Soziologie von Politik und Verwaltung*. 5. Auflage. VS Verlag, Wiesbaden 2007: 66–89.
- Luhmann, Niklas: *Risiko und Gefahr. Aulavorträge der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften 48*. St. Gallen 1990.
- Maase, Kaspar: *Populärkulturforschung. Eine Einführung*. Transcript, Bielefeld 2019.
- Maase, Kaspar: *Was macht Populärkultur politisch? Otto-von-Freising-Vorlesungen der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt*. VS Verlag, Wiesbaden 2010.
- Maeder, Christoph: «New Public Management» in der Schweiz. Zur Dramaturgie und Pragmatik eines moralischen Kreuzzugs. In: Hans-Georg Soeffner, Dirk Tänzler (Hrsg.): *Figurative Politik. Zur Performanz der Macht in der modernen Gesellschaft. Reihe «Soziologie der Politik» Band 4*. Leske + Budrich, Opladen 2002: 211–224.
- Mahler, Andreas: *Stadttexte – Textstädte. Formen und Funktionen diskursiver Stadtkonstitutionen*. In: Andreas Mahler (Hrsg.): *Stadt-Bilder. Allegorie, Mimesis, Imagination*. Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg 1999: 11–36.
- Mainberger, Sabine: *Die Kunst des Aufzählens. Elemente zu einer Poetik des Enumerativen. Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 22. Habilitationsschrift Freie Universität Berlin 2001*. De Gruyter, Berlin 2003.
- Martínez, Matías; Michael Scheffel: *Einführung in die Erzähltheorie*. 9., erweiterte und aktualisierte Auflage. C. H. Beck, München 2012.
- Mateos, Inés: «Sprache als Schlüssel zur Integration» – eine Metapher und ihre Folgen. In: Píñero, Esteban; Isabelle Bopp, Georg Kreis (Hrsg.): *Fördern und Fordern im Fokus. Leerstellen des schweizerischen Integrationsdiskurses. Reihe sozialer Zusammenhalt und kultureller Pluralismus*. Seismo, Zürich und Genf 2009: 98–123.
- Mau, Steffen: *Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen*. Suhrkamp Verlag, Berlin 2017.
- Mayntz, Renate: *Bürokratie*. In: Görres-Gesellschaft (Hrsg.): *Staatslexikon*, 1. Band. Verlag Herder, Freiburg, Basel, Wien, 1985: 1065–1069.
- Mayntz, Renate: *Soziologie der öffentlichen Verwaltung*, 4., durchgesehene Auflage. C.F. Müller Verlag, Heidelberg 1997.
- McCloud, Scott: *Comics richtig lesen. Die unsichtbare Kunst*. Carlsen, Hamburg 2001.
- Megerle, Heidi: *Naturerlebnispfade – neue Medien der Umweltbildung und des landschaftsbezogenen Tourismus? Bestandsanalyse, Evaluation und Entwicklung von Qualitätsstandards*. Dis-

- sertation Universität Tübingen 2003. Tübinger geographische Studien Band 124. Selbstverlag des Geographischen Instituts der Universität, Tübingen 2003.
- Mehrtens, Herbert: Kontrolltechnik Normalisierung. Einführende Überlegungen. In: Werner Sohn, Herbert Mehrrens (Hrsg.): Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft. Westdeutscher Verlag, Opladen 1999: 45–64.
- Mellmann, Katja: Emotionalisieren. In: Martínez, Matías (Hrsg.): Erzählen. Ein interdisziplinäres Handbuch. J.B. Metzler, Stuttgart 2017: 243–249.
- Menninghaus, Winfried: Ekel. Theorie und Geschichte einer starken Empfindung. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1999.
- Mentges, Gabriele: Uniform – Kostüm – Maskerade. Einführende Überlegungen. In: Gabriele Mentges, Dagmar Neuland-Kitzerow, Birgit Richard (Hrsg.): Uniformierung in Bewegung. Vestimentäre Praktiken zwischen Vereinheitlichung, Kostümierung und Maskerade. Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen Band 4. Waxmann, Münster/New York/München/Berlin 2007: 13–27.
- Merten, Klaus: Erzeugung von Fakten durch Reflexivisierung von Fiktionen. Strukturen der Ausdifferenzierung des Kommunikationssystems. In: Achim Baum, Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Fakten und Fiktionen. Über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Band 29. UVK, Konstanz 2002: 36–47.
- Merten, Klaus: Kommunikation und Persuasion. In: Günter Bentele, Romy Fröhlich, Peter Szyszka (Hrsg.): Handbuch der Public Relations. Wissenschaftliche Grundlagen und berufliches Handeln. Mit Lexikon. 2., korrigierte und erweiterte Auflage. VS Verlag, Wiesbaden 2008: 297–308.
- Mesmer, Beatrix: Reinheit und Reinlichkeit. Bemerkungen zur Durchsetzung der häuslichen Hygiene in der Schweiz. In: Nicolai Bernard, Quirinus Reichen (Hrsg.): Gesellschaft und Gesellschaften. Bern 1982: 470–494.
- Messerli, Alfred: Zur Geschichte der Medien des Rates. In: Peter-Paul Bänziger, Stefanie Duttweiler, Philipp Sarasin, Annika Wellmann (Hrsg.): Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen. Suhrkamp, Berlin 2010: 30–57.
- Meuter, Norbert: Prä-Narrativität – Ein Ordnungsprinzip unseres Handelns. *Studia Culturologica* 3 (1994): 119–140.
- Meyers grosses Universalexikon, Band 15: Ve–Zz. Bibliographisches Institut, Meyers Lexikonverlag, Mannheim/Wien/Zürich 1986.
- Moebius, Stephan; Angelika Wetterer: Symbolische Gewalt. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (2011) 36: 1–10.
- Müller-Funk, Wolfgang: Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Springer, Wien 2002.
- Münkler, Herfried: Die Visibilität der Macht und die Strategien der Machtvisualisierung. In: Gerhard Göhler (Hrsg.): Macht der Öffentlichkeit – Öffentlichkeit der Macht. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1995: 213–230.
- Muri, Gabriela: Events: Ein Begriff und seine Genese – Forschungsstand und aktuelle Debatten. In: Gabriela Muri, Daniel Späti, Philipp Klaus, Francis Müller (Hrsg.): Eventisierung der Stadt. Jovis Verlag, Berlin 2019: 36–49.
- Neckel, Sigward: Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Soziologische Perspektiven. In: Neckel, Sigward et al. (Hrsg.): Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Umriss eines Forschungsprogramms. Transcript, Bielefeld 2018: 11–23.

- Neuroni, Alessia C.; Sarah Zielmann: Staatskommunikation. Definition und Forschungsfragen aus publizistikwissenschaftlicher Perspektive. In: Medienwissenschaft Schweiz. Staatskommunikation 1(2004): 4–9.
- Nexon, Iver B.; Daniel H. Neumann: Introduction. Harry Potter and the Study of World Politics. In: Nexon, Iver B.; Daniel H. Neumann (Hrsg.): Harry Potter and international relations. Rowman&Littlefield Publishers; Lanham/Oxford 2006: 1–23.
- Nieland, Jörg-Uwe: Infotainment. In: Hans-Otto Hügel (Hrsg.): Handbuch Populäre Kultur. Begriffe, Theorien und Diskussionen. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2003: 262–266.
- Nigg, Marie-Louise: Gehen. Raumpraktiken in Literatur und Kunst. Dissertation Humboldt-Universität zu Berlin 2017. Kaleidogramme Band 151. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2017.
- Nikolow, Sybilla; Arne Schirmacher: Das Verhältnis von Wissenschaft und Öffentlichkeit als Beziehungsgeschichte. Historiographische und systematische Perspektiven. In: Sybilla Nikolow, Arne Schirmacher (Hrsg.): Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressourcen füreinander. Studien zur Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Campus Verlag, Frankfurt a. M. 2007: 11–36.
- Nowotny, Stefan: Polizierte Betrachtung. Zur Funktion und Funktionsgeschichte von Ausstellungstexten. In: von Schnittpunkt; Beatrice Jaschke; Charlotte Marinz-Turek, Nora Sternfeld (Hrsg.): Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen. Ausstellungstheorie und Praxis 1. Turia&Kant, Wien 2005: 72–92.
- Nünning, Ansgar; Vera Nünning: Von der strukturalistischen Narratologie zur «postklassischen» Erzähltheorie: Ein Überblick über neue Ansätze und Entwicklungstendenzen. In: Ansgar Nünning, Vera Nünning (Hrsg.): Neue Ansätze in der Erzähltheorie. WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium Band 4. WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, Trier 2002: 1–33.
- Nünning, Ansgar; Martin Zierold: Kommunikationskompetenzen. Erfolgreich kommunizieren in Studium und Berufsleben. Klett Lerntraining, Stuttgart 2008.
- Nünning, Ansgar: Wie Erzählungen Kulturen erzeugen: Prämissen, Konzepte und Perspektiven für eine kulturwissenschaftliche Narratologie. In: Alexandra Strohmaier (Hrsg.): Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Transcript, Bielefeld 2013: 15–53.
- Nützi, Patrick: Rechtsfragen verhaltenslenkender staatlicher Information. Struktur – Zulässigkeit – Haftung. Illustriert an den Beispielen Aids und Listeriose. Dissertation Universität Bern. Stämpfli+Cie, Bern 1995.
- Oels, David: Wissen und Unterhaltung im Sachbuch. Oder: Warum es keine germanistische Sachbuchforschung gibt und wie eine solche aussehen könnte. Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung Nr. 1. Berlin und Hildesheim 2005.
- Opitz, Sven: Der flexible Mensch. In: Stephan Moebius, Markus Schroer (Hrsg.): Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart. Suhrkamp, Berlin 2010: 132–147.
- Ossner, Jakob: Das deskriptive Feld. In: Peter Klotz, Christine Lubkoll (Hrsg.): Beschreibend wahrnehmen – wahrnehmend beschreiben. Sprachliche und ästhetische Aspekte kognitiver Prozesse. Rombach Wissenschaften – Reihe Litterae Band 130. Rombach, Freiburg i. Br. 2005: 61–76.
- Paris, Rainer; Wolfgang Sofsky: Drohungen. Über eine Methode der Interaktionsmacht. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Jg. 39. (1987): 15–39.

- Paris, Rainer: In: Peter Heinrich, Jochen Schulz zur Wiesch (Hrsg.): Wörterbuch der Mikropolitik. Leske + Budrich, Opladen 1998: 82–85.
- Paris, Rainer: Raten und Beratschlagen. Sozialersinn, Jg. 6, 2 (2005a): 353–388.
- Paris, Rainer: Über das Folgen. In: Rainer Paris: Normale Macht. Soziologische Essays. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2005b: 97–107.
- Paris, Rainer: Warten auf Amtsführen. In: Rainer Paris: Normale Macht. Soziologische Essays. UVK Verlagsgesellschaft, Konstanz 2005c: 193–238.
- Parr, Rolf: Liminale und andere Übergänge. Theoretische Modellierungen von Grenzzonen, Normalitätsspektren, Schwellen, Übergängen und Zwischenräumen in Literatur- und Kulturwissenschaft. In: Achim Geisenhanslüke, Georg Mein (Hrsg.): Schriftkultur und Schwellenkunde. Transcript, Bielefeld 2008: 11–63.
- Pasquier, Martial; Mirja Weiss Richard: Kommunikation öffentlicher Organisationen. Schulthess, Zürich/Basel/Genf 2017.
- Peselmann, Veronica: Abstraktion zwischen Figur und Grund. Zu fotografischen Arbeiten von Liu Bolin. In: Moskatova, Olga; Sandra Beate Reimann, Kathrin Schöneegg (Hrsg.): Jenseits der Repräsentation. Körperlichkeit der Abstraktion in moderner und zeitgenössischer Kunst. Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2013: 127–141.
- Peter, Lothar: Prolegomena zu einer Theorie der symbolischen Gewalt. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (2011) 36: 11–31.
- Pfadenhauer, Michaela: Professioneller Stil und Kompetenz. Einleitende Überlegungen im Rekurs auf Bourdieus Habitus-Konzept. In: Michaela Pfadenhauer, Thomas Scheffer (Hrsg.): Profession, Habitus und Wandel. Peter Lang, Frankfurt a. M. 2009: 7–19.
- Piñeiro, Esteban: Integration und Abwehr. Genealogie der schweizerischen Ausländerintegration. Dissertation Universität Basel 2015. Seismo, Zürich 2015.
- Pinto, Vito: Stimmen auf der Spur: Zur technischen Realisierung der Stimme in Theater, Hörspiel und Film. Transcript, Bielefeld 2014.
- Pongratz, Hans J.: Interaktionsstrukturen von Dienstleistungsbeziehungen. Machtanalytische Differenzierungen zum Thema «Kundenorientierung». In: Heike Jacobsen, Stephan Voswinkel (Hrsg.): Der Kunde in der Dienstleistungsbeziehung. Beiträge zur Soziologie der Dienstleistung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005: 57–80.
- Popitz, Heinrich: Phänomene der Macht. 2., stark erweiterte Auflage. J.C.B. Mohr, Tübingen 1992.
- Pörksen, Uwe: Logos, Kurven, Visiotypen. Vortrag an der Hochschule für Grafik und Buchkunst. Institut für Buchkunst, Leipzig 1998.
- Pörksen, Uwe: Plastikwörter. Die Sprache der internationalen Diktatur. 4. Auflage. Klett-Cotta, Stuttgart 1992.
- Porombka, Stephan: Prosatextanalyse. In: Thomas Anz (Hrsg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Band 2 Methoden und Theorien. J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2007: 155–160.
- Porombka, Stephan: Regelwissen und Weltwissen für die Jetztzeit. Die Funktionsleistungen der Sachliteratur. Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung Nr. 2. Berlin und Hildesheim 2005.
- Porombka, Stephan: Wie man ein (verdammtes) gutes Sachbuch schreibt. Arbeitsblätter für die Sachbuchforschung Nr. 10. Berlin und Hildesheim 2006.
- Portmann-Tselikas, Paul R.; Georg Weidacher: Nicht nur zur Begrifflichkeit. Kontexte, Kommunikation und Kompetenzen. In: Peter Klotz, Paul R. Portmann-Tselikas, Georg Weidacher (Hrsg.): Kontexte und Texte. Soziokulturelle Konstellationen literaren Handelns. Europäische Studien zur Textlinguistik Band 8. Narr Verlag, Tübingen 2010: 9–57.

- Pöttker, Horst: Entfremdung und Illusion. Soziales Handeln in der Moderne. Habilitationsschrift Universität GH Siegen 1995. Die Einheit der Geisteswissenschaften Band 95. Mohr Siebeck, Tübingen 1997.
- Pritz, Sarah Miriam: Subjektivierung von Nachhaltigkeit. In: Neckel, Sighard et al. (Hrsg.): Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Umriss eines Forschungsprogramms. Transcript, Bielefeld 2018: 77–100.
- Rademacher, Lars: PR als «Literatur» der Gesellschaft? Plädoyer für eine medienwissenschaftliche Grundlegung des Kommunikationsmanagements. In: Ulrike Röttger (Hrsg.): Theorien der Public Relations. Grundlagen und Perspektiven der PR-Forschung. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden 2009: 87–113.
- Rahn, Sylvia: Beruf, Berufliche Bildung. In: Stefan Jordan, Melanie Schlüter (Hrsg.), Lexikon Pädagogik. Hundert Grundbegriffe. Reclam, Stuttgart 2010: 46–49.
- Reckwitz, Andreas: Subjekt. Transcript, Bielefeld 2008a.
- Reckwitz, Andreas: Subjekt/Identität. Die Produktion und Subversion des Individuums. In: Stephan Moebius, Andreas Reckwitz (Hrsg.): Poststrukturalistische Sozialwissenschaften. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2008b: 75–92.
- Reichenbach, Roland: Pädagogische Autorität. Macht und Vertrauen in der Erziehung. Kohlhammer, Stuttgart 2011.
- Reichholf, Josef H.: Stadtnatur. Eine neue Heimat für Tiere und Pflanzen. Oekom, München 2007.
- Reinhold, Gerd (Hrsg.), unter Mitarbeit von Siegfried Lamnek, Helga Recker: Soziologielexikon. 4. Auflage. R. Oldenburg Verlag, München/Wien 2000.
- Renner, Karl N.: Grenze und Ereignis. Weiterführende Überlegungen zum Ereigniskonzept von J. M. Lotman. In: Gustav Frank, Wolfgang Lukas (Hrsg.): Norm – Grenze – Abweichung. Kultursemiotische Studien zu Literatur, Medien und Wirtschaft. Michael Titzmann zum 60. Geburtstag. Passau: Karl Stutz 2004: 357–381.
- Renner, Karl N.: Massenmediales Ratgeben unter den Bedingungen der Medienkonvergenz. In: NonFiktion, Jg. 7, 1/2 (2012): 27–36.
- Reuter, Julia: Der Fremde. In: Stephan Moebius, Markus Schroer (Hrsg.): Diven, Hacker, Spekulant. Sozialfiguren der Gegenwart. Suhrkamp, Berlin 2010: 161–173.
- Richter, Peter: Die Organisation öffentlicher Verwaltung. In: Maja Apelt, Veronika Tacke (Hrsg.): Handbuch Organisationstypen. Springer VS, Wiesbaden 2012, 91–112.
- Rolf, Eckard: Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Grundlagen der Kommunikation und Kognition. Habil.-Schrift Westfälische Wilhelms-Universität Münster. De Gruyter, Berlin/ New York 1993.
- Rolf, Eckard: Textuelle Grundfunktionen. In: Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager (Hrsg.): Text und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Halbband 1. De Gruyter, Berlin / New York 2000: 422–435.
- Rolshoven, Johanna: Zwischen den Dingen: der Raum. Das Dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft. In: SAVk 108 (2012): 156–169.
- Roth, Kersten Sven: Weltbildtransfer. Uwe Pörksens Plastikwörter im Kontext der Diskurslinguistik. In: Oliver Stenschke, Sigurd Wichter (Hrsg.): Wissenstransfer und Diskurs. Transferwissenschaften Band 6. Peter Lang, Frankfurt a. M. 2009: 77–95.
- Ruchatz, Jens: Der Ort des Populären. In: Gereon Blaseio, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz: Popularisierung und Popularität. Du Mont, Köln 2005: 139–145.

- Rudolf, Werner: Mythen, Märchen und Moneten – Texte in Geschäftsberichten: Was sie wollen und wie sie entstehen. In: Sascha Demarmels, Wolfgang Kesselheim (Hrsg.): Textsorten der Wirtschaft. Zwischen textlinguistischem Wissen und wirtschaftlichem Handeln. VS Verlag, Wiesbaden 2011: 19–35.
- Sachbuchforschung / Das deutschsprachige Sachbuch – Geschichte, Theorie, Praxis / Willkommen auf sachbuchforschung.de. URL: <https://web.archive.org/web/20180531131204/http://www.sachbuchforschung.uni-mainz.de/> (abgerufen: 8. 12. 2019).
- Salzbrunn, Monika: Vielfalt / Diversität. Transcript, Bielefeld 2014.
- Sarcinelli, Ulrich: Legitimität. In: Jarren, Otfried; Sarcinelli, Ulrich; Saxer, Ulrich (Hrsg.): Politische Kommunikation in der demokratischen Gesellschaft. Ein Handbuch mit Lexikonteil. Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden 1998: 253–267.
- Saxer, Urs: Einführung und rechtsstaatliche Grundlagen. In: St. Galler Tagung zur Öffentlichkeitskommunikation des Staates. Recht und Praxis. Referate der Tagung vom 5. März 2009 in Luzern. Schriftenreihe des Instituts für Rechtswissenschaft und Rechtspraxis IRP-HSG. St. Gallen 2010, 1–26.
- Schabacher, Gabriele: Unsichtbare Stadt. Zur Medialität urbaner Architektur. In: Zeitschrift für Medienwissenschaft, Jg. 7, Heft 12: Medien / Architektur, 1 (2015): 79–90.
- Schäfers, Bernhard: Politische Planung. In: Politik-Lexikon. 3., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2000: 526–528.
- Schedler, Kuno; Angela Eicher: Das Verhältnis von Verwaltung und Politik. In: Andreas Ladner et al. (Hrsg.): Handbuch der öffentlichen Verwaltung in der Schweiz. Zürich 2013: 369–384.
- Scheffel, Michael: Erzählen als anthropologische Universalie. In: Rüdiger Zymner, Manfred Engel (Hrsg.): Anthropologie der Literatur. Poetogene Strukturen und ästhetisch-soziale Handlungsfelder. Poetogenesis. Mentis, Paderborn 2004: 121–138.
- Scheffel, Michael: Erzählen als Produkt der kulturellen Evolution. In: Matías Martínez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2011: 74–79.
- Shikowski, Michael: Das Sachbuch als unsachliche Erzählung. Die fünf Grundformen des Sachbuchs. NonFiktion 3/2008, Heft 1/2: 138–154.
- Shikowski, Michael: Immer schön sachlich. Kleine Geschichte des Sachbuchs 1870–1918. Arbeitsblätter zur Sachbuchforschung Nr. 23. Mainz, 2014.
- Schimank, Uwe; Stefan Lange: Gesellschaftsbilder als Leitideen politischer Steuerung. In: Hans-Peter Burth, Axel Görlitz (Hrsg.): Politische Steuerung in Theorie und Praxis. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2001: 221–245.
- Schimank, Uwe; Ute Volkmann: Ökonomisierung der Gesellschaft. In: Andrea Maurer (Hrsg.): Handbuch der Wirtschaftssoziologie. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008: 382–393.
- Schimank, Uwe: Organisationsgesellschaft. In: Wieland Jäger, Uwe Schimank (Hrsg.): Organisationsgesellschaft. Facetten und Perspektiven. VS Verlag, Wiesbaden 2005: 19–50.
- Schindler, Thomas; Carsten Sobik: Vorwort. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Neue Folge der Hessischen Blätter für Volkskunde, Band 46. Thomas Schindler, Carsten Sobik (Hrsg.): Das Amt. Alltag, Verwaltung, Öffentlichkeit. Jonas Verlag, Marburg 2010: 7–9.
- Schipperes, Heinrich: Natur. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Band 4 Mi–Pre. Klett-Cotta, Stuttgart 1978: 215–246.
- Schmid, Wolf: Elemente der Narratologie. 3., erweiterte und überarbeitete Auflage. De Gruyter, Berlin/Boston 2014.

- Schmidt-Lauber, Brigitta: Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft. Einige Gedanken über einen Begriff und ein Fach. In: Michaela Fenske (Hrsg.): *Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp. Studien zur Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie Band 5*. LIT Berlin 2010: 45–61.
- Schmidt, Manfred G.: *Wörterbuch zur Politik*. 3., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 2010.
- Schmidt, Siegfried J.; Guido Zurstiege: *Kommunikationswissenschaft. Was sie kann, was sie will. Rowohlt's Enzyklopädie*. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 2000.
- Schmoll, Friedemann: «Multikulti im Tierreich». Über das Fremde in der Natur. *Globalisierung und Ökologie*. In: *Zeitschrift für Volkskunde*, Jg. 99 (2003): 51–64.
- Schneider, Jost: *Literatur und Text*. In: Thomas Anz (Hrsg.): *Handbuch Literaturwissenschaften, Band 1 Gegenstände und Grundbegriffe. Sonderausgabe*. J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2013: 1–24.
- Schreiber, Dominik: *Narrative der Globalisierung. Gerechtigkeit und Konkurrenz in faktualen und fiktionalen Erzählungen*. Dissertation an der Universität Mannheim 2013. Springer VS, Wiesbaden 2015.
- Schulze, Gerhard: *Autorität – Grenzgang ohne Ende. Eine Ortsbestimmung*. In: Herbert Quandt-Stiftung (Hrsg.) (Herausgegeben im Auftrag von Herbert Quandt-Stiftung von Christof Eichert, unter Mitarbeit von Stephanie Hohn): *Autorität heute. Neue Formen – andere Akteure?* 31. Sinclair-Haus-Gespräch. Herder, Freiburg/Basel/Wien 2011a: 12–21.
- Schulze, Gerhard: *Erlebnisgesellschaft*. In: Helmut Reinalter, Peter J. Brenner (Hrsg.): *Lexikon der Geisteswissenschaft. Sachbegriffe – Disziplinen – Personen*. Böhlau Verlag, Köln 2011b: 285–292.
- Schulze, Gerhard: *Kulissen des Glücks. Streifzüge durch die Eventkultur*. Campus Verlag, Frankfurt, New York 1999.
- Schützeichel, Rainer: *Laien, Experten, Professionen*. In: Rainer Schützeichel (Hrsg.): *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Erfahrung – Wissen – Imagination. Schriften zur Wissenssoziologie Band 15*. UVK, Konstanz 2007: 546–578.
- Schützeichel, Rainer: *Skizzen zu einer Soziologie der Beratung*. In: Rainer Schützeichel, Thomas Brüsemeister (Hrsg.): *Die beratene Gesellschaft. Zur gesellschaftlichen Bedeutung von Beratung*. VS Verlag, Wiesbaden 2004, 273–285.
- Schwarz, Angela: *Bilden, überzeugen, unterhalten: Wissenschaftspopularisierung und Wissenskultur im 19. Jahrhundert*. In: Carsten Kretschmann (Hrsg.): *Wissenspopularisierung. Konzepte der Wissensverbreitung im Wandel*. Akademie Verlag, Berlin 2003: 221–234.
- Schweizerisches Bundesarchiv: *Kulturtechniken der Verwaltung. Forschungsbericht*. Verfasst im Auftrag des Schweizerischen Bundesarchivs von Prof. Dr. Peter Becker, Deutsche Hochschule für Verwaltungswissenschaften. Speyer/Wien, 2010.
- Schwitalla, Johannes: *Gebrauchstexte*. In: Klaus Weimar (Hrsg.): *Reallexikon der Deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Band 1 A–G*. De Gruyter, Berlin/New York 1997: 664–666.
- Seibel, Wolfgang: *Verwaltung verstehen. Eine theoriegeschichtliche Einführung*. Suhrkamp, Berlin 2016.
- Seibel, Wolfgang: *Verwaltung*. In: Rüdiger Voigt (Hrsg.): *Handbuch Staat*. Springer Fachmedien, Wiesbaden 2018: 1279–1288.
- Seiffert-Brockmann, Jens: *Öffentliches Vertrauen als Mechanismus zur Beobachtung von Vertrauenswürdigkeit*. In: Petra Werner, Lars Rinsdorf, Thomas Pleil, Klaus-Dieter Altmeyden (Hrsg.): *Verantwortung – Gerechtigkeit – Öffentlichkeit. Normative Perspektiven auf Kom-*

- munikation. Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Band 43. München 2016: 353–369.
- Sennett, Richard: *Autorität*. Aus dem Amerikanischen von Reinhard Kaiser. Berliner Taschenbuch Verlag, Berlin 2008.
- Simmel, Georg: *Der Raum und die räumliche Ordnung der Gesellschaft*. In: Monika Eigenmüller, Georg Vobruba (Hrsg.): *Grenzsoziologie. Die politische Strukturierung des Raumes*. VS Verlag, Wiesbaden 2006: 15–23.
- Simmel, Georg: *Exkurs über den Fremden*. *Sociology in Switzerland / Georg Simmel Online: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. URL: https://socio.ch/sim/soziologie/soz_9_ex3.htm (abgerufen: 15. 4. 2021).
- Soeffner, Hans-Georg; Dirk Tänzler: *Figurative Politik. Prolegomena zu einer Kulturosoziologie politischen Handelns*. In: Hans-Georg Soeffner, Dirk Tänzler (Hrsg.): *Figurative Politik. Zur Performanz der Macht in der modernen Gesellschaft*. Reihe «Soziologie der Politik» Band 4. Leske + Budrich, Opladen 2002: 17–33.
- Sofsky, Wolfgang; Rainer Paris: *Figurationen sozialer Macht. Autorität – Stellvertretung – Koalition*. Leske + Budrich, Opladen 1991.
- Sontag, Susan: *Über Fotografie*. Carl Hanser, München/Wien 1978.
- Späti, Daniel: *Einführung ins Fallbeispiel Zürich*. In: Gabriela Muri, Daniel Späti, Philipp Klaus, Francis Müller (Hrsg.): *Eventisierung der Stadt*. Jovis Verlag, Berlin 2019: 16–20.
- Spitzmüller, Jürgen: *Typographisches Wissen. Die Oberfläche als semiotische Ressource*. In: Angelika Linke, Helmuth Feilke (Hrsg.): *Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt*. Reihe Germanistische Linguistik 283. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 2009: 459–486.
- Stach, Reinhard: *Lernen durch Schulische Wandbilder*. In: Franz Pöggeler (Hrsg.): *Bild und Bildung. Beiträge zur Grundlegung einer pädagogischen Ikonologie und Ikonographie. Studien zur Pädagogik, Andragogik und Gerontagogik*. Band II. Peter Lang, Frankfurt a. M./Bern 1992.
- Stanitzek, Georg: *Paratextanalyse*. In: Thomas Anz (Hrsg.): *Handbuch Literaturwissenschaft*. Band 2 Methoden und Theorien. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2013: 198–203.
- Stapelkamp, Torsten: *Informationsvisualisierung. Web – Print – Signaletik. Erfolgreiches Informationsdesign: Leitsysteme, Wissensvermittlung und Informationsarchitektur*. Springer Vieweg, Berlin 2013.
- Star, Susan Leigh; James R. Griesemer: *Institutional Ecology, «Translations» and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley's Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39*. In: *Social Studies of Science* 19, Nr. 4, 1989: 387–420.
- Stegbauer, Christian: *Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit*. 2. Auflage. VS Verlag, Wiesbaden 2011.
- Steiner, Felix: *Dargestellte Autorschaft. Autorkonzept und Autorsubjekt in wissenschaftlichen Texten*. Dissertation Philo. Fakultät Universität Zürich 2006/2007. Reihe Germanistische Linguistik 282. Niemeyer, Tübingen 2009.
- Steiner, Felix: *Wissenschaftliche Autorschaft zwischen Zeitschrift und Handbuch: Überlegungen zu einer am Autorbegriff orientierten Poetologie wissenschaftlicher Texte*. In: Matthias Schaffrick, Marcus Willand (Hrsg.): *Theorien und Praktiken der Autorschaft*. De Gruyter, Berlin 2014: 567–593.

- Stiening, Gideon: Neuere literatur- und kulturwissenschaftliche Studien zur poetischen Reflexion auf Bürokratie und Verwaltung. In: Räte und Beamte in der Frühen Neuzeit – Lehren und Schriften. Jahrbuch für europäische Verwaltungsgeschichte, 19 (2007): 345–358.
- Stücheli-Herlach, Peter: Kommunikation: Öffentlichkeits- und Medienarbeit. In: Andreas Bergmann, David Giauque, Daniel Kettiger, Andreas Lienhard, Erik Nagel, Adrian Ritz, Rego Steiner: *Praxishandbuch Public Management*. Weka Business Media, Zürich 2016: 221–244.
- Stüssel, Kerstin: In Vertretung: literarische Mitschriften von Bürokratie zwischen früher Neuzeit und Gegenwart. Studien zur deutschen Literatur Band 171. Habil.-Schrift Techn. Universität Dresden 2001. Niemeyer, Tübingen 2004.
- Sukopp, Herbert: Rückeroberung? Natur im Grossstadtbereich. Wiener Vorlesungen im Rathaus Band 102. Picus Verlag Wien 2003.
- Surkamp, Carola: Narratologie und Possible-World-Theory: Narrative Texte als Alternative Welten. In: Ansgar Nünning, Vera Nünning (Hrsg.): *Neue Ansätze in der Erzähltheorie*. Wissenschaftlicher Verlag, Trier 2002: 153–183.
- Thibaud, Jean-Paul: Über die Daseinsweise des Gehens in der Stadt. In: Rolshoven, Johanna; Manfred Omahna, Klara Löffler, Regina Bittner: «Gehen in der Stadt». Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. *Cultural Anthropologie meets Architecture*. Band 2. Jonas Verlag, Weimar 2017: 112–127.
- Umlauf, Konrad: *Moderne Buchkunde. Bücher in Bibliotheken und im Buchhandel heute*. 2. Aktualisierte und neu gefasste Auflage. Bibliotheksarbeit 2. Harrassowitz, Wiesbaden 2005.
- Universität Zürich / ISEK – Institution für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft / Profil. URL: <https://www.isek.uzh.ch/de/popul%C3%A4rekulturen/profil.html> (abgerufen: 29. 12. 2021).
- Uther, Hans-Jörg; Fuchs. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hrsg.): *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Band 5. De Gruyter, Berlin/ New York 1987: 447–478.
- van Dijk, Teun A.: *Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung*. Deutsche Übersetzung von Christoph Sauer. Max Niemeyer Verlag, Tübingen 1980.
- van Laak, Dirk: *Infrastruktur*. In: Rüdiger Voigt (Hrsg.): *Handbuch Staat*. Springer Fachmedien, Wiesbaden 2018a: 1019–1027.
- van Laak, Dirk: *Infrastrukturen und Macht*. In: François Duceppe-Lamarre, Jens Ivo Engels (Hrsg.): *Umwelt und Herrschaft in der Geschichte. Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris* Band 2. München 2008: 106–114.
- van Laak, Dirk: *Alles im Fluss: Die Lebensadern unserer Gesellschaft – Geschichte und Zukunft der Infrastruktur*. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2018b.
- Vandelli, Luciano: *Zwischen Akten und Zetteln. Notizen zu Literatur und Bürokratie*. In: *Leviathan*, Jg. 44, 2 (2016): 303–327.
- Vertovec, Steven: «Diversity» and the Social Imaginary. In: *Archives. European Journal of Sociology* 53; 2012/3: 287–312.
- Vertovec, Steven: *Superdiversität*. In. URL: <https://heimatkunde.boell.de/2012/11/18/superdiversitaet> (November 2012) (abgerufen: 22. 7. 2019).
- Vielhauer, Annette: *Welt aus Stimmen: Analyse und Typologie des Hörspiieldialogs*. Dissertation Universität Frankfurt a. M. Deutsche Hochschuledition Band 78. 1998. Ars Una, Neuried 1999.
- Villeneuve, Jean-Patrick: *Bürger und Public Manager: die Veränderung der Rollen*. In: Andreas Ladner et al. (Hrsg.): *Handbuch der öffentlichen Verwaltung in der Schweiz*. NZZ libro, Zürich 2013: 385–398.

- Vogt, Jochen: Einladung zur Literaturwissenschaft: mit einem Hypertext-Vertiefungsprogramm im Internet. 2., vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. UTB Wissenschaft 2072, Studienbücher Literatur und Medien. Fink, München 2001.
- von Matt, Peter: Intrigen. Theorie und Praxis der Hinterlist. 2. Auflage. Deutscher Taschenbuch Verlag, München, 2009.
- Voswinkel, Stephan: Kundenorientierung. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hrsg.): Glossar der Gegenwart. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004.
- Waldschmidt, Anne: Normalität. In: Ulrich Bröckling, Susanne Krasmann, Thomas Lemke (Hrsg.): Glossar der Gegenwart. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. 2004: 190–196.
- Weber, Dietrich: Erzählliteratur. Schriftwerk – Kunstwerk – Erzählwerk. Vandenhoeck & Ruprecht. UTB Wissenschaft. Göttingen 1998.
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. 5., revidierte Auflage, besorgt von Johannes Winckelmann. Studienausgabe. Mohr Siebeck, Tübingen 1980.
- Weber, Wibke: Multidisziplinäre Forschungsperspektiven auf Infografiken und Datenvisualisierungen. In: Katharina Lobinger (Hrsg.): Handbuch Visuelle Kommunikationsforschung. Springer VS, Wiesbaden 2019: 335–360.
- Wegmann, Samuel: Im Freien: das Freizeit- und Erholungsgebiet Allmend Brunau von 1800 bis 2005. Eine Übersichtsdarstellung aus volkswissenschaftlicher Sicht. Lizentiatsarbeit Universität Zürich. Zürich 2005.
- Weil, Sonia: 25 Jahre New Public Management in der Schweiz – Zehn Gestalter erzählen. (zugleich: Cahier de l'IDHEAP 300). Lausanne 2017.
- Weimar, Klaus: Lesen: zu sich selbst sprechen in fremdem Namen. In: Thomas Bearth, Thomas Fries, Albert A. Stahel (Hrsg.): Dialog: in memoriam Peter Grotzer (1933–1992). Zürcher Hochschulforum Band 22. Vdf, Zürich 1994: 111–123.
- Wicker, Hans-Rudolf: Die neue schweizerische Integrationspolitik. In: Esteban Piñeiro, Isabelle Bopp, Georg Kreis (Hrsg.): Fördern und Fordern im Fokus. Leerstellen des schweizerischen Integrationsdiskurses. Reihe sozialer Zusammenhalt und kultureller Pluralismus. Seismo, Zürich 2009: 23–47.
- Willems, Herbert: Inszenierungsgesellschaft? Zum Theater als Modell, zur Theatralität von Praxis. In: Herbert Willems, Martin Jurga (Hrsg.): Inszenierungsgesellschaft. Ein einführendes Handbuch. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Springer Fachmedien, Wiesbaden 1998: 23–79.
- Willer, Stefan: Strategie. In: Benjamin Bühler, Stefan Willer (Hrsg.): Futurologien: Ordnungen des Zukunftswissens. Wilhelm Fin, Paderborn 2016: 245–256.
- Wimmer, Andreas: Kultur als Prozess. Zur Dynamik des Aushandelns von Bedeutungen. VS Verlag, Wiesbaden 2005.
- Wirth, Uwe: Das Vorwort als performative, paratextuelle und parergonale Rahmung. In: Jürgen Fohrmann (Hrsg.): Rhetorik. Figuration und Performanz. J.B. Metzler, Stuttgart 2004: 603–628.
- Wirth, Uwe: Rahmenbrüche, Rahmenwechsel. Nachwort des Herausgebers, welches aus Versehen des Druckers zu einem Vorwort gemacht wurde. In: Uwe Wirth (Hrsg.), unter Mitarbeit von Julia Paganini: Rahmenbrüche, Rahmenwechsel. Wege der Kulturforschung Band 4. Kulturverlag Kadmos, Berlin 2013: 15–57.
- Wölfel, Kurt: Spaziergänge. Vontobel-Stiftung, Zürich 2009.
- Wolff, Stephan: Textanalyse. In: Ruth Ayass, Jörg Bergmann (Hrsg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Verlag für Gesprächsforschung, Mannheim 2011: 245–273.

- Zelger, Sabine: Das ist alles viel komplizierter, Herr Sektionschef! Bürokratie – literarische Reflexionen aus Österreich. *Literatur und Leben*. Neue Folge Band 75. Böhlau Verlag Wien/Köln/Weimar 2009.
- Zelger, Sabine: Von Beamten, Dorfpolizisten und den Händen des Ministers für öffentliche Arbeiten. *Poetik der Bürokratie bei Konrad Bayer, Thomas Bernhard, Georg Paulmichl und N. C. Kaser*. In: *Studia austriaca* XV (2007): 41–58.
- Zemanek, Evi: Das suggestive Du. Ambivalente Apostrophen und empathisches Erzählen in der neusten Prosa. In: Moritz Bassler, Cesare Giacobazzi, Christoph Kleinschmidt, Stephanie Waldow (Hrsg.): (Be-) richten und Erzählen. *Literatur als gewaltfreier Diskurs? Ethik – Text – Kultur* Band 5. Wilhelm Fink, München 2011: 231–252.
- Zima, Peter V.: Ideologie: Funktion und Struktur. In: Hansjörg Bay, Christof Hamann (Hrsg.): *Ideologie nach ihrem «Ende». Gesellschaftskritik zwischen Marxismus und Postmoderne*. Westdeutscher Verlag, Opladen 1995: 64–78.
- Zipfel, Frank: Fiktion, Fiktivität, Fiktionalität. *Analysen zur Fiktion in der Literatur und zum Fiktionsbegriff in der Literaturwissenschaft*. Dissertation Universität Mainz 1999. *Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften* Band 2. Erich Schmidt Verlag, Berlin 2001.
- Zipfel, Frank: Fiktionssignale. In: Tobias Klauk, Tilmann Köppe (Hrsg.): *Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. Revisionen Grundbegriff der Literaturtheorie* 4. De Gruyter, Berlin/Boston 2014: 97–124.
- Zymner, Rüdiger: «Stimme(n)» als Text und Stimme(n) als Ereignis. In: Andreas Blödorn, Daniela Langer, Michael Scheffel (Hrsg.): *Stimme(n) im Text. Narratologische Positionsbestimmungen*. *Narratologia* 10. De Gruyter, Berlin/New York 2006: 321–347.
- Zymner, Rüdiger: *Theorien der Faktographischen Literatur*. In: Rüdiger Zymner (Hrsg.): *Handbuch Gattungstheorie*. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2010: 315–317.

